

<36619622510018

Preis pro Lieferung 7½ Sgr. — 27 kr. rhein.



Prospekt.

Die Serie I. des Damenregiments „Die französischen Vorbilder" hat in allen Kreisen so außerordentlichen Anklang gefunden, daß die Fortsetzung, „Die deutschen Höfe", mit ungeheurer Spannung erwartet wurde. Der Verfasser beginnt nun mit den Höfen von Dresden und Hannover, an welchen Höfen bekanntlich zunächst, nach den gelungenen Vorbildern eines Louis XIV. und XV. die Maitressen-Wirthschaft in vollster Blüthe stand.

Der Veröffentlichung dieses so überaus reichen Stoffes stellten sich gar mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, trotzdem ist es der Verlagshandlung nun gelungen, namentlich auch die Portraits der fraglichen Gunstdamen nach Orginalien acqueriren zu können und enthält somit auch die zweite Reihe in jedem Heft ein von Künstlerhand gestochenes Portrait, darunter die

Gräfin v. Rochlitz, v. Königsmark, v. Cosel, die Frau v. Spiegel, Frau v. Osterhausen, v. Dieskau, die Gräfin Oesterle, v. Dönnhoff, v. Orselska und andere.

Die Serie II., 1. Abtheilung, erscheint in ca. 16—18 monatlichen Heften zum Preise von 7½ Sgr. — 27 kr. rhein., ist mit 16—18 Heften vollständig und bildet somit wiederum ein abgeschlossenes für sich bestehendes Werk.

Zu zahlreicher Betheiligung ladet ein

Die Verlagshandlung
von
Vogler & Beinhauer.

Stuttgart, Ostern 1869.



V. Fenter sc.

Gräfin von Rochlitz.



Das

Damen-Regiment

an den

verschiedenen Höfen Europas

in

den zwei letztvergangenen Jahrhunderten.

Geschildert

von

Theodor Griesinger.

Zweite Reihe.

Stuttgart.
Verlag von Vogler und Beinhauer.
1869.



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Versailles in Deutschland

oder

Das Damenregiment an den Höfen der vornehmsten Fürsten

des

Heiligen Römischen Reichs.

Erste Abtheilung.

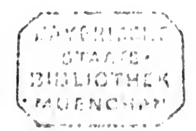
Die Höfe von Dresden und Hannover.

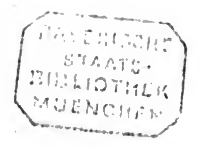
Erster Band.

Erstes Buch:

Magdalene Sibylle, Gräfin von Rochlitz.

(1689—1694.)





Erstes Kapitel.

Die zwei Brüder Johann Georg und Friedrich August von Sachsen (1689—91.)

Unsere Geschichte beginnt mit dem letzten Decennium des siebzehnten Jahrhunderts, genauer gesagt mit dem Jahre 1691, und der Schauplatz derselben ist Dresden, die Residenz- und Hauptstadt des Sachsenlandes. Ehe wir jedoch mit derselben beginnen, müssen wir den Leser mit Dresden selbst, sowie noch mit der Regentenfamilie von Sachsen etwas näher bekannt machen, denn sonst müßte ihm das Verständniß des Nachfolgenden nothwendig abgehen. Dresden — das jetzige Dresden und das damalige vor noch nicht hundert- und achtzig Jahren, welch' ein kolossaler Unterschied! Jetzt zählt die Stadt ihre hundert- und achtzigtausend Einwohner, damals dagegen kaum an die zwanzigtausend. Jetzt reiht sie sich in Beziehung auf Schönheit der Bauten, auf Reichthum der Kunstschätze, auf Pracht der Monumente und auf Herrlichkeit der Umgebung den ersten Städten Europa's an; damals besaß sie von allem dem nur das, was die Natur gespendet hatte, ich meine die wunderbare Lieblichkeit der Lage zu beiden Seiten des Elbstroms. Allein in Einem war Dresden damals doch voraus vor dem Jetzt, nämlich darin, daß es noch die Hauptstadt war vom „ganzen" Sachsenlande und

daß sein Beherrscher unter den Fürsten Deutschlands — den Kaiser allein ausgenommen — als der erste und mächtigste dastand. Ja ein gewaltiger Herr war er, der jeweilige Regent von Sachsen, denn als einem der sieben Kurfürsten, welche den Kaiser zu „küren" hatten, stand ihm zu das Erzmarschallamt im Reich nebst der Ausübung der Polizei bei den Reichstagen und Wahlversammlungen. Er wurde, sobald ein Kaiser starb, Reichsvicarius in den Landen sächsischen Rechts, das ist in Nord- und Mitteldeutschland, während das Reichsvicariat über Süddeutschland dem Kurfürsten von der Pfalz zukam, und in dieser Eigenschaft galten seine Befehle, als wäre er regierender Kaiser und Herr. Was aber die Hauptsache: er war der erste evangelische Reichsstand und führte das Directorium des Corpus Evangelicorum auf dem Reichstag zu Regensburg; zu Deutsch: ihn hatten die protestantischen Fürsten des Reichs erkoren zu ihrem Führer und Sprecher und die ganze große evangelische Bevölkerung der deutschen Lande sah zu ihm auf als zu ihrem Hort und gesetzlichen Schutzherrn. So besaß er eine Macht, die in mancher Hinsicht der des Kaisers und obersten Regenten des Reichs gleichkam und wenn er gleich den Titel „Majestät" nicht führte, so gab ihm doch Jedermann Königliche Ehre und Ehrerbietung, wie auch nicht mehr als recht und billig.

Am 22. August 1680 starb Kurfürst Johann Georg II. auf dem Friedensteine bei Freiberg, und ihm folgte sein erstgeborner Sohn Johann Georg III., ein energischer, willensfester, fast martialischer Herr. Geboren am 20. Juli 1647, verlobte er sich anno 1663 nach dem Willen seines Vaters mit der Prinzessin Anna Sophia, Tochter des Königs Friedrich III. von Dänemark, welche ihm im Alter fast gleich stand — sie erblickte das Licht der Welt den 1. September 1647 — und die Heirath ward vollzogen am 9. October 1666 in Kopenhagen. Eben damals bewährte er die Kühnheit seines Herzens auf eine eklatante Weise, denn Friedrich III. veranstaltete dem jungen Tochtermann zu Ehren, als etwas ihm Neues, eine Seehundsjagd in Booten und Johann Georg erlegte eigenhändig mit Jagdspieß und Pistole nicht weniger als zehn dieser Thiere. Einige Jahre später im Reichskrieg gegen

Frankreich commandirte er das Contingent, das sein Vater stellte, und seine kriegerische Hitze führte ihn damals so weit, daß er anno 1674 bei Sinsheim beinahe des Marschalls Turenne Gefangener geworden wäre. Noch mehr bewährte er seinen Heldensinn, als er anno 1683 zum Entsatz des von den Türken belagerten Wiens mit 11,000 Sachsen ins Feld rückte, und nicht wenig trug seine Tapferkeit dazu bei, daß Karah Mustapha mit seiner Viertelmillion Streiter in der berühmten Schlacht vom 12. Sept. 1683 vor Wien in die Flucht geschlagen wurde. Trotzdem nun übrigens der hohe Herr einen so gewaltigen Kriegersinn an den Tag legte, so besaß er doch keineswegs das, was man ein hartes Herz heißt, sondern im Gegentheil fühlte er sehr warmblütig und zeigte sich sogar — außer der Vorliebe für die Tafelfreuden und die Jagd — den Frauenzimmern nicht abhold. Doch blieb er, selbst wenn der Wein in ihm wirkte, stets in den Grenzen des Anstandes und seine hohe Gemahlin, in ihrer Jugend eine sehr schöne und stattliche Dame, hatte keine Ursache, sich über allzu oftmalige, oder gar offenkundige Untreue zu beklagen. Sie würde sich solches aber auch nicht haben geduldig gefallen lassen, denn einmal war sie eine im strengsten Protestantismus erzogene und wahrhaft evangelisch gesinnte Frau mit unverrückbaren Tugendgrundsätzen, und zum andern fühlte sie sich als eine Königstochter, welche schon als solche — als Königstochter machte sie auch auf den Titel Königliche Hoheit Anspruch — berechtigt sei, jede ihr zugefügte Unbill mit Stolz zurückzuweisen. In Beziehung auf hohen Sinn gaben sich also, wie man sieht, die beiden Ehegatten nichts nach und hiernach mußte sich natürlicher Weise auch ihr ganzer hochadelicher Hof richten. Traurig dagegen und öde sah es deßwegen im Residenzschlosse zu Dresden nicht aus, sondern man feierte daselbst allwöchentlich Lustbarkeiten aller Art, bei welchen übrigens, um die Wahrheit zu sagen, die Jagden und Jagdgelage fast immer die erste Rolle spielten.

Die Frucht der so eben von uns geschilderten Ehe waren zwei Knaben, **Johann Georg**, geboren den 18. Oct. 1668 und **Friedrich August**, welcher am 12. Mai 1670 an dem glück-

lichen Tage der Himmelfahrt Christi zur Welt kam. Beide Knaben wurden, da sie im Alter nur anderthalb Jahre auseinander gingen, zusammen erzogen und auf beide verwendete man von Seiten der Eltern wie der Lehrer dieselbe Sorgfalt. Auch stellte es sich zur großen Genugthuung des Kurfürstlichen Paares bald heraus, daß Gott jeden der beiden Söhne mit seiner Gnade gesegnet hatte, denn keiner blieb in seiner Entwicklung — weder in der körperlichen noch in der geistigen — zurück und man durfte mit Zuversicht hoffen, daß sie, Einer wie der Andere, zu herrlichen Jünglingen heranwachsen würden. So machte man denn verschiedene Jahre lang keinen Unterschied zwischen ihnen, wenigstens keinen merklichen, allein wie sie nun dem Jünglingsalter sich näherten, da kam es auf einmal anders. Es ließ sich nämlich nicht verkennen, daß Friedrich August, der zuletzt Geborene, seinen älteren Bruder zu überflügeln beginne, und wie der letztere vierzehn Jahre alt geworden war, überragte ihn der erstere, obwohl erst zwölf ein halb zählend, in jeglicher Hinsicht um ein Großes. Man konnte zwar allerdings nicht in Abrede ziehen, daß auch Johann Georg für sein Alter ein großer gut gewachsener Junge sei, der es in allen adelichen Fertigkeiten ziemlich weit gebracht habe, und nicht minder wäre man einer Lüge zu zeihen gewesen, wenn man behauptet hätte, derselbe sei nicht offenen hellen Kopfes. Dagegen aber war es eben so unläugbar, daß Friedrich Augusts Körper sich merkwürdig schnell zu einer Kraft und Schönheit entwickelte, wie man sie sonst unter Hunderttausenden nicht findet, und zugleich sprudelte sein Geist von Lust und Verwegenheit so über, daß man nothwendig entzückt von ihm werden mußte. Reiten und Fechten, Fahnenschwingen und Ringelrennen, Tournieren und Tanzen, nach dem Ziele schießen und ein Sechsgespann lenken — das alles waren Fertigkeiten, in welchen er schon in frühem Alter die Meisterschaft erlangte, und nicht minder excellirte er im schnellen Begreifen der Sprachen und Wissenschaften, unter welchen besonders diejenige des Kriegs hervorzuheben ist. Was aber die Stärke seines Armes anbelangte, so konnte man sich wahre Wunderdinge davon erzählen, und alle Welt urtheilte einstimmig, er müsse dereinstens, wenn ausgewachsen,

ein zweiter Simson und Herkules werden. Was Wunder nun, wenn unter solchen Umständen Friedrich August auf Kosten seines Bruders der Liebling seiner Eltern und folglich auch des ganzen Hofes wurde? Was Wunder, wenn Schmeichler offen von ihm prophezeiten, wie er in der Stärke den Simson, so werde er in der Schönheit den Absalon, in der Weisheit den Salomon und in der Gerechtigkeit den David übertreffen? Dennoch, trotzdem man so von allen Seiten dem jüngeren Prinzen als dem Inbegriff alles Vollkommenen huldigte, fühlte sich der ältere Bruder, Johann Georg, keineswegs dadurch so gekränkt und beleidigt, daß er deßwegen dem Friedrich August seine Liebe entzogen hätte. Nein, umgekehrt, er liebte ihn wirklich und aufrichtig, und sah sogar mit Bewunderung zu ihm auf. Allein das Gefühl des Neides konnte er deßhalb doch nicht ganz unterdrücken und selbstverständlich blieb dieß auch dem Hofe nicht verborgen. In Folge dessen beeilten sich auch nicht Wenige, an die Zukunft denkend, mit ihren Huldigungen etwas klüger zu Rathe zu gehen, und wieder Andere zogen es sogar vor, dieselben dem älteren Prinzen, als dem künftigen Thronerben, ausschließlich darzubringen. Man konnte ja nicht wissen, wie lange der regierende Kurfürst noch lebte — er war zwar noch jung und meist kerngesund, allein der Zufall konnte doch sein Spiel haben — und dann wenns so kam, dann hatte man unbedingt gewonnenes Spiel! Es gab also, wie die beiden Prinzen anfingen, Jünglinge zu werden, zwei Parteien am Hofe, oder vielmehr diese beiden Parteien fingen an sich zu bilden, obwohl erst unter der Hand und im Verborgenen, um den regierenden Herrn nicht vor den Kopf zu stoßen.

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war es Sitte, daß jeder Prinz und Hochgeborene, so bald er in ein gewisses Alter — gewöhnlich das 17. Jahr — trat, auf Reisen ging; besser gesagt, daß er die große Europäische Tour antrat, welche ihn in aller Herren Länder führte. Es geschah dieß, nicht sowohl um die Welt zu sehen und deren Reizungen zu genießen, als vielmehr um sich auszubilden und die Studien, die man seither getrieben, womöglich zur Vollkommenheit zu bringen. Die Europäische Tour sollte also den Aufenthalt auf einer Universität ersetzen und

deßwegen ward jedem der jungen Hochgeborenen ein Hofmeister mitgegeben, der ihn zum Lernen anzuhalten hatte. Ja nicht selten geschah es auch, daß man in dieser oder jener Stadt längere Zeit verweilte, um deren Lehranstalten zu benützen, oder daß der Hofmeister seinem Schutzbefohlenen eigene Lehrer hielt, welche es in gewissen Fächern zur Berühmtheit gebracht hatten. Man sieht also, daß man mit der Europäischen Tour in Wahrheit sehr ernste und löbliche Zwecke verband; allein nur zu oft wuchsen die jungen Herren während des Reisens ihren Hofmeistern über den Kopf und lebten blos ihrem Vergnügen oder was ihnen sonst beliebte. Nicht minder oft benahmen sich die Herren Hofmeister aus freien Stücken sehr lax und indifferent oder halfen sie gar mit, daß ihre Eleven sich recht gut divertirten, besonders in solchen Fällen, wenn letztere einmal ein Fürstenthum oder doch eine Grafschaft zu erben die Aussicht hatten. Mein Gott, es wäre ja eine Sünde gegen das eigene Ich oder dessen künftiges Wohlergehen gewesen, wenn man es verabsäumt hätte, sich in der Gunst des jungen Herrn festzusetzen, der später einmal die Regierungs-Gewalt bekam und den Cidevant-Hofmeister zu den höchsten Ehrenstellen im kleinen Reiche promoviren konnte! Wo die Hofmeister so dachten, da zogen sie mit ihren Schutzbefohlenen von einer größeren Stadt und Residenz zur andern und machten dorten, wenn immer möglich Alles mit, was Lust und Unterhaltung gewährte. Am längsten aber verweilten sie dann stets im lustigen Paris, wo jeder Tag einen andern Genuß brachte, und von Paris gings jedenfalls zur Carnevalszeit nach Venedig, denn da erlebte man in einer einzigen Woche der Abenteuer mehr, als anderswo in einem Decennium.

Daß nun unter so bewandten Umständen unsere beiden sächsischen Prinzen ebenfalls ihrer Zeit auf die große Europäische Tour zur Vollendung ihrer Bildung ausgesandt wurden, versteht sich ganz von selbst; wegen der Verschiedenheit des Alters jedoch traten sie dieselbe nicht im gleichen Jahr und also auch nicht gemeinsam an, sondern jeder erst nachdem er das 16. zurückgelegt und dem 17. nahe gekommen war. Johann Georg machte sich auf den Weg im Frühjahre 1685 und blieb aus bis zum Ende des Jahres

1686. Als Hofmeister begleitete ihn der Hofrath Johann Ernst von Knoch, ein gelehrter Herr und Theologe, welcher später Oberconsistorialpräsident mit dem Titel und Rang eines Geheimenraths wurde. Weiter wurde ihm noch mitgegeben als Reisestallmeister Hans Haubold Baron v. Einsiedel, der nachherige Oberhofmeister der Gemahlin Johann Georgs III., nachdem dieselbe Wittwe geworden war, und als Kammerjunker August Ferdinand von Pflug, der von seinem Vater, dem Trabantenhauptmann und Kammerherrn Hieronymus Sigismund von Pflug, schon in seinem 14. Jahre, anno 1676, als Jagdpage an den sächsischen Hof gebracht worden war. Endlich gehörten zur Suite noch zehn oder zwölf Lacqaien, Stallknechte und Bediente, und es war also eine recht ansehnliche Reisegesellschaft, von der sich der Kurprinz Johann Georg umgeben sah. Im Verhältniß stand auch der Aufwand, den man machte, und es läßt sich also denken, daß der junge vornehme Herr in allen Städten, wo er sich aufhielt, und an allen Höfen, woselbst er seine Aufwartung machte, nicht geringes Aufsehen erregte. Ueber die Reise selbst will ich jedoch nichts weiter sagen, als daß sie sehr weit ausgedehnt wurde, über den größten Theil von Deutschland, Frankreich und Italien, daß sie aber ohne irgend ein bedeutendes Abenteuer ablief und die ganze Gesellschaft am Schluß des Jahres 1686 heil und gesund nach Dresden zurückkehrte.

Am 19. Mai 1687 trat Friedrich August unter dem Namen eines Grafen von Meißen seine Europäische Tour an, und da er der Liebling der Eltern war, so durfte er, trotzdem er als jüngerer Prinz keine so großen Ansprüche zu machen hatte, mit nicht minderem Glanze auftreten, als sein älterer Bruder. Als Hofmeister fungirte bei ihm der Baron Christian August von Haxthausen, ein altadeliger und sehr gebildeter Herr von vielem Verstande und großer Erfahrung. Ueberdem ein Mann von soliden Grundsätzen, allein dennoch ohne rigorose Strenge, sondern einer von denen, welche der Jugend ihr Recht einräumen. Von ihm glaubte man, daß er es verstehen werde, den jungen heißblütigen Friedrich August im Zaume zu halten, und dieß war

auch der Grund, warum man gerade ihn zum Hofmeister ausersah. Weil er aber dem eigentlichen Gelehrtenstande nicht angehörte, so gab man ihm als Beihülfe den Magister Paul Anton mit, einen sehr gründlich studirten Theologen, welcher es später bis zu einem Professor an der Universität Halle brachte. Ueberdem begleitete den Prinzen als Page der damals noch nicht dreizehnjährige Baron Friedrich Vitzthum v. Eckstädt, ein außerordentlich aufgeweckter Junge altadeligen Geschlechts, dessen Vater die Stelle eines Landeshauptmanns in der Oberlausitz bekleidete, und schließlich ward noch ein Reisestallmeister beigefügt, welcher das Gefolge — ein Dutzend Lacquaien und Knechte — nebst den Pferden zu überwachen hatte. Unter solcher Escorte eilte Friedrich August vor allem nach der Hauptstadt von Frankreich, denn dort prangte Ludwig XIV. eben in der Fülle seiner Allmacht und von seinem Hofe strömte ein Glanz aus, gegen welchen alle anderen Höfe der Welt im dunkelsten Schatten standen. Er kam an in Paris und Versailles und — ha, welch' ein furchtbarer Abstand zwischen diesen Städten und Dresden! Noch mehr, welch' eine tiefe Kluft zwischen den Damen und Herren in seiner Heimath und den Herzogen und Herzoginnen am französischen Hofe! Ludwig XIV. nahm ihn gütig — herablassend auf; man könnte auch sagen, mit der Miene eines Gottes, der einem armen Menschenkinde sich zu nähern erlaubt. Die wunderschönen Herzoginnen und Marquisinnen aber erwiesen sich gegen ihn nicht vornehm — gütig — herablassend; nein, im Gegentheil, sie kamen dem bildschönen, blutjungen und doch titankräftigen deutschen Prinzen, dem „sächsischen Herkules," wie sie ihn nannten, mehr als die Hälfte des Wegs entgegen, um ihn über Hals und Kopf in die Mysterien der französischen Galanterie einzuweihen. Nicht minder zuvorkommend benahmen sich die Herren Marquis und Herzoge gegen ihn, denn Friedrich August besaß in seinem frischen, frohen Gemüthe und in seinem hellen klaren Kopfe eine ganz außerordentliche Attraktionskraft und überdem trieb er die Freigebigkeit bis an die Gränze der Verschwendung. So gefiel es denn natürlich dem jungen Herrn in Paris ganz über die Maßen und er verlängerte seinen Aufenthalt da-

selbst, trotz den Mahnungen seines Hofmeisters, weit über die ihm festgesetzte Zeit. Ganz nutzlos übrigens blieb der Aufenthalt dorten nicht für ihn, denn er streifte all' das Steife und Beengende ab, das ihm bisher noch angeklebt hatte, und erwarb sich dafür jenes anmuthige feine Benehmen, das ihm für die Zukunft alle Herzen gewann. Freilich konnte dieß nicht geschehen, ohne daß auch eine gute Portion französischen Leichtsinns, vielleicht sogar französischer Verdorbenheit an ihm hängen blieb; allein je unschwerer er es von nun an innerlich mit der Moral nahm, um so mehr befleißigte er sich äußerlich der Gesetze des Wohl-Anstandes und vor allem suchte er sich jene würdevolle, imponirende Decenz anzueignen, in welcher Ludwig XIV. ein unübertroffener Meister war. Endlich riß er sich von Paris los, um nach Madrid und von da nach Lissabon zu gehen, und an beiden Höfen wurde er ebenfalls mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Auch bestand er daselbst Abenteuer über Abenteuer, denn der Sächsische Herkules machte auf die stolzen Spanierinnen und Portugisinnen einen fast noch bezaubernderen Eindruck, als auf die Pariserinnen, und bald machte der Ruf seiner Galanterieen, so wie noch mehr die Fama seiner tollen Kraftstücke bei Ritterspielen und Stiergefechten die Rundreise durch ganz Europa. So ward er allüberall ein Gegenstand der Bewunderung, noch ehe man ihn von Person kannte, und als er bei Beginn des Winters 1688 nach Venedig reiste, um den dortigen Carneval mitzumachen, wetteiferte die ganze vornehme Welt daselbst, ihn mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit zu überschütten. Jedermann wollte ihn kennen lernen, und es regnete förmlich von Einladungen. Ueberdem gab man ihm die herrlichsten Feste und kein Einziger wurde neidig darüber, daß er überall die erste Rolle spielte! So gingen Tage, Wochen und Monate vorüber, ehe man sich's versah, und kaum fand man Zeit zu Ausflügen nach Florenz und einigen anderen Städten Oberitaliens. Doch endlich wollte es den Kurfürsten Johann Georg III. bedünken, es dürfte für seinen jungen Herrn Sohn, der in Sachen der feinen Sitte und Galanterie Erfahrungen genug gesammelt haben werde, nunmehr an der Zeit sein, sich auch etwas im Dienste des Mars umzusehen, und so berief er ihn

Ende März von seinen Reisen zurück. Friedrich August gehorchte augenblicklich und am 14. April 1689 gelangte er wieder nach Dresden, nachdem er beinahe zwei Jahre lang abwesend gewesen war.

Damals hatte nämlich der Krieg des deutschen Reichs gegen Frankreich wieder begonnen und, seiner Pflichten als deutscher Kurfürst eingedenk, entschloß sich Johann Georg III. nicht blos sein Contingent in überzähliger Fülle ausrücken zu lassen, sondern auch den Kriegsactionen in höchsteigener Person beizuwohnen. Ja noch mehr, er wollte auch seine beiden Prinzen mitbringen, um dieselben mit der Frau Belluna vertraut zu machen, denn er glaubte, daß keine Gelegenheit hiezu günstiger sei, als gerade dieser Krieg, bei welcher der berühmte Feldherr Herzog Karl von Lothringen die vereinigten deutschen Truppen commandirte. Natürlich waren beide Prinzen, Johann Georg und Friedrich August, im höchsten Grade entzückt, den Feldzug mitmachen zu dürfen, und insbesondere entflammte den letzteren eine ganz außerordentliche Kriegslust. Er hatte ja schon sechs Jahre zuvor, anno 1683, als sein Vater mit seinem Truppencorps nach dem von den Türken belagerten Wien zog, um jeden Preis mit ins Feld wollen, obwohl er damals erst dreizehn Jahre zählte, und er war fast trostlos, als ihm dieß seiner Jugend wegen stricte verweigert wurde. Wie freudig tummelte er daher jetzt sein Roß, wie er sah, daß nunmehr endlich sein innigster Wunsch in Erfüllung gehe! Er wollte um jeden Preis ein großer Kriegsheld werden, denn als einem jüngeren Sohne, der keine Aussicht hatte, dereinstens auf den Thron zu gelangen, erschien ihm die kriegerische Laufbahn der einzige Weg, sich eine seinem Rang entsprechende Stellung zu erwerben!

Im Mai 1689 ging Kurfürst Johann Georg III. mit seinen beiden Söhnen zur Armee an den Rhein ab und am 8. Juni ward in Frankfurt am Main große Musterung über die sächsischen Truppen abgehalten. Hier wurde auch jedem der Söhne ein Regiment übergeben, dem älteren mit dem Rang eines Generalwachtmeisters, dem jüngeren mit dem eines Obersten; natürlich aber erhielt auch jeder einen erfahrenen Officier als Beirath und Mentor. Am 6. Juli 1689 begann die Belagerung von Mainz, das sich damals im

Besitze der Franzosen befand, und nunmehr gabs Gelegenheit genug sich auszuzeichnen. Auch legten beide Prinzen bei verschiedenen Gelegenheiten große Beweise von Unerschrockenheit und Muth ab; doch ließ sich nicht in Abrede ziehen, daß die Bravour Friedrich Augusts die seines Bruders noch übertreffe. Er ging in den Kampf, als wäre derselbe nur ein Spiel, und wenn links und rechts neben ihm die Kugeln einschlugen, so lächelte er mit derselben Sorglosigkeit wie früher bei den unblutigen Ritterspielen. Natürlich übrigens ist hier nicht der Ort, den Verlauf der damaligen Kriegsaction des Weitläuftigen zu beschreiben, und soweit sage ich nur kurz, daß der Sommer-Feldzug mit der Eroberung von Mainz am 1. Sept. 1689 sein Ende erreichte. Man hatte es im Sturm nehmen müssen und da der Heldensinn beider Prinzen sich dabei abermals aufs herrlichste bewährte, so erfüllte das Vaterherz ein nicht geringer Stolz auf sie. Am 23. October kehrte er mit ihnen nach Dresden zurück und ein unendlicher Jubel durchbrauste die Straßen der Residenz, als der Kurfürst mit seinen beiden Söhnen daselbst seinen feierlichen Einzug hielt.

Der Winter ging vorüber mit Vorbereitungen zum nächsten Feldzug, denn der Krieg selbst war mit der Eroberung von Mainz keineswegs zu Ende gekommen, sondern man hatte ihn blos sistirt, um beiderseitig die Winterquartiere zu beziehen. Im Sommer 1690 dagegen hoffte man einen großen Sieg davon zu tragen und um dieses Ziel desto sicherer zu erreichen, wollte der Kurfürst Johann Georg III. seine Armee auf 16,000 Mann bringen, während sein gesetzliches Reichscontingent nur 3000 Mann betrug. In allen Garnisonsstädten herrschte daher die größte Thätigkeit, um die nöthigen Truppen anzuwerben, und die Kriegscanzlei zu Dresden kam Tag und Nacht fast nicht zur Ruhe. Am allereifrigsten übrigens erwies sich der Prinz Friedrich August, und der General von Klingel, ein sehr gebildeter und in Feldlagern grau gewordener Krieger, welcher es übernommen hatte, den jungen Herrn in der höhern Taktik zu unterrichten, konnte von seinen außergewöhnlichen Fortschritten des Rühmens nicht genug machen. Was Wunder also, wenn schon jetzt alle Welt dem Prinzen eine äußerst glorreiche

Zukunft prophezeite, und wenn insbesonders die Höflinge einen andern Julius Cäsar in ihm witterten!

Endlich Ende Mai 1690 war man mit der Aufstellung der Armee fertig geworden und sie marschirte sofort nach dem Rhein ab. Anfangs Juni aber folgte der Kurfürst Johann Georg III. und wie voriges Jahr begleiteten ihn wieder seine beiden Söhne. Der ältere übrigens nicht mehr als Generalwachtmeister, sondern als Generallieutenant und der jüngere als Generalmajor, denn mit dem Avancement von Prinzen pflegt es in der Regel sehr schnell zu gehen. Das Obercommando führte abermalen der Herzog Carl von Lothringen und derselbe traf alsbald die Anordnung, daß der Kurfürst Johann Georg den linken Flügel der ganzen Armee commandiren sollte, jedoch unter Mitwirkung des Kaiserlichen Feldmarschalls von Dünnewald. So schien denn Alles bestens geordnet und man erwartete um so mehr großartige Erfolge vom dießjährigen Feldzuge, als die Franzosen unter dem Dauphin keineswegs die Stärke besaßen, welche zu einem kräftigen Widerstand nöthig gewesen wäre. Die gehegten Hoffnungen bewahrheiteten sich jedoch durchaus nicht, sondern der Feldzug verlief vielmehr, weil der Dauphin nicht zum Stehen zu bringen war, ohne ein irgend nennenswerthes Resultat und mißmuthig kehrte der Kurfürst mit seinen beiden Söhnen schon am 18. Oct. 1690 nach Dresden zurück.

Dießmal also hatte man deutscher Seits keine Lorbeeren gepflückt und der einzige Trost war, daß man wenigstens auch keine bedeutendere Schlappe davongetragen habe. Allein lag darin wirklich ein Trost? Viele verneinten dieß, indem sie den Satz aufstellten, daß die Resultatlosigkeit im Kriege das Allerschlimmste sei, weit schlimmer als eine vorübergehende Niederlage, denn diese sporne den Besiegten an, seine Kräfte schleunigst aufzuraffen, um die Scharte womöglich wieder auszuwetzen; die Resultatlosigkeit aber mache gleichgültig und stumpf und tödte alle Lust, von neuem in den Kampf zu gehen. Und in der That, diejenigen, welche so sprachen, schienen Recht zu haben, wenigstens was den sächsischen Hof betrifft. Hier nehmlich sah man längere Zeit auch nicht das Geringste, was darauf hindeutete, daß der Kurfürst im Sinn habe,

das nächste Jahr sich abermals dem Feinde gegenüber zu stellen, und eben so wenig konnte man irgend eine Aeußerung desselben nach dieser oder jener Seite hin deuten. Vielmehr blieb der hohe Herr ganz gegen seine frühere Gewohnheit in sich verschlossen und die Wolken auf seiner Stirn bewiesen, daß er ganz und gar keine Lust habe, zudringliche Fragen zu beantworten. So kam denn das Jahr 1691 herbei, ohne daß man irgendwie der Lösung der Frage näher gekommen wäre, und eben mit dieser ungelösten Frage wollen wir, nachdem wir nun die Regenten-Familie von Sachsen hinlänglich kennen gelernt haben, sofort unsere Geschichte beginnen.

Dem Prinzen Friedrich August war in der zweiten Etage des Residenzschlosses zu Dresden eine Reihe von Zimmern zur Wohnung eingerichtet worden und das größte derselben, ein Eckzimmer, das auf den kleinen Schloßhof hinausgieng, hatte er zu seiner Studirstube gemacht. Ein langer Tisch in der Mitte war ganz von Büchern, Landkarten und mathematischen Instrumenten bedeckt, und von den Wänden ringsum hingen Waffen aller Art herab; Luxus- und Bequemlichkeits-Gegenstände aber waren gar keine zu sehen, wenn man nicht etwa ein halb Dutzend hoher steifer Lehnsessel mit diesem Namen auszeichnen wollte. Hier, in diesem Zimmer nun pflegte Prinz Friedrich August mehrere Stunden des Tags zuzubringen und zwar entweder allein oder noch öfter in der Gesellschaft des Generals von Klingel, seinem Lehrmeister in Allem, was die Kriegswissenschaften anbelangte. Auch heute, den 31. März 1691, hatte der junge Herr fast den ganzen Vormittag dem Studium gewidmet und eben jetzt um eilf Uhr verließ ihn Herr v. Klingel. Friedrich August war aufgesprungen, um seinem verehrten silberhaarigen Lehrmeister das Geleite bis zur Thüre zu geben; dann aber, wie diese hinter dem alten Herrn zufiel, ging er mit langen Schritten in dem Zimmer auf und nieder und auf seiner sonst so heiteren klaren Stirne lagen tiefe düstere Wolken.

„Er hat Recht," murmelte er in abgebrochenen Worten vor

sich hin; „ganz Recht hat er, mein wackerer alter Klingel; die Taktik entscheidet in einer Schlacht weit mehr, als die persönliche Tapferkeit, und die Grundlage der Taktik ist die Mathematik. Wahrhaftig, ich habe noch Vieles nachzuholen, wenn ich mein Endziel, ein tüchtiger Feldherr zu werden, erreichen will, und die vielen Monate, welche ich auf meiner großen Reise in Paris, in Madrid und in Venedig rein dem Vergnügen widmete, sind vollständig für mich verloren. Aber um so mehr werde ich mich jetzt befleißigen, das Versäumte einzubringen und diesen Sommer, wenn wir wieder in's Feld ziehen, soll die Praxis die Theorie ergänzen. Ha, Vitzthum," unterbrach er sich da selbst, als in diesem Augenblicke die Thüre aufging und unter derselben die Gestalt eines Jünglings in Kammerjunkers-Uniform erschien, „was willst du?" Hast du schon wieder einmal vergessen, daß ich in den Stunden, welche ich den Studien widme, nicht unterbrochen werden will?"

Der Eintretende, obwohl wie gesagt, die Uniform eines Kammerjunkers — seit einem Monat war er vom Pagen zu dieser Würde vorgerückt — tragend, mochte höchstens sechszehn Jahre zählen und bildete einen eigenthümlichen Gegensatz gegen den Prinzen Friedrich August. Letzterer nämlich, damals einundzwanzig Jahre alt, zeichnete sich bei einem hohen, schlanken Wuchse durch außergewöhnlich breite Schultern aus und auch die übrigen Theile seines Körpers, besonders sein starker Hals und seine überaus muskulösen Arme und Beine, gaben Zeugniß davon, daß man ihn nicht mit Unrecht mit Simson und Herkules verglich. Ersterer dagegen hatte etwas Gazellenartiges in seiner Erscheinung und an Gewandtheit und Leichtigkeit in der Bewegung mochte ihn nicht leicht ein Anderer übertreffen. Der Preis der Schönheit übrigens gebührte Beiden, nur mit dem Unterschied, daß der Prinz eine gewisse Hoheit und Majestät damit verband, während in den Zügen des Kammerjunkers eine unendlich leichtsinnige und zugleich liebenswürdige Fröhlichkeit lag, so daß man ihm nothwendig gut sein mußte.

„Nun, Vitzthum," wiederholte Prinz Friedrich August, als sein Lieblingskammerjunker noch immer unter der Thüre stehen

blieb, „was bringst du? Und warum kommst du nicht in's Zimmer herein?"

„Seine Excellenz," erwiederte jetzt der Kammerjunker, indem er die beiden Flügel der Thüre weit aufriß, „Seine Excellenz der Herr Oberhofmarschall Baron Friedrich Adolph von Haugwitz."

Es war eine sehr ansehnliche Gestalt, die sich sofort dem Prinzen mit einer tiefen Verbeugung näherte, und der Prinz erwiederte diese Verbeugung mit einem Blicke, in dem nicht wenig Neugierde lag, denn der Herr Oberhofmarschall von Haugwitz, ein schon älterer Mann in von Gold strotzender Uniform, konnte unbedingt als die gewichtigste Person am Hofe des Kurfürsten Johann Georg III. gelten und sein Kommen mußte also jedenfalls etwas zu bedeuten haben.

„Ich muß tiefunterthänigst um Entschuldigung bitten, mein durchlauchtigster Prinz," begann der soeben Eintretende, „daß ich Hochdero kostbare Zeit auf einen Augenblick in Anspruch nehme, allein der Beschluß, der gerade jetzt wegen der nächsten Campagne gefaßt worden ist, hat für Eure Durchlaucht, wie ich weiß, das allergrößte Interesse, und so wollte ich mir es denn nicht nehmen lassen, der Erste zu sein, der . . . ."

„Der mir sagt, bis wann es in's Feld geht?" ergänzte Prinz Friedrich August hastig, als der Oberhofmarschall hier unwillkürlich ein wenig stockte. „Und bis wenn gedenkt dann mein Herr Vater mit seinen Truppen aufzubrechen? Hoffentlich nicht erst im Juni wie letztes Jahr, wodurch die kostbarste Zeit vergeudet wurde."

„Hm!" räusperte sich der Oberhofmarschall. „Der Beschluß, der gefaßt wurde, dürfte den Wünschen meines durchlauchtigsten Prinzen nicht ganz entsprechen und ehrlich gestanden, auch den meinen nicht; aber der Ausspruch der Leibärzte und die Besorgniß Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Kurfürstin, meines durchlauchtigsten Prinzen Mutter, haben den Ausschlag gegeben, und so . . . . ."

Hier stockte der Herr Oberhofmarschall abermals, obwohl er schon wußte, daß der Prinz Friedrich August vor Ungeduld fast verging, und es trat eine kleine Pause von mehreren Minuten ein.

„Mein Herr von Haugwitz," sprach dann Prinz Friedrich August in einem Tone, der offenbar Gehorsam verlangte, „werde ich nun endlich erfahren, um was es sich handelt?"

„Durchlaucht," erwiederte der Oberhofmarschall, ohne den Blick vom Boden zu erheben, „Durchlaucht wissen, daß Höchstdero Herr Vater in Folge früher durchgemachter Strapazen schon den ganzen Winter leidend gewesen, und diese Leiden haben sich bis jetzt noch immer nicht gehoben."

„Das ist mir in der That etwas ganz Neues," versetzte Friedrich August. „Ich wußte wohl, daß mein Vater hie und da sich unwohl fühlte, aber von wirklichen Leiden oder gar von einer Krankheit war bis jetzt keine Rede."

„Die Sache," fuhr der Oberhofmarschall fort, „die Sache verhält sich auch durchaus nicht gefährlich; allein die Leibärzte meinten, das öftere Unwohlsein des Herrn Kurfürsten Durchlaucht könnte sich später zu einem wirklichen Kranksein steigern, wenn man nicht zur Zeit Gegenmittel anwende, und so verordneten sie denn unserm allergnädigsten Herrn und Landesvater für dieses Frühjahr eine längere Kur im Bad Töplitz. Solche Anordnung ward sofort von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kurfürstin aufs eifrigste unterstützt, und somit wird Seine Kurfürstliche Durchlaucht für dieses Jahr nicht in's Feld rücken."

„Ha!" rief Prinz Friedrich August, indem er zornig mit dem Fuße stampfte. „Das ist ja gar nicht möglich, denn erst gestern noch hat mich mein Vater des Gegentheils versichert und überdem bestehen Verträge mit dem Kaiserlichen Hofe in Wien, welche nicht einseitg aufgehoben werden können."

„O, was das betrifft," meinte der Oberhofmarschall, dem nun, nachdem einmal das Eis gebrochen war, die Worte ganz mundgerecht hervorsprudelten, „so wird Kurfürstliche Durchlaucht das schuldige Contingent senden und gegen die üblichen Subsidiengelder auch noch ein Extraordinarium von anderen dreitausend Mann. Aber zu etwas Weiterem lassen Höchst-Sie sich nicht herbei und namentlich werden die Truppen weder von Höchst Ihnen selbst noch von Höchstdero Prinzen commandirt werden. Das ist

der Beschluß, der heute Morgen gefaßt wurde, und den ich mich hiemit beeile, Eurer Durchlaucht mitzutheilen."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberhofmarschall," entgegnete kalt der Prinz, indem er sich gewaltsam zusammennahm. Dann machte er eine Bewegung mit der Hand und Herr von Haugwitz war entlassen.

Wiederum maß nun Friedrich August das Zimmer mit langen Schritten und wiederum lagerten sich düstere Wolken auf seiner Stirne.

„Also nicht in's Feld," rief er, indem er noch zorniger als vorhin mit dem Fuße stampfte. „Beim Himmel, daran ist wieder kein Anderer Schuld als dieser verdammte Franzos, der Marquis de Vidal, der hier unter der Firma eines Privatmanns die Krone Frankreich vertritt, denn ihm, dem geheimen Agenten Ludwigs XIV., muß natürlich Alles daran liegen, dem Hofe von Wien so viel Verbündete als möglich abtrünnig zu machen."

„Man sagt," mischte sich jetzt der Kammerjunker von Vitzthum ganz ungescheut ein, „der Generalfeldmarschall von Flemming stecke mit ihm unter Einer Decke und ich habe selbst gesehen, daß sie sich in der letzten Zeit fast täglich Besuche machten. Aber der Himmel sei uns gnädig, was wird das für einen langweiligen Sommer geben! Wie so ganz anders, als vor zwei Jahren in Madrid und ein Halbjahr darauf in Oberitalien!"

„Stille, Friedrich," erwiederte der Prinz Friedrich August mit einem tiefen Seufzer, „die Zeiten der Jugend-Tollheit sind vorbei und der Ernst des Lebens hat begonnen. Doch — es wird mir zu eng hier und ich muß hinaus in die frische Luft, um die schlimme Botschaft, welche der Oberhofmarschall brachte, zu verwinden. Schnell also, laß die Pferde satteln und sage Harthausen, daß er uns begleite."

Zehn Minuten später sprengte Friedrich August mit seinen beiden Freunden und früheren Reisebegleitern, dem ernsten Christian August v. Harthausen und dem jugendfröhlichen Friedrich Vitzthum v. Eckstädt, in wildester Eile zu den Thoren Dresdens hinaus und der scharfe Ritt verscheuchte richtig die trüben Gedanken, welche

die kurz zuvor erhaltenen Nachrichten in ihm hervorgerufen hatten.

Genau zu derselben Zeit, in welcher der eben besprochene Auftritt stattfand, also am Morgen des 31. März 1691 fand in einem alten Hause, das auf dem sogenannten Taschenberge in Dresden stand, eine Unterhaltung ganz anderer Art statt. Das Haus, welches vierundzwanzig Jahre später abgerissen wurde, um einem stattlichen Palais — dem „Kurprinzlichen," weil August II. es für seinen Kurprinzen erbaute — Platz zu machen, gehörte damals dem Baron Rudolph von Neitschütz auf Gaussig, Diemen, Arnsdorf und Schlaugwitz, welcher früher den wichtigen Posten eines Generalwachtmeisters und Obersten der Leibgarde zu Pferd begleitet hatte, nunmehr aber schon seit vollen vier Jahren vom Kurfürsten seines Dienstes entlassen worden war; die Unterredung selbst aber fand statt zwischen der Frau Baronin v. Neitschütz, Ursula Magarethe, gebornen v. Haugwitz — sie war eine Halbschwester des Oberhofmarschalls, den wir bereits kennen gelernt haben — und ihrer jüngsten Tochter Magdalene Sibylle, welche das Schicksal dazu bestimmt hatte, eine so überaus wichtige Rolle in der sächsischen Geschichte zu spielen.

Es war also, wie gesagt, Morgens eilf Uhr, als die genannten zwei Damen, Mutter und Tochter, sich in einem Zimmer des alten Hauses auf dem Taschenberge zusammenfanden. Die Tochter hatte sich nachlässig in einen Lehnsessel zurückgelehnt und hielt ein Briefchen in der Hand, zu dem sie träumerisch herniedersah. Wir haben somit die beste Gelegenheit, sie des Näheren zu betrachten, und gleich der erste Blick zeigt uns, daß eine solche Betrachtung sich der Mühe gar sehr lohnt. Dem Alter nach mochte sie nicht viel mehr als sechszehn Jahre zählen — sie war, um ganz genau zu sein, am 8. Februar 1675 geboren — und demnach hätte sie noch mehr Kind als Jungfrau sein sollen. Allein sie gehörte offenbar unter die Damen, welche man gewöhnlich als frühreif bezeichnet, und obwohl sie einen hohen und schlanken Wuchs besaß, so erfreute sie sich doch zugleich der anschwellendsten Formen. Ja in der That einen sinnlich-reizenderen Körper konnte

man nicht leicht sehen und damit stand auch der wunderschöne Kopf in vollster Uebereinstimmung. Die Stirne hoch und breit, die Augen verlockend, brennend, wenn sie wollte, sogar versengend; die Nase edel wie die einer Römerin, der Mund wollüstig zum Kusse einladend, das Kinn rund, voll, mit einem Grübchen versehen, der ganze Ausdruck hinreißend, fast unwiderstehlich. So saß sie da, eine andere Astarte und es war kein Wunder, daß die Blicke ihrer eigenen Mutter, so wie sie zu ihr in's Zimmer trat, mit Bewunderung auf ihr haften blieben. Was nun übrigens diese Mutter betrifft, so mochte sie früher wohl auch schön gewesen sein, aber in keinem Fall in dem Grade, wie die Tochter, denn die Spuren ließen sich kaum mehr auffinden. Um so tiefer hatten sich dagegen verschiedene Leidenschaften in ihrem Gesichte ausgeprägt uud unter diesen vorherrschend die des Geizes, der Intrigue und der Herrschsucht. Auch viel List und Heimtücke lag darin, noch mehr aber Frivolität und Aberglauben, welche beide Eigenschaften gewöhnlich mit einander verbunden zu sein pflegen.

„Der Lange war bei dir, des Kurprinzen Kammerdiener?" eröffnete Frau von Neitschütz das Gespräch. „Was hat er dir gebracht? Ha!" fuhr sie fort, als ihr Auge auf den Brief fiel. „Eine Liebesepistel? Und von ihm selbst, mit eigener Hand? Aber sonst Nichts? Gar Nichts?"

„Was hätte er denn sonst schicken sollen?" fragte Magdalene Sibylle träumerisch.

„Nun natürlich," erwiederte die Mutter, „Perlen, Juwelen, Diamanten. Aber das wird schon noch kommen, wenn die Sache erst im Gang ist. Und was schreibt er dir denn?"

„Was?" lächelte Magdalene Sibylle, indem sie die Lippen halb öffnete und die Augen wollüstig schloß. „Nun, was man eben in solchen Episteln schreibt. Er schwört, ohne mich nicht leben zu können und dringt in mich, ihm eine Zusammenkunft zu gewähren. Aber da lies selbst."

Der Brief wanderte in die Hände der Frau Baronin von Neitschütz und ein Zug tiefer Befriedigung flog über ihr scharfes Gesicht, als sie das Schreiben zuerst hastig und dann wieder lang=

sam mit Bedacht durchlas. „Er ist voll Feuer und Flamme, der Herr Kurprinz," sagte sie, sich die Hände reibend, „und natürlich hast du ihm auf gleiche Weise geantwortet."

„Ich?" meinte Magdalene Sibylle, sich nachlässig zurücklehnend. „Nein, das that ich nicht. Er kann warten."

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn," rief die Mutter Neitschütz mit Entsetzen im Blick. „Gar nicht geantwortet! Einen Kurprinzen und künftigen Kurfürsten mit Verachtung behandelt! Und das sagt sie so ruhig und kalt, als wäre nichts Besonderes dabei! O Sibylle, welch eine arge Thörin bist du! Ich hatte so große Hoffnungen auf dich gebaut und nun stößt du dein Glück mit Füßen!"

Sie sprach das in furchtbarer Erregung und die Augen, die sie auf die Tochter heftete, zeugten von nichts weniger als von Liebe und Zärtlichkeit. Die Tochter aber behielt ihr wollüstiges Lächeln bei und ihre nachlässige Lage im Lehnsessel veränderte sich nicht im geringsten.

„Aber Mutter," versetzte sie darauf ruhig, „wie du nur gleich so heftig werden magst! Ich habe dem Kurprinzen allerdings nicht geantwortet, dagegen sagte ich dem Kammerdiener, er solle heute Abend wieder kommen. Du weißt ja, daß ich dir versprach, in dieser Angelegenheit nichts zu thun, ohne vorher Rücksprache mit dir genommen zu haben."

Wie vom Sturmwinde verjagt, verschwanden jetzt die Wolken von der Stirn der Frau von Neitschütz und ihr Auge lachte sonnenheller, denn je zuvor. „Billchen, Billchen," schrie sie, auf ihre Tochter zustürzend und sie heftig in die Arme schließend: „du böses, böses Kind! Was du mich geängstigt hast! Aber nun," setzte sie sich besinnend hinzu, „nun ist alles gut und ich will mich gleich daranmachen, um dir die Antwort zu concipiren.

„Nein, Mutter, das wirst du nicht thun," erwiederte die Tochter in einer ziemlich bestimmten Weise, „sondern wir wollen vorher darüber berathen, was dem Kurprinzen überhaupt für ein Bescheid zu geben ist."

Abermalen ging eine bedeutende Wandlung in dem Gesichte

der Frau Baronin von Neitschütz vor und die Freude verschwand mit derselben Schnelligkeit, als sie vorhin eingezogen war. „Meine Tochter," sprach sie darauf sehr ernst, fast grimmig, „ich denke darüber, welchen Bescheid du dem Prinzen zu geben hast, kann kein Zweifel obwalten. Nein, auch nicht der geringste."

„Warum nicht, meine Mutter?" erklärte die Tochter. „Ich könnte es ja möglicherweise vorziehen, in den Stand der Ehe zu treten, um mir als Hausfrau ein angesehenes eigenes Anwesen zu gründen."

„So?" versetzte die Mutter, deren Augen Blitze schossen. „Etwa mit dem Oberst Klemm, deinem Liebhaber von ehemals? Ich habe bisher geglaubt, mit diesem armen Schlucker hättest du für immer gebrochen und ich dankte meinem Schöpfer, daß von eurem früheren Verhältniß nicht allzuviel ans Tageslicht gekommen ist. Ja wohl, das wäre eine Parthie!"

„Ich spreche auch nicht von ihm," entgegnete Magdalene Sibylle, die Lippen verächtlich verziehend. „Nein, er ist für immer abgethan. Aber," fuhr sie leichthin fort, „was sagst du zu dem Herrn Baron Christian August von Harthausen, dem früheren Gouverneur und jetzigen Obristhofmeister des Prinzen Friedrich August?"

„Ha!" rief die Mutter. „Hat er dir Anträge gemacht?"

„Das nicht gerade," war die Antwort Sibyllens; „aber seine Augen sagten mir übergenug und es kostet mir nur ein klein wenig Entgegenkommens, so wird er sein Stillschweigen schon brechen."

Die Frau Baronin von Neitschütz setzte sich stillschweigend nieder und stützte ihren Kopf in die Hand. „Pah, Unsinn!" sprudelte sie dann heraus, indem sie plötzlich wieder aufsprang. „Der Mann paßt noch weniger für dich, als dein erster Liebhaber, der Klemm."

„Und warum denn nicht?" meinte Magdalene Sibylle ganz ruhig. „Reich ist er allerdings nicht, aber er hat doch sein Auskommen und seine Familie gehört zu den altadeligsten Hannovers. Ueberdem steht ihm eine Carrière offen, denn Prinz Friedrich

August hält große Stücke auf ihn und wird bei seinen Eltern nicht nachlassen, als bis sie ihn im Hofdienst befördern."

„Ja, ja," lachte Frau von Neitschütz laut auf; „so wirds wohl kommen. Die Frau Kurfürstin Hoheit protegirt ihn jetzt schon wegen seines tugendreichen Lebenswandels und wenn er vollends ganz zur Parthie der Frommen im Lande übergeht, so kann es ihm ohne Zweifel nicht fehlen. Aber du, du, willst du auch etwa eine Kopfhängerin werden?" setzte sie noch lauter lachend hinzu.

„Mutter!" sagte Magdalene Sibylle vorwurfsvoll. „Kein Mensch hat mir noch Freigeisterei vorgeworfen."

„Nein, das nicht," entgegnete Frau von Neitschütz, indem sie vom Lachen wieder zum Ernst überging; „aber ihr zwei paßt so wenig zusammen als ein voller Rosenstock zu einem Dornstrauch. Bedenke nur, er ist vielleicht dreimal so alt, als du, und nimmt das irdische Dasein so ernst, als wäre er Stadtpfarrer an der Kirche zum Heiligen Kreuz. Du dagegen, du glühst von Lebenslust und all' dein Sinnen und Trachten geht nach Genuß und Freude. Sei still, ich mach' dir das nicht zum Vorwurf, sondern ich denke in dieser Beziehung gerade wie du. Beim Himmel, das ginge mir vollends ab, die Erde für ein trübseliges Jammerthal zu halten, wo man die ganze Zeit mit Fasten und Beten zubringen soll, während man mit Klugheit und festem Willen und wenn man die Mittel nicht scheut .... aber" unterbrach sie sich selbst, „wo gerathe ich hin. Dein Einfall, den Harthausen heirathen zu wollen, hat mich ganz in Harnisch gebracht."

„Aber, Mutter," versetzte Magdalene Sibylle, „du ereiferst dich ganz umsonst. Es ist mir noch nie im Ernste eingefallen, den Harthausen heirathen zu wollen."

„Den Teufel auch!" rief die Baronin von Neitschütz. „Warum hast du ihm dann das Wort geredet?"

„Ich wollte blos sehen," lachte Magdalene Sibylle, „ob du mich eines solchen Blödsinns für fähig halten könntest. Und ein Blödsinn wärs sicherlich, mich zu einer ehrsamen, tugendreichen und altbackenen Hausfrau degradiren zu wollen."

„Gott sei Dank," sagte die Frau Baronin, mit offenbar erleichtertem Herzen; „Gott sei Dank, nun sprichst du endlich vernünftig, und so denke ich könnten wir gleich daran gehen, auf den Liebesbrief des Kurprinzen zu antworten."

„Noch nicht, Mutter," erklärte Magdalene Sibylle, „denn es wäre immerhin noch möglich, daß ich ihm einen Andern vorzöge."

Ein Fluch trat auf die Lippen der Frau Baronin und sie war kaum im Stande, ihn zu unterdrücken. „Mädchen," sprach sie darauf, indem sie die Zähne fest übereinander biß, „mach' mich nicht toll. Oder willst du mich abermalen zum Besten halten?"

„Nein, das will ich nicht, Mutter," fuhr Magdalena Sibylle fort, „und so gesteh' ich dir ganz offen, daß ich es nicht ohne Absicht that, wenn ich den Kurprinzen an mich lockte. Ich that es einmal deßwegen, weil er der Kurprinz ist, und zum andern aus dem Grund, weil seine Person mir gefiel. Aber .... Aber ...."

„Aber?" schrie Frau von Neitschütz erbleichend. „Mein Gott, was werde ich hören müssen!"

„Aber?" flüsterte Magdalene Sibylle, indem ihre Augen dabei in einem ganz eigenthümlichen Schmelz erglänzten; „aber es gibt noch einen Andern am Hofe, vor dem Prinz Johann Georg vollständig in den Schatten gestellt wird, und dieser Andere — ach wenn er mich lieben könnte, ich glaube, ich würde meine ewige Seligkeit darum geben."

Eine längere Pause trat ein und während derselben ruhten die Augen der Frau von Neitschütz wie durchbohrend auf ihrer Tochter. „Du sprichst vom Prinzen Friedrich August," meinte sie dann kalt, fast geringschätzig; „aber ich kann kaum glauben, daß es dir mit dem, was du sagst, Ernst ist."

„Und warum nicht, Mutter?" fragte die Tochter. „Ist Prinz Friedrich August nicht das Urbild der Schönheit, Ritterlichkeit und Kraft?"

„Mein Kind," erklärte Frau von Neitschütz mit großem Nachdruck, „ich sehe, es ist Zeit, dir endlich einmal unsere Lage mit Ernst auseinander zu setzen. Du hältst deinen Vater vielleicht für reich? Er ist es nicht, sondern für einen Edelmann mit geseg-

neter Familie sogar arm, weil unsere Güter nur einen geringen Ertrag abwerfen, und darum war es ein grausam harter Schlag für uns, als er vor vier Jahren wegen einer Laune des Kurfürsten in den Pensionsstand versetzt wurde. Ich sage wegen einer Laune, denn anders kann ich diese plötzliche Ungnade nicht nennen, allein sie hatte, wie gesagt, die traurigsten Folgen für uns. Zum ersten nämlich wäre uns beinahe der Hof verboten worden und nur dem Einfluß meines Bruders, des Oberhofmarschalls, gelang es, dieses Unglück noch von uns abzuwenden. Zum andern blieben deine drei Brüder in ihren bisherigen niederen Chargen unverrückt stehen und konnten, trotz aller Mühe, bis jetzt auch nicht das geringste Avancement finden. Zum dritten ward dein Vater, wenn er sich um Wiederanstellung meldete, immer mit herben Worten abgewiesen, und sogar mein Bruder erhielt einmal eine herbe Reproche, als er es wagte, sich für ihn zu verwenden. Zum vierten endlich dehnte sich die Ungnade sogar auf den armen Hofrath von Beuchlingen aus, der deine Schwester Anna Katharine geheirathet hat, und wer weiß, ob nicht selbst sein Vater, der Oberhofrichter in Leipzig später noch darunter leiden muß. Kurz also, der Kurfürst Johann Georg III. hat einen unüberwindlichen Haß gegen uns und wir müssen daher, wenn es mit unserer Familie nicht noch mehr abwärts gehen soll, schon bei Zeiten dafür sorgen, daß wir bei dem künftigen Kurfürsten, ich meine bei Johann Georg IV., einen Stein ins Brett bekommen."

„Recht klug calculirt, Mutter," sagte Magdalene Sibylle, als die Baronin hier einen Augenblick inne hielt. „Nur schade, daß der Calcul hinkt, denn der regierende Herr ist erst vierundvierzig Jahre alt und kann also seinem Erbprinzen noch Jahrzehnte lang den Platz versperren."

„Meinst du?" erwiederte Frau von Reitschütz und in ihrem Auge blitzte es ganz unheimlich auf. „Ich aber habe Gründe zu glauben, daß Kurfürst Johann Georg III. die längste Zeit gelebt hat."

„Ha, ha, ha," lachte Magdalene Sibylle. „Weil er jetzt ein wenig unwohl ist? Das wird vorübergehen, denn er hat eine

Constitution wie von Stahl und Eisen, so daß sich der Tod ordentlich vor ihm fürchten muß."

„So?" wiederholte Frau von Reitschütz und ihr Auge blitzte dabei noch unheimlicher. „Höre, Sybille," fuhr sie dann sehr leise fort, so leise, daß ihre Tochter sie kaum verstand, „wenn ich wüßte, daß du stillschweigen könntest, so möchte ich dir wohl etwas anvertrauen. Aber nein, du bist zu jung und schwatzhaft."

Es lag etwas Räthselhaftes in diesen Worten und Magdalene Sibylle erschrack sichtlich über dieselben. Doch siegte bald die Neugierde über den Schrecken und sie rückte ganz nahe zu ihrer Mutter hin. „Ich werde schweigsam sein, wie das Grab," versicherte sie, zitternd vor Aufregung. „Ich schwöre es dir bei meiner ewigen Seligkeit."

„Nun gut," fuhr Frau von Reitschütz in tief geheimnißvollem Tone fort, „so höre mir zu. Zuvor aber sage mir, hast du eine Ahnung davon, wo ich vorige Woche war, als ich zwei ganze Tage lang ausblieb?"

„Ich denke in Gaussig, auf des Vaters Besitzthum," versetzte Magdalene Sibylle. „Du sagtest wenigstens, daß du dahin gehest und wir alle zusammen hatten keinen Grund, einen Zweifel darein zu setzen."

„Ganz recht," flüsterte Frau v. Reitschütz; „so schützte ich vor. Ich war aber nicht dort, sondern im Dorfe Zimitz am Spreewald nicht weit ab von der Straße nach Risa."

Hier schwieg sie stille und ihr Blick suchte den Boden.

„Und was thatest du dort, Mutter?" fragte Magdalene Sibylle eben so leise.

„Was ich dort that?" erwiederte die Baronesse von Reitschütz in feierlichem Tone. „Ich suchte die Hexenmargarethe auf."

Wiederum wards still im Zimmer, so still, daß man die Athemzüge der beiden Frauen hören konnte. „Die Hexenmargarethe?" sagte endlich Magdalene Sibylle, die äußerst blaß geworden war. „Ich habe schon viel von ihr gehört und nach Allem muß sie ein Wunderweib sein. Ein Weib, dem gar nichts verborgen ist, weder

die Gegenwart, noch die Vergangenheit, noch die Zukunft. Hat sie dir prophezeit?"

„Ich befragte sie nicht wegen meiner," hauchte Frau von Neitschütz, „sondern wegen des Kurfürsten und seiner Zukunft."

„Und was erfuhrst du von ihr?" fragte Magdalene Sibylle, indem sie ihrer Mutter noch näher rückte.

„Sie drang ins Verborgene auf dreierlei Weise," entgegnete Frau von Neitschütz. „Zuerst mit den Karten, dann mit der Nativität und zuletzt mit der Geisterbeschwörung, und auf alle drei Anfragen erhielten wir eine und dieselbe Antwort."

„Dieselbe Antwort!" wiederholte Magdalene Sibylle und ihr Gesicht wurde erdfahl.

„Ja, dieselbe," sprach Frau von Neitschütz mit großem Nachdruck.

„Aber welche? Welche?" rief Magdalene Sibylle.

„Der Kurfürst," erklärte Frau von Neitschütz in feierlich-langsamem Tone, „der Kurfürst Johann Georg III. wird das Jahr 1692 nicht erleben."

Abermals trat nun eine lautlose Pause ein, aber diese währte länger als die früheren zusammengenommen. „Jetzt," flüsterte endlich Magdalene Sibylle; „jetzt weiß ich, Mutter, warum du so sehr darauf dringst, daß ich dem Kurprinzen eine zusagende Antwort geben soll."

„Ja, jetzt weißt du's," erklärte die Baronin von Neitschütz mit Ekstase, „denn damit, daß der Kurprinz sich dir zu eigen gibt, beginnt für uns ein neues, das goldene Zeitalter. Du wirst die Erste sein am Hofe, sobald er die Regierung erlangt hat, und wirst Gnade und Reichthümer austheilen können, gleich einer regierenden Königin. Wir aber, die Neitschütze, deine nächsten Verwandten, die wir nun schon so lange bei Seite geworfen waren, wir werden floriren gleich den Sternen am Firmament und nicht blos der Hof und die Stadt Dresden, nein ganz Sachsen und ein gut Theil der übrigen Welt wird uns zu Füßen liegen."

Sie war aufgesprungen und ihr Blick leuchtete, als hätte sie einen großen Sieg errungen. Nicht minder leuchteten die Augen

der Magdalene Sibylle und ihre Wangen glühten wie zwei Purpurrosen. Plötzlich übrigens — wie es kam, konnte sie selbst nicht angeben — trat ihr ein Name auf die Lippen und trotzdem sie ihn blos flüsterte, so konnte er doch dem scharfen Ohre ihrer Mutter nicht entgehen. „Was soll," fragte sofort letztere streng, fast schneidend; „was soll in diesem Momente der Name des Prinzen Friedrich August?"

Magdalene Sibylle schlug die Augen zu Boden und ihre Wangen erglühten wo möglich noch höher. „Ich mußte," sagte sie, „unwillkürlich daran denken, wie herrlich es wäre, wenn Er, der Prinz Friedrich August, der Nachfolger seines Vaters würde."

„Er, der Prinz Friedrich August, der Nachfolger seines Vaters?" entgegnete Frau von Neitschütz und der Ton ihrer Stimme klang wieder eben so kalt und geringschätzig, wie vorhin, als zum ersten Male von dem Prinzen die Rede gewesen war. „Und das nennst Du etwas Herrliches? Wohl gar etwas Herrliches für dich? Pah, du bist eine Thörin und deine ärgste Thorheit ist, daß du den Prinzen gar nicht kennst."

„Ich ihn nicht kennen?" rief Magdalene Sibylle. „Ich glaube . . . . ."

„Nein," unterbrach sie Frau von Neitschütz heftig; „nein, du kennst ihn nicht, denn sonst müßtest du ganz andere Gesinnungen gegen ihn hegen. Du müßtest ihn hassen, statt ihm gewogen zu sein."

„Ihn hassen?" rief Magdalene Sibylle mit weit aufgerissenen Augen. „Meine Mutter, ich begreife dich nicht."

„Weil du nicht den Scharfblick und das gute Gehör deiner Mutter hast," entgegnete Frau von Neitschütz; „aber ich sehe schon, ich muß dir klaren Wein einschenken. Erinnerst du dich noch des letzten Hofballs vor acht Tagen? Du warst so wunderschön an diesem Abend, daß die Damenwelt vor Neid fast außer sich kam. Von um so größerem Entzücken aber strahlten die Gesichter der Kavaliere und der Kurprinz verschlang dich fast mit seinen Augen. Nur der Prinz Friedrich August machte eine Ausnahme, denn wenn er dich ansah, so geschah es mit einem Blicke, in welchem, zum mindesten gesagt, Mißachtung lag, und diese Mißachtung be-

thätigte er auch dadurch, daß er im vollsten Gegensatz gegen die andern anwesenden Herrn nicht ein einziges Mal nach der Ehre strebte, deine Hand zum Tanze zu gewinnen. Ich glaubte im Anfang, ich täusche mich, und beobachtete ihn deßhalb nur um so schärfer; allein je genauer ich ihn inspicirte, um so gewisser wurde ich meiner Sache und endlich fand ich die Bestätigung sogar durch seine eigenen Worte."

„Durch seine eigenen Worte?" rief Magdalene Sibylle, deren Brust heftig auf- und niederzuwallen begann. „Also hast du mit ihm über mich gesprochen?"

„Nein, ich hütete mich wohl," erwiederte Frau von Neitschütz; „aber gegen Mitternacht gieng ich, weil es mir im Saale zu heiß war, in eines der Nebenzimmer und setzte mich da an ein Fenster, wo mich die Vorhänge halb verdeckten. Plötzlich hörte ich unweit von mir ein leises Gespräch und wie ich nun lauschte, erkannte ich in den Sprechenden den Prinzen Friedrich August und seinen Liebling, den jungen Vitzthum. Im Anfang verstand ich nicht, was sie sich mittheilten, aber auf einmal lachte der Prinz laut auf und hieß den Vitzthum einen unwissenden Gelbschnabel. Der Vitzthum erwiederte wieder etwas, was ich nicht verstand, und ich ärgerte mich schon recht ordentlich, daß meine Ohren nicht schärfer seien. Doch dieser Aerger verschwand sofort, um einer gerechten Wuth Platz zu machen, denn was meinst du, was ich nun hören mußte? Was? rief der Prinz. Mit der Frau von Mozenigo, jener edlen Venetianerin, die ich so sehr bewunderte, willst du sie vergleichen? Wo hast du denn deinen Verstand, Vitzthum? Aus den Augen der Frau von Mozenigo strahlte der reinste Seelenadel, während das Gesicht der jungen Neitschütz nichts als Wollust athmet. Ja wohl, verlockend genug sieht sie aus, aber es ist das Verlockende einer Buhlerin, und du weißt, gemeine Koketterie hat mich noch immer auf's tiefste angewidert. Dazu dann die auffallende Unwissenheit dieses Mädchens, der Abmangel aller und jeder geistigen Bildung ...."

Doch weiter konnte Frau von Neitschütz nicht reden, denn Magdalene Sibylle war aufgesprungen und hielt ihrer Mutter mit

Gewalt den Mund zu. „Der Elende! Der Elende!“ rief sie mit fast kreischender Stimme und ballte dann die Fäuste, als wollte sie ihm einen Schlag versetzen. Auch dauerte es längere Zeit, bis sie sich wieder, wenigstens in Etwas, gefaßt hatte.

„Siehst du nun,“ sagte jetzt Frau von Neitschütz, „daß ich vollkommen recht hatte, als ich vorhin die Ueberzeugung aussprach, Du müssest ihn hassen, statt ihn zu lieben?“

„Ja wohl,“ rief die Tochter ingrimmig, „du hattest recht, wie immer. Aber der Himmel möge mich strafen, wenn ich mich nicht dafür an ihm räche.“

„Und dazu,“ erklärte Frau von Neitschütz, „wirst du Gelegenheit finden, wenn der Kurprinz erst Johann Georg IV. heißt und du seine allmächtige Günstlingin geworden bist. Doch nun, Billchen, wollen wir uns hinsetzen und des Kurprinzen Liebesepistel beantworten.“

In der That setzten sie sich jetzt auch hart neben einander und verfertigten die Rückantwort, welche der Kammerdiener Lange heute Abend abholen sollte. Wenn ich übrigens die Wahrheit sagen soll, so war der Brief mehr ein Machwerk der Mutter, als der Tochter, denn der Prinz Friedrich August hatte nicht ganz unrecht, wenn er, wie wir oben gesehen haben, die Behauptung aufstellte, es fehle dem Fräulein von Neitschütz an der gehörigen geistigen Ausbildung. Doch sei dem, wie ihm wolle, der Brief wurde fertig, und jedes Wort darin war auf's klügste abgewogen worden. „Sie habe lange angekämpft,“ schrieb Magdalene Sibylle, „ihre Gefühle zu unterdrücken, aber der Kampf sei ein vergeblicher gewesen und sie gestehe ihm dieß, obwohl sie vor Scham über dieses Geständniß zu sterben vermeine. Auch wolle sie seinem Drängen um eine Zusammenkunft nachgeben, denn jede Stunde, da sie ihn nicht sehe, komme ihr wie eine Ewigkeit vor; doch könnte sie hierein blos unter der Bedingung willigen, daß ihre Mutter von Anfang an bis zu Ende zugegen sei.“ Schließlich beschwor sie ihn bei allem, was ihm heilig sei, gegen keinen Menschen, er möge heißen, wie er wolle, auch nur eine Andeutung darüber fallen zu lassen, daß ein Verhältniß zwischen ihnen bestehe, indem sonst nicht blos ihre

Ehre in den Augen der Welt eine verlorene wäre, sondern auch der Zorn des Kurfürsten und der Frau Kurfürstin, der jetzt schon auf ihr und ihrer Familie laste, sie vielleicht geradezu zermalmen würde. Solches und Anderes enthielt der Brief und wie die beiden Frauen ihn zu Ende gebracht hatten, fühlten sie sich ordentlich stolz auf ihr Machwerk.

Um sechs Uhr Abends erschien der Kammerdiener, den Brief zu holen, und zehn Minuten später hatte ihn der Kurprinz in Händen. Welche Seligkeit aber, als er dessen Inhalt verschlang! Hundert, ja tausend Male küßte er ihn und nicht minder oft fast durchlas er ihn. Auch konnte er, wie sich von selbst versteht, die Stunde kaum erwarten, welche ihm zum Rendez-vous vorgeschrieben war, und es wollte ihm so vorkommen, als ob die Zeit geradezu stille stehe. Endlich jedoch schlug es neun Uhr und nun rannte er mehr als er gieng, aber tief in den Mantel seines Kammerdieners gehüllt, dem Taschenberge zu. Es war dieß das erste geheime Stelldichein, das ihm seine geliebte Magdalene Sibylle oder besser gesagt sein theures Billchen — denn von nun an nannte er sie nie mehr anders — gab, und bei diesem ersten war Frau von Neitschütz von der ersten Minute bis zur letzten gegenwärtig.

Zweites Kapitel.

Der Tod des Kurfürsten Johann Georg III.
(1691.)

Am 31. März 1691 war auf Anrathen der Aerzte der Beschluß gefaßt worden, daß der Kurfürst Johann Georg III. das Bad von Töplitz brauchen sollte und gleich am andern Tag begann man mit den nöthigen Vorbereitungen. Auch wurde der Oberkammerherr Philipp Ferdinand Baron von Reibold als Reisemarschall vorausgesandt, um ausreichende Quartiere zu bestellen, und so konnte denn der Kurfürst schon am 3. April von Dresden abgehen. Seine Begleitung war übrigens keine übergroße, denn die Kurfürstin blieb in Dresden zurück und mit ihr fast der ganze Hofstaat. So hatte es nämlich Johann Georg III. angeordnet zugleich mit dem Befehl, daß im Leben des Hofes durchaus keine Veränderung stattfinden solle; allein trotzdem trat doch eine Veränderung ein und dieselbe wurde auch nur zu bald sichtlich. Weil nämlich die Kurfürstin keine Feste veranstaltete, so zogen sich die Herren und Damen am Hofe mehr in selbst zurück und dieses Sichinsichselbstzurückziehen hatte eine Stille zur Folge, die nach einigen Tagen schon wie ein Alp auf Jedermann lastete.

Sofort suchte man sich so gut es ging anderweitig zu entschädigen, besonders durch Schwätzereien und Zuträgereien, und hierin ward denn wirklich von Manchem das Unmögliche geleistet.

Am Abend des sechsten Tages nach der Abreise des Kurfürsten saßen in der Antichambre unmittelbar vor den Wohnzimmern der Frau Kurfürstin Königliche Hoheit zwei ältere Damen, die eine die Gattin des Oberkammerherrn von Reibold und die andere die des Oberschenks von Pentzig. Beide gehörten zum höheren Hofstaat Ihrer Königlichen Hoheit und Beide durften sich rühmen, mit dem allerhöchsten Vertrauen beehrt zu werden. Auch brachten sie meist jeden Abend in der unmittelbaren Umgebung der Frau Kurfürstin zu und auch heute Abend hofften sie wieder in die inneren Gemächer berufen zu werden.

„Sie haben also gute Nachrichten von Töplitz, meine liebste Reibold?“ sagte die Baronesse von Pentzig zu ihrer Nebensitzerin, indem sie zugleich die Stickerei auf den Schooß legte, an der sie bisher gearbeitet hatte.

„Ganz vortreffliche,“ erwiederte die Baronesse von Reibold mit ihrer Arbeit ebenfalls innehaltend. „Mein Gemahl schreibt mir, daß Seine Durchlaucht mit jedem Tag heiterer werde, und der Leibarzt Doctor Franken von Frankenau habe ihn versichert, wenn das so fortgehe, so sei der Kurfürst in wenigen Wochen als genesen zu betrachten.“

„Aber der andere Leibarzt, der Doctor Ernbteln?“ fragte Frau von Pentzig mit einem feinen Augenwinke. „Der wird wohl entgegengesetzter Ansicht sein?“

„Wahrscheinlich,“ meinte Frau von Reibold, „denn — denn — Nun, Sie wissen ja, er drang hauptsächlich darauf, daß Seine Durchlaucht, statt zu Felde zu ziehen, in's Bad reise.“

„Ja,“ nickte Frau von Pentzig, „er setzte es durch und,“ fügte sie mit überaus leiser Stimme bei, „man sagt, es sei sein Schaden nicht gewesen.“

„Glaub's wohl,“ erwiederte Frau v. Reibold eben so leise, „denn der Marquis de Vibal verfügt über bedeutende Summen und Nun, ... Sie verstehen mich schon.“

„Warum sollte ich nicht?“ flüsterte Frau von Pentzig mit höhnischem Lachen. „Ganz allein übrigens setzte der Doctor Erndteln die Sache doch nicht durch, sondern der Kurfürst entschied sich erst definitiv, als auch der Generalfeldmarschall von Flemming auf die Seite der Antikaiserlichen trat. Natürlich, rein des Staatswohls wegen!“ setzte sie noch höhnischer hinzu.

„Natürlich, natürlich!“ wiederholte Frau von Reibold in demselben Tone. „Das französische Gold hatte nichts damit zu thun! Nein gar nichts! Der Herr Feldmarschall sind ja allgemein als ein ganz uneigennütziger Patriot bekannt!“

Frau von Pentzig lachte laut auf, als Frau von Reibold mit diesem Passus schloß, und in dieses Gelächter stimmte sofort auch die letztere ein.

„Der österreichische Gesandte, der Graf Clary,“ nahm darauf wieder Frau von Pentzig das Wort, „soll in höchstem Grade consternirt gewesen sein, als er den Coup erfuhr, welchen der Marquis de Vidal mit Hilfe seiner Verbündeten so ungemein schlau durchzusetzen wußte.“

„Man kann sich's denken,“ entgegnete Frau von Reibold; „aber geben Sie Acht, er weiß den Schlag zu pariren. Nicht umsonst schickt er wirklich alle andere Tage einen Courier ab und auch das hat etwas zu bedeuten, daß er seit den letzten acht Tagen dem Prinzen Friedrich August förmlich den Hof macht.“

„Ganz richtig,“ versetzte Frau von Pentzig, „die Annäherung ist eine auffallende. Allein man sagt ja, der Prinz wolle in kaiserliche Dienste treten, weil er die Unthätigkeit hier nicht länger ertragen könne, und da versteht es sich denn doch von selbst, daß er mit dem Grafen Clary Vieles zu besprechen hat. Die ganze Unterhandlung mit Wien geht ja durch den Grafen.“

„Hm!“ meinte Frau von Reibold. „Man könnte die Sache allerdings so auslegen und doch wird sie sich anders verhalten. Prinz Friedrich August hat bekanntlich einen sehr großen Einfluß auf seine Mutter, und“ fuhr sie im leisesten Tone fort, „eben so bekannt ist, daß die Frau Kurfürstin Hoheit aus Besorgniß für das Leben ihres hohen Gemahls dem Doctor Erndteln beigestimmt

hat, als dieser darauf bestand, der Herr Kurfürst dürfe dieses Jahr nicht in's Feld rücken. Wie nun, wenn es dem Prinzen Friedrich August gelänge, seine Frau Mutter umzustimmen, was vielleicht um so leichter ginge, als jetzt so günstige Nachrichten von Töplitz einlaufen?"

„Ach," rief Frau von Pentzig, „dahinaus will der österreichische Gesandte! Nun, ehrlich gestanden, mich solls freuen, wenn der Prinz seine Mutter gewinnt und dadurch der kaiserlichen Fahne wieder die Oberhand verschafft. Und der Prinz ist ganz der Mann dazu. Weit energischer und entschlossener als sein Bruder, der Herr Kurprinz. Aber mein Gott," fügte sie alsobald in erschrockenem Tone bei, indem sie sich nach allen Seiten umsah, „es wird mich doch außer Ihnen niemand gehört haben."

„Keine Seele," versicherte Frau von Reibold, „und was mich betrifft, so wissen Sie, daß Sie sich auf mich verlassen können, wie der Pfarrer auf's Evangelium. Ueberdem stimmen wir ja in unseren Ansichten über den Kurprinzen vollkommen mit einander überein und — und — Hm! das Neueste, was ich von ihm in Erfahrung gebracht habe, nun, beim Himmel, das konnte meine Hochachtung für ihn durchaus nicht erhöhen. Nein," wiederholte sie in fast feierlichem Tone, wobei sie sich übrigens ebenfalls scheu umsah, ob nicht Irgendwer sie belauschen könnte, „nein, das konnte es nicht."

„Ha!" rief Frau von Pentzig; „Sie haben was Neues über ihn gehört? Etwas . . . ."

„Still, still, um Gotteswillen still," unterbrach sie Frau von Reibold, indem sie ganz bleich vor Schrecken wurde. „Sie sprechen ja so laut, daß man es im ganzen Schlosse hören kann, und doch ist es das tiefste Geheimniß. Ja wohl," wiederholte sie äußerst leise, wo möglich übrigens in noch feierlicherem Tone als zuvor, „das tiefste Geheimniß und noch habe ich mit keiner Seele darüber gesprochen. Nicht einmal mit meinem Manne, denn die Männer sind so eigen und behandeln oft das Wichtigste als eine Bagatelle. Es drückt mir aber fast das Herz ab und wenn ich gewiß wüßte, wenn ich mich darauf verlassen könnte, daß Sie...."

Hier hielt sie inne und warf ihrer Freundin einen durch-

dringenden Blick zu; diese aber, die bis jetzt in furchtbarer Aufregung mit halboffenem Munde gelauscht hatte, stand gereizt auf und schob ihren Stuhl nach rückwärts.

Nunmehr entstand eine kleine Pause und während derselben verdüsterte sich die Stirne der Frau von Pentzig immer mehr. „Also Mißtrauen haben Sie gegen mich, Frau Baronesse von Reibold?“ sagte sie endlich mit bitterem Vorwurfe. „Nun, wahrhaftig, wodurch ich mir das verdient habe, kann ich mir nicht denken; allein ferne sei es von mir, mich in ihre Geheimnisse eindrängen zu wollen, und es wird auch wohl nichts so überaus Wichtiges sein.“

„Nichts Wichtiges?“ rief Frau von Reibold; „Herr Gott im Himmel, wie mögen Sie nur so schwatzen. Aber kommen Sie und spielen Sie nicht die Beleidigte. Was ich vorhin sagte, geschah ja blos aus Vorsicht und ich weiß gut genug, daß ich vollständig auf Sie bauen kann. Also nehmen Sie Ihren Stuhl und setzen Sie sich hart an meine Seite; ganz hart, damit Sie meine Flüsterworte verstehen können. Und nicht wahr, Sie schwören mir, von dem, was ich ihnen anvertrauen werde, gegen keinen Menschen ein Wort verlauten zu lassen?“

Frau von Pentzig hatte der Aufforderung ihrer Freundin alsobald Folge geleistet und setzte sich ihr hart an die Seite. „Ich schwöre,“ sagte sie darauf in feierlicher Weise und hob die ersten drei Finger ihrer rechten Hand in die Höhe.

„Nun hören Sie,“ begann Frau von Reibold mit einer kaum vernehmlichen Stimme. „Zuvörderst aber muß ich Sie fragen, ist Ihnen in der letzten Zeit im Betragen des Kurprinzen nicht etwas aufgefallen?“

„In der allerletzten Zeit?“ fragte Frau von Pentzig mit einem Gesichte, das von Neugierde förmlich brannte. „Mein Gott, ich habe ihn, glaube ich, in den letzten acht Tagen keine drei Mal zu Gesicht bekommen. Er zieht sich so sehr in sich selbst zurück, daß man meinen könnte, er wolle ein Einsiedler werden.“

„Eben das ists,“ nickte Frau von Reibold zustimmend. „Ja wohl, das mußte Jedermann auffallen, denn vorher liebte er das

Vergnügen ebenso sehr wie sein Bruder, der Prinz Friedrich August. Aber jetzt, seit einer Woche, keine Spazierritte mehr und keine Jagden. Ja sogar das Ballspiel und die Komödie setzt er bei Seite, um sich dafür den ganzen Tag in seine vier Wände zu begraben."

„Das hat etwas zu bedeuten," sagte Frau von Pentzig, als ihre Freundin hier eine kleine Pause machte.

„Ja wohl hat es etwas zu bedeuten," fuhr Frau von Reibold sich die Hände reibend fort, „und wissen Sie was? Er ist verliebt."

Die letzteren drei Worte sprach sie langsam, gedehnt, und jede Silbe erhielt ihre besondere Betonung; Frau von Pentzig aber saß sprachlos vor Verwunderung neben ihr und von ihren weit aufgerissenen Augen konnte man nur noch das Weiße sehen.

„Ja wohl," wiederholte nun Frau von Reibold mit lautem Nachdruck, wobei sie die bisherige Vorsicht ganz außer Acht ließ; „ja wohl, verliebt ist er bis über die Ohren und wissen Sie, wer seine Geliebte ist? Die Neitschütz ist's, das junge kokette Ding, die Tochter des früheren Generalwachtmeisters."

„Nicht möglich," hauchte Frau von Pentzig. „Sie ist ja ein Kind von kaum sechszehn Jahren."

„Ein Kind?" lachte Frau von Reibold laut auf. „Sagen Sie lieber vollends ein unschuldiges Kind, so sind Sie der Wahrheit noch näher gekommen."

„Ja, ja, ganz richtig," rief Frau von Pentzig; „sie genießt nicht eben des besten Rufes, trotz ihrer großen Jugend, und ebendeßwegen ist mir auch die Sache ganz unfaßlich. Ueberdem haben wir ja ganz andere Schönheiten an unserem Hofe; Schönheiten, die . . . ."

„Pah," unterbrach sie Frau von Reibold ziemlich barsch, „lassen Sie alles Grübeln und Zweifeln, denn die Thatsache steht ganz unzweifelhaft fest, daß Fräulein Magdalene Sibylle von Neitschütz und der Kurprinz Johann Georg von Sachsen ein erklärtes Liebespaar sind und alle Tage ihre geheimen Zusammenkünfte haben."

„Ihre geheimen Zusammenkünfte!“ seufzte Frau von Pentzig tief auf. „Herr Gott im Himmel, ist das eine verderbte Welt! Aber meine liebste, theuerste Freundin, woher haben Sie denn diese Nachrichten? Ich darf mich doch auch rühmen, immer das Neueste und noch ganz warm zu erfahren, allein was diese Geschichte anbelangt, so ist es wahrhaftig das erste Wort, das ich höre, und ich muß mich ordentlich schämen, bei meiner Stellung an diesem Hofe so schlecht bedient zu sein.“

„Auch ich,“ erklärte Frau von Reibold, „bin erst diesen Morgen dahintergekommen und auf eine ganz eigenthümliche Weise. Wie gewöhnlich fuhr ich nämlich um neun Uhr zu Hofe, um die Befehle der Frau Kurfürstin Hoheit entgegenzunehmen, und von da machte ich einige Besuche. Während der Fahrt nun aber ging eine Schraube an einer der Axen verloren und wenn es der hintenaufstehende Jäger nicht noch zu rechter Zeit bemerkt hätte, so wäre der Wagen ohne Zweifel umgeworfen worden. Natürlich mußte ich sofort aussteigen und befahl dem Kutscher mit dem Jäger das Gefährt zum nächsten Schmied zu bringen, um es zu repariren. Ich aber ging zu Fuß nach Hause, wohin ich zum Glück nicht allzuweit hatte. Dort erwartete mich Niemand so bald und am wenigsten dachte Jemand daran, daß ich so unvermuthet zu Fuße kommen werde. Kein Mensch empfing mich also, als ich die Treppen hinaufstieg und auch oben begegnete mir Niemand. Dagegen hörte ich, wie ich an dem Zimmer meiner Kammerfrau vorbeikam, eine laute, lachende Unterhaltung, und wie ich stehen blieb, konnte ich deutlich eine Manns- und eine Frauenzimmerstimme unterscheiden. Nun wissen Sie ja, daß ich meine Kammerfrau immer als einen Ausbund von Tugend rühmte und daß ich darauf geschworen hätte, sie habe einen förmlichen Abscheu vor dem Umgang mit Mannspersonen. Es erfaßte mich daher das größte Erstaunen und schnell entschlossen nahm ich die Thürschnalle in die Hand. Allein die Thüre gab nicht nach, weil innen ein Riegel vorgeschoben war, und ich mußte also klopfen, daß man mir aufmache. Da wards plötzlich todtenstill im Zimmer und kein Laut ließ sich mehr vernehmen. Dadurch ließ ich mich aber nicht irre

machen, sondern klopfte nur um so lauter und rief auch meiner Kammerfrau mit Namen. Nun ging endlich die Thüre auf und ich stürzte mich in das Zimmer. Allein merkwürdig, kein Mensch befand sich darinnen, als nur allein das Mädchen. Wer war hier, fragte ich streng. Kein Mensch, war die Antwort, als ich alleine. Aber ich hörte doch deutlich zweierlei Stimmen, inquirirte ich weiter. O, erwiederte die Kammerfrau, ich unterhalte mich hie und da laut mit mir selbst und dadurch haben die gnädige Frau sich täuschen lassen. Schon wollte ich der Versicherung Glauben schenken, denn wo sollte denn der fremde Mensch hingekommen sein, da sich sonst keine Thüre im Zimmer befand, da fiel mein Blick auf einen verschlossenen Brief, der auf dem Fenstergesims lag. Schnell griff ich darnach und denken Sie sich mein kolossales Erstaunen, wie ich die Adresse las. Dieselbe nämlich lautete an Seine Durchlaucht den Kurprinzen Johann Georg von Sachsen."

„Herr Gott im Himmel," rief Frau von Pentzig, die Hände zusammenschlagend. „Ein Brief von Ihrer Kammerfrau an Seine Durchlaucht den Kurprinzen. Die unverschämte Creatur!"

„So dachte ich auch," fuhr Frau von Reibold fort, „und wollte den Brief erbrechen. Allein nun fiel mir das Jüngferchen zu Füßen und bat mich um Gottes Barmherzigkeit willen, davon abzustehen. Lieber wolle sie mir Alles bekennen."

„Und sie bekannte?" fragte Frau von Pentzig fast athemlos.

„Ja, sie bekannte," sprach Frau von Reibold, „und so kam ich hinter das Geheimniß."

„Aber ich begreife immer noch nicht," versetzte Frau von Pentzig mit einem tiefen Kopfschütteln. „Im Gegentheil kommt mir die Sache räthselhafter vor, als je."

„Und doch ist sie sehr einfach," erklärte Frau von Reibold. „Vor allem gestand mir meine Dienerin, daß sie schon lange Zeit eine Liebschaft mit dem Kurprinzlichen Kammerdiener, dem Lange, habe, und daß dieser sie regelmäßig besuche, wenn ich aufs Schloß gefahren sei. Auch heute sei er bei ihr gewesen und habe sich, als ich unversehens klopfte, durchs Fenster in den Garten hinab retirirt, wie er auch früher schon manchmal gethan. Was aber

den Brief an den Kurprinzen betreffe, so müsse ihn der Lange ohne Zweifel bei seiner schnellen Flucht verloren haben, denn Lange sei der Zwischenträger zwischen dem Kurprinzen und dem Fräulein Magdalene Sibylle von Neitschütz. Jeden Tag, seit dem Letzten vorigen Monats müsse er Morgens und Mittags auf den Taschenberg hinauf in's Neitschütz'sche Haus, um dem Fräulein Billchen ein Liebesbriefchen vom Kurprinzen zu überbringen und eben so oft erhalte er auch von dem Fräulein eine Epistel an den Kurprinzen. Alle Abende aber präcis neun Uhr hülle sich der Kurprinz in seinen, des Lange, Mantel und eile persönlich auf den Taschenberg. Auch verweile er dort regelmäßig bis Mitternacht oder auch noch länger, und er, der Lange, müsse ihn dann zu Hause erwarten, um ihm sofort beim Auskleiden behilflich zu sein. Solches alles erfuhr ich von meiner Kammerfrau und nun können Sie sich denken, wie mir bei diesem Bekenntniß zu Muthe ward."

„Schrecklich, schrecklich!" ereiferte sich Frau von Pentzig. „Eine solche herabwürdigende Liebschaft von Seiten des Erben des Kurhuts von Sachsen! Und sicherlich, die ganze niederträchtige Intrigue wurde von der alten Neitschütz, der Kupplerin, eingefädelt! Die ist zu Allem fähig!"

„War auch von Anfang an meine Meinung," stimmte Frau von Reibold bei. „Aber was nun thun? Sollen wir schweigen oder der Frau Kurfürstin Mittheilung davon machen?"

„Ja, wie da sich herauswinden!" sprach mit einem tiefen Seufzer Frau von Pentzig. „Wenn wir sprechen, so gibt's ohne Zweifel eine furchtbare Scene und wir bekommen dann den Kronprinzen für immer zum Feinde. Wenn wir schweigen und es kommt nachher doch zu Tage, so lastet der Vorwurf der Pflichtvernachlässigung auf uns und die Frau Kurfürstin ......"

„Von was ist hier die Rede?" ließ sich plötzlich eine helle befehlende Stimme hinter ihnen vernehmen. „Ich hörte meinen Namen und zugleich den meines ältesten Sohnes, des Kurprinzen."

„Die himmlischen Heerschaaren stehen uns bei, die Frau Kurfürstin Königliche Hoheit!" schrie Frau von Pentzig, indem sie todesbleich vor Schrecken aufsprang. Nicht minder erschrocken

schnellte auch Frau von Reibold auf und beide Damen standen jetzt zitternd, als hätten sie ein Verbrechen begangen, vor Ihrer Königlichen Hoheit.

Es war nämlich in der That die Frau Kurfürstin Anna Sophie, die Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg III., welche so eben aus einem innern Gemache in die Antichambre heraustretend ihre beide Staatsdamen anredete; diese aber hatten in ihrem Eifer von diesem Heraustreten gar nichts gemerkt und ihr Schrecken mußte daher um so größer sein, als sie nicht wissen konnten, wie viel oder wie wenig die Frau Kurfürstin von ihrem früheren Gespräche gehört habe.

„Nun, darf ich nicht wissen, von was Sie sich mit so vielem Interesse unterhalten haben?" fragte die Frau Kurfürstin zum zweiten Male, als die beiden Damen beharrlich stille schwiegen. „Doch kommen Sie in mein Zimmer herein, wohin ich Sie eben habe rufen wollen."

Gemessenen Schrittes ging sie voran und die zwei Staatsdamen folgten ihr auf dem Fuße. So kurz aber auch der Weg war — nur höchstens ein Dutzend Schritte — so reichte er doch hin, um den letzteren Beiden ihre Fassung wenigstens zum Theil wieder zu geben.

„Jetzt werde ich doch endlich Antwort bekommen," sagte die Kurfürstin, nachdem sie in einem Lehnsessel Platz genommen hatte, und dabei lief ihr Blick von einer der Damen zu der andern.

„Königliche Hoheit," erwiederten diese wie mit einer Stimme......

„Halt!" fiel ihnen die Kurfürstin in die Rede und unwillkürlich verzog sich ihr Mund zu einem Lächeln. „Beide zusammen können nicht reden, sondern eine nach der andern. Meine liebe Pentzig, Ihre Stimme war es, glaube ich, welche vorhin meinen Namen und den meines ältesten Sohnes in einem Athem nannte?"

„Eure Königliche Hoheit," erwiederte Frau von Pentzig, indem sie sich tiefunterthängst verneigte, „haben ein äußerst scharfes Gehör und es verhält sich in der That genau so, wie Höchstdieselben zu sagen geruhen. Was aber der Inhalt unseres Gesprächs betrifft, so... so...."

Hier stockte sie, ohne ein weiteres Wort hervorbringen zu können, und zugleich wandte sie ihrer Freundin einen flehentlichen Blick zu.

„Die Wahrheit ist," ergriff nun diese das Wort, „daß wir von einem Gerücht sprachen, das uns heute zu Ohren gekommen ist; aber ich bitte Eure Königliche Hoheit wohl zu merken, daß es nur ein Gerücht ist und wahrscheinlich ein ganz leeres."

„Ganz recht, Frau von Reibold," versetzte die Kurfürstin; „allein was will denn dieses Gerücht wissen?"

„Man, man," stotterte Frau von Reibold, „man flüsterte sich zu, daß Seine Durchlaucht, der Herr Kurprinz, eine der jüngeren Damen der Residenzstadt Dresden besonders auszeichne."

„So," sprach die Kurfürstin, die nun plötzlich sehr ernst wurde. „Und wer ist denn diese jüngere Dame?"

„Fräulein Sibylle von Neitschütz," erwiederte Frau v. Reibold mit noch verzagterer Stimme.

„Und," inquirirte die Kurfürstin weiter, „wie versteht man denn das Besonders-Auszeichnen? Meint man vielleicht, er gebe sich so weit herab, mit dieser Person eine Art von Liebesverhältniß zu unterhalten? Herr Gott, wenn das der Fall wäre, wenn diese Creatur sich erfrechte, ihre Augen bis zu ihm zu erheben! Ha, so wahr ich lebe, ein Exempel würde ich statuiren, daß ganz Dresden darob erzittern müßte!"

Sie hatte sich in einen furchtbaren Zorn hineingeredet und derselbe würde sich ohne Zweifel noch höher gesteigert haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der diensthuende Kammerherr den Oberhofprediger Spener gemeldet hätte. Bei Nennung dieses Namens aber nahm sie sich plötzlich zusammen und es gelang ihr auch richtig, einige Ruhe in ihr Aeußeres zu bringen.

„Er ist mir höchlich willkommen," sagte sie, „obwohl er um ein Gutes von der ihm bestimmten Zeit kommt. Oder sollte es schon sechs Uhr geschlagen haben?"

„In diesem Augenblicke wird es schlagen," erwiderte Frau von Reibold, indem sie mit der Baronesse von Pentzig einen Blick wechselte, welcher von der Erleichterung ihres Gemüths Zeugniß gab.

Einige Minuten später trat der Oberhofprediger ein und voll Freudigkeit, wenn nicht Ehrerbietung ging ihm die Kurfürstin entgegen. Derselbe war nemlich kein anderer als jener berühmte Doctor Philipp Jacob Spener, welcher durch seine Schriften sowohl als durch seine Predigten ein neues geistiges Leben in die erstarrten Formen des Protestantismus brachte und aus dessen „häuslichen Erbauungsstunden" nachher, übrigens ganz gegen seinen Willen, die Sekte der Pietisten hervorgegangen ist. Weil er nun aber ein Reformator war, wurde er natürlich von den Theologen alten Schlags, „den Unfehlbaren," für die sie sich hielten, aufs heftigste angefeindet, und sie brachten es auch schließlich so weit, daß er zu Ende des Jahres 1691 seine Stelle als Oberhofprediger in Dresden quittirte, um als Probst in der Nicolaikirche nach Berlin zu gehen. Damals jedoch, zu Anfang des April, hatte er seine Stelle noch immer inne und die Einwohnerschaft von Dresden, besonders die weibliche, schwärmte förmlich für ihn. Nicht minder viel galt er auch bei Hofe, wenigstens bei der Kurfürstin, und selbst als er nach Berlin übergesiedelt war, blieb er in so fern noch ihr geistiger Berather, als er sie jeden Monat wenigstens einmal besuchen mußte.

„Mein lieber Herr Oberhofprediger," sagte die Kurfürstin, indem sie dem Doctor die Hand wie einem Freund reichte, „ich habe sie rufen lassen, um, wie für mich so oft nothwendig ist, aus ihrer segenbringenden Unterhaltung, Trost und Ruhe zu schöpfen; heute aber sind Sie mir doppelt willkommen, weil ich Sie über eine so eben empfangene Nachricht, welche mich im höchsten Grade beunruhigt, zu Rathe ziehen kann. Sind Sie bereit mich anzuhören?"

„Gewiß bin ich es," versetzte der Oberhofprediger, der auf einen Wink der Kurfürstin neben ihr Platz nahm, „und bin es um so gerner, als ich sehe, daß Eure Königliche Hoheit sich, trotz der Mühe, der Sie sich geben, ruhig zu erscheinen, in einer ungewöhnlichen Aufregung befinden."

„Sie haben Recht, mein Freund," erwiederte die Kurfürstin, „und von neuem bewährt es sich, daß Sie die Gabe besitzen, in den Herzen der Menschen zu lesen. Sicherlich aber werden Sie meine

Aufregung gerechtfertigt erfinden, wenn Sie erst den Grund derselben kennen. Denken Sie sich, daß man mir so eben mittheilte, mein ältester Sohn, der Kurprinz, stehe im Verhältniß zu einer Person, die nicht nur tief unter ihm steht, sondern die seiner auch in jeglicher Beziehung, wenigstens so weit ich sie kenne, unwürdig ist."

„Den Namen dieser Person darf ich nicht wissen?" fragte der Oberhofprediger, als die Kurfürstin im Sprechen aufhörte.

„Gewiß dürfen Sie ihn wissen," entgegnete die Kurfürstin, „und Sie müssen ihn sogar wissen, um ein desto richtigeres Urtheil fällen zu können. Es ist die junge Sibylle von Neitschütz, die letztgeborne Tochter des früheren Gardeobristen."

„Ich kenne das Fräulein nicht näher," sprach der Oberhofprediger, „aber das weiß ich, daß ihre geistige Erziehung sehr vernachlässigt wurde, sowie, was noch schwerer in die Wagschale fällt, daß ihr jene sittliche Würde fehlt, welche sich sonst in einer reinen Jungfrau wiederspiegelt."

„Sie sind noch viel zu milde," rief die Kurfürstin, deren Zorn jetzt mit Allgewalt wiederkehrte. „Die Dirne wurde zu nichts erzogen, als ganz allein zur buhlerischen Kokette und obwohl sie fast noch dem Kindesalter angehört, so stehen ihr doch schon Wollust und Sinnlichkeit auf der Stirne geschrieben. Aber," fuhr sie mit immer größerer Heftigkeit fort, „ich will ihr den Kitzel vertreiben; den Staupbesen lasse ich ihr geben, mit Schimpf und Schande lasse ich sie aus der Stadt jagen. Und ihm, meinem Aeltesten, will ich den Kopf ebenfalls zurecht setzen und er soll eine Strafpredigt von mir bekommen, wie er noch nie eine gehört hat."

Der Oberhofprediger ließ sie ruhig zu Ende kommen und selbst, als sie zu Ende war, schwieg er noch eine Weile. „Ein zorniger Richter ist nie ein gerechter Richter," sprach er dann mit ungemeiner Langmuth und diese seine ruhige, milde Weise bildete einen merkwürdigen Gegensatz gegen die Heftigkeit der Kurfürstin. „Auch scheint mir," fuhr er nach einer Weile fort, „ein Hauptpunkt noch nicht festgestellt zu sein. Haben denn Eure Königliche Hoheit Beweise in Händen, daß zwischen dem Herrn

Kurprinzen und dem Fräulein von Neitschütz ein Liebesverhältniß factisch besteht?"

„Beweise?" sagte die Kurfürstin und unwillkührlich stieg ihr die Schamröthe in's Gesicht. „Nein, Beweise habe ich keine, sondern die Sache beruht nur auf einem Gerüchte. Allein etwas Wahres ist ganz sicherlich daran, sonst wäre das Gerücht nicht entstanden."

„Diese Logik ist mir neu," erklärte der Oberhofprediger mit derselben Ruhe wie vorhin, aber zugleich mit einer unverkennbaren Bestimmtheit, „und eben so neu ist mir, daß Eure Königliche Hoheit auf ein bloßes Gerücht hin ein so herbes Strafurtheil fällen wollen. Dieß stimmt nicht mit der christlichen Gerechtigkeit und noch viel weniger mit der christlichen Liebe und Duldung."

Die Frau Kurfürstin erröthete von neuem bis über die Stirne hinauf und in tiefer Verwirrung suchten ihre Augen den Boden. „Ich sehe es ein," flüsterte sie dann leise, „ich bin zu weit gegangen. Meine mütterliche Besorgtheit um meinen Sohn hat mich hingerissen."

„Ja," versetzte der Oberhofprediger, „aber auf eine ganz falsche Fährte. Was würde nämlich die Folge sein, wenn Sie die vorhin angedrohte Strafe wirklich in Vollzug setzten?"

„Nun natürlich," erwiederte die Kurfürstin, „die Zerreißung jenes Verhältnisses, sofern es in Wahrheit bestünde; die Vernichtung desselben auf immer und ewig."

„Wiederum," sagte der Oberhofprediger mit leichtem Kopfschütteln, „wiederum eine Logik, die ich nicht anerkenne. Ist es ja doch eine unumstößliche Thatsache, daß wir sündige Menschen den Reiz zum Verbotenen in uns tragen, und nicht minder lehrt die Erfahrung, daß kräftige Naturen sich nie dem Zwang unterwerfen; der durchlauchtige Kurprinz aber gehört gerade unter diese kräftigen Naturen. Gesetzt den Fall also, er stünde in der That in einem Liebesverhältniß zu der genannten jungen Dame, und gesetzt den weiteren Fall, Sie würden über das Mädchen die Schmach des Staupbesens verhängen, so wäre die nothwendige Folge, daß sein Herz sich darob empörte, und seine Leidenschaft

würde dann nur um so höher auflodern. Ja es könnte leicht sein, daß er Ihnen offenen Widerstand entgegensetzte und dann käme es erst recht zu dem, was man einen offenen Scandal heißt."

„Aber mein Gott, was soll ich denn thun?" fragte die Kurfürstin im höchsten Grade betreten.

„Ich würde," meinte der Oberhofprediger, „wenn ich an Ihrer Stelle wäre, eine Luftveränderung mit dem Kurprinzen vornehmen, aber eine derartige, daß es nicht den Anschein gewinnen könnte, als ob Sie ihn absichtlich von hier entfernen wollten. In wenigen Wochen nimmt der deutsche Krieg gegen den Franzmann wieder seinen Anfang, und obwohl ich als ein Mann des Friedens lieber wünschte, daß der Streit auf eine andere Weise als mit den Waffen in der Hand ausgefochten würde, so . . . . ."

„Ha!" unterbrach ihn die Kurfürstin mit einer Stimme, welche ihre innere Genugthuung verrieth, „der Kurprinz soll in den Kampf, damit ihm das Mädchen aus dem Sinn kommt."

„Genau so meine ich es," nickte der Oberhofprediger, „denn wenn der junge Herr je ein Interesse an dem jungen Fräulein genommen haben sollte, so wird ihn der Krieg so sehr beschäftigen, daß er darob bald alles Uebrige vergessen wird. Ueberdem weiß man ja, wie viel Zerstreuung ein Feldlager bietet, und somit werden Eure Königliche Hoheit Ihren Zweck, das bewußte Verhältniß, vorausgesetzt, daß es besteht, zu lösen, in kürzester Frist vollkommen erreichen. Natürlich aber darf der durchlauchtige Kurprinz von diesen Ihren Motiven keine Ahnung bekommen und er wird auch keine bekommen, sobald Sie in Ihrem Benehmen sowohl gegen ihn als gegen das Fräulein von Neitschütz keine Veränderung eintreten lassen."

Die Augen der Kurfürstin leuchteten immer freudiger, je länger der Oberhofprediger sprach, und am Ende reichte sie ihm, im höchsten Grade befriedigt, die Hände. „Ich danke Ihnen, mein lieber Spener," sprach sie dann; „ja recht von Herzen danke ich Ihnen, denn Ihre Weisheit trifft immer das Richtige, und gleich morgen reise ich nach Töplitz, um mit meinem Gemahle das

Weitere zu verabreden. Weiß ich doch zum voraus, daß er mit Freuden auf meine Vorschläge eingehen wird, da er nur mit schwerem Herzen seine Einwilligung dazu gab, seine Prinzen dem Feldzug nicht beiwohnen zu lassen. Nunmehr aber wollen wir diesen Gegenstand als erledigt bei Seite legen, indem ich," setzte sie gegen ihre Staatsdamen gewandt hinzu, „nur noch die Bemerkung beifüge, daß das, was soeben hier verhandelt wurde, für Jedermann sonsten, ohne irgend eine Ausnahme, ein Geheimniß bleiben muß. Sind Sie damit einverstanden, mein lieber Spener? Ja? Gut, dann wollen wir das Thema fortsetzen, über das Sie mir bei Ihrem letzten Besuche einen so erbaulichen Vortrag hielten."

Das Gespräch nahm nun eine durchaus andere Wendung, für welche die meisten unserer Leser ohne allen Zweifel kein Interesse haben dürften, und somit halten wir uns für berechtigt, stillschweigend darüber hinwegzugehen. Das dagegen dürfen wir nicht verschweigen, daß die Frau Kurfürstin richtig den andern Tag zum Besuch ihres hohen Gemahls nach Töplitz abreiste und daß sie sich dabei von ihren beiden Söhnen, sowie von einem ziemlichen Theile ihres Hofstaates begleiten ließ. Auch verlautete gleich nachher, daß dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Clary, von seinem Leibarzte ebenfalls dringend angerathen worden sei, die Töplitzer Badecur zu gebrauchen, und diese Kunde bewahrheitete sich wenigstens in so fern, als der Herr Graf in der That acht Tage später diese Reise antrat. Doch that er dieß erst, nachdem er einen Courier von Wien erhalten sollte, und hieraus zogen Viele den Schluß, daß die Depeschen, welche dieser Courier gebracht, mit der Badreise selbst in genauester Verbindung stehen müßten. Gewisses wußte jedoch Niemand anzugeben, das allein ausgenommen, daß die Neuigkeiten aus Wien nicht unangenehmer Natur gewesen sein konnten, denn der Gesandte machte nach Durchlesung derselben ein äußerst vergnügtes Gesicht und von seiner früheren Consternation war von jetzt ab auch nicht die geringste Spur mehr zu bemerken. Das Bad Töplitz gewann also dieses Jahr schon zu einer ungewohnt früheren Zeit ein sehr bewegtes Leben und dieses Leben steigerte sich noch mit jedem Tag, weil angelockt von der

Anwesenheit so hoher Herrschaften eine große Anzahl anderer Badgäste nachfolgte. In Dresden dagegen ward's jetzt stiller und stiller und die Leute, die sich sonst in dem Glanze des kurfürstlichen Hofes sonnten, vermeinten vor Langeweile sterben zu müssen.

So schleppten sich mehrere Wochen hin, da wurden die guten Dresdener plötzlich durch Nachrichten von nicht wenig allarmirender Natur aus ihrer betrübten Stagnation aufgeweckt. Es hieß nämlich auf einmal, der bisherige allvermögende Kriegsminister und Feldmarschall Haino Heinrich von Flemming sei entlassen und an seine Stelle trete ein berühmter preußischer General, welcher das Kriegshandwerk aus dem Fundamente verstehe. Weiter wollte man wissen, daß Sachsen wieder eben so viel Truppen wie voriges Jahr zur Reichsarmee zu stellen übernommen habe und daß überhaupt die Verträge mit dem Kaiser über den Krieg gegen Frankreich erneuert seien. Endlich verlautete gar noch, daß der Kurfürst, dessen Gesundheit sich schnellstens gekräftigt, in Person mit seinen beiden Prinzen zur Armee abgehen, ja daß er sogar an der Stelle des das Jahr zuvor verstorbenen Kaiserlichen Generalissimus Karl, Herzogs von Lothringen, das Obercommando über das ganze vereinigte Rhein-Heer erhalten werde. Dieß waren die alarmirenden Nachrichten, welche sich ganz zu Anfang der letzten Woche des April 1691, kurz nachdem ein Courier von Töplitz an den Präsidenten des Geheimenraths, Baron von Gersdorf, angekommen war, mit Blitzesschnelligkeit durch die ganze Stadt Dresden verbreiteten und zugleich überall Glauben fanden, trotzdem nicht Einer für seine Quelle mit Gewißheit einstehen konnte. Mit Recht übrigens, denn sie fanden sämmtlich nicht lange nachher ihre vollste Bestätigung und schon am 24. April erfuhr man den Namen des preußischen Generals, der den entlassenen Generalfeldmarschall von Flemming zu ersetzen berufen war. Noch mehr, der General kam schon den Tag darauf, am 25., von Töplitz in Dresden an, um die Armee so schnell als möglich in einer Stärke von 16,000 Mann kriegstüchtig zu organisiren, und man hatte also jetzt hinlänglich Gelegenheit, den berühmten Krieger, der sich noch zudem durch sein imposantes Aeußeres auszeichnete, persönlich kennen zu lernen.

Es war dies Herr Hans Adam von Schöning, geboren den 1. Oktober 1641 zu Tamsel bei Küstrin, einem großen Schloß- und Rittergute, welches den Schönings schon seit Jahrhunderten erb- und eigenthümlich gehörte. Herr Hans Adam genoß von früher Jugend an eine vortreffliche Erziehung und vervollkommnete dieselbe, nachdem er sein achtzehntes Jahr erreicht, durch weite Reisen im Aus- und Inland. Mit dem zwanzigsten Jahr trat er in brandenburgische Kriegsdienste und anno 1665 hatte er es schon bis zum Rittmeister gebracht. Fünf Jahre darauf erhielt er als Obrist ein Regiment und im Jahr 1677 wurde er, nachdem er sich im Kriege gegen Schweden besonders ausgezeichnet hatte, Gouverneur von Spandau. Einige Monate später war er bei der Belagerung von Stettin thätig und erhielt deßhalb anno 1678 für seine bewiesene Bravour den Rang eines Generalmajors nebst der Gouverneursstelle von Stralsund. Im Jahr 1684 sehen wir ihn als Gouverneur von Berlin mit dem Rang eines Generallieutenants und zugleich functionirte er als Obrist der Leibgarde. Wiederum nach Verfluß eines Jahres übertrug ihm sein Kriegsherr — es war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst — das selbstständige Commando über das Truppencorps von 8000 Mann, welches Brandenburg dem Kaiser wider die Türken zu Hilfe sandte, und Schöning rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen, denn er that sich mehrfach, besonders bei der Belagerung von Ofen, ruhmvoll hervor. Am 30. April 1688, gleich nach dem Tode des großen Kurfürsten, beförderte ihn Kurfürst Friedrich III. zum Feldmarschalllieutenant und als solcher commandirte er anno 1689 das brandenburgische Contingent, welches Friedrich III. zur Armee an den Rhein stellte. Hier jedoch gerieth er bald in schwere Zerwürfnisse theils mit dem Grafen Caprara, welcher die Oesterreicher commandirte, theils mit seinem Landsmann, dem brandenburgischen General von Barfus, und diese Zerwürfnisse veranlaßten ihn, sein Commando in die Hände des Feldmarschalllieutenants v. Spaen niederzulegen. Auch zog er sich sofort in's Privatleben auf sein Schloß Tamsel zurück und blieb allda, bis ihn der Kurfürst von Sachsen am 19. April 1691 mit dem Range eines Generalfeld-

marschalls an die Spitze seines Heers und zugleich als Geheimrath an die Spitze des Kriegsministeriums berief. Der entlassene Flemming dagegen ward nun von dem brandenburgischen Kurfürsten als Generalfeldmarschall angestellt, und so vertauschten die beiden Feldmarschälle gleichsam ihre Stellen. Ja wohl, ein Tausch war es, aber ein sehr ungleicher, denn Sachsen gewann einen tapferen bewährten Soldaten und nach Berlin kam ein gewandter Hofmann, von dessen kriegerischen Talenten die Chronik nichts auf die Nachwelt gebracht hat.

Am 1. Mai kam der Hof von Töplitz nach Dresden zurück und nun konnten sich die Bürger der Stadt durch den Augenschein überzeugen, daß ihr Kurfürst seine Gesundheit wieder vollkommen erhalten habe. Er war nämlich unausgesetzt thätig in Besichtigung der Truppen, welche angeworben wurden, und eben so eifrig ging er an die Beischaffung des Kriegsmaterials. Nicht minder sorgte er für seine und seiner Söhne Equipirung, und so konnte gar kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß er gesonnen sei, mit ihnen zusammen in Person zu Felde zu ziehen. Nicht lange hernach, am 16. Mai, langte das Patent aus Wien an, welches den Regenten Sachsens an die Stelle des verstorbenen Herzogs von Lothringen zum kaiserlichen Oberfeldherrn am Rhein ernannte, und da dasselbe sofort in der Leipziger Ordinarizeitung abgedruckt wurde, so wäre es ein Wahnsinn gewesen, noch länger einen Zweifel zu hegen. So gingen jene Nachrichten, von denen ich weiter oben gesprochen habe, in kürzester Frist sämmtlich in Erfüllung und am 25. Mai fingen die Truppen an abzumarschiren. Der Kurfürst selbst aber wollte erst am 1. Juni mit seinen beiden Prinzen nachfolgen, und auf den 31. Mai gab ihnen die Kurfürstin, gleichsam zum Abschiedsfest, noch einen solennen Ball.

Und ein wirklich solenner Ball war es, ein Ball, wie man ihn nur im Riesensaale des Schlosses zu Dresden feiern konnte. Dieser Saal nämlich hatte bei einer Breite von dreiundzwanzig und einer Höhe von siebzehn, eine Länge von hundert sächsischen Ellen und Riesensaal hieß er, weil an den Wänden sieben Ellen hohe Riesen in Fresco gemalt zu sehen waren. Uebrigens auch

die sonstige Ausschmückung desselben war eine kostbare, denn man sah da noch eine Menge von anderen Gemälden, insbesondere von sächsischen Städten und Volkstrachten, und die Säulen wie der Fußboden bestanden aus karrarischem Marmor. Als eine besondere Zierde aber konnte der silberne Kronleuchter, der in der Mitte herabhing, gelten, indem er eine Schwere von nicht weniger als sieben Centnern hatte und durch seine 5000, sage fünftausend Wachskerzen eine förmliche Tageshelle verbreitete. Hier also, in diesem großartigen Saale wurde das Ballfest abgehalten und das Souper nahm man im Audienzsaale hart daneben, wo achtzehn lange Tafeln gedeckt waren, ein. Auch hatte die Kurfürstin in der Splendität sich selbst übertroffen und somit wird man es nur natürlich finden, wenn alle die anwesenden Damen und Herren sich im höchsten Grade animirt zeigten. Ja vielleicht ist der Ausdruck „animirt" noch nicht einmal weitgehend genug, denn man sah keine Wange, die nicht wie Purpur geglüht hätte, und der Glanz der Augen schien den Sonnenstrahlen entlehnt zu sein!

Nur ein Einziger von allen Anwesenden machte eine Ausnahme und dieser Einzige war der Kurprinz Johann Georg. Er hatte die ganze Nacht durch nicht ein einziges Mal getanzt und heftiges Kopfweh als Entschuldigungsgrund vorgeschützt. Nicht minder still und in sich gekehrt war er beim Souper geblieben und wenn er auch die ausgebrachten Toaste, davon Einer auch ihm und seinen künftigen Heldenthaten galt, pflichtschuldigst mittrank, so wurde die Trübheit seines Gesichtes dadurch nicht geändert. Man sah ihm an, daß er sich langweilte, oder vielmehr, daß sein Geist ganz wo anders verweilte und selbst der oftmalige persönliche Zuspruch seiner Mutter gleitete ganz fruchtlos an ihm ab. „Es ist die höchste Zeit," sagte daher die Kurfürstin zu sich selbst, „daß er von hier fortkommt, denn seine ganze Mißstimmung kommt daher, daß ich die Familie Neitschütz bei den Einladungen zu dem heutigen Feste übergangen habe; doch hoffentlich hat Spener Recht, und er kehrt aus den Zerstreuungen des Feldlagers als ein gründlich curirter Mensch zurück." Also calculirte die Frau Kurfürstin und darin wenigstens traf sie den Nagel auf

den Kopf, daß sie das widerwillige und gelangweilte Gesicht ihres Erstgeborenen von der Nichtanwesenheit des Fräuleins Sibylle von Neitschütz herleitete.

Endlich nach ein Uhr Morgens zog sich der Kurfürst mit seiner Gemahlin zurück und nun verschwand auch alsobald der Kurprinz Johann Georg, begleitet von Ferdinand von Pflug, seinem Vertrauten, der inzwischen vom Kammerjunker zum Kammerherrn vorgerückt war.

„Gott sei gelobt!“ sagte Johann Georg mit einem tiefen Athemzuge, als er zwei Minuten später sein Zimmer betrat, wo der Kammerdiener Lange auf ihn wartete. „Der lange Zwang, den ich mir anthun mußte, hätte mich beinahe umgebracht. Aber nun Lange, schnell Deinen Mantel und Deine Mütze.“

„Beides liegt parat,“ erwiederte der Kammerdiener, „und hier ist auch der Schlüssel zum kleinen Pförtchen.“

Im Nu war der Mantel umgeworfen und den nächsten Augenblick schritt der Kurprinz der Thüre zu.

„Ich darf Sie also wieder nicht begleiten?“ bemerkte der Kammerherr von Pflug mit einiger Besorgniß. „Es ist längst Mitternacht vorüber und es könnte doch einmal .....“

„Pah,“ unterbrach ihn der Kurprinz mit Lachen, denn seine Stimmung hatte sich bereits umgewandelt, „wer wird mir etwas anhaben? Das Sprüchwort sagt, Verliebte haben Glück und die Wahrheit dieses Satzes hat sich bis jetzt auch an mir bewiesen.“

„So werde ich,“ erwiederte der Kammerherr, „hier auf Ihre Wiederkehr warten.“

Rasch, aber mit so leisen Tritten, daß man ihn kaum hörte, eilte der Kurprinz dem kleinen Pförtchen zu und nach ein paar Minuten befand er sich bereits auf der Straße. Wiederum nach ein paar Minuten hatte er das Neitschütz'sche Haus auf dem Taschenberg erreicht und klopfte sofort in langsamem Tempo dreimal an ein unteres Fenster, hinter dessen Läden ein mattes Licht hervorschimmerte. Sogleich verschwand das Licht und den Augenblick darauf ward der Riegel der Hausthüre zurückgeschoben. Der

Kurprinz konnte also eintreten und sah sich sofort der Frau Baronesse von Neitschütz gegenüber.

„Endlich, Euer Durchlaucht,“ sagte Frau von Neitschütz, während sie sich beeilte die Riegel wieder vorzuschieben; „endlich kommen Sie! Bei Gott, das war eine lange Nacht!“

„Sie kann Ihnen nicht länger geworden sein, als mir,“ erwiederte der Kurprinz; „aber es wäre allzusehr aufgefallen, wenn ich den Ball verlassen hätte, ehe sich mein Vater mit meiner Mutter zurückzog.“

„Ich weiß, ich weiß,“ versetzte Frau von Neitschütz, „und bin weit entfernt, Euer Durchlaucht Vorwürfe machen zu wollen. Indessen haben Sie herausgebracht, wer der Frau Kurfürstin den niederträchtigen Rath gab, uns allein unter allen adelichen Familien Dresdens von dem Balle auszuschließen?“

„Nein,“ entgegnete der Prinz, „und auch mein Kammerherr Pflug konnte noch nicht dahinterkommen.“

„Aber ich,“ rief Frau von Neitschütz mit vor Wuth blitzenden Augen; „ich habs ausgekundschaftet. Die Reibold wars, die Frau des Oberkammerherrn, diese alte scheinheilige Natter.“

„Der Teufel hole sie,“ fluchte der Kurprinz, „und lassen Sie mich nur erst Kurfürst sein, so will ich es ihr gesegnen. Aber nun schnell, wo ist meine geliebte Sibylle?“

„Oben in ihrem Zimmer,“ sagte Frau van Neitschütz. „Sie hat sich fast die Augen ausgeweint und ....“

Doch der Kurprinz hörte bereits nichts mehr, sondern stürmte, immer zwei Stufen überspringend, die nur schwach beleuchtete Treppe hinan. Mit einem eigenthümlichen Blick sah ihm die Mutter des Mädchens nach und trat dann vom Gang wieder in das untere Gemach, in welchem sie den Prinzen erwartet hatte.

Es mochte etwa halb zwei Uhr sein, als der Kurprinz bei Sibyllen eintrat; aber erst gegen vier Uhr Morgens schickte er sich wieder zum Abgehen an.

„Du willst mich also wirklich verlassen?“ schluchzte Sibylle, indem sie sich an seinem Hals festklammerte. „Und, o Gott, auf wie schrecklich lange?“

„In Gedanken werde ich immer bei dir sein,“ erwiederte er ihr zärtlich, „und kein Tag soll vergehen, an dem du nicht Briefe von mir erhältst. Vergiß nur nicht mir eben so oft zu antworten und immer unter der Adresse meines treuen Pflug, wie wir es auch während meiner Abwesenheit in Töplitz gehalten haben.“

„Gewiß, gewiß,“ versicherte sie, indem sie es versuchte ihre Thränen zu trocknen, „ich werde dir alle Tage schreiben; aber großer Gott, wenn dich eine Kugel träfe! O, Georg, mein theurer Georg, ich werde vor Angst vergehen.“

„Laß diese Gedanken,“ tröstete sie der Prinz. „Mein Inneres sagt mir, daß ich heil und gesund zurückkehre und dann — dann — Ha, welch ein Glück, dich wieder in meine Arme zu schließen.“

Er umschlang sie stürmisch und ihre Lippen brannten von neuem auf einander, doch plötzlich stieß sie ihn von sich. „Georg,“ rief sie leidenschaftlich, „in den Feldlagern soll es oft bunt zugehen und in den großen Städten, in welchen du Quartier nimmst, noch bunter. Du wirst fremde Frauen sehen und ... und ....“

Abermals brach sie in ein heftiges Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte; allein noch stürmischer als zuvor zog er sie an sich und bedeckte ihre Augen mit Küssen. „Ich schwöre es dir,“ betheuerte er dann, „nie wird das Bild eines andern Weibes in meinem Herzen wohnen und nie, nie werde ich aufhören dich ganz allein zu lieben.“

Sie hielten sich lange fest umschlungen und wie geknickt hieng sie an ihm. Aber endlich riß er sich doch los. „Es ist die höchste Zeit,“ flüsterte er, „denn in wenigen Minuten wird die Sonne am Himmel stehen, und dann könnte man mich erkennen, wenn ich mich ins Schloß zurückschleiche.“

Noch ein Kuß, noch eine Umarmung und dann sprang er die Treppe hinab. Dort erwartete ihn die Mutter und schloß ihm auf. Dann eilte er, den Mantel über das Gesicht ziehend, dem Schlosse zu und nach wenigen Minuten befand er sich in seinem Zimmer, das bisher der Kammerherr von Pflug für ihn bewacht hatte.

Gegen Mittag, es war den 1. Juni 1691, fuhr der Kur-

fürst von Dresden ab, und seine beiden Prinzen nebst dem ganzen Gefolge begleiteten ihn zu Pferde. Es war ein prächtiger Auszug und die ganze Bevölkerung der Stadt hatte sich daher auf die Beine gemacht, um den Scheidenden ein tausendstimmiges Lebewohl zuzurufen. In all diesen Lebewohls aber lag nicht die mindeste Trauer, denn der Kurfürst selbst dachte nicht entfernt daran, daß es der letzte Zuruf sei, den er von seinen Unterthanen erhalten werde, und eben so wenig hatten die Letzteren eine Ahnung hievon. Im Gegentheil die Meisten schwelgten in der Hoffnung von großen Siegen und Triumphen, welche der dießjährige Feldzug bringen werde und darum schrieen sie nur immer lauter.

Das erste Ziel des Kurfürsten war die freie Stadt Heilbronn, welche jetzt ein Bestandtheil des Königreichs Württemberg geworden ist. Dort hatte sich das Heer concentrirt und dort übernahm er den Oberbefehl über dasselbe. Unter ihm commandirte die Sachsen der Generalfeldmarschall von Schöning und unter diesen wurden auch die übrigen kleinern Reichscontingente gestellt; die Oesterreicher aber, das Hauptcorps des Heeres, befehligte der Kaiserliche Generalfeldmarschall Graf Caprara, mit welchem Schöning, wie wir weiter oben schon gesehen, von alten Zeiten her nicht gut stand. Es ließ sich also schon hieraus kein gutes Prognosticon für den kommenden Feldzug stellen und noch weniger daraus, daß Graf Caprara von Neid und Mißgunst erfüllt war, weil er sich in seiner Hoffnung, für sich selbst vom Kaiser das Oberkommando zu erhalten, getäuscht sah.

Ende Juni brach der Kurfürst mit dem Heere auf und sofort begann der Feldzug. Die Absicht des neuen Oberfeldherrn war, den Krieg in Feindesland zu spielen, und richtig gelang es ihm den Rhein auf drei Punkten zu überschreiten. Auch zogen sich die Franzosen sofort bis nach Landau zurück und wenn man ihnen schnell nachrückte, so lag die Hoffnung nahe, daß sie sich, ihre Schwäche fühlend, noch weiter retiriren würden. Allein nunmehr begann das Intriguenspiel des Grafen Caprara, welcher es um jeden Preis verhindern wollte, daß der über ihn gesetzte Kurfürst von Sachsen irgend ein kriegerisches Resultat erziele. Diesen seinen

Zweck zu erreichen setzte er nicht nur dem weiteren Vorrücken der deutschen Reichsarmee jedes nur irgend mögliche Hinderniß entgegen, sondern er vergaß sich sogar so weit, daß er sich heimlich mit dem französischen Marschall de Lorges in einen vertraulichen Briefwechsel einließ, in welchem er diesen von allen beabsichtigten Bewegungen des deutschen Heerführers in Kenntniß setzte. Selbstverständlich trat dadurch eine Lähmung in der Kriegführung ein und so vergieng der beste Theil des Sommers, ohne daß irgend etwas Hervorragenderes erreicht worden wäre. Zuletzt freilich setzte es der Kurfürst durch, daß der Kaiser dem Grafen Caprara das Commando über die Oesterreichischen Truppen abnahm; allein bereits war es zu spät. Im Lager des deutschen Heeres nämlich hatte sich die sogenannte Feldkrankheit eingestellt, ein sehr gefährliches hitziges Fieber, welches überaus ansteckend wirkte, und in Folge dessen mußte sich die Armee über den Rhein ins Badische und Württembergische zurückziehen, um in ein gesunderes Klima zu kommen. Trotzdem aber wurden auch jetzt noch tagtäglich eine Menge von Menschen hinweggerafft und dieses großartige Sterben verbreitete einen solchen Schrecken im Lager, daß die meisten hochadeligen Herren, welche bei der Armee dienten oder den Feldzug als Volontairs mitmachten, über Hals und Kopf davon ritten, um ihr kostbare Gesundheit nicht zu Markte zu tragen. Der Kurfürst Johann Georg mit seinen beiden Prinzen dagegen hielt mannhaft aus und traf zugleich energische Anstalten, um den Feind von einem Einfall auf deutsches Gebiet abzuhalten.

In der zweiten Woche des August befand sich das Hauptquartier des Kurfürsten in Dürrmenz-Mühlacker, einem Dorfe, das unweit der Stadt Pforzheim auf württembergischem Gebiete liegt, und rund herum campirte die Armee unter Zelten in einem weiten Kreise. Da verbreitete sich auf einmal die Schreckenskunde, daß das Fieber auch den Oberfeldherrn Johann Georg III. erfaßt habe, so wie daß fast zu gleicher Zeit sein zweitgeborner Sohn, der tapfere Prinz Friedrich August, davon angesteckt worden sei. Auch bestätigte sich diese Kunde alsbald vollkommen, denn am 16. mußte sich der Kurfürst und Tag darauf der Prinz Friedrich

August legen. Ja noch mehr, der Prinz erkrankte gleich von Anfang an so heftig, daß er bereits am zweiten Tag delirirte und nun die nächsten drei Wochen lang, was man sagt, zwischen Leben und Tod schwebte. Doch rettete ihn seine so überaus kräftige Natur und nachdem er einmal die eigentliche Krisis überstanden hatte, erholte er sich so schnell wieder, daß er einen Monat später als vollkommen hergestellt gelten konnte. Nicht so bei seinem Vater. Zwar allerdings war der erste Anfall bei diesem keineswegs so überwältigend, daß er nicht seine Sinne und seinen Verstand vollständig in der Gewalt behalten hätte, allein die beiden Leibärzte, welche er ins Feld mitgenommen hatte, die Doctoren Erndteln und Franken von Frankenau erkannten trotzdem die Gefährlichkeit seiner Lage und drangen daher, hierin völlig mit einander übereinstimmend, auf eine sofortige Uebersiedlung des Kranken nach der nicht allzuweit entfernten Universitätsstadt Tübingen. „Diese Stadt," sagten sie, „sei durch die dort Jahr aus Jahr ein herrschende gesunde Luft von Alters her berühmt und überdieß besitze sie vortreffliche Mediciner, welche man zu Rathe ziehen könne." Sie wollten also offenbar die Verantwortung nicht allein auf sich nehmen und schon hieraus konnte man den Schluß ziehen, daß es ziemlich mißlich um den hohen Herrn stehen mußte.

Mit schwerem Herzen entschloß sich der Kurfürst, den Anordnungen seiner Aerzte Folge zu leisten, und übergab sofort das Obercommando seinem ältesten Sohne oder vielmehr dem Generalfeldmarschall von Schöning, unter der Firma des Kurprinzen. Dann trat er am 22. August die Reise nach Tübingen in einer verschlossenen Kutsche an und am andern Tag Abends — man fuhr äußerst langsam, um dem Kranken nicht wehe zu thun — erreichte man die Universitätsstadt, wo bereits durch den vorausgesandten Reisemarschall, den Oberkammerherrn Philipp Ferdinand von Reibold, Quartier bestellt worden war. Dieses bekam der Kurfürst im sogenannten „Collegium illustre," dem gewöhnlichen Abstandsquartier fürstlicher Personen, wenn sie in Tübingen Aufenthalt nahmen, und es dürfte wohl überflüssig sein hinzuzusetzen, daß für alle Bequemlichkeiten aufs Beste gesorgt war. Auch ver-

absäumte man nicht, noch am selben Abende die hochberühmtesten Doctoren und Universitätsprofessoren, besonders die Herren Cammerarius den Aelteren und den Jüngeren, an das Krankenbett des hohen Herrn zu führen und dieselben beriethen sich dann bis tief in die Nacht hinein mit den beiden Leibärzten, welche der Leser schon kennt. Allein was halfs? Die Krankheit steigerte sich von Stunde zu Stunde und in der Nacht vom 23. auf den 24. fing der Patient zu deliriren an. Somit beeilte man sich Eilboten an die Kurfürstin nach Dresden, so wie an den Kurprinzen nach Dürrmenz-Mühlacker abzusenden, um denselben die große Gefahr zu vermelden, und da am 24. auch noch Convulsionen eintraten, so versäumte es der Oberkammerherr von Reibold nicht länger, den Erkrankten selbst auf sein nahes Ende aufmerksam zu machen. Alsobald befahl nun der Kurfürst den ersten Stiftsprediger Tübingens, den Doctor Georg Heinrich Häberlin, der zugleich Professor der Theologie an der Universität war, zu rufen und dieser reichte ihm sofort am 25. nach einer langen erbaulichen Besprechung den Abendmahlskelch. Den Tag darauf kam der Kurprinz mit einem kleinen Gefolge angeritten, und darob freute sich der Vater so sehr, daß man schon Hoffnung faßte, es sei ein Uebergang zur Besserung eingetreten. Doch diese Hoffnung erwies sich bald als eine trügerische, denn vom 27. an hörte zwar das Deliririen auf, aber dafür trat ein solcher Zustand der Schwäche ein, daß die Kräfte sichtlich dahin schwanden. Von nun an wichen die Aerzte nebst dem Doctor Häberlin nicht mehr vom Bette des Kranken und auch der Kurprinz brachte immer einen guten Theil des Tags daselbst zu. Die übrige Zeit aber benützte er zum Schreiben von Briefen und während dieses Schreibens pflegte dann stets alle Kümmerniß von seinem Gesichte zu verschwinden.

Am 12. September Morgens acht Uhr starb der Kurfürst Johann Georg III. und eine halbe Stunde später verabschiedete sich der Kammerherr v. Pflug vom bisherigen Kurprinzen, dem nunmehrigen Kurfürsten Johann Georg IV., um mit Courierpferden nach Dresden zu reisen. Er führte drei Briefe mit sich, den ersten an die Kurfürstin Anna Sophie, Königliche Hoheit, die Mutter

des jetzigen Kurfürsten, den zweiten an den Geheimenraths-Director Baron Nicolaus v. Gersdorf, den dirigirenden ersten Minister, und den dritten an Magdalene Sibylle, Baronesse v. Neitschütz. „Du wirst," sagte der junge Kurfürst zu Pflug, „jeden dieser drei Briefe persönlich abgeben und zwar in der Ordnung, wie du sie hier von mir empfängst. Bei dem letzten aber fügst du mündlich bei, daß ich den Tag kaum erwarten kann, wo es mir die Regeln des Anstandes gestatten, Tübingen zu verlassen und nach Dresden in die Arme meiner Sibylle zu fliegen."

Und in der That, es war so, wie er sprach, denn er verging fast vor Sehnsucht und beneidete seinen Kammerherrn förmlich, weil dieser das Glück hatte, die schöne Sibylle um ein paar Tage früher zu begrüßen, als es ihm, dem neuen Kurfürsten, möglich war.

Drittes Kapitel.

Die Heirath des Kurfürsten Johann Georg IV.
(1691—92).

Der Kurfürst ist todt; es lebe der Kurfürst!

Der Kammerherr Ferdinand von Pflug legte den Weg von Tübingen nach Dresden in der fast unglaublich kurzen Zeit von vier ein halb Tagen zurück, denn er flog mehr, als er ritt, und es lag ihm nichts daran, ob auch das eine oder das andere der ihm zur Verfügung stehenden Courierpferde zu Schanden ging. Somit kam er am 16. September Abends an und gab sofort seine Briefe der Reihenfolge nach ab. Kaum aber hatte er sie abgegeben, so verbreitete sich auch schon die Kunde ihres Inhalts durch die ganze Stadt Dresden und von allen Enden und Ecken rief man sichs zu: „Johann Georg III. ist todt und sein Sohn ist jetzt Kurfürst.“

Im Residenzschlosse kehrte natürlich ob dem Ereigniß die tiefste Trauer ein und die Kurfürstin selbst kam gar nicht aus den Thränen heraus. Zwar allerdings war sie durch die Berichte, welche sie seit den letzten vierzehn Tagen regelmäßig alle zweimalvierundzwanzig Stunden zugeschickt bekommen hatte, hinlänglich vorbereitet worden und der Schlag traf sie daher nicht jählings. Allein die nunmehrige Gewißheit des Verlustes wirkte

doch ungemein erschütternd auf sie und sie mußte sofort zu Bette gebracht werden. Wie ganz anders dagegen benahmen sich die zwei Frauen, welche das bewußte Haus auf dem Taschenberge bewohnten, ich meine die Frau Obristin von Neitschütz und ihre junge Tochter Magdalene Sibylle! Da herrschte eitel Freude, Lust und Frohlocken und wenig fehlte, so hätten sie zum großen Aergerniß der Nachbarschaft einen lauten Jubelgesang angestimmt. „Hurrah, es lebe die Hexenmargareth!“ rief die alte Frau Obristin wie außer sich. „Ihre Prophezeihung ist Wort für Wort eingetroffen, und nun, mein theuerstes Billchen, nun bist Du die Königin von Dresden.“

Man sieht, die Wirkung, welche der Tod des Kurfürsten hervorbrachte, war eine sehr verschiedene; im Allgemeinen jedoch konnte die Theilnahme der Einwohnerschaft Dresdens an dem Schmerze der Kurfürstin eine große und zugleich ehrliche genannt werden. Man hatte sich ja über den Todten keineswegs zu beklagen gehabt, da er als Regent nicht gerade viel mehr verlangte, als ihm gebührte, und überdem, wen mußte nicht bei dem Gedanken Mitleid erfassen, daß der so hochgeborne und hochgestellte Herr in seinem besten Mannesalter, noch nicht einmal fünf und vierzig Jahre alt, aus dieser Welt hatte scheiden müssen? Noch tiefer trauerten die verschiedenen niederen Diener des Verstorbenen und sie hatten auch allen Grund dazu, da sie an ihm einen freigebigen Herrn verloren. In ganz anderer Lage dagegen befanden sich die Höherchargirten, denn sie wußten sämmtlich nicht recht, wie sie sich benehmen sollten. Sie wären alle zusammen gern in ihren Stellen geblieben, aber wie nun, wenn sie um den Verblichenen trauerten, wie um einen „Unersetzlichen?“ Es war, wie gesagt, ein böses Dilemma für sie und der Eine versuchte es auf diese, der Andere auf jene Weise darüber hinwegzukommen. Weit freier dagegen athmeten die Wenigen, die bis jetzt die Umgebung des Kurprinzen bildeten, und man sah es ihnen an, daß die Hoffnung auf die Zukunft die Trauer für die Vergangenheit vollständig überwiege. Kurz, die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten brachte allüberall die verschiedenartigsten Erscheinungen zu Tage,

und nur in der Einen Frage liefen diese Erscheinungen so ziemlich zusammen, in der Frage nämlich: „wie wird es der neue Kurfürst halten?“ Doch ehe wir diese Frage beantworten, ist es wohl unsere Pflicht, zu der Leiche des Verstorbenen zurückzukehren und dem Leser in kurzem zu erzählen, wie es mit derselben dem damaligen Ceremoniell gemäß gehalten wurde.

Morgens acht Uhr am 12. September 1691 war der Kurfürst Johann Georg III. verschieden und kaum hatte er ausgeathmet, so legten die sämmtlichen anwesenden sächsischen Hof- und Staatsdiener dem Kurprinzen, als dem nunmehrigen Kurfürsten Johann Georg IV. den Eid der Treue ab. Die erste Regierungshandlung Johann Georgs IV. aber war die Ertheilung einer Vollmacht an den Oberkammerherrn von Reibold, die Leiche seines Vaters nach Gebühr zu behandeln und die Bestattungsfeierlichkeiten anzuordnen. So wurde denn ein großartiger Katafalk errichtet, welcher mit schwarzem Sammt beschlagen und mit goldenen Borten besetzt war; auf den Katafalk aber setzte man den eichenen Sarg, den man ebenfalls mit schwarzem Sammt gefüttert hatte, und in den offenen Sarg kam die einbalsamirte Leiche, wie sich von selbst versteht kostbar gekleidet und mit den Abzeichen der kurfürstlichen Würde geschmückt. Innerhalb vier Tagen hatte man dies Alles bewerkstelligt und nun wurde Jedwedem, der sich als „von Condition“ auswies, gestattet, die Leiche zu sehen. Natürlich übrigens nur zu gewissen Tageszeiten, nämlich Morgens von 10—12 Uhr und Mittags von 3—5 Uhr. Ueberdem ward die Leiche gut geschützt, indem acht Trabanten mit Hellebarden oben und unten am Sarge Wache hielten. Am 25. September nahm man die Schließung des eichenen Sarges in Gegenwart des Oberschenks von Pentzig vor und brachte dann denselben in einen zinnernen, um ihn desto sicherer vor allem Schaden zu wahren. Drei Tage später, am 28. Sept., Morgens um 10 Uhr, hielt Kammerrath Senfft von Pilsach über dem Sarge eine solenne Abdankungsrede und dann brach man in feierlichem Zuge, wobei der Sarkophag von sechs weißen mit schwarzen Schärpen geschmückten Pferden gezogen wurde, von Tübingen auf, um die uralte Begräbnißstätte der

Regenten von Sachsen zu erreichen. Zwölf Stücke feuerten bei dem Abzug je dreimal und die Bürger Tübingens bildeten mit Wehr und Waffen versehen ein langes Spalier. Den Sarkophag selbst umgaben Diejenigen, welche das Gefolge des Kurfürsten während des Feldzugs gebildet hatten, und als ihr Anführer fungirte der Reisestallmeister Oberkammerherr von Reibold. So ging es langsam vorwärts, sehr langsam und feierlich, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und wo man durchzog, ward man von den Geistlichen und Ortsbehörden im tiefsten Trauergewande empfangen. Wo man aber übernachtete, da ward der Sarg mit dem Leichnam in die Kirche gebracht und beim Abgang am Morgen darauf läutete man mit allen Glocken. Am 13. Oktober ritt der Oberhofmarschall Freiherr Adolph von Haugwitz, begleitet von fast sämmtlichen Hofcavalieren und alle natürlich in tiefster Trauergalla, dem Leichenconducte entgegen und traf auf ihn am 18. in Sachsgrün an der Grenze des Fürstenthums Baireuth, bis wohin der Sarg von brandenburgisch-baireuth'schen Commissären geleitet worden war. Der Oberhofmarschall übernahm sofort den Sarg mit der Leiche und in noch feierlicherem Zuge, als bisher, gings wieder weiter mitten durch das Sachsenland hindurch nach der Berg-Stadt Freiberg, woselbst in der Domkirche unter dem Chor die sächsischen Fürsten seit Jahrhunderten schon sich ihre Begräbnißstätte eingerichtet hatten. Am 24. Oktober kam man in Freiberg an und sofort ward der Sarg mit der Leiche auf den Freudenstein, das ist auf das damals noch bestens erhaltene kurfürstliche Schloß ob Freiberg gebracht, denn selbstverständlich kostete es Zeit, dem Verstorbenen seine eigene Stätte in der kurfürstlichen Gruft zu bereiten. Noch mehr Zeit nahmen die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten der Bestattung selbst weg. Endlich am 11. December 1691 kam man damit zu Ende und eben an diesem Tage fand die solenne Beisetzung statt. Ein ungeheures „Castrum doloris“ — zu deutsch eine Trauerbühne — war in Mitte des durchaus schwarz ausgeschlagenen und mit vielen hundert Kerzen erleuchteten Chors errichtet worden und ein kostbarer Thronhimmel überragte den mit allen Wappen, Orden und sonstigen Insignien

des Verstorbenen geschmückten Sarg. Die Hauptsache aber war der militärische Pomp, denn nicht weniger als sechs Regimenter zu Fuß und zu Pferd unter dem alten Marschall Reuß, so wie die kurfürstliche Leibgarde unter dem tollen Kroaten, dem Oberstlieutenant Janco Sagatowitz, wirkten mit. Ueberdem spielten vier- und zwanzig Kanonen eine ganze Stunde lang unausgesetzt auf und unmittelbar um den Sarg standen die beiden Söhne des Verstorbenen, der neue Kurfürst Johann Georg IV. und der Prinz Friedrich August, jeder mit großem militärischem Cortège. Kurz, das Leichenbegängniß fiel, als Schauspiel betrachtet, ganz magnifique aus und die Kosten desselben berechneten sich auf Hunderttausende von Thalern.

Am 11. December 1691 also wurde der Kurfürst Johann Georg III. begraben; doch lange bevor schon hatte sein erstgeborner Sohn und Erbe von dem Residenzschlosse zu Dresden Besitz ergriffen und als Kurfürst Johann Georg IV. die Huldigungen von ganz Sachsen entgegengenommen. Wie hielt er es nun aber mit der Einrichtung des Hofes und mit den verschiedenen Ministerien? Ließ er die bisherigen Würdenträger sämmtlich in ihren Aemtern oder reorganisirte er Alles von Grund aus neu? Keines von Beiden, sondern er ging die goldene Mittelstraße und nahm nur solche Veränderungen vor, welche ihm sein inneres Gefühl dictirte. So verblieb dem Baron Friedrich Adolph von Haugwitz die hochwichtige Stelle eines Oberhofmarschalls und nun athmeten natürlich alle Diejenigen leicht auf, deren Anstellung und dienstliche Functionen von dem Oberhofmarschallamte abhiengen. So verblieben auch sämmtliche Minister und Geheimeräthe ganz unbehelligt auf ihren Posten und Einer derselben, der Kriegsminister, wurde sogar noch höher poussirt. Der Baron Hans Adam von Schöning nämlich, welchen — wie der Leser weiß — der verstorbene Kurfürst zu diesem Amte berufen und zugleich zu seinem Generalfeldmarschall ernannt hatte, stand gar tief in der Gunst Johann Georgs IV. und somit ernannte ihn dieser sofort — natürlich unter Beibehaltung seiner bisherigen Functionen — zum Commandeur der Leibgarde zu Fuß, sowie zum Kapitän des adeligen

Kadettencorps, welches zwei eben so angesehene als einträgliche Ehrenstellen waren. Ueberdem beehrte er ihn so durchaus mit seinem Vertrauen, daß er auch nicht eine einzige wichtigere Regierungsangelegenheit vornahm, ohne vorher mit ihm berathen zu haben, und somit konnte von jetzt ab Herr Hans Adam von Schöning, mit Ausnahme etwa des Prinzen Friedrich August, welchem der Kurfürst, wie wir schon früher bemerkten, mit der innigsten Bruderliebe zugethan war — als der einflußreichste Mann am Hofe gelten. Allein dieser sein Einfluß beruhte auf seinen Verdiensten, sowie auf der hohen Achtung, welche der junge Kurfürst für ihn hegte, und somit konnte man ihn keineswegs einen „Günstling" im gewöhnlichen Sinne des Worts nennen. Mit vollem Rechte dagegen gebührte dieser Titel dem Kammerherrn Baron Ferdinand von Pflug, dem Vertrauten Johann Georgs IV. schon von frühen Jugendzeiten her, denn in der Mitte December 1691 erschien plötzlich ein Decret, welches den seitherigen Oberkammerherrn Baron Philipp Ferdinand von Reibold in Ruhestand versetzte, während ein zweites Dekret diese Stelle dem bisherigen Kammerherrn von Pflug übertrug. Es erreichte somit Herr von Pflug in einem verhältnißmäßig noch sehr jungen Alter eines der wichtigsten Aemter am Hofe und nun konnte man natürlich nicht umhin, ihm eine äußerst glänzende Zukunft zu prophezeihen.

Solches waren die Hauptveränderungen, welche Kurfürst Johann Georg IV. in seiner nächsten Umgebung vornahm, und man wird zugestehen müssen, daß er mit großer Mäßigung zu Werke ging. Auch erkannte man dies allgemein an, sowohl am Hofe, als auch unter dem Volke, so daß die wenigen Stimmen, welche sich wegen Nichterfüllung der von ihnen gehegten Hoffnungen mißbilligend äußerten, völlig verhallten. Ganz anders dagegen fiel das Urtheil des Publikums in einer anderen Hinsicht aus, in Hinsicht nämlich der Herzensneigung des neuen Kurfürsten, so wie dieselbe bekannt wurde. Johann Georg IV. stand, wie wir wissen, schon seit lange in einem näheren Verhältniß zu der jungen Magdalene Sibylle von Neitschütz; allein wenn er ihr, so lange er

noch Kurprinz war, seine Besuche machte, so that er es heimlich, in guter Verhüllung und zu so später Stunde, daß er wegen der damaligen mangelhaften Beleuchtung der Straßen kaum fürchten mußte, erkannt zu werden. So blieb damals in der That jenes Verhältniß beinahe für Jedermann ein Geheimniß und nicht einmal seine Mutter wußte etwas Definitives. Nunmehr jedoch, da er der Herr im eigenen Hause geworden war, hielt er derlei Vorsichtsmaßregeln nicht mehr für so unbedingt nothwendig und nur zu oft setzte er sich über dieselben hinweg. Freilich zur offenen Geliebten nahm er die junge Dame auch jetzt noch nicht an, und sie war also weit entfernt, das zu sein, was man damals in Frankreich „Maitresse en titre" nannte. Dagegen scheute er sich nicht, halbe Tage oder auch ganze Nächte in ihrem Hause zuzubringen und überdem überhäufte er sie mit Präsenten aller Art. Auch setzte er ihren Vater in alle seine früheren Ehren und Würden wieder ein, und wenn ihre Mutter einen Wunsch hegte, so konnte sie, selbst wenn derselbe etwas weit ging, stets der Gewährung sicher sein. Endlich durfte Fräulein Sibylle bei keiner Gelegenheit fehlen, wo der Hof sich mit irgend etwas divertirte — eigentliche Feste gab man übrigens in den ersten Monaten nach dem Tode Johann Georgs III. der Trauer wegen nicht — und der Kurfürst scheute sich dann nicht, sie ganz öffentlich vor allen anderen Damen auszuzeichnen. Auf diese Art documentirte Johann Georg IV. sein Liebesverhältniß zu Fräulein Magdalene Sibylle von Neitschütz und bald sprach alle Welt ganz offen davon. Wenn ich übrigens ehrlich sein soll, so muß ich hinzusetzen, daß Niemand mit Billigung davon sprach, sondern daß vielmehr die meisten Stimmen über ein solches Gebahren den Stab brachen, und zwar zum Theil mit Ausdrücken, die ich nicht wohl hier mit Anstand wiederholen kann. Umgekehrt aber darf ich auch nicht verschweigen, daß kein einziger Mensch es wagte, dem Kurfürsten deßhalb Vorstellungen zu machen, nur allein mit der Ausnahme der Kurfürstin Mutter, Königliche Hoheit. Doch selbst diese sah sich genöthigt, sogleich wieder von der Sache abzubrechen, weil ihr Sohn ihr schon bei den ersten Worten rundweg erklärte, kein un-

mündiges Kind mehr zu sein, das nöthig habe, in allen seinen Handlungen controlirt zu werden.

Derartig gestaltete sich das Leben am Hofe zu Dresden in den ersten zwei Monaten, nachdem Johann Georg IV. die Regierung angetreten hatte; im Ganzen genommen aber verging ein Tag fast wie der andere, ohne besondere Abwechslung. Da, zu Ende des December, konnte man im Kriegsministerium eine ganz eigenthümliche Rührigkeit wahrnehmen, und mehrmals hinter einander hatte der Feldmarschall von Schöning Audienz beim Kurfürsten. Auch gingen zwischen den beiden Höfen von Berlin und Dresden fast beständig Couriere hin und her und ganz dasselbe fand etwas später auch zwischen den Höfen von Hannover und Dresden statt. Es schien also etwas Wichtiges im Werke zu sein, zugleich aber auch Etwas, das die größte Geheimhaltung erforderte, da Niemand am ganzen Hofe, die sehr wenigen Eingeweihten allein ausgenommen, der Sache auf den Grund kommen konnte. Endlich mit dem Beginn des neuen Jahres schien der ewige Courierwechsel zwischen den drei Höfen wenigstens ein theilweises Resultat zu Stande gebracht zu haben, denn am 6. Januar Morgens schon sehr frühe fand in dem Privatcabinet des Kurfürsten eine Conferenz statt, zu welcher, außer dem Feldmarschall von Schöning, auch noch der Prinz Friedrich August und der Geheimeraths-Präsident v. Gersdorf geladen worden waren.

Johann Georg IV. war sehr freundlich und gab Jedem der Eintretenden die Hand. Insbesondere freundlich aber wandte er sich an den Generalfeldmarschall Hans Adam v. Schöning. „Ich habe," sagte er, „gestern Abend ein Privat-Schreiben von meinem Vetter, dem Kurfürsten Friedrich III., erhalten und es wird Ihnen, mein lieber Schöning, zur besonderen Genugthuung gereichen, daß jetzt endlich Brandenburg sich im Allgemeinen mit Ihren Vorschlägen und Plänen für einverstanden erklärte. Wir sollen dieselben näher premiren, um sie dann bei einer Zusammenkunft in Torgau, welche mir mein Vetter zu diesem Behufe auf die nächsten Tage vorschlägt, genau zu fixiren und sofort dem Hofe von Hannover vorzulegen."

„In Wahrheit, mein allergnädigster Herr," erwiederte der Feldmarschall in hohem Grade erregt, „etwas Angenehmeres gibt es gar nicht für mich zu hören. Ich halte es für das Wohl Deutschlands für durchaus unerläßlich, daß wir uns endlich von dieser unseligen Politik des Wiener Hofes lossagen und unseren eigenen Weg auf eigenen Füßen verfolgen."

„Und du, mein theurer Bruder," fragte sofort der Kurfürst den Prinzen Friedrich August; „bist du immer noch nicht zu unserer Ansicht bekehrt?"

„Nein," erklärte der Prinz in sehr entschiedenem Tone; „nein, das bin ich nicht und werde es auch nie werden. Wohl gebe ich zu, daß die Ansichten des Generalfeldmarschalls, den ich mit Stolz meinen väterlichen Freund nenne, in sehr vielen Punkten durchschlagend sind, aber consequent durchgeführt führen sie zur Auflösung des deutschen Reichs und vor diesem Schritte schrecke ich zurück."

„Und ich," entgegnete Hans Adam von Schöning mit nicht minderem Nachdruck, „ich hege die feste Ueberzeugung, daß dieß der einzige Weg ist, Deutschland zu regeneriren. Das Undeutsche muß aus Deutschland hinaus und undeutsch ist die Politik des Hauses Habsburg, seitdem es die Krone Ungarn und seine Besitzthümer in Italien gewonnen hat. So ist auch der seit drei Jahren andauernde Krieg des römischen Reichs gegen Frankreich durchaus undeutsch, denn es handelt sich dabei rein blos um das Interesse des Hauses Habsburg, welches die deutschen Staaten in Mitleidenschaft zieht, um seine eigenen Kräfte so sehr als möglich zu schonen. Wenn's aber zum Frieden kommt, wer wird dann die Zeche bezahlen müssen? Ei natürlich, weder Oesterreich noch Frankreich, sondern ganz allein das deutsche Reich, wie das die Erfahrung der letzten zwei Jahrhunderte hinlänglich bewiesen hat."

„Genug, meine Herren," entschied jetzt der Kurfürst Johann Georg, „wir wollen den alten Streit nicht erneuern, sondern ich habe Sie vielmehr berufen, um die einzelnen Punkte festzusetzen, welche die Grundlage des zwischen Sachsen, Brandenburg und Hannover abzuschließenden Vertrags bilden sollen. Also an's Geschäft, meine

Herren, und so rasch als möglich, damit bis zum Mittag ein Courier nach Berlin abgehen kann."

Die drei Herren verneigten sich und Feldmarschall von Schöning zog sofort ein Papier aus der Tasche. „Ich habe," sagte er, „vorläufig einen Entwurf aufgesetzt, an dessen Hand wir weiter gehen können und wenn es Kurfürstliche Durchlaucht erlaubt, so will ich denselben vorlesen."

Der Kurfürst nickte und der Feldmarschall begann seinen Vortrag; allein der Leser würde es mir wohl wenig Dank wissen, wenn ich ihm nun die ganze nachfolgende politische Staatsverhandlung zum Verspeisen geben würde. Vollständig übrigens mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen, ist mir ebenso wenig gestattet, denn es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als um die Gründung eines Norddeutschen Bundes, welcher in allen politischen Fragen vom Kaiserhofe zu Wien ganz unabhängig dastehen sollte. Die Ehre der Autorschaft dieses Gedankens gebührte dem Feldmarschall von Schöning und seine unausgesetzten Bemühungen brachten es auch so weit, daß Sachsen, Brandenburg und Hannover deßhalb in geheime Unterhandlungen mit einander traten. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg meinten es dabei ganz ehrlich, ohne jeden Hinterhalt, und jetzt eben machte der von Brandenburg den Vorschlag, auf einer persönlichen Zusammenkunft in Torgau einen vorläufigen Vertrag abzuschließen. Einen Vertrag, sage ich, dahin gehend, daß man dem Kaiser gemeinsam erkläre, in dem Krieg gegen Frankreich von nun an neutral bleiben zu wollen, weil er die norddeutschen Interessen nicht berühre. Wenn aber später Hannover mit den kleinen welfischen Herzogthümern dem Vertrage beigetreten sein würde, dann wollte man ganz offen den Norddeutschen Bund als eine fertige Thatsache proclamiren und damit den bisherigen faulen Zuständen im heiligen römischen Reiche ein Ende machen.

Also um etwas wirklich Großartiges handelte es sich und man wird es daher ganz begreiflich finden, daß die Conferenz mehrere Stunden in Anspruch nahm. Endlich jedoch, obwohl nur erst nach sehr heftigen Debatten, war man über alle Punkte in's Reine ge-

kommen und nun erhob sich der Kurfürst äußerst befriedigt. „Also bis übermorgen," sagte er, den Herren zum Abschied die Hand reichend, „reisen wir nach Torgau ab und am 10. treffen wir dort mit dem Kurfürsten von Brandenburg zusammen. Wohlverstanden übrigens, meine Herren, diese Torgauer Conferenz darf in den Augen der Welt, und insbesondere in denen des Wiener Hofes für nichts Anderes angesehen werden, denn für eine freundschaftliche Familienzusammenkunft und deßwegen werde ich auch meine Mutter bitten, uns mit einem Theil ihres Staates dahin zu begleiten. Mein Vetter Friedrich III. von Brandenburg hält es ebenso, das heißt, er bringt seine schöne Gemahlin nebst noch verschiedenen anderen Damen mit, und in Betracht dessen wird es uns leicht werden, den eigentlichen Zweck zu verbergen. Natürlich," setzte er unwillkürlich hinzu, „vorausgesetzt, daß keiner von denen, welche in das Geheimniß eingeweiht sind, zu frühe plaudert."

So nahm denn die Conferenz ihr Ende und unmittelbar darauf begab sich der Kurfürst zu seiner Mutter, um ihr anzukündigen, daß er ihre Betheiligung an der Reise nach Torgau wünsche. Sie sagte auch sogleich mit Freuden zu, so wie sie hörte, daß es sich dabei um Besprechung von Verwandtschafts-Interessen handle, und in nicht geringer Aufregung ließ sie sofort unmittelbar nach der Entfernung des Kurfürsten, ihren anderen Sohn, den Prinzen Friedrich August, zu sich bitten.

„Du weißt ohne Zweifel von der Reise nach Torgau?" rief sie ihm bei seinem Eintreten mit strahlenden Augen entgegen.

„Gewiß, meine Mutter," erwiederte er mit einem etwas verwunderten Blicke, denn er konnte ihre Aufregung nicht begreifen.

„Eine Familienzusammenkunft soll's sein?" fuhr sie fort. „Eine Zusammenkunft, auf der man Verwandtschaftsinteressen bespricht?"

„Ganz richtig, meine Mutter," versetzte Prinz Friedrich August. „So bin auch ich belehrt worden."

„Nun," rief sie in noch größerer Aufregung, „was kann's also anders sein, als die Anbahnung eines Ehebündnisses mit einer Brandenburgerin? Warum wäre sonst die Kurfürstin Sophie Char-

lotte eingeladen worden, die Damen ihres Hofes mitzubringen? Gewiß, es muß so sein und ohne Zweifel hat Georg seine Augen gerade auf dieselbe Schönheit gerichtet, welche ich ihm längst in meinem Innern zudachte, ich meine die Prinzessin Eleonore Erdmuthe Louise, die Tochter des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Eisenach, welche man allgemein nur die schöne Wittwe von Anspach nennt?"

„Meine Mutter," erwiederte Friedrich August, indem er leicht mit den Achseln zuckte. „Du täuschest dich vollkommen. Mein Bruder denkt auch nicht im geringsten an's Heirathen und am allerwenigsten denkt er an die schöne Wittwe von Anspach."

Die Frau Kurfürstin-Wittwe sah ihren Sohn groß an, als dieser sich so bestimmt äußerte, und dann überließ sie sich einen Augenblick dem Nachdenken. „Du sprichst dich so aus," meinte sie sofort, „als ob du deiner Sache gewiß wärest. Allein was sollen wir dann in Torgau?"

„Es ist das Etwas, worüber mir verboten ist zu sprechen," entgegnete Friedrich August, „und überdem berührt es dich auch nicht näher, da du dich nie viel um Politik bekümmert hast. Dagegen schwöre ich es dir zu: mit dem Heirathen hat die Reise nach Torgau nichts zu thun."

Wiederum sah die Frau Kurfürstin-Mutter ihren Sohn scharf an und dann überließ sie sich dem zweiten längeren Nachdenken. „Ich will dir Glauben schenken, mein Friedrich August," sprach sie dann ruhig und kalt; „aber," setzte sie drauf mit plötzlichem Aufleuchten der Augen hinzu, „wie nun, wenn das ein Wink der Vorsehung wäre?"

„Ich verstehe dich nicht, meine Mutter," versetzte der Prinz, als ihn seine Mutter gleichsam fragend ansah.

„Du kennst die schöne, junge Dame, die Wittwe des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Anspach, von der wir so eben gesprochen haben?" fragte jetzt die Kurfürstin-Mutter.

„Gewiß," nickte Friedrich August. „Ich habe sie in früheren Jahren mehrmals gesehen und gesprochen."

„Was hältst du von ihr?" fuhr die Kurfürstin-Mutter fort.

„Sie wird," war die Antwort des Prinzen, „wegen ihrer

Herzensgüte allgemein verehrt und wegen ihrer Schönheit allgemein bewundert."

„Dein Urtheil ist auch das meinige," sagte die Kurfürstin-Mutter, ihm freudig beistimmend, „und eben deßwegen bin ich fest überzeugt, wenn dein Bruder sie sieht, so muß er von ihr bezaubert werden. Gewiß, er kann ihr nicht widerstehen, wenn sie ihn anlächelt, und darum wollen wir vor allem dafür sorgen, daß die Kurfürstin von Brandenburg nicht vergißt, ihre schöne junge Base Louise mit nach Torgau zu bringen."

„Ihre schöne junge Base?" wiederholte der Prinz Friedrich August. „Du vergißt, meine Mutter, daß sie bereits oder doch nahezu das dreißigste Jahr erreicht hat. Sie ist also um beinahe sieben Jahre älter als Johann Georg."

„Aber," rief die Kurfürstin-Mutter mit strahlenden Augen, „sie sieht so jugendlich frisch aus, wie eine Jungfrau von Achtzehn, und immer mehr befestigt sich deßhalb in mir die Ueberzeugung, daß die schöne Wittwe von Anspach dazu bestimmt ist, das Bild jener frechen Person, jener Neitschütz, aus dem Herzen meines Aeltesten zu vertreiben. Dieß zu bewerkstelligen, wollen wir Viere, du, der Kurfürst Friedrich III., seine Gemahlin Sophie Charlotte und ich, uns fest vereinen und gieb Acht, der Erfolg krönt unsere Bemühungen. Laß mich also schnell an Sophie Charlotte, meine Freundin, schreiben, um sie nebst ihrem Gemahl für meinen Plan zu gewinnen, und dann sorge mir dafür, daß mein Brief augenblicklich, aber ganz insgeheim, durch einen Expressen nach Berlin befördert werde."

Der Prinz Friedrich August sah, daß seiner Mutter Herz an diesem Gedanken hing und selbstverständlich ging also der Brief an die Frau Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg schon eine Stunde später nach Berlin ab.

Am 9. Januar 1692 ward, wie es der Kurfürst Johann Georg IV. festgesetzt hatte, die Reise nach Torgau angetreten und am 10. traf man daselbst auf dem Schloß Gartenfels ein. Nicht lange hernach kam auch der Kurfürst Friedrich III. mit seiner Gemahlin an, und unter den mitgebrachten vielen weiteren Gästen

befand sich richtig die schöne Wittwe von Anspach, welche seit dem Tode ihres Gemahles anno 1686 ihren Wohnsitz am Hofe von Berlin aufgeschlagen hatte. Auch hatte die Frau Kurfürstin-Mutter von Sachsen nicht zu viel gesagt, wenn sie sich vorhin des Ausdruckes über sie bediente: „sie sehe so jugendlich frisch aus, wie eine Jungfrau von achtzehn Jahren," und überdem war ihre ganze Erscheinung so sittsam — anmuthig — bescheiden, daß Jedermann, der mit ihr in nähere Berührung kam, nothwendig für sie eingenommen werden mußte. Die Mutter Johann Georgs gerieth also in förmliches Entzücken über die schöne Wittwe und trat sogleich in Unterhandlung mit dem kurfürstlichen Paar von Brandenburg, um dasselbe für den Plan einer Heirath zwischen Johann Georg IV. und der Wittwe Louise zu gewinnen. Das kurfürstliche Paar aber ging mit Freuden auf diesen Plan ein und in einer vertraulichen Besprechung, zu welcher man auch den Prinzen Friedrich August beizog, wurde alles Nähere hierüber vorläufig festgesetzt. Nur die Kleinigkeit fehlte noch, die Einwilligung des zu verheirathenden Paares; allein der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., stand dafür ein, daß die Wittwe Louise nicht Nein sagen werde, und ganz mit derselben Zuversicht machte sich Anna Sophia von Sachsen für das Jawort ihres Sohnes Johann Georg verbindlich. Sie sah nur mit ihren eigenen Augen und hielt es daher für rein unmöglich, daß es Irgendjemanden geben könne, der die Frau Louise von Anspach nicht für die Liebenswürdigste der Liebenswürdigen halten würde. Doch nahm sie sich vor, mit Subtilität zu Werke zu gehen, weil sie wohl wußte, daß sie — sie kannte die Halsstarrigkeit Johann Georgs — durch ein allzu vorschnelles Eingreifen leicht Alles verderben könnte.

Schon am zweiten Tage nach der Ankunft der hohen Herrschaften auf Schloß Gartenfels war man über den Vertrag, von dem ich weiter oben gesprochen, in's Reine gekommen und beide Kurfürsten ratificirten ihn sofort, jedoch mit der Clausel, daß er erst dann rechtskräftig werden solle, wenn der Herzog von Hannover demselben beigetreten sein werde. Den eigentlichen Zweck

der Zusammenkunft hatte man also in kürzester Frist erreicht und somit konnten die hohen Herrschaften, wenn sie wollten, schon am dritten Tage wieder nach Hause kehren. Davon aber war keine Rede, sondern dieselben blieben vielmehr eine volle Woche lang und vergnügten sich diese Zeit über ganz vortrefflich. Insbesondere wurden mehrere lustige Schlittenpartieen veranstaltet und Abends setzte man sich bei Conzert und Spiel zusammen. Dabei aber traf es sich merkwürdigerweise immer so, daß die schöne Wittwe von Anspach sich an der Seite des Kurfürsten Johann Georg befand, Und dies schien dem jungen Herrn gar nicht unangenehm zu sein, denn er unterhielt sich, wenigstens zeitweise, ziemlich lebhaft mit ihr und es gab sogar Augenblicke, wo er wirklich vergnügt aussah. Wenn ich nun übrigens nach dem wahren Grunde forsche, warum die hohen Herrschaften so lange in Torgau verweilten, so lag derselbe weder in den Schlittenfahrten, noch in den Abendunterhaltungen, sondern vielmehr darin, daß die beiden Kurfürsten aus Freude über den abgeschlossenen Tractat und zu seiner Bekräftigung den Entschluß gefaßt hatten, einen eigenen gemeinsamen Ritterorden zu stiften. Dieser Orden hieß „der von der guten Freundschaft" oder auch „der vom güldenen Bracelet", und er hieß so, weil er aus einem schweren goldenen Medaillon bestand, welches an einem goldenen Bracelet oder Armband befestigt war und dessen rechte Seite die Namenschiffern der beiden Kurfürsten trug mit der Unterschrift: „Aufrichtige Freundschaft". Eben so sinnreich waren die Emblême der linken Seite ausgedacht, denn man sah dort zwei geharnischte in einander geschlossene Hände und darunter in Form eines Andreaskreuzes Schwert und Scepter mit den Worten: „Uny pour jamais". Was Wunder also, wenn die Graveure und Goldarbeiter, trotzdem sie Tag und Nacht arbeiteten, eine ziemliche Zeit brauchten, bis sie mit etlichen Dutzenden von Ordenszeichen fertig wurden? Endlich am 16. Januar lieferten sie ihre Arbeit ab und nun konnten die beiden Kurfürsten am 17. an die Verleihung des Ordens gehen. Weil es aber in ihrer Intention lag, daß der neue Orden des höchstens Ansehens genieße, zeigten sie sich mit seiner Verleihung nicht besonders frei-

gebig, sondern jeder Kurfürst schlug nur zwölf Herrn seines Hofes zu Rittern und selbstverständlich nur die Hervorragendsten unter ihnen.

Nunmehr nach vollzogenem Ritterschlage gab es keinen Grund mehr, noch länger in Torgau oder vielmehr auf Schloß Gartenfels zu verweilen, und am 18. traf man daher beiderseitig Anstalt zur Abreise. Auch erfolgte diese von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg am 19. in der Früh und Johann Georg IV. unterließ es nicht, seinen scheidenden Gast noch eine Strecke Wegs zu Pferd zu begleiten. Johann Georg that dies rein Höflichkeitshalber und ohne irgend ein anderes Motiv dabei zu haben, allein seine Mutter, die Kurfürstin Wittwe Anna Sophie, legte ihm diesen Schritt ganz anders aus und meinte, er sei geschehen, um der schönen Wittwe von Anspach noch ein zweites Mal die Hand zum Abschied drücken zu können. Sie konnte daher, weil sie wohl wußte, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm sei, die Zeit kaum erwarten, wo sie Gelegenheit fände, mit ihm unter vier Augen zu reden, denn sie zweifelte nicht im geringsten, daß dann schnell Alles in's Reine kommen werde.

Wie ganz anders aber als sie erwartet hatte, fiel das Resultat aus! Am 20. Januar war der Hof nach Dresden zurückgekehrt und von da an trat eine für diese Jahreszeit ganz ungewöhnlich milde Witterung ein. Der junge Kurfürst begab sich daher oft des Nachmittags in den von seinem Großvater angelegten sogenannten italienischen — nachher türkischen — Garten an der plauischen Straße, um die Verbesserungen, die er eben an dem prachtvollen Palais inmitten des Gartens vornehmen ließ, zu inspiciren, und fast regelmäßig traf er da mit Fräulein Magdalene Sibylle von Neitschütz zusammen, welche natürlich die Zeit seines Kommens genau kannte. Gab es doch dorten der wunderschönen Punkte eine Menge, sowie es auch namentlich an heimlichen Bosquetten und Grotten nach türkischer und italienischer Art nicht fehlte! Eines Mittags, zu Ende des Januar, hatte Johann Georg abermalen den Garten aufgesucht und war eben im Begriff, seinem Lieblingsplätzchen zuzuwandeln, wo er gewiß sein konnte, Fräulein

von Reitschütz zu finden, als ganz unvermuthet seine Mutter aus einer der Seitenalleen heraustrat. Gleichsam instinctmäßig wollte er ihr ausweichen; allein es war schon zu spät, denn sie hatte ihn bereits bemerkt und nahm daher die Richtung auf ihn zu.

„Du siehst heute sehr nachdenklich aus, mein Sohn," sagte die Kurfürstin=Wittwe, indem sie ihren Blick fest auf ihm ruhen ließ, „und gestern warst du doch so überaus heiter. Willst du nicht deine Bekümmernisse in der Mutter Brust ausschütten?"

„Du hast ein scharfes Auge, meine Mutter," erwiederte der Sohn, „denn in der That ist meine Stimmung heute eine ganz andere als gestern, obwohl vielleicht ohne Grund. Gestern nämlich erhielt ich Nachrichten, die mich hoffen ließen, daß die Torgauer Zusammenkunft ihre guten Früchte für mich tragen werde, und heute ist Grund vorhanden, daran zu zweifeln. Allein ich spreche da von Dingen, welche dir gänzlich fremd sind, und so wollen wir lieber davon abbrechen."

„Meinst du?" lächelte die Kurfürstin=Mutter. „Wie nun aber, wenn ich dir sage, daß ich die feste Ueberzeugung hege, es werde aus jener Zusammenkunft ein äußerst segensreicher Bund für dich hervorgehen?"

„Ein segensreicher Bund?" rief der junge Kurfürst im höchsten Grade erstaunt. „Von wem hast du Kenntniß hierüber erhalten?"

„Von wem, mein Sohn?" meinte die Kurfürstin=Wittwe, ihm freundlich auf die Achsel klopfend. „Nun, meine Augen haben mir diese Kenntniß verschafft."

„Unmöglich!" sprach Johann Georg in einem noch erstaunteren Tone. „Deine Augen können dir nichts von dem Bündniß erzählt haben, das ich mit dem Kurfürsten von Brandenburg einging."

„Ja," erwiederte Anne Sophie, „meine Augen haben mir gesagt, daß du Willens seiest, mit Friedrich III. in ein näheres Verhältniß zu treten, und außer mir haben das noch Viele gemerkt."

„Mir rein unbegreiflich!" versetzte Johann Georg, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr. „Wir hielten doch ab=

sichtlich unsere Besprechungen ganz insgeheim und ich will nicht hoffen, daß eine verrätherische Zunge . . . . ."

„Mein Sohn," unterbrach ihn die Kurfürstin-Wittwe, „warum wollen wir denn nicht lieber gerade heraus reden? Du bist Willens, durch die Hand der schönen Markgräfin Louise in ein nahes Verwandtschaftsverhältniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg zu treten, und ich habe Grund zu glauben, daß ein solcher Ehebund dem Kurfürstenhause von Berlin nur im höchsten Grade willkommen sein kann."

Johann Georg IV. prallte nun ein paar Schritte zurück, als er seine Mutter so sprechen hörte, und brach dann den Augenblick darauf in ein schallendes Gelächter aus. „Also von einem Ehebündniß hast du bisher gesprochen?" rief er. „Mein Gott, war das ein komisches Mißverständniß! Aber," setzte er sofort sich fassend hinzu: „aber meine Mutter, in dieser Hinsicht bist du in einem vollständigen Irrthum befangen. Ich dachte noch nie an's Heirathen und am allerwenigsten an eine Heirath mit der verwittweten Markgräfin von Anspach."

Die Reihe des Erstaunens, zugleich aber auch der Enttäuschung kam nun an die Frau Kurfürstin-Wittwe und sie sah ihren Sohn mit ganz verwirrten Augen an. „Ich begreife dich wahrhaftig nicht," sagte sie. „Welches andere Bündniß sollte ich denn im Auge gehabt haben? Ueberdem, wie magst du nur in diesem Ton von der Frau Markgräfin Louise sprechen? Sah ich nicht deutlich, wie du in Torgau jede Gelegenheit suchtest, dich mit ihr zu unterhalten, und ist sie nicht bei unsern Schlittenfahrten immerfort an deiner Seite gesessen? Noch mehr, hast du ihr nicht bei ihrem Abgang zu Pferde das Geleite gegeben, so daß jedem Kinde deine Neigung zu ihr offenbar werden mußte? Und trotz allem dem willst du jetzt behaupten, du habest noch nie an eine Heirath mit ihr gedacht?"

„Meine Mutter," erwiederte sofort der junge Kurfürst sehr ernsthaft und zugleich sehr förmlich, „ich sehe jetzt, wo hinaus Sie wollen, aber ich wiederhole Ihnen, daß mir noch nie, auch nur mit einem einzigen Gedanken eine eheliche Verbindung mit der von

Ihnen genannten Dame in den Sinn gekommen ist. Wenn sie im Schlitten neben mir saß, so geschah es, weil man mir sie als Gefährtin gab, und wenn sie Abends beim Spiele oder sonst an meiner Seite sich niederließ, so war es wieder nicht ich, der sie dazu veranlaßte. Eben so wenig galt mein Geleit ihr, sondern vielmehr ihrem Vetter, dem Kurfürsten, und es lag darin nichts als eine Höflichkeitsbezeugung. So und nicht anders verhält sich die Sache, meine Mutter."

„Damit," rief die Kurfürstin-Wittwe gereizt, „damit willst du wohl sagen, die Markgräfin Louise sei dir ganz gleichgiltig? Pfui, pfui, wie du dich so verstellen magst! Du bringst eine ganze Woche lang jeden Tag mit offenbarer Vorliebe ein paar Stunden an der Seite der schönsten und liebenswürdigsten Dame von der Welt zu und behauptest dann, daß diese Dame für dich eigentlich gar nicht existirt! Ha, ha, ha, ha! Am Ende hast du sie gar nicht einmal näher betrachtet!"

„So wenig," sprach Johann Georg IV. noch ernsthafter und förmlicher als zuvor, „daß ich, und wenn es das Leben gälte, nicht einmal anzugeben wüßte, ob sie schwarze oder braune oder blaue Augen hat."

Bei diesen Worten ihres Sohnes färbten sich die Wangen der Kurfürstin-Mutter immer röther und ihre Augen fingen an vor Zorn zu strahlen. „Das geht zu weit," sagte sie, sich nur mühsam fassend, „und ich verlange daher eine unumwundene Antwort von dir. Willst du die bereits eingeleitete Verbindung mit der verwittweten Markgräfin wieder auflösen? Willst du das und damit auf mich, deine Mutter, die Schande des gebrochenen Wortes laden?"

„Wer," war die kalte Antwort des Sohnes, „wer hat Ihnen den Auftag gegeben, eine derartige Verbindung einzuleiten?"

Jetzt brach der Zorn der Kurfürstin-Wittwe los. „Wer mir den Auftrag gegeben hat?" rief sie. „Das Ehrgefühl hat ihn mir gegeben. Glaubst du, ich wisse nicht, in welchen nichtswürdigen Banden du gefangen gehalten wirst? Aus diesen wollte ich dich befreien. Einer ehrlosen, feilen Buhlerin wollte ich dich

entreißen und dir dafür eine verehrungswürdige, edle Gemahlin geben. Aber ich sehe schon, jene nichtswürdige Creatur . . . . ."

„Stille!" unterbrach sie der junge Kurfürst mit einer Stimme, die fast dem Donner glich, und dabei blitzte es aus seinen Augen wie Wetterleuchten. „Stille, oder ich vergesse, daß Sie meine Mutter sind. Das süßeste Wesen der Welt, meine angebetete Sibylle, wagen Sie auf solch' niederträchtige Weise zu verunglimpfen? Sie wagen es, weil sie bisher nur meine stille Geliebte war. Aber, beim Himmel, das soll anders werden! Fort mit der falschen Scheu und den thörichten Rücksichten! Oeffentlich, als wäre sie mir angetraut, will ich künftig mit ihr leben und der ganze Hof, Sie voran, soll ihr dieselbe Ehrerbietung zollen, als wäre sie die regierende Kurfürstin von Sachsen."

Er sprach das in wilder, furchtbarer Aufregung und die Frau Kurfürstin-Wittwe sah nun wohl ein, daß sie seinen Jähzorn auf thörichte Weise gereizt habe. Sie war deßwegen auch bereit einzulenken und besann sich schon auf begütigende Worte; allein eben jetzt zeigte sich in der Ferne die Gestalt des Fräuleins von Neitschütz und urplötzlich rannte nun der Kurfürst in dieser Richtung fort, ohne sich auch nur noch einmal nach seiner Mutter umzusehen. Was blieb also dieser anders übrig, als den Garten zu verlassen und sich in's Schloß zurück zu begeben? Dieß that sie denn auch sogleich; doch konnte sie nicht umhin, zu ihrem tiefsten Leide noch vorher deutlich genug wahrzunehmen, wie ihr Sohn, der Kurfürst, dem Fräulein von Neitschütz ganz offen den Arm reichte, gerade, als wäre sie eine ihm ebenbürtige Dame.

Die Kunde dieses Auftritts, freilich zum Theil sehr übertrieben und entstellt, verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch ganz Dresden, denn mehrere Gärtner und sonstige Bedienstete hatten denselben beobachtet und fanden sich natürlich nicht gebunden, ihrer Zunge einen Knebel anzulegen. Auch sonstige Gerüchte über das Verhältniß des Kurfürsten zu dem Fräulein von Neitschütz tauchten nun in Masse auf und wurden sämmtlich als verbürgte Thatsachen colportirt, obwohl sie nur zu oft den Stempel der Lüge an der Stirne trugen. Zwischen dem Erlogenen und Er-

dichteten übrigens figurirte leider nur zu viel Wahres und dieses Wahre allein hätte schon hingereicht, um das Publikum und den Hof in einer beständigen Aufregung zu erhalten.

Schon am ersten Tage nach dem heftigen, soeben von uns geschilderten Auftritte konnte man in dem großen, der kurfürstlichen Residenz gegenüber hart an der Elbbrücke liegenden Palais, welches bisher dazu gedient hatte, höher gestellte Fremde und außerordentliche Gesandtschaften zu beherbergen, ein ganz eigenthümliches Leben bemerken, denn es wurde allda nicht blos gescheuert und geputzt, sondern man brachte auch in der Möblirung und sonstigen Ausschmückung großartige Verschönerungen an, gerade wie wenn ein äußerst vornehmer Gast, den man besonders ehren wolle, erwartet würde. Wer war nun dieser vornehme Gast? Die mit den Verschönerungen beschäftigten Handwerksleute und Bediensteten konnten es natürlich nicht sagen, und derjenige, der es sagen konnte, wenn er wollte, der das ganze Geschäft überwachende und leitende Oberkammerherr v. Pflug, schwieg so still wie das Grab. Man erging sich also in den verschiedensten Vermuthungen und einige derselben, welche ein besonderes Gewicht darauf legten, daß auch der verdeckte Weg, der von dem Palais über die Straße in's Schloß hinüberführte, der vom Volk sogenannte „schwarze Gang" wieder in guten Stand versetzt wurde, schossen auch in der That nicht weit am Ziele vorbei. Allein eine Gewißheit hatte man deßwegen doch nicht und man mußte sich eben in Geduld fassen. Zum Glück übrigens nicht allzu lange; nur bis zum achten Februar. An diesem Tage nämlich Morgens gleich nach zehn Uhr fuhr ein sechsspänniger bedeckter Hofwagen nach dem Taschenberge hinauf und hielt vor dem Neitschütz'schen Hause. Einige Minuten später stieg Fräulein Sibylle von Neitschütz, begleitet von ihrer Mutter und ihrer Kammerzofe, in den Wagen und dieser fuhr sofort den Taschenberg wieder herab, um seinen zweiten Halt vor dem bewußten großen Palais der königlichen Residenz gegenüber zu machen. Dort stand unter dem Portal der Kurfürst Johann Georg IV. in Person und hinter ihm hielten mehrere festlich gekleidete Damen nebst einer ganzen Reihe gallo-

nirter Bedienten. Sowie aber die schöne Sibylle aus dem Wagen herausgehoben worden war, reichte ihr Johann Georg zärtlich die Hand und geleitete sie die Treppe hinauf in das Innere des Palais, das sie von nun an als das ihrige anzusehen hatte.

Das war's, was man am 8. Februar 1692 in Erfahrung brachte und natürlich wurden nun die Leute nicht müde, die Köpfe zusammenzustecken. Der nähere Sachverhalt kam übrigens bald genug zu Tag. Am 8. Februar nämlich war der Geburtstag — sie wurde damals 17 Jahre alt — des Fräuleins v. Neitschütz gewesen und als Angebinde schenkte ihr der Kurfürst den bewußten Palast nebst seiner fürstlichen Einrichtung. Auch gab er ihr mit dem Palaste eine Art von Hofstaat, nämlich die Frau von Arnim als Haushofmeisterin, Fräulein Agnes Dorothea von Kuhlau als Gesellschaftsfräulein, den schreibkundigen Rechner Christoph Heinrich Engelschall als Sekretär und eine Menge von untergeordneten Personen als Dienerschaft. Pferde und Equipagen fehlten natürlich ebenfalls nicht und noch weniger ein entsprechendes Einkommen, welches ihr auf die Rentkammer angewiesen wurde. Ja, um es an gar nichts mangeln zu lassen, erhielt sie außer einem Lustgarten im Dorfe Plauen und zwei Weinbergen in Costebaude auch noch die beiden sehr einträglichen Kammergüter Gorbitz und Pennerich, und mit Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten überraschte sie ihr Geliebter ohnehin fast tagtäglich. Doch nicht genug hieran; die kurfürstliche Huld ging auch noch über die Person des Fräuleins hinaus und überschüttete die ganze Neitschütz'sche Familie mit allerhöchsten Gnadenbeweisen. So wurde der Vater Sibyllens gleich den andern Tag, nachdem sie ihren Palast bezogen hatte, also am 9. Februar, zum Generallieutenant und Inhaber eines Dragoner-Regiments mit einem Gehalt von monatlich 200 Thalern befördert und dessen ältester Sohn rückte sofort vom Lieutenant zum Capitän der Grenadiere zu Pferd vor. Der zweite Sohn erhielt ebenfalls Capitäns-Rang und der dritte die Stelle eines Kammerherrn, trotzdem er noch keine neunzehn Jahre alt war. Der Hofrath Wolfgang Dietrich von Benchlingen endlich, der Gemahl Katharinens, der älteren Schwester Sibyllens, rückte im Kammer-

dienst — Kammerdirektor war der Geheimrath Baron Ludwig Gebhard von Hoym — in eine einträgliche Stelle vor und sein Vater, der Hofrichter in Leipzig avancirte zum Oberkonsistorial-Präsidenten in Dresden; die Mutter Sibyllens aber, die Generalin, wie sie jetzt hieß, welche die Honneurs im Palais ihrer Tochter machte, erfreute der Kurfürst mit fast überreichen Tafelgeldern, sowie noch überdem mit beliebigen Lieferungen an Viktualien, Wildpret, Wein und Brennholz, womit sie anfangen könnte, was sie wollte. So ward in jeglicher Beziehung für die sämmtlichen Mitglieder der Reitschütz'schen Familie gesorgt, und es bewahrheitete sich also der Satz, daß das goldene Zeitalter für sie beginnen werde, sobald Sibylle und der Kurfürst ein Liebespaar geworden seien, in allen seinen Theilen vollkommen.

Etwas Aehnliches hatte die Stadt Dresden bis jetzt noch nie gesehen, denn wenn man auch vielleicht nicht behaupten konnte, daß unter den früheren Kurfürsten und Herzogen Sachsens gar kein Einziger gewesen sei, der in Sachen der Frau Venus sich ein Vergehen vorzuwerfen gehabt habe, so stand doch wenigstens so viel fest: offen vor aller Welt hatte noch Keiner mit einem Liebchen zusammengelebt. Noch weniger würde es Einer mit seiner Würde für vereinbar gehalten haben, dieses sein Liebchen so zu stellen, wie die französischen Könige mit ihren Gunstdamen thaten, und in so fern war also noch gar nie in Dresden ein Aergerniß gegeben worden. Jetzt aber, ha! jetzt gab's auf einmal eine „Maitresse en titre," und zwar so zu sagen über Nacht, also ohne jene Uebergangsstadien, durch welche man sich hätte auf das Kommende vorbereiten können. Beim Himmel, das war ein ganz unerhörter Skandal, und deßwegen skandalisirte sich auch ganz Dresden daran!

Zwar allerdings an den Höfen fehlt es nie an servilen Seelen, welche gar keinen anderen Willen kennen, als den ihres jeweiligen Regenten, und unter den Angestellten gibt es ebenfalls immer solche, denen sogar die Sünde willkommen ist, wenn man durch sie sich poussiren kann. Solches war nun natürlich auch am sächsischen Hofe der Fall, und es beeilten sich daher gleich von Anfang an

verschiedene Herren und Damen, der Frau Baronesse Sibylle von Neitschütz in ihrem Palais die unterthänigste Aufwartung zu machen.* Freilich eine in Beziehung auf Charakter und Lebenswandel untadelhafte Persönlichkeit war nicht unter jenen Herren und Damen zu finden; eine höhere Stellung aber nahmen mehrere derselben ein, wie insbesondere der Oberhofjägermeister Wolf Dietrich, Baron v. Erdmannsdorf und der bereits weiter oben genannte Kammerdirektor, Geheimrath von Hoym. Einigen Anhang hatte die Favoritin also immerhin gleich von Anfang an, allein wenn ich die Wahrheit berichten soll, auch nur „einigen", denn die bei weitem größte Mehrzahl der Hof- und Staatsangestellten und darunter gerade die höchsten Chargen vom ältesten Adel hielten sich fern von ihr oder beobachteten doch wenigstens eine strenge Neutralität. Sie wollten den Kurfürsten als ihren Herrn nicht beleidigen und traten daher nicht in offene Opposition zu seiner Geliebten. Aus ihrem kalt-höflichen Betragen dagegen konnte man es gar wohl herauslesen, daß die tiefste Verachtung der Gunstdame in ihnen vorherrschte, und kein Entgegenkommen konnte sie bewegen, auch nur einen Augenblick lang aus dieser Kälte herauszutreten. Noch weit schroffer war das Betragen der Kurfürstin-Wittwe, jener strengsittlichen dänischen Königstochter Anna Sophie, von der wir schon mehrfach berichtet haben. Sie nämlich trat nicht nur in gar keine, auch nicht einmal in die entfernteste Berührung mit der Geliebten des Sohnes, sondern sie sprach sich bei jeder Gelegenheit ganz unumwunden auf eine Weise über sie aus, daß dieselbe vor Scham hätte in die Erde versinken sollen, und ebensowenig verschonte sie den Kurfürsten, ihren Sohn selbst. Auch gab sie ihren Worten dadurch Nachdruck, daß das Fräulein von Neitschütz in den Cirkeln, in denen sie sich bewegte, nie erscheinen durfte; von den Gesellschaften aber, welche der Kurfürst gab, blieb sie mit Ostentation fern und dasselbe that ganz natürlich ihre ganze Umgebung. Weniger streng trat der Prinz Friedrich August, der zweite Sohn der Kurfürstin-Wittwe, auf; dessenungeachtet aber wußte man allgemein von ihm, daß er mit seiner Mutter in ihren Ansichten über die Favoritin vollständig sympathisire und nicht min-

der war von ihm bekannt, daß er schon oft heftige Szenen deßhalb mit seinem Bruder, dem Kurfürsten, gehabt habe.

So standen sich am Hofe drei Partheien gegenüber; nicht so aber in der Stadt Dresden. Hier vielmehr herrschte die größte Einstimmigkeit und jeder Bürger ohne Ausnahme — die Hofhandwerksleute will ich übrigens selbstverständlich nicht hinzu rechnen — sprach sich mit offener Verachtung über den Maitressenskandal aus. In allen Wirthshäusern perorirte man darüber und selbst die Pfarrer auf den Kanzeln hielten mit ihrem verdammenden Urtheil nicht zurück. Ja noch mehr, es erschienen Pasquille über Pasquille zumeist in halsbrecherischen Knittelversen, und diese Verse sang man ganz ungescheut auf den Straßen und hinter dem Bierkrug ab. Kurz, ganz Dresden skandalisirte sich über den Skandal und mehr oder minder offen nahm das ganze Land Sachsen daran Theil. Doch eigenthümlich, zum Hauptgegenstand des Hohns und der Verachtung wählte man weniger das Liebespaar selbst, ich meine den Kurfürsten und sein Billchen, als vielmehr die Mutter der letzteren, die Frau Generalin v. Neitschütz. Fräulein Sibylle nämlich entschuldigte man mit ihrer Jugend und den Kurfürsten mit seinem Sinnenrausche; für die Mutter aber, „die Kupplerin", gab's gar keinen Entschuldigungsgrund, sondern man glaubte allgemein, daß sie den Kurfürsten durch ein Liebespulver oder einen sonstigen Zauber behext habe, um desto ungestörter als Raubhyäne die Reichthümer des Landes einsaugen zu können.

Man sieht, die Dresdner Bürger standen noch weit zurück in der Cultur, und ein feiner Pariser oder Versailler würde sich an ihrer engherzigen Moral geschämt haben. Doch die guten Bürger mochten räsonniren und schimpfen und sich scandalisiren, so heftig sie wollten, der Kurfürst Johann Georg IV. bekümmerte sich nichts darum, denn er lebte nur seiner Sibylle und fühlte sich glücklich in ihrem Besitze. So kam das Ende des Monats März herbei, ohne daß sich in der Stellung der Favoritin irgend etwas zu ihrem Nachtheil geändert hätte. Im Gegentheil befestigte sie sich mit jedem Tage mehr in ihrer Allgewalt über den verliebten Regenten, und in Folge dessen wußte auch ihre Mutter das Territorium

ihrer Goldernte um ein Bedeutendes zu vergrößern. Da mit einem Male, so zu sagen Knall und Fall, sollte diesen Zuständen ein Ende gemacht werden.

Der Prinz Friedrich August pflegte seit längerer Zeit jeden Morgen, nachdem er einige Stunden auf's eifrigste den Studien gewidmet, einen tüchtigen Ritt zu machen und Niemand begleitete ihn dabei, als sein Liebling, der Kammerjunker von Vitzthum. Dabei schlug er das eine Mal diese, das andere Mal jene Richtung ein; in den letzten Tagen des März 1692 aber ging sein Lieblingsweg durchs Wilsdruffer Thor am Falkenhof vorbei dem sogenannten Feldschlößchen zu und von da auf einem großen Umweg wieder nach Dresden zurück. Auch am Letzten des genannten Monats März ritt er wieder, begleitet von Vitzthum, um 11 Uhr Vormittags dem Wilsdruffer Thore zu und wie er dasselbe passirt hatte, wollte er eben seinem Pferde die Sporen geben, um in schnellerem Tempo dahinzusprengen, als ihm plötzlich ein altes Weib, das, wie es schien, eigens hier auf ihn wartete, mit einem Brief in der Hand in den Weg trat.

„Was willst du, Frau?“ sagte der Prinz, indem er gutmüthig wie er war, sein Pferd zum Stehen brachte.

„Ich möchte Ihnen diesen Brief übergeben,“ erwiederte die Frau mit einem tiefen Knixe und streckte dabei die Hand mit dem Briefe empor.

„Wohl eine Bittschrift?“ bemerkte Prinz Friedrich August. „Allein da bist du an die unrechte Quelle gerathen; ich bin nicht der Kurfürst.“

„Ich kenne Euer Durchlaucht gar wohl,“ war die Antwort des Weibes, „und gerade Ihnen soll ich das Schreiben überreichen. Ich warte auch schon über eine Stunde auf Sie, weil ich weiß, daß Sie gewöhnlich diesen Weg reiten, denn in's Schloß hinein hätte man mich alte arme Frau nicht gelassen.“

Wiederum streckte sie die Hand empor, um das Schreiben zu überreichen, allein noch immer zögerte der Prinz, es entgegenzunehmen, da es ein ziemlich schmutziger Fetzen Papier war. „Von wem ist der Brief?“ fragte er ziemlich strenge.

„Von einem Schwerkranken, der wohl die heutige Nacht nicht überleben wird," sprach die Frau. „Er wohnt bei mir in der Miethe und hat es mir auf die Seele gebunden, den Brief in Ihre eigenen Hände zu geben, weil er sonst nicht ruhig sterben könne."

Rasch griff jetzt der Prinz nach dem Papiere und ebenso rasch löste er das grobe Siegel. „Ha!" rief er, nachdem er es eilends durchflogen. „Ist der Mann wirklich sterbenskrank?"

„Ja, mein Prinz," entgegnete das Weib. „Heute Morgen wenigstens, wie ich schon sagte, erklärte der Arzt, daß es diese Nacht oder Morgen früh mit ihm ausgehen müsse, wenn anders Gott nicht ein Wunder thue."

„So richt' ihm aus," rief der Prinz, der plötzlich sehr ernst geworden war, „daß ich seiner Bitte nachkommen und ihn aufsuchen werde. Erwarte mich um 6 Uhr heute Abend hier, mich zu führen. Vitzthum, wir reiten in die Stadt zurück."

Mit diesen Worten drehte er sein Pferd und sprengte, nachdem er der Alten ein schweres Silberstück zugeworfen, gefolgt von seinem Kammerherrn, eiligst wieder dem Schlosse zu. Dort angekommen aber ging er nicht nach seinen Zimmern hinauf, sondern er nahm vielmehr die Richtung nach dem Flügel, welchen seine Mutter, die Kurfürstin-Wittwe Anna Sophie bewohnte, und den Augenblick darauf trat er bei ihr ein.

„Meine theure Mutter," sagte er, ihr die Hand küssend, „du hast gestern Briefe aus Berlin erhalten, welche dich in eine schmerzliche Aufregung versetzten?"

„Du hast sie ja gelesen," erwiederte die Kurfürstin-Wittwe in trüber Weise, „und kannst also so gut urtheilen wie ich. Friedrich III. dringt auf eine bestimmte definitive Antwort in Betreff der Heirathsangelegenheit und er hat ein volles Recht hiezu. Auch bin ich eben im Begriff, ihm diese Antwort zu geben."

„Das heißt," versetzte Prinz Friedrich August, „du willst ihm schreiben, daß mein armer verblendeter Bruder durch keine Vernunftgründe dazu gebracht werden könne, das ihn so sehr beschimpfende Verhältniß zu Sibylle von Neitschütz aufzugeben, und

daß er aus eben diesem Grunde auch von einer Verbindung mit der Wittwe des Markgrafen von Anspach nichts wissen wolle. Nicht wahr, das ist der Inhalt deines Briefes?"

„Natürlich," entgegnete Anna Sophie, „aber warum wiederholst du mir das Alles?"

„Weil," war die rasche Antwort des Prinzen, „weil ich hoffe, daß deine Botschaft nach Berlin ganz anders ausfallen wird. Hier lies dieses Billet, das mir so eben eingehändigt worden ist."

Die Frau Kurfürstin-Wittwe sah ihren Sohn ziemlich erstaunt an und mit einer sehr ungläubigen Miene nahm sie das Billet in die Hand. Auch verlor sie diese ungläubige Miene nicht, während sie dasselbe durchlas, und mit einem nicht mißzuverstehenden Achselzucken gab sie es dem Prinzen zurück.

„Du hältst nichts darauf, meine Mutter?" fragte Prinz Friedrich August.

„Nein," versetzte die hohe Dame sehr kurz und bestimmt.

„Aber," wandte der Prinz sehr lebhaft ein, „du mußt doch zugeben, daß der Schreiber des Briefes, welcher viele Jahre hindurch der Sibylle von Neitschütz französischen Sprachunterricht ertheilte, ohne Zweifel mit allen Verhältnissen im Neitschütz'schen Hause ganz genau bekannt ist und daß es also in seiner Macht steht, Enthüllungen über vergangene Dinge zu machen, von denen sich möglicherweise kein Mensch etwas träumen läßt."

„Eine Möglichkeit ist da," versetze Frau Anna Sophie; „aber es will mich bedünken, der Mensch hat es blos auf eine Belohnung abgesehen. Ueberdem selbst angenommen, es handle sich nicht von einer Geldspekulation, sondern es dränge den Kranken, eine Beichte abzulegen, was wird es nützen? Johann Georg, das darfst du überzeugt sein, glaubt ihm kein Wort und seine Buhlerin bleibt nach wie vor seine Buhlerin."

„Du könntest dich doch täuschen, meine Mutter," erwiederte Prinz Friedrich August, „denn die Eigenliebe meines Bruders wird einen furchtbaren Stoß erleiden, wenn er erfährt, daß jene Sibylle schon vor ihm einem Andern ihre Gunstbezeugungen geschenkt hat, und deßhalb möchte ich dich dringend bitten, in Gemeinschaft mit

mir einen nochmaligen Sturm auf meinen Bruder zu unternehmen."

„Gut," sagte die Kurfürstin-Wittwe; ich will dir nachgeben und mich ein drittes oder viertes Mal der Schmach aussetzen, von meinem Sohn um einer Metze willen abschläglich beschieden zu sehen."

„Und bis wann darf ich dich abholen?" fragte Friedrich August.

„Die passendste Zeit dürfte die Stunde nach dem Mittagsmahle sein," versetzte die Kurfürstin-Wittwe. „Komm also zwischen drei und vier Uhr."

Genau zur festgesetzten Zeit fand sich Prinz Friedrich August bei seiner Mutter ein und gleich darauf gingen beide ohne irgend eine Begleitung den Zimmern zu, welche eine Fortsetzung des Riesensaales bildend von dem Kurfürsten Johann Georg IV. bewohnt wurden. Der Vorsicht halber hatte übrigens die Kurfürstin-Wittwe ihren Sohn vorher wissen lassen, daß sie ihn zu sprechen wünsche, und somit durften sie gewiß sein, daß er ihrer wartete. Solches war auch in der That der Fall, allein er empfing sie mit einer so verdrießlichen Miene, daß man füglich daraus schließen konnte, der Besuch sei ihm kein besonders angenehmer. Auch grüßte er seine Mutter keineswegs wie ein zärtlicher Sohn, sondern vielmehr mit einer so fremden Förmlichkeit, daß man hätte meinen können, es bestehe gar kein näheres Verwandtschaftsverhältniß zwischen ihnen.

„Wir stören dich doch nicht, mein Sohn," begann Frau Anna Sophia, mit sehr beklommener Stimme, denn die Miene Johann Georgs weissagte ihr durchaus keinen günstigen Erfolg.

„Ich erwarte Ihre Wünsche, meine verehrte Frau Mutter," erwiederte der junge Kurfürst, „und wenn es mir möglich ist, sie zu erfüllen, so werde ich es mit Freuden thun."

„Ist das dein Ernst, Johann Georg?" sprach die Kurfürstin rasch. „Nun, so sage Ja zu der Heirath, die ich dir längst vorgeschlagen, und ich will dich dann mein Leben lang um nichts mehr bitten."

Der junge Kurfürst trat um einen Schritt zurück und die Zornesader auf seiner Stirne schwoll zusehends an. „Meine Mutter,“ sagte er dann, sich nur mit Mühe beherrschend, „ich habe Ihnen bereits mit Bestimmtheit erklärt, daß ich von dieser Heirath nichts wissen will und ich wünsche also kein Wort mehr darüber zu vernehmen.“

„Aber mein Bruder,“ ergriff jetzt der Prinz Friedrich August das Wort, „du hast die Sache vielleicht noch nicht von allen Seiten erwogen und die großen Vortheile außer Acht gelassen, welche für das Kurhaus Sachsen aus einer Verbindung mit dem Kurhause Brandenburg . . . . .“

„Stille, August,“ rief Johann Georg IV. in einem bereits viel heftigeren Tone; „ich will mich einiger vermeintlichen politischen Vortheile wegen nicht für mein ganzes Leben lang unglücklich machen. Noch einmal also, aber zum letzten Male, ich heirathe die Wittwe von Anspach nicht.“

Es trat nun eine tiefe Stille ein, welche eine geraume Zeit nicht unterbrochen wurde. Doch endlich machte die Kurfürstin-Wittwe derselben ein Ende. „Du hast,“ meinte sie begütigend, „du hast, wie ich sehe, eine Aversion gegen die Markgräfin, obwohl dieselbe von Jedermann als die anmuthigste und liebenswürdigste Dame der Welt gepriesen wird. Allein gut, man soll Niemanden gegen seine Neigung zu einem Ehegelöbniß überreden und wir wollen also von der Frau Markgräfin abstehen. Um so dringlicher dagegen tritt die Pflicht an dich heran, eine anderweitige Wahl zu treffen und dich unter den Prinzessinnen Deutschlands umzuschauen.“

„Wirklich?“ lachte der Kurfürst in höhnischer, fast verächtlicher Weise. „Die Pflicht gebietet mir zu heirathen?“

„Ja,“ erwiederte die Kurfürstin-Wittwe sehr fest und bestimmt. „Du bist dir selbst sowie deinem Kurhause schuldig, einen Erben zu bekommen und deßwegen ist es deine Pflicht, einen Ehebund einzugehen.“

„Hier,“ versetzte der Kurfürst, indem er vom Lachen wieder

zum Ernst überging; „hier steht mein Bruder August. Er mag heirathen und dem Hause Sachsen Nachkommen erwerben."

„Du bist sehr uneigennützig, Johann Georg," sagte der Prinz Friedrich August; „aber wie wenn nun die Ehe, die ich einginge, kinderlos bliebe? Wem würde dann unser schönes väterliches Erbe, das herrliche Sachsenland anheimfallen? Wem anders als Seitenverwandten, die es unter sich theilen würden? Schon hieraus ersiehst du, wie unumgänglich nothwendig es ist, daß du deine Abneigung gegen die Eingehung einer Ehe überwindest."

Johann Georg IV. drehte sich rasch um und sah zuerst seinen Bruder und dann seine Mutter starr an. „Gut," erklärte er dann kalt, aber bestimmt, „weil ihr es denn durchaus haben wollt, so will ich heirathen; diejenige aber, der ich die Hand zum ewigen Bunde reiche, ist keine andere als Magdalene Sibylle, die jüngste Tochter des Generallieutenants Freiherrn von Neitschütz."

„Wer?" schrie die Kurfürstin-Wittwe, die Hände wie entsetzt emporhebend. „Die Neitschütz? Diese . . . . ." Sie hatte ein böses Wort auf der Zunge, unterdrückte es aber noch zu rechter Zeit.

„Mein Bruder," erwiederte Prinz Friedrich August, „du vergißt, diese Ehe wäre keine ebenbürtige und die daraus hervorgegangenen Söhne könnten dir nicht nachfolgen."

„Hm!" meinte Johann Georg noch kälter als zuvor, „du vergißt, daß der Kaiser die Macht hat, eine Baronesse zur Reichsfürstin zu erheben. Denk' nur an das Beispiel unseres Vetters, des Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle, welcher eine Französin von noch geringerem Adel als Sibylle v. Neitschütz geheirathet hat."

„Ganz recht," erwiederte Friedrich August, „Eleonore d'Olbreuse, welcher der Kaiser nachträglich die Reichsfürstenwürde ertheilte. Aber jene unsere Base ist eine Dame von ausgezeichneter Erziehung und von ganz untadelhaftem Rufe, während das Fräulein v. Neitschütz . . . . ."

Hier stockte er, als ob er nicht wüßte, wie er fortfahren solle.

„Während das Fräulein von Neitschütz?" zischte Johann

Georg IV. mit fest zusammengepreßten Lippen und dabei sprühte es aus seinen Augen wie das Zucken des Blitzes. „Nun, wird's bald, Herr Bruder?“ brach er dann in voller Wuth los. „Welches lügenhafte Schmähwort wolltest du von Sibylle von Neitschütz gebrauchen?“

„In Gottes Namen denn,“ sprach der Prinz Friedrich August. „Einmal muß es ja doch sein. Da lies, mein Bruder.“

Mit diesen Worten wollte er ihm den Brief, welchen er von dem alten Weibe erhalten hatte, darreichen, aber Johann Georg stieß seine Hand zurück. „Was soll mir der Wisch sein?“ schrie er. „Sprich deine Lüge aus, wenn du ein Mann bist.“

„Das,“ erklärte Friedrich August mit Würde, „das, was du meine Lüge nennst, steht in diesem Briefe. Ich bitte dich inständig mein Bruder, lies und dann urtheile.“

Johann Georg IV. bezwang sich mit aller Gewalt und griff nach dem Briefe. Doch ehe er las, sah er nach der Unterschrift. „Ha,“ murmelte er, „von Saladin. Das war der französische Sprachlehrer Billchens.“

„Lies laut,“ sagte der Prinz Friedrich August; „der Brief verdient es wohl.“

Der Kurfürst sah seinen Bruder an und dann wieder in den Brief hinein. Sowie er aber denselben überflogen hatte, wurde er bleich wie die Wand und zugleich fing seine Hand so heftig an zu zittern, daß ihm das Schreiben entfiel.

„Ich will es dir vorlesen,“ sprach nun Friedrich August, sich schnell nach dem Schreiben bückend; „aber ich bitte dich, wappne dich mit Stärke, denn du wirst ihrer bedürfen. Ich bin,“ begann er sofort zu lesen, „ein sterbender Mann und jetzt, da der Tod vor mir steht, muß ich mein sündhaftes Herz erleichtern. Und eine recht schwere Sünde habe ich auf mir, denn ich half dazu, daß eine böse That verheimlicht werden konnte. Ein noch schwereres Verbrechen aber würde ich begehen, wenn ich auch fernerhin schwiege und nicht diejenigen entlarvte, welche jene böse That begingen. Ich war sechs Jahre Sprachlehrer auf dem Taschenberg im Hause des Herrn Baron v. Neitschütz und die Frau Baronin,

sowie auch ihre Fräulein Tochter Sibylle hatten nicht nur kein Geheimniß vor mir, sondern zogen mich vielmehr in ihr intimstes Vertrauen. So blieb mir denn auch nicht verborgen, daß das Fräulein vor jetzt drei Jahren, gleich nach Vollendung des vierzehnten Jahres in ein Liebesverhältniß zu dem Oberst von Klemm trat, welcher damals hier in Garnison lag, und nicht minder sah ich es tagtäglich mit an, wie das Verhältniß immer vertrauter wurde. Endlich stellten sich die Folgen dieses gar zu genauen Umgangs ein und die Frau Baronesse in ihrer Verzweiflung wandte sich an mich, damit ich ihr Beihilfe leiste, die Schande nicht ruchbar werden zu lassen. Das Fräulein sollte nämlich in aller Heimlichkeit ihr Kind zur Welt . . . . . ."

Weiter konnte der Prinz Friedrich August nicht lesen, denn der Kurfürst, der bisher ganz lautlos, aber mit kalten Schweißtropfen auf der Stirne, einer Statue gleich, dagestanden hatte, stürzte jetzt plötzlich wie ein Rasender auf seinen Bruder los, riß ihm das Schreiben aus den Händen, zerriß es in tausend Fetzen und zerstampfte diese dann mit seinen Absätzen.

„Lüge, Lüge, Lüge," brüllte er mehr als er schrie; „eine abscheuliche, niederträchtige, wahnwitzige Lüge, welche der Teufel in Person erfunden hat! Ha," wandte er sich jetzt plötzlich gegen seinen Bruder, indem er mit geballten Fäusten auf ihn losging, „bist du vielleicht dieser Teufel? Oder," fuhr er fort, indem er sich gegen seine Mutter wandte, „diese hier?"

Er war ganz außer sich und sprach oder schrie vielmehr zuletzt nur noch in unartikulirten Lauten. Endlich brach er wie geknickt zusammen und die Thränen stürzten ihm stromweise über die fahlen Wangen.

Prinz Friedrich August hatte ihn ruhig austoben lassen; jetzt aber sprang er auf ihn zu und fing ihn mit brüderlicher Liebe in seinen Armen auf. „Mein theurer, theurer Georg!" flüsterte er ihm zu und drückte ihn an sich, wie eine Mutter ihr Kind umfaßt.

Diese Zärtlichkeit that dem Armen wohl und nach und nach faßte er sich so weit, daß er wenigstens wieder Worte fand. „Großer Gott, eine solche Verworfene!" schluchzte er. „Und ich habe sie

so innig geliebt! Ach so innig und treu — o mein Bruder, du kannst den Schmerz nicht ermessen, der mich durchwühlt."

Er weinte laut; wie lange, kann ich nicht sagen. Aber plötzlich riß er sich los und stampfte heftig mit den Füßen. „Die Elende!" rief er und seine Wangen überlief eine Glühröthe. „Aber beim Himmel, sie soll es büßen!"

Die frühere Wuth kehrte wieder und er wollte fortstürzen. Doch der Bruder mit seiner riesigen Kraft hielt ihn, als wäre der starke vier und zwanzigjährige Mann ein kleiner schwacher Knabe. „Mein theurer Georg," beruhigte er ihn, „überlege vorher, ehe du handelst. Vielleicht wäre es doch möglich, daß sie nicht so schuldig ist, als sie dir jetzt erscheint."

„Ha!" schrie Johann Georg, der wie ein Ertrinkender den ihm gebotenen Strohhalm erfaßte. „Ha! du gibst mir das Leben wieder! Wo hatte ich auch meine Sinne? In einen solch' schönen Körper kann Gott nicht eine so schwarze Seele gepflanzt haben. Und ihre Augen! Ihre liebeglühenden Augen! Konnte sie mich mit solchen Augen ansehen, wenn ..... Nein, nein, nein, sie müßte ein Ausbund der Hölle sein, wenn sie sich so verstellen könnte!"

Mit starken Schritten durchmaß er das Zimmer und mehr als einmal schlug er sich mit der Faust vor die Stirne. Dann aber blieb er wie festgebannt stehen und der frühere Zweifel, die frühere Verzweiflung kehrte wieder.

Jetzt trat die Kurfürstin Wittwe, welche bis jetzt mit größter Aufmerksamkeit, aber in aller Stille, dem Auftritt beigewohnt hatte, mit großer Zärtlichkeit auf ihn zu, und legte ihm die Hand auf die Achsel. „Mein Sohn," sprach sie dann mit Ruhe und Milde, denn sie fühlte herzinniges Mitleid mit ihm; „mein Sohn, willst du einen Rath von deiner Mutter annehmen? Untersuche selbst mit eigenen Ohren und Augen. Der Mann, der den Brief schrieb, gehört ja noch unter die Lebenden und muß dir Rede stehen, wenn du ihn aufsuchst."

Der schmerzerfüllte Johann Georg hörte im Anfang kaum auf die Worte seiner Mutter, so wie er sie aber verstand, kehrte neues Leben auf seine Wangen. „Meine Mutter," sagte er in

einem gefaßteren Tone, als man billig von ihm erwarten konnte, „du bist klug und besonnen, wie immer. Aber wo werde ich den Mann finden?“

„Ich führe dich zu ihm,“ sagte Friedrich August. „Es war von Anfang an meine Absicht, daß du ihn persönlich sprechen solltest und deßhalb habe ich die Frau, die mir den Brief brachte, auf heute Abend bestellt, uns zu geleiten.“

„So komm!“ rief Johann Georg, den Bruder am Arm ergreifend.

„Wir müssen warten bis sechs Uhr,“ erklärte Friedrich August. „Bis dorthin ist es dunkel und ich wünschte nicht, daß wir auf dem Wege, den wir gehen, von aller Welt erkannt würden.“

„Auch wird es gut sein,“ setzte die besorgte Mutter hinzu, „wenn ihr euch ein wenig umkleidet, um den Leuten nicht aufzufallen, und auf alle Fälle lasset ein paar bewaffnete Diener hinter euch hergehen.“

Mit dem Schlage sechs Uhr verließen sie das Schloß und schritten Arm in Arm dem Wilsdruffer Thore zu. Auch hatten sie den Rath der Mutter befolgt und die Kleidung gewechselt, Die Begleitung dagegen fehlte, denn Friedrich August liebte es, sich auf sich selbst und seine starken Arme zu verlassen. Nach kurzem erreichten sie das Thor und neugierig sahen sie sich um. Die Alte aber war richtig da und augenblicklich trat sie ihnen entgegen.

„Ich gaubte schon, Sie kämen nicht, weil Sie mich so lange warten ließen,“ sagte sie, zum Prinzen Friedrich August gewandt, den sie trotz seines einfachen Anzuges sogleich erkannte; „aber Sie kommen nicht allein und ..... Jesus,“ rief sie plötzlich erschreckt, „das ist ja unser durchlauchtigster Kurfürst .....“

„Stille, Frau,“ unterbrach sie der Prinz, „und keine Namen genannt. Mein Bruder wird mich begleiten, weil dein Miethbewohner, der schwerkranke Mann, es selbst so wünscht.“

Die Frau wandte nun kein Wort mehr ein, sondern schritt lautlos voran, während die beiden Fürsten ihr eben so lautlos folgten. Der Weg war übrigens nicht allzu weit und schon nach wenigen Minuten stand die Frau vor einem kleinen Hause links ab der Straße still.

„Hier sind wir zur Stelle," sagte sie und wies auf das matt erleuchtete Erdgeschoß.

Sie traten in die schmale Stube, welche von einem an der Wand stehenden Bette fast zur Hälfte ausgefüllt wurde; so wie sie aber eintraten, drehte sich der Kopf eines im Bette liegenden Mannes nach ihnen um und sie blickten in ein durch Elend und Krankheit ganz abgezehrtes Gesicht.

„Es ist Saladin," flüsterte sogleich der Kurfürst seinem Bruder zu. „Ich erkenne ihn ganz deutlich, obwohl er sich sehr verändert hat."

Prinz Friedrich August hatte den Mann früher nur einigemal flüchtig gesehen und von ihm als einer ganz untergeordneten Person natürlich keine Notiz genommen. Allein wie er nun scharf hinblickte, — die Oellampe in der Stube verbreitete nur ein schwaches Licht — erkannte er ihn sofort ebenfalls und rasch trat er hart an das Bett heran.

»Mon Dieu,« rief der Kranke auf Französisch, denn dieses war ihm stets geläufiger gewesen, als das Deutsche, und suchte sich, als er sah, wen er vor sich hatte, im Bette aufzurichten. Er strengte sich jedoch vergeblich an und sank im nächsten Augenblicke wieder in sein Kissen zurück.

„Ich sehe, Sie sind wirklich krank," sprach der Prinz, indem er sich ebenfalls der französischen Sprache bediente und zugleich dem Manne winkte, ruhig liegen zu bleiben; „aber wie mir scheint mehr vor Noth, Kummer und Entbehrung. Wie sind Sie denn so tief herabgekommen?"

„Vor drei Monaten," erwiederte der Kranke, „ergriff mich das Fieber und in Folge dessen mußte ich meine Stunden aufgeben. Große Vorräthe an Geld und Gut hatte ich mir aber früher als armer Sprachlehrer nicht verdienen können, und so . . . . ."

„Gut, gut," unterbrach ihn der Prinz, „ich sehe schon, wie es gekommen ist. Aber Sie hatten doch einen richtigen Arzt, der Sie behandelte?"

„Einen richtigen Arzt?" seufzte der Kranke. „Ich mußte froh sein, daß nur hie und da der nahebei wohnende Barbier bei

mir vorsprach, und selbst dieß wäre nicht geschehen, wenn derselbe nicht Rücksichten gegen die gute alte Frau, bei der ich wohne, gehabt hätte."

„In der That, ein tiefes Elend," versetzte der Prinz Friedrich August; „aber ich gebe Ihnen mein Wort, dem Allem soll gleich heute noch abgeholfen werden, wofern Sie sich herbeilassen, mir wegen dessen, was Sie mir schrieben, die reine Wahrheit zu bekennen."

„Ich will, ich will," rief der Kranke, indem er seine abgemagerten Hände wie zum Schwur emporhob.

„Vorerst," begann der Prinz, „doch halt," fiel er sich sofort selbst in die Rede, „die alte Frau versteht zwar ohne Zweifel kein Wort französisch, allein gut ist gut und besser ist besser."

Mit diesen Worten ging er auf die Frau zu, welche ganz still in einer Ecke kauerte, und gab ihr einige Silberstücke, damit sie Wein, Fleisch und andere Dinge einkaufe, um sofort dem Kranken eine kräftige Suppe zu bereiten.

„Vorerst," nahm er dann wieder das Wort, als das Weib das Zimmer geräumt hatte, „möchte ich wissen, warum Sie an mich und nicht an den Kurfürsten selbst schrieben?"

„Weil mir," erwiederte der Kranke, „Verhaftung oder noch Schlimmeres bevorstand, wenn ich dieß that. Seine Durchlaucht würde nichts Eiligeres zu thun gehabt haben, als den Brief dem Fräulein von Neitschütz und ihrer Mutter zu zeigen, und diese hätten mich schnellstens auf diese oder jene Art beseitigt, um dann Alles abzuläugnen. Wenn ich aber Ihnen schrieb, mein Prinz, so wußte ich gewiß, daß Sie die Sache auf die rechte Weise angreifen und es sicherlich dahin bringen würden, Ihren durchlauchtigsten Herrn Bruder aus dem Netze dieser buhlerischen Circe zu befreien."

„Sonst," fuhr der Prinz fort, „sonst hatten Sie keine Absicht bei Absendung Ihres Briefes?"

„Keine, als diese," versicherte der Kranke. „Es trieb mich unaufhörlich, die Wahrheit zu bekennen."

„Somit," inquirirte der Prinz weiter „beharren Sie darauf,

daß das Fräulein Sibylle von Neitschütz mit dem Obrist von Klemm in einem mehr als vertrauten Verhältniß gestanden hat?"

„Ja," entgegnete der Knabe, „und ich will es mit einem heiligen Eid beschwören."

„Und," war die weitere Frage des Prinzen, „der Umgang hatte Folgen?"

„Er hatte Folgen," erklärte der Kranke; „aber die Frau Baronesse von Neitschütz wußte so klug zu Werke zu gehen, daß kein Mensch, nicht einmal im eigenen Hause, eine Ahnung davon hatte, das Fräulein befinde sich in andern Umständen."

„Aber," ließ sich der Prinz weiter vernehmen, „Ihnen vertraute sich, wie Sie mir schrieben, die Frau Baronesse an? Ihnen ganz allein? Das will mir doch etwas sonderbar vorkommen, oder können Sie mir wohl einen stichhaltigen Grund angeben, warum die Dame mit Ihnen allein eine Ausnahme machte?"

„Gewiß kann ich das," flüsterte der Kranke mit hohler Stimme. „Sie mußte doch eine Beihülfe haben, um das Kind auf die Seite zu bringen."

„Gott steh' mir bei, Mensch," rief Friedrich August, vor Entsetzen um einen ganzen Schritt zurückfahrend, „du wirst doch nicht sagen wollen, eine Beihülfe zum Mord des Kindes?"

„Nein," preßte der Kranke mühsam heraus; „nein, das nicht, aber eine Beihülfe zur Beseitigung des Todtgebornen, denn das Kind kam ohne Leben zur Welt. So," setzte er in kaum hörbarem Tone hinzu, „sagte mir wenigstens die Frau Baronesse."

Eine peinliche Stille trat ein, denn der Kranke war zum Tode erschöpft, so daß ihm der Prinz einige Erholung gönnen mußte. Endlich jedoch nahm Letzterer das Verhör wieder auf. „Außer dir," frug er, „wußte also Niemand um das Geheimniß?"

„Keine Seele," erwiederte der Kranke. „Nicht einmal der Vater des Fräuleins und ihre Geschwister. Sie alle glaubten vielmehr mit der übrigen Welt, Fräulein Sibylle liege am Gliederweh darnieder."

„Aber," versetzte der Prinz kopfschüttelnd, „es mußte doch ein Arzt beigezogen werden?"

„Habe ich das nicht schon gesagt?" entgegnete der Kranke. „Nun dann schreiben Sie es meiner jetzigen Erschöpfung zu. Der Hausarzt, der vor anderthalb Jahren verstorbene Doctor Frenius, war natürlich mit in's Geheimniß gezogen worden, denn auf ihn konnte sich die Frau Baronesse unter allen Umständen verlassen."

„Er hat wohl auch das Kind empfangen?" wollte der Prinz jetzt wissen.

„Ich glaube ja," versetzte der Kranke wieder in ganz leisem Tone. „Doch weiß ich es nicht gewiß, weil ich bei der Geburt nicht anwesend war."

„Was geschah nun aber mit dem Kinde nach seiner Geburt?" forschte Friedrich August weiter.

„Unmittelbar nachher?" stotterte der Kranke. „Darüber kann ich keine Angabe machen. Mich selbst hatte die Baronesse auf Mitternacht an die Hinterthüre ihres Hauses, welche nach dem Garten hinausführt, bestellt und dort übergab sie mir, in eine Schachtel verpackt, das ..... das todtgeborne Knäblein. Sofort machte ich mich mit Hacke und Schaufel daran, an einem entlegenen Platze des Gartens ein tiefes Loch zu graben und wie ich dasselbe nach einigen Stunden mühsam zu Stande gebracht hatte, legte ich die Schachtel mit dem Leichnam hinein. Auch verabsäumte ich natürlich nicht, sofort die Stelle wieder sorgfältig zu ebnen und überhaupt alle Spuren zu entfernen, welche hätten darauf hinleiten können, daß hier die Erde umgearbeitet worden sei."

„Sie erinnern sich noch der Stelle genau?" fragte der Prinz. „So genau, daß Sie dieselbe wieder auffinden könnten?"

„Gewiß," erklärte der Kranke, der nun seine Sicherheit wieder gefunden hatte. „Das kleine Grab befindet sich in der linken Ecke des Gartens gerade in der Mitte zwischen den zwei hohen Pappelbäumen."

Wiederum trat eine Pause ein, denn Friedrich August wußte nun nichts mehr zu fragen. Dagegen trat er zu seinem Bruder, welcher bis jetzt lautlos in einer Ecke tief im Schatten verborgen

gesessen hatte und flüsterte leise einige Worte mit ihm. „Monsieur Saladin," wandte er sich dann nochmals an den Kranken, „ich werde Ihnen morgen meinen eigenen Arzt senden, damit er sich Ihrer annehme, und Ihre Wärterin soll Alles erhalten, was nöthig ist, um Ihnen Stärkung zukommen zu lassen. Dagegen machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich Sie, sobald Sie gekräftigt sind, der Frau Baronesse von Neitschütz gegenüber stelle, und wehe Ihnen, wenn Sie auch nur in einem einzigen Stück der Wahrheit zu nahe getreten sind."

So sprechend winkte er seinem Bruder, und Beide verließen sofort das Zimmer wie das Haus. Letzteres jedoch nicht, ohne daß Friedrich August vorher in die Küche getreten wäre, um der alten Frau, die dort am Feuer handthierte, eine nicht unansehnliche Summe Geldes zu übergeben.

Auf der Straße angekommen, griffen beide Brüder rasch aus und am rascheften der Kurfürst Johann Georg. Doch noch hatten sie nicht hundert Schritte zurückgelegt, so stöhnte Letzterer tief auf und stürzte dann wie vom Schlage getroffen zu Boden. Die furchtbare Aufregung des so eben erlebten Verhörs that endlich ihre Wirkung und eine tiefe Ohnmacht umfing den schwer Gepeinigten.

Friedrich Augusts erste Regung war, laut um Hülfe zu rufen, allein im nächsten Momente schon besann er sich eines Besseren und rasch entschlossen nahm er den Bruder in die Arme, um schnellstens mit ihm dem Schlosse zuzueilen. Einem Andern wäre dieß unmöglich gewesen, denn der Kurfürst zeichnete sich durch einen hohen Wuchs und starke Köperformen aus; Friedrich August dagegen trug ihn wie ein Wickelkind und nach wenigen Minuten hatte er sein Zimmer mit ihm erreicht.

„Schnell, Vitzthum," rief er dem dort auf ihn harrenden Kammerjunker zu, „schnell zum Leibarzte. Meinem Bruder ist ein kleiner Unfall zugestoßen. Aber nein, halt," setzte er fast im selben Augenblicke bei, „es ist nicht nöthig, denn er schlägt eben die Augen auf und wir werden also für uns selbst fertig werden."

Der Kammerjunker von Vitzthum sprang seinem hohen Gebieter

eiligst bei und da beide früher auf ihrer großen europäischen Tour in solchen Dingen einige Erfahrung gesammelt hatten, so gelang es ihnen in der That schon nach kurzem, dem Kurfürsten, ohne das Schloß zu alarmiren, das Bewußtsein wieder zu geben. Mit dem Bewußtsein kehrte aber auch die Erinnerung zurück und wie vom Schmerz betäubt suchte sein Auge den Boden.

„Mein Bruder," sagte endlich der Prinz Friedrich August zu ihm, „ich will es nicht versuchen, dich mit gewöhnlichen Redensarten zu trösten, aber Eines muß ich dir zurufen: ein Mann muß ein Mann sein."

Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Kurfürsten und nur mit Mühe hielt er die Thränen zurück. „Du weißt nicht, August, was sie mir war," flüsterte er. „Das Licht meiner Augen, die Seele meiner Seele! Und jetzt? Alles dahin und zerstoben. Nur noch eine trostlose Oede vor mir!"

Wiederum starrte er vor sich hin und wiederum hoben schwere Seufzer seine Brust. Es war klar, daß für jetzt noch Trostgründe und sonstige Vorstellungen sich nicht bei ihm verfingen und so überließen ihn seine Gesellschafter eine geraume Zeit seinem Hinbrüten. Doch plötzlich sprang Friedrich August auf.

„Johann Georg," rief er mit Ungestüm, „ich habe einen Gedanken."

Der Kurfürst sah seinen Bruder an, aber in seinem Blick lag keine Theilnahme und er erwiederte auch keine Silbe.

„Ich habe," fuhr der Prinz Friedrich August mit derselben Lebhaftigkeit fort; „ich habe über die Geständnisse des Saladin nachgedacht und dieses Nachdenken hat Zweifel in mir hervorgerufen."

„Zweifel?" entgegnete der Kurfürst, der nun plötzlich aufzumerken begann. „Zweifel an was?"

„Zweifel," sprach Friedrich August, „an der Wahrhaftigkeit dessen, was uns der Sprachlehrer aufgetischt hat."

„Ha!" rief der Kurfürst. „Du hältst es für möglich, daß er uns mit Unwahrheit berichtet hätte?"

„Es sind,“ erklärte Friedrich August, „es sind mir wenigstens Zweifel gekommen und diese Zweifel will ich lösen.“

„Aber wie? Wie?“ schrie der Kurfürst mit Feuerglut in den Augen.

„Wie?“ erwiederte Friedrich August. „Einfach dadurch, daß ich heute Nacht, wenn ganz Dresden im Schlaf begraben liegt, in den Garten auf dem Taschenberge steige und dort in der linken Ecke gerade in der Mitte zwischen den zwei hohen Pappelbäumen nachgrabe.“

„Ha! und was dann?“ keuchte der Kurfürst.

„Was dann?“ sprach Friedrich August. „Nun das ist doch einfach. Entweder finde ich den Leichnam des Kindes, das dort begraben sein soll, oder ich finde ihn nicht. Finde ich ihn aber nicht, so hat der Bursch wie ein Schuft gelogen und dann steche ich ihn noch in dieser Nacht nieder.“

„Wie ... wenn sich aber,“ stotterte der Kurfürst, aus dessen Wangen wieder alles Blut entwich, „des Kindes Leichnam vorfindet, was dann?“

„Dann,“ rief Friedrich August mit einer Stimme, die wie rollender Donner klang, „dann liegt's am Tage, daß Sibylle von Neitschütz nichts ist, als eine elende Metze, und an eine solche Creatur nur noch zu denken, wäre eines Mannes unwürdig.“

Der Kurfürst erhob sich und ging mit langen Schritten auf und nieder. Offenbar arbeitete ein Entschluß in ihm. „Mein Bruder,“ sagte er plötzlich fest und bestimmt, „ich gehe mit dir auf den Taschenberg.“

„Und wenn .....?“ fragte Friedrich August.

„Wenn,“ unterbrach ihn der Kurfürst in noch bestimmterer Weise, „wenn sich der Leichnam vorfindet, so existirt eine Sibylle von Neitschütz von der Stunde an für mich nicht mehr.“

Zum Unterpfand dessen gab er seinem Bruder die Hand und dieser schüttelte sie ihm mit einer innern Genugthuung, wie er schon lange keine mehr empfunden. Glaubte er doch jetzt sicher sein zu dürfen, daß der Kurfürst die schmachvolle Verbindung mit der Neitschütz vollständig lösen würde, da er durchaus nicht daran zweifelte, daß der Leichnam des Kindes gefunden werden würde!

Alsbald ward nun das Nähere über die vorzunehmende Expedition berathen und der Kammerjunker von Vitzthum erwies sich dabei als ein äußerst nützlicher Mitberather. Er wußte nämlich, wo die Gehilfen des Hofgärtners ihre Geräthschaften aufzubewahren pflegten und erbot sich sofort, die nöthigen Schaufeln und Hacken heimlich herbeizuschaffen. Ueberdem fand er Rath, wie man zu einer Blendlaterne gelangen könnte, und, um's kurz zu sagen, bis um Mitternacht hatten sie alles Nöthige beisammen. Nun hüllten sie sich alle drei in graue Laquaienmäntel und den Kurfürsten voran stiegen sie gleich darauf die kleine Treppe hinab, welche nach dem schmalen Ausgangspförtchen am Bärengarten führte.

Kein Mensch hatte sie bemerkt, die äußere Schildwache ausgenommen, und diese ließ sie ungehindert passiren, nachdem der Kurfürst ihren Anruf beantwortet. Ungesäumt ging's nun dem Taschenberge zu und wer sie da gesehen hätte in ihrer unscheinbaren Hülle, jeder eine Haue oder Schaufel auf der Achsel, dem wäre unmöglich ein Gedanke gekommen, daß er Personen von so hohem Range vor sich habe. Doch, es begegnete ihnen Niemand, denn ganz Dresden lag im Schlummer begraben und kein Seelenmensch bewegte sich auf den Straßen.

Noch war es nicht halb ein Uhr, als sie bereits den Taschenberg erstiegen hatten, und hier führte sie der Kurfürst sofort an eine Stelle, von welcher aus man mit Leichtigkeit in den Garten zu gelangen vermochte. Er kannte ja die Lokalitäten von früher her genau, so genau, daß er selbst im Dunkeln den Weg fand! Nach einigen hundert Schritten befanden sie sich in der linken Ecke des Gartens, und richtig, da standen die zwei hohen Pappelbäume vor ihnen.

„Wir sind an Ort und Stelle, wenn anders der Saladin nicht gelogen hat," flüsterte Friedrich August, „und nun Vitzthum, öffne die Klappe der Blendlaterne. Aber halt, ehe wir beginnen, müssen wir eine Wache ausstellen, daß uns Niemand unversehens überrasche."

„Diesen Posten will ich übernehmen," erwiederte der Kurfürst

eben so leise; „doch dürfen wir ohne Sorgen sein, denn hieher kommt kein fremder Mensch und das ganze Neitschütz'sche Haus steht zur Zeit unbewohnt."

Mit gewaltiger Kraft begann nun sogleich Friedrich August die Erde mit der Haue zu bearbeiten und nicht minder eifrig schaufelte Herr von Vitzthum die losgetrennten Schollen hinweg. Weil ihnen aber die Arbeit eine ungewohnte war, vielleicht auch weil sie jedes größere Geräusch so viel wie möglich vermeiden wollten, hatten sie nach einer Stunde noch kein allzu tiefes Loch zu Wege gebracht und eben deßhalb war auch noch nichts gefunden worden. So schöpfte denn der Kurfürst bereits Hoffnung, und seine Augen fingen an zu leuchten.

„Ich will dich ablösen, August," flüsterte er sofort seinem Bruder zu; „übernimm du dafür meinen Wachposten."

„Nein, nein," erwiederte dieser, „meine Arme sind noch nicht erlahmt und werden es auch nicht so bald werden."

Mit erneutem Eifer ging er an die Arbeit und auch Herr von Vitzthum bestrebte sich, sein Möglichstes zu thun. So wurde das Loch immer tiefer und tiefer, aber etwas Verdächtiges zeigte sich immer noch nicht. Da, wie Friedrich August eben anfing, die Meinung seines Bruders, daß hier nie ein Kind vergraben worden sei, zu theilen, gab seine Haue einen eigenthümlich hellen Klang, wie wenn sie auf Holz gedrungen wäre, und schnell zündete er mit der Laterne hinab. Johann Georg bemerkte dieß sogleich und war mit einem einzigen Satze neben ihm. Wie sie nun aber Beide die Sache näher untersuchten und die überflüssige Erde hinwegräumten, schimmerte ihnen weißes Holz entgegen, das zum Theil bereits von den Würmern angefressen war.

„Die Schachtel Saladins!" rief Friedrich August und ganz zu gleicher Zeit ertönten diese Worte auch aus dem Munde des Kurfürsten. Der Klang und Sinn jedoch, in dem Beide diese Worte aussprachen, ach, wie unendlich verschieden waren sie nicht! Was hätte nicht der Kurfürst darum gegeben, wenn diese Schachtel nicht gefunden worden wäre, während Friedrich August . . . .

doch der Leser kennt ja die Verhältnisse und so brauche ich mich nicht weiter darüber auszulassen.

Einen Moment später war die Schachtel zu Tage gefördert und abermals eine Sekunde darauf lag der Beweis, daß der frühere Sprachlehrer im Neitschütz'schen Hause die vollste Wahrheit gesprochen, was man sagt in natura vor ihren Augen.

„Nun, mein Bruder,“ wandte sich Friedrich August an den Kurfürsten, „was wollen wir mit dieser Schachtel und ihrem Inhalt beginnen?“

„In die Hölle mit ihr!“ zischte Johann Georg zwischen den fest verbissenen Zähnen heraus und wandte sich dann voll Eckel und Abscheu ab. Auch war von jetzt an kein Wort mehr von ihm herauszubringen, sondern er starrte vielmehr die ganze Zeit auf den Boden und wäre vollständig mit einer Marmorstatue vergleichbar gewesen, wenn auf seinen Zügen nicht jede Minute die Wuth mit der Verachtung gewechselt hätte.

Der Prinz Friedrich August überließ ihn also sich selbst und gab dann nach kurzem Besinnen dem Kammerjunker von Vitzthum einen Wink, die unheimliche Schachtel wieder in das offene Grab zu werfen. Sobald dieß geschehen, fing er an die Erde zurückzuschaufeln und Herr von Vitzthum unterstützte ihn dabei getreulich. Um drei Uhr Morgens hatten sie ihr Werk vollendet, und nun, nachdem sie die Erde fest gestampft, lud der Prinz seinen Bruder ein, nach dem Schlosse zurückzukehren. Ohne ein Wort zu äußern, schritt derselbe voran und merkwürdig, wie sie jetzt an dem Neitschütz'schen Palais vorbeikamen, warf er nicht einen einzigen Blick nach den Fenstern hinauf, hinter welchen er früher mit Sibylle von Neitschütz so unendlich glücklich gewesen war.

Von Niemanden gesehen erreichten sie das Schloß und sie passirten die Schildwache, ohne von ihr — sie hatte den Kurfürsten erkannt — auch nur angerufen zu werden. Im Schlosse angekommen jedoch schritt Johann Georg sogleich dem Gange zu, der zu seinen eigenen Zimmern führte und winkte seinem Bruder zurückzubleiben. „Morgen,“ war das einzige Wort, das er ihm zurief, und den Augenblick darauf verschwand er in dem Gange.

Friedrich August widmete nur wenige Stunden der Ruhe und

den andern Morgen in aller Frühe trieb es ihn, seinen Bruder aufzusuchen. Im Vorzimmer traf er den Oberkammerherrn von Pflug, welcher eben an einige Diener Befehle ertheilte.

„Wie steht es mit meinem Bruder?“ fragte Prinz Friedrich August leise.

„Er hat sich,“ erwiederte der Oberkammerherr, „die ganze Nacht nicht niedergelegt und natürlich kein Auge geschlossen. Aber jetzt scheint er gefaßt, und schon zweimal fragte er nach Ihnen.“

Der Prinz trat ein und sogleich hemmte der Kurfürst, der mit langen Schritten auf- und abging, seinen Tritt. Er sah in der That ruhig und gefaßt aus, aber die schreckbare Bläffe seines Antlitzes bewies, welch furchtbare Stürme er durchgemacht hatte.

„Dein letztes Wort von heute Nacht, mein Bruder, war Morgen,“ sagte Friedrich August, dem Kurfürsten die Hand reichend, „und hier bin ich, deine Befehle entgegenzunehmen.“

„Ja, so rief ich dir heute Nacht zu,“ erwiederte Johann Georg IV. „und ein neuer Morgen soll über Sachsenland aufgehen. Mein einziges Bestreben wird von nun an sein, meinen Regentenpflichten zu leben, und nicht minder will ich meiner Mutter beweisen, daß ich sie, wie es sich geziemt, als Sohn ehre und liebe. Geh und melde ihr, daß ich ihren Vorschlag, der Frau Markgräfin von Anspach meine Hand zu reichen, annehme.

„Mein guter Bruder,“ rief Friedrich August gerührt, „ist das wirklich . . . . .“

„Geh und melde ihr das,“ unterbrach ihn der Kurfürst, „und füge dann noch hinzu, daß heute noch mein Oberkammerherr Freiherr von Pflug nach Berlin abreisen wird, um bei dem Kurfürsten Friedrich III. für mich um die Hand der genannten Frau Markgräfin zu werben.“

„Ich eile, mein Bruder,“ erwiederte der Prinz, indem er sich tief verbeugte und der Thüre zuschritt. Doch in diesem Augenblicke rief ihn der Kurfürst zurück.

„Ich habe,“ sprach er anfangs zögernd und mit einiger Verlegenheit, nachher aber mit sehr fester Stimme: „ich habe noch einen Auftrag für dich und dieser betrifft die Person, deren Namen

ich nie mehr über meine Lippen bringen will. Bringe ihr und ihrer Mutter meinen strikten Befehl, daß sich Beide heute noch nach ihrem Schloßgut Gaussig zurückziehen, um Dresden nie mehr zu betreten. Weil mir aber die Person einmal sehr nahe stand, so will ich nicht, daß sie Mangel leide, und deßwegen übergib ihr hier die Ordre an meinen Minister v. Gersdorf, ihr jährlich viertausend Thaler Gnadengehalt auszuzahlen."

Mit diesen Worten reichte er dem Prinzen Friedrich August ein versiegeltes Papier und wandte sich dann dem Fenster zu. Der Prinz aber säumte natürlich keinen Augenblick, den erhaltenen Aufträgen gemäß zu verfahren, und mit welcher Freude im Herzen er es that, das kann sich der Leser wohl denken.

Gute und schlechte Neuigkeiten reisen schnell und so war denn schon nach einer Stunde in ganz Dresden die große Doppelnachricht verbreitet. Hunderte und Tausende riefen sich's zu: „Die Buhlerin Sibylle ist verabschiedet und der Kurfürst heirathet die edle Markgräfin von Anspach!" Mit diesen Rufen aber verband man tausendstimmige Hoch's auf den Kurfürsten und fast wäre die Bürgerschaft in ihrem Jubel so weit gegangen, am Abend die ganze Stadt zu beleuchten. Doch darf ich auch nicht verhehlen, daß nicht alle Bewohner Dresdens in diesen Jubel einstimmten, sondern einzelne Wenige fühlten sich vielmehr beängstigt, weil sie sich mit den Neitschütz'schen bereits zu tief eingelassen hatten, und wieder Andere, welche sich auf ihre Menschenkenntniß viel zu Gute thaten, meinten, man müsse den Tag nicht vor dem Abend loben. Damit wollten sie natürlich nichts Anderes andeuten, als daß der Kurfürst seine beiden Anordnungen nicht zur Ausführung bringen werde; allein hierin täuschten sie sich vollkommen, denn am Abend schon hatte Sibylle von Neitschütz mit ihrer Mutter Dresden verlassen und eben so schnell fast ging es mit der Heirath vorwärts.

Wenige Stunden nämlich, nachdem der Kurfürst seinen Entschluß gefaßt, also noch am 1. April 1692, reiste der Oberkammerherr von Pflug als außerordentlicher Botschafter Johann Georgs IV. nach Berlin, damit er officiell für seinen Herrn um die schöne Wittwe von Anspach werbe, und natürlich — wie man

gar wohl aus dem Vorhergehenden schließen kann — konnte er umgehend melden, daß diese Werbung dort sehr willkommen sei. Somit machte sich jetzt der Kurfürst Johann Georg IV. mit seinen beiden ersten Ministern, dem Feldmarschall v. Schöning und dem Geheimerathsdirektor v. Gersdorff, selbst auf den Weg nach Berlin, um das definitive Jawort zu holen. Außerdem aber auch, um die materiellen Fragen, welche mit einer jeden Ehe verbunden sind, zu regeln und über Heirathgut und Nadelgelder das Nöthige festzusetzen. In wenigen Tagen war Alles geschehen und zugleich auch abgemacht, daß die Vermählung bereits am 17. April in Leipzig stattfinden solle. Man sieht also, der Kurfürst Johann Georg beschleunigte die Angelegenheit so sehr, als nur immer möglich, und Viele schrieben dieß seiner Sehnsucht zu, sich über Hals und Kopf in den Besitz der schönen Wittwe von Anspach zu setzen. Andere dagegen, die kühler dachten, waren der Ansicht, Johann Georg wolle die Heirath nur deßwegen so schnell zu einer vollendeten Thatsache machen, um die Brücke zur Umkehr ein für alle Mal hinter sich abzubrechen. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, die Hochzeit ward wirklich am 17. April 1792 in Leipzig gefeiert und die Trauung fand statt Abends sechs Uhr im Welsch'schen Hause durch den berühmten Theologen, Doctor Carpzow; anwesend aber waren bei derselben nicht blos die näheren Anverwandten des Bräutigams und der Braut, also namentlich die Kurfürstin-Wittwe und der Prinz Friedrich August von Sachsen, sowie der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg nebst seiner hohen Gemahlin Sophie Charlotte, geb. Prinzessin von Hannover, sondern auch die Höchstgestellten der beiderseitigen Höfe und überdem eine Menge von Fremden, welche die Neugierde herbeigezogen hatte. Von Leipzig zog dann am 21. April das neuvermählte Paar mit allen Hochzeitsgästen nach Torgau und dort auf Schloß Hartenfels ward das Beilager erst recht solenn gefeiert. Endlich am 1. Mai 1692 nahmen die fremden Herrschaften Abschied und sofort siedelte Johann Georg IV. mit seiner schönen Gemahlin und seinem ganzen Gefolge nach Dresden über, um daselbst nach althergebrachter Weise Hof zu halten.

So war denn Johann Georg IV. in kürzester Frist ein solider Ehemann geworden, und alle Welt pries dieses Ereigniß als ein höchst erfreuliches. „Alle Welt," sagte ich, doch ist dieß natürlich nicht wörtlich zu nehmen. Es gab nämlich welche, die daran erinnerten, daß es noch nie zu einem guten Ende geführt habe, wenn die Frau älter sei als der Gatte, und die Kurfürstin war am 14. April 1662, der Kurfürst aber, wie wir wissen, am 18. Oktober 1668 geboren. Andere meinten, die edle Dame besitze zwar der körperlichen wie geistigen Vorzüge eine Menge, aber der Kurfürst werde bei ihr das Feuer und die Lebhaftigkeit vermissen, wodurch ihn Fräulein von Neitschütz so sehr angezogen habe, und somit müsse die Erinnerung an das, was er verloren, nothwendig schon nach kurzem bei ihm wiederkehren. Endlich wollte man, zum Beweise, daß in dem Kurfürsten keine rechte Liebe zu seiner Gattin wohne, wissen, er habe sie beim Empfang in Leipzig am 17. April ganz kühl behandelt und sogar über ihren Geschmack gespottet, an einem solchen, dazuhin noch sehr heißen Tage ein schwer-schwarzsammtenes Kleid zu tragen. Dieses und Anderes erzählte man sich, aber es waren nur einzelne Wenige, die so schwarz sahen, und die unendliche Mehrheit am Hofe wie unter der Bürgerschaft Dresdens sah das kurfürstliche Ehebündniß nur im rosenfarbensten Lichte. Insbesondere beglückt dadurch erschien die Kurfürstin Wittwe, sowie ihr Sohn Friedrich August und Beide bethätigten dieß durch die liebevollste Zuvorkommenheit gegen die neue Anverwandtin. Der Prinz Friedrich August auch noch durch etwas Anderes, durch die Art und Weise, wie er dem armen Sprachlehrer Saladin begegnete. Dieser nämlich war nicht gestorben, sondern hatte sich vielmehr in Folge der guten ärztlichen Behandlung, welche ihm der Prinz seinem Versprechen gemäß zukommen ließ, noch mehr wahrscheinlich in Folge der kräftigen Nahrung, die ihm seit jener Bekenntniß-Nacht zu Theil wurde, nach und nach wieder so weit erholt, daß er das Bett verlassen konnte. Nun aber ergriff den Genesenden eine wahre Sehnsucht, sein Heimathland, ein Dorf bei Genf, wieder zu sehen und diese Sehnsucht steigerte sich noch, als der Arzt selbst den Ausspruch

that, daß ein längerer Aufenthalt in dem milden Klima der Ufer des Lemansees ihm vorzüglich gut thun werde. Doch, woher die Mittel nehmen, eine so theure Reise zu bestreiten? Nur Einer konnte da helfen, sein bisheriger Beschützer, der freigebige Prinz Friedrich August, und an diesen wandte er sich. Der Prinz aber schlug ihm die Bitte nicht nur nicht ab, sondern gab ihm sogar oder schickte ihm vielmehr durch seinen Kammerherrn von Vitzthum eine größere Summe als er verlangt hatte, „denn," sagte sich Friedrich August, „ohne die Geständnisse des Saladin wären wir nie zu dem Resultate gelangt, in welchem wir uns alle jetzt glücklich fühlen." So verschwand Saladin aus Dresden und vom Tage seiner Abreise an ließ er auch nicht das Geringste mehr von sich hören.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir an den Hof von Dresden zurück, um von neuem zu konstatiren, daß dort der Himmel im reinsten Azurblau lächelte. Alle Welt sprach daher auch nur mit Begeisterung von dem herrlichen Wurfe, den der junge Kurfürst gethan, und jeden Tag wußte man wieder eine neue Geschichte von seinem ehelichen Glück zu erzählen. Da, zu Ende des Monats Juni 1692, erscholl plötzlich eine Kunde, welche in diese Glücksruhe wie mit einem kalten Schlage hineingriff und sowohl am Hofe als auch in der Bürgerschaft von Dresden, ja sogar weit über Dresden hinaus einen wahren Sturm der Erbitterung erzeugte. Zu Anfang des Juni im genannten Jahre nämlich hatte sich der Feldmarschall von Schöning, der Kriegsminister Johann Georgs IV., auf welchen dieser, wie wir bereits gesehen haben, so große Stücke hielt, seiner Gesundheit wegen in's Bad Töplitz begeben und dort wurde er in der Nacht des 23. Juni urplötzlich von einem österreichischen Kommando aufgehoben. Ganz insgeheim hatte der Kaiser Leopold auf den Rath der Grafen Stratmann, Königsegge und Kinsky, seiner Minister, einen Oberst mit zweihundert Mann Dragonern in Prag beordert, die Verhaftung zu bewerkstelligen, und alsobald machte sich der Oberst mit seinen Reitern auf den Weg nach Töplitz. In gehöriger Entfernung aber, damit man dort keine Kunde von seiner Ankunft er-

halte, machte er Halt und erst in der Nacht des 23. brach er wieder auf, um, als längst Alles in Töpliß im Bette lag, dort im Galopp einzureiten. Sofort wurde das Haus, in dem der Generalfeldmarschall wohnte, sorgfältig umstellt, so daß keine Maus weder hinein, noch heraus konnte, und dann schlug man die wohl verschlossenen Thüren mit Aexten ein. Der Feldmarschall lag im Bette, an heftigen Gliederschmerzen leidend, allein hierauf nahm man keine Rücksicht, sondern packte den kranken Mann und schleppte ihn in eine bereit gehaltene Kalesche. Nicht einmal so viel Zeit ließ man ihm, sich anzukleiden; nein, im bloßen Hemde, ohne Kopf- und Fußbedeckung, riß man ihn die Treppe herab und alsbald, nachdem ein Lieutenant mit zwei Unteroffizieren sich zu ihm gesetzt hatte, ging's im Galopp vorwärts in der Richtung nach Prag. Ueber den Lärm war ganz Töpliß erwacht, aber kein Mensch wagte es, sich der Gewaltthat entgegenzustemmen. Nur der Adjutant des Feldmarschalls, der mit ihm nach Töpliß gekommen war und in einem Nebenhause wohnte, der Major von Droste, griff nach Schwert und Pistolen und sprengte auf ungesatteltem Pferde den Räubern nach. Nach einer halben Stunde holte er sie ein und augenblicklich attaquirte er sie. Er, der einzelne Mann, wagte dieß, trotzdem Jene ein paar Hunderte zählten! Auch schlug er sich richtig bis zum Wagen durch und war nahe daran, den Feldmarschall zu befreien, da setzte einer der Unteroffiziere, welche bei Schöning im Wagen saßen, dem letzteren eine Pistole auf die Brust und drohte Feuer zu geben, wenn der Major von Droste sich nicht augenblicklich retirire. Welche Wahl blieb diesem nun übrig? Keine andere, als rechtsum zu machen und den Feldmarschall seinem Schicksal zu überlassen. Im Fluge ging's nun wieder vorwärts mit dem Gefangenen und nicht eher wurde angehalten, als bis man denselben in Prag auf der Festung hatte. Ja selbst hier hielt man ihn noch nicht für sicher genug aufgehoben, sondern brachte ihn, nur wenige Tage später, auf den Spielberg bei Brünn, welcher schon damals dazu diente, das Grab politischer Gefangener zu sein.

Das war die Kunde, welche, wie ich so eben sagte, in Dresden

soviel Erbitterung und, wie ich jetzt hinzusetze, in der ganzen gebildeten Welt das außerordentlichste Aufsehen hervorrief. In der That war dieß aber auch ein Gewaltact von solch schreiender Art, daß man darob wohl die Hände über dem Kopf zusammenschlagen konnte, denn Sachsen befand sich ja im tiefsten Frieden mit Oesterreich, und selbst wenn dieß nicht der Fall gewesen wäre, so hätte den Feldmarschall schon das Asylrecht von Töplitz, dessen es sich als Bad von europäischem Rufe erfreute, schützen sollen. Man kann sich also denken, wie furchtbar der Zorn des Kurfürsten von Sachsen entbrannte, als er von diesem Völkerrechtsbruche Nachricht erhielt, und augenblicklich sandte er einen außerordentlichen Gesandten nach Wien, um kategorisch die Freilassung Schönings, sowie eine eclatante Genugthuung zu verlangen. Auch ließ es dieser Gesandte an Vorstellungen, ja selbst an Drohungen nicht fehlen und die Eine dieser Drohungen, daß Johann Georg IV. dieses Jahr keinen Mann zur Reichsarme gegen Frankreich stellen werde, wurde sofort zur Ausführung gebracht. Allein der kaiserliche Hof von Wien blieb deßwegen doch für alle Vorstellungen taub. „Schöning sei ein Staats- und Landesverräther," erwiederte der Minister Kinsky kurzweg, „und weil er dieses sei, habe der Kaiser das Recht und sogar die Pflicht gehabt, ihn verhaften zu lassen." Worin aber der Landes- und Hochverrath des Generalfeldmarschalls bestanden habe, darüber gab der Herr Minister keine Auskunft und noch weniger fand er sich bewogen, die Beweise für seine Angaben zu liefern. So bewahrheitete sich auch hier wieder der Satz, daß kleine Staaten nie die Macht haben, ihre Bürger und Unterhanen zu schützen, und in Folge dessen blieb der Feldmarschall Hans Adam von Schöning ein Gefangener, ob er nun zehnmal unschuldig sein mochte oder nicht.

Worin lag nun übrigens der Grund zu des Feldmarschalls Verhaftung? Einige Zeit lang blieb dieß ein Staatsgeheimniß; allein wie gegen das Ende des Jahres 1692 der Kaiser Leopold dem Herzog Ernst August von Hannover die neunte Kurwürde verlieh, da konnte man die Sache mit Händen greifen. Bekanntlich — wir haben es oben erzählt — hatten Sachsen und Branden-

burg auf Antrieb des Feldmarschalls von Schöning einen Vertrag abgeschlossen, in Gemeinschaft mit Hannover einen Norddeutschen Bund zu errichten, welcher in allen politischen Fragen mit vollkommener Unabhängigkeit vom Kaiser nur nach seinem Vortheil zu entscheiden habe, und Ernst August machte im Anfang Miene, diesem Bund beizutreten. Zu gleicher Zeit aber bewarb er sich in Wien um die neunte Kurwürde und ließ da merken, was die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg im Schilde führten. Nun forschte der Kaiser weiter und gab dem Herzoge von Hannover zu verstehen, daß es sein Schaden nicht sein werde, wenn er den Verräther spiele. Hierauf ging Ernst August ein und das Ende war, daß derselbe den Kurhut erhielt, aber natürlich unter der Bedingung, hinfort treu zu Oesterreich zu stehen und die Idee eines Norddeutschen Bundes einmal für allemal aufzugeben; mit andern Worten, dieselbe durch seinen Nichtbeitritt unmöglich zu machen. Auf diese Art erfuhr man in Wien, was den vergangenen Februar bei der „Familienzusammenkunft" in Torgau abgemacht worden war, und selbstverständlich wurde man darob am kaiserlichen Hofe nicht wenig ergrimmt. Den Hauptthaß aber warf man auf den Feldmarschall von Schöning, denn ihn bezeichnete der Bericht des Grafen von Clary, des österreichischen Gesandten in Dresden, als den intellectuellen Urheber jener Zusammenkunft. Ueberdem noch als den geschworenen Feind Oesterreichs, der durch den Baron von Asfeld, den französischen Residenten in Dresden, mit dem französischen Hofe oder gar mit Ludwig XIV. selbst in geheimer Correspondenz stehe. Was Wunder also, wenn die ergrimmten Wiener Herren beschloßen, sich des gefährlichen Mannes zu bemächtigen und damit einen gedoppelt erwünschten Zweck: Befriedigung der Rache und Unschädlichmachung eines Feindes, zu erreichen!

Viertes Kapitel.

Die Gräfin von Rochlitz (1692—93).

Die Aufhebung des Feldmarschalls von Schöning war ein Ereigniß, das den Dresdenern natürlich lange Zeit Stoff zur Unterhaltung gab. Nach und nach jedoch verhallte das Geräusch, das jener Gewaltact gemacht hatte, und man sehnte sich nach anderen aufregenden Neuigkeiten. Der ganze Sommer des Jahres 1692 verging jedoch, ohne solche zu bringen, und auch der Herbst schien nichts Besseres bieten zu wollen. Auf den Winter freilich stand ein großes Ereigniß bevor, die Verheirathung des Prinzen Friedrich August mit Christiane Eberhardine, der Tochter des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth — Kurfürst Johann Georg IV. drang auf diese Verbindung, um das gute Einvernehmen mit Preußen noch mehr zu befestigen, und Friedrich August fügte sich gerne, weil die junge Prinzessin (sie war am 19. Dec. 1671 geboren) seinen Wünschen ganz zu entsprechen schien — allein bis dahin war's noch erschrecklich lang und einstweilen konnte man vor »Ennui« sterben. Somit haschte man nach Allem, was die tägliche Einförmigkeit nur irgend unterbrechen konnte, und hiebei spielte natürlich der Hofklatsch eine Hauptrolle. Mein Gott, wo würde sich ein Residenzler nicht mit dem Hofe beschäftigen! Der

Hof, oder deutlicher gesagt, der Regent ist ja die Sonne, um welche sich in der Hauptstadt Alles dreht, und die geringste Kleinigkeit, die ihn oder seine Familie angeht, muß für einen loyalen Bürger von höchster Wichtigkeit sein!

Also mit allen Geringfügigkeiten, die am Hofe Johann Georgs IV. vorkamen, beschäftigte man sich im Sommer und Herbst 1692 in Dresden und jeden Morgen fragte Einer den Anderen, was den Tag zuvor der Kurfürst gethan, gesagt oder geträumt. Man wußte oft nichts oder konnte somit auch nichts antworten; aber zum Glück giebts in solchen Fällen ein Auskunftsmittel, das Auskunftsmittel der Erfindung, und zu solchem griff man auch in der guten Residenzstadt Dresden. Der junge Kurfürst mußte es sich also gefallen lassen, daß man recht Vieles von ihm erzählte, an dem vielleicht kein wahres Wort oder doch nur das Wenigste wahr sein mochte, und ganz ebenso erging es auch seiner hohen Gemahlin, so wie seiner Mutter, der Kurfürstin-Wittwe, und dem Prinzen August, dem Bräutigam der Baireuthschen Prinzessin. Ueber den Letztern freilich schwiegen die Gerüchte, nachdem er im Spätherbst zu seiner Braut nach Baireuth abgereist war, und höchstens stritt man sich darum, bis wann die Hochzeit gefeiert werden würde; um so mehr dagegen häuften sich gewisse Nachreden, welche den Kurfürsten nebst seiner früheren Geliebten und deren Mutter betrafen, und man wollte von diesen Dreien Dinge wissen, die wirklich an's Tolle gränzten. Freilich offen und laut sprach man von diesen Dingen nicht, sondern vielmehr ganz leise und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, weil man in keine Verlegenheit kommen wollte; allein eben dadurch wurde die Sache nur immer ärger, denn gerade das Geheimnißvolle reizte zu weiterem Nachforschen und die bösen Zungen gefielen sich darin, das Tolle noch immer toller zu machen.

Doch wovon handelte es sich bei jenen tollen Nachreden? Der Leser wird dieß, denke ich, am besten ermessen können, wenn ich ihn zu einem Besuche mitnehme, welchen an einem der letzten Tage des Septembers 1692 der Oberjägermeister von Erdmannsdorf in tiefer Abendstunde und in fast geheimnißvoller Weise dem Hofrath

von Beuchlingen in Dresden abstattete. Die Beiden sind uns schon von früher her bekannt und aus dem, was damals über sie gesagt wurde, werden wir leicht den Schluß ziehen können, warum der Besuch nicht offen bei Tag stattfand. In die Exilirung der Sibylle von Neitschütz mit ihrer Mutter nämlich waren die übrigen Mitglieder der Familie nicht miteinbegriffen worden, sondern der Kurfürst hatte ihnen ihre Stellen gelassen, weil er annahm, daß sie in die Abscheulichkeiten, welche Sibylle vor einigen Jahren unter dem Schutzmantel ihrer Mutter verübte, nicht eingeweiht gewesen seien. Allein sie fühlten deßwegen doch, daß der Boden unter ihren Füßen wanke und hielten sich daher von dem Tage der Entfernung Sibyllens an sehr bescheiden im Hintergrunde, damit ja so wenig als möglich die Rede auf sie komme. Nicht minder verstand es sich von selbst, daß die sämmtlichen übrigen Hofleute sich von ihnen, als wie von Verpesteten, zurückzogen, und unter diesen Sich-Zurückziehenden erwiesen sich diejenigen am eifrigsten, welche, wie der Kammerdirector von Hoym und der Oberjägermeister von Erdmannsdorf, früher dem Fräulein von Neitschütz und ihrer Mutter am offenkundigsten hofirt hatten. Natürlich, denn ihr liebes Ich ging ihnen über Alles und von wirklicher Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit weiß ein ächter Hofmann ohnehin nichts. Weil es aber doch möglich war, daß das Blatt sich wieder wenden und der Kurfürst zu seiner alten Liebe zurückkehren konnte, unterließen es die beiden genannten Herren nicht, sich eine Hinterthüre offen zu halten und blieben deßhalb in steter, obwohl natürlich geheimer Verbindung mit der Familie Neitschütz. Ja sie machten sich sogar hie und da gegenseitige Besuche, aber selbstverständlich nur in dunkler Nacht und in einer Verhüllung, welche von einem Dritten nicht leicht durchschaut zu werden vermochte!

Ein solcher Besuch war nun auch der, von welchem ich jetzt eben zu erzählen im Begriffe bin, und man kann sich denken, wie erfreut der Hofrath von Beuchlingen sein mußte, als er in dem Eintretenden, nachdem sich derselbe aus seinem Mantel herausgewickelt hatte, den Oberhofjägermeister Baron Wolf Dietrich von Erdmannsdorf erkannte.

„Bei Gott," rief er dem späten Besucher zu, indem er ihm in großer Aufregung die Hand entgegen streckte; „bei Gott, wie mich das beglückt, daß Sie sich endlich auch einmal wieder bei mir sehen lassen."

„Und," erwiederte der Oberhofjägermeister mit einem vielsagenden Lächeln; „und noch erfreuter werden Sie sein, wenn Sie erst erfahren haben, was ich Ihnen mitzutheilen gekommen bin. Vor allem aber geben Sie Befehl, daß man uns nicht stört, denn Sie wissen, daß es für uns Beide nur unangenehm sein könnte, wenn man in Erfahrung brächte, wir stehen immer noch in intimer Liaison."

Der Hofrath von Beuchlingen verließ sofort das Zimmer, um dem Wunsche des Oberhofjägermeisters nachzukommen, und wie er nach einer kleinen Weile wieder zurückkehrte, schloß er sogar die Thüre von innen ab, um den Zutritt eines Dritten ganz unmöglich zu machen. „Nun sind wir," versetzte er, „vollständig gesichert, und ich bitte also, mir Ihre Neuigkeiten nicht länger vorzuenthalten."

„Denken Sie sich," platzte jetzt der Oberhofjägermeister mit Einem Male heraus, „ich habe endlich den Aufenthaltsort des Saladin erfahren."

„Was?" schrie der Hofrath von Beuchlingen. „Des Schufts und Verräthers Saladin? Beim Himmel, nun soll uns nichts abhalten, ihn unsere Rache fühlen zu lassen."

„Pst! Pst!" wehrte der Oberhofjägermeister. „Nicht so hitzig, mein Freund, denn wenn wir die Sache beim rechten Licht betrachten, so haben wir uns selbst größere Vorwürfe zu machen als dem Saladin?"

„Uns?" fragte der Hofrath mit einem nicht wenig verwunderten Blicke. „Wie so denn uns."

„Nun," erwiederte Herr von Erdmannsdorf, „eigentlich weniger uns, als meiner verehrten Freundin, der Frau Generalin von Reitschütz, Ihrer Schwiegermutter. Als nämlich Saladin — so erzählte heute Vormittag der Herr von Vitzthum meinem Schwager, dem Oberkammerherrn von Pflug, und bei dieser Gelegenheit nannte

er auch den Ort bei Genf, wohin sich der frühere Sprachlehrer zurückgezogen — vor verschiedenen Monaten krank wurde, und in Folge dessen wegen Mangels von Subsistenzmitteln große Noth bei ihm eintrat, wandte er sich an Ihre Schwiegermutter um Unterstützung. Die Frau Generalin scheint ihm auch im Anfang Einiges haben zufließen zu lassen, allein als Saladin immer und immer wieder kam und am Ende, wie das so zu gehen pflegt, grob und zudringlich wurde, wies sie ihn mit harten Worten ab und drohte ihm sogar, daß sie ihn — ihre Tochter Sibylle befand sich damals auf dem Gipfel ihrer Macht — wenn er jetzt keine Ruhe gebe, ohne weiteres als Lumpen und Vagabunden über die Gränze bringen lassen werde. Das war doch wahrhaftig mehr als unklug, da sie ja wissen mußte, daß er sie mehr oder weniger in der Gewalt hatte."

„Gewiß, gewiß," nickte der Hofrath, der plötzlich sehr niedergeschlagen wurde; „das war sehr thöricht gehandelt, wenn es sich anders so verhält, wie der Herr von Vitzthum erzählte. Ich zweifle übrigens nicht im geringsten daran, denn sie besitzt ein sehr leidenschaftliches Gemüth und ist im Zustand des Zorns meist keiner Ueberlegung mehr fähig. Mein Gott," setzte er dann noch niedergeschlagener hinzu, indem er sich mit der Hand durch die Haare fuhr, „wie herrlich stünde es um uns, wenn der Saladin durch jene Thorheit nicht zur Rache gereizt worden wäre; aber jetzt natürlich ist Alles aus."

„Hm!" meinte darauf der Oberhofjägermeister. „Der Fehler ließe sich denn doch vielleicht repariren."

Der Hofrath von Beuchlingen schaute hoch auf und seine klugen Augen hafteten sich durchbringend auf seinen Besucher. „Repariren?" fragte er dann. „Wie meinen Sie das, mein theurer Freund?"

„Wie ich das meine?" entgegnete der Oberhofjägermeister. „Nun, um diese Frage beantworten zu können, muß ich Sie vorher von einer Thatsache unterrichten, welche zwar ganz unglaublich klingt, aber deßwegen doch eine unwiderlegliche Wahrheit ist. Ich

meine," fügte er sehr leise bei, indem er sich zugleich scheu umsah, „die Verhexung des Kurfürsten."

„Ha, ha, ha!" lachte der Hofrath von Beuchlingen laut auf; „dieses tolle unsinnige Volksgerede nennen Sie eine Thatsache? Mein Gott, Freund, über einen solch gräßlichen Aberglauben sind Sie doch hoffentlich erhaben!"

Eine schnelle Röthe flog über das Gesicht des Barons von Erdmannsdorf und der Blick, den er dem Lachenden zuwarf, war eben kein freundlicher. „Mein Herr Hofrath," sprach er dann mit Würde, „ich schmeichle mir, so aufgeklärt als Einer zu sein, allein wie wollen Sie den Zustand des Kurfürsten, in dem sich dieser schon seit Wochen befindet, anders erklären?"

„Bitte, mein sehr verehrter Freund," erwiederte der Hofrath schnell einlenkend, als er sah, daß sein Lachen den Herrn Oberhofjägermeister beleidigt habe, „erklären Sie sich deutlicher, denn ich bin über das, was bei Hofe vorgeht, nicht immer ganz genau unterrichtet, während Sie durch Ihren Herrn Schwager, den Oberkammerherrn von Pflug, natürlich stets aus der ersten Quelle schöpfen."

„So hören Sie," versetzte der Oberhofjägermeister schnell besänftigt, indem er sich geheimnißvoll zu dem Hofrath hinneigte, „und merken Sie dabei wohl, daß das, was ich Ihnen sage, aus dem Munde des Kurfürsten selbst kommt. Sie wissen ja, wie vertraut er mit Pflug ist, und daß es eigentlich gar keinen Gedanken gibt, den er ihm vorenthält. Also seit einigen Wochen schon fällt es meinem Schwager auf, daß der Kurfürst morgens ganz bleich aussieht, und auf Befragen deßhalb klagt der hohe Herr über Abspannung und Unwohlsein. Mein Schwager räth, die Hofärzte zu consultiren, aber der Kurfürst weigert sich entschieden, indem er andeutet, daß das Uebel einen Grund habe, dem kein Arzt der Welt beikommen könne. Somit bringt mein Schwager in Seine Durchlaucht, sich ihm anzuvertrauen und der Durchlauchtigste geht endlich darauf ein. Allein was kommt nun über seine Lippen? Puh, es graust mir und liegt mir so schwer auf der Zunge, daß ich es kaum aussprechen kann. Denken Sie sich," fuhr er noch

geheimnißvoller fort, indem er sich noch näher an den Hofrath hindrängte; „denken Sie sich . . . Aber Sie wissen doch, daß das Ehebett Seiner Durchlaucht ein Meisterstück des Schreiners Wickede ist und an Breite, Bequemlichkeit, Schönheit und Solidität Alles bietet, was man von einem solchen Möbel nur immerhin fordern kann? Gut also, nun denken Sie sich, sobald Seine Durchlaucht der Kurfürst sich in dieses Prachtbett neben seine Frau, die durchlauchtigste Kurfürstin legt, so währt es keine Viertelstunde und es beginnt ganz eigenthümlich in ihm zu rumoren. Ich kann es dir nicht näher beschreiben, sagte der Kurfürst erst heute Morgen noch zu meinem Schwager, denn es ist ein Gefühl, wie ich in meinem Leben keines gehabt habe; aber nach einer Weile kommt es mir gerade so vor, als ob sich ein fremdes Wesen, irgend ein Thier oder Geist, in meinen Leib eindränge, und dieses Wesen schnürt mir das Herz zusammen, daß es mir ganz bange und übel wird. Ich suche mich zusammenzunehmen und kämpfe mit dem fremden Eindringling; aber es hilft Alles nichts, der satanische Geist ist stärker als ich und wirft mich so hin und her, daß ich meine draufgehen zu müssen. Meine Frau frägt mich dann immer, was ich habe, wenn ich so gräßlich stöhne und mich abarbeite; doch sobald sie nur den Mund aufthut, so fährt's in den Geist, als ob er verrückt werden wollte, und dann quält er mich so gränzenlos, daß ich vor Herzweh laut aufschreien möchte. Zuletzt kann ich nicht anders; sondern ich muß aus dem Bett heraus, ob ich will oder nicht. So wie ich aber heraus bin, reißt mich der Geist fort nach dem schwarzen Gang zu, der das Palais, wo Sibylle wohnte, mit dem Schlosse verbindet, und ich meine vor Schmerz vergehen zu müssen, weil die Thür dort hinüber fest verschlossen ist. Nun kommen die Thränen und erst wenn diese fließen, werde ich ruhiger. Allein durch die furchtbare Aufregung bin ich regelmäßig so matt geworden, daß ich mich kaum noch aufrecht erhalten kann und wie gelähmt auf ein Kanapee niedersinke, um darauf den übrigen Theil der Nacht hinzubringen. Solches sind die eigenen Worte des Kurfürsten, wie sie mir mein Schwager mittheilte, und nun," schloß der Oberhofjägermeister seinen langen Vortrag, „nun sagen Sie

mir, Hofrath, wie wollen Sie sich das Alles anders erklären, als durch Zauberei und Verhexung?"

Der Hofrath von Beuchlingen hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und saß jetzt tief nachdenklich da, den Kopf in die Hand gestützt. „Ja, ja," flüsterte er endlich, „darüber ist kein Zweifel, sie hats ihm angethan."

„Wer — sie?" rief der Oberhofjägermeister. „Meinen Sie vielleicht Ihre Schwiegermutter, die Generalin? Ich habe auch schon an sie gedacht, denn es ist bekannt, daß sie mit Zauberern und Hexen in Verbindung steht."

„Nein, nein," erwiederte der Hofrath nicht ohne Spott; „nicht von der Mutter, der Generalin, spreche ich, sondern von der Tochter, meiner Schwägerin Sibylle."

„Hm!" meinte der Oberhofjägermeister. „Auch die Sibylle kam mir schon in den Sinn und es wollte mich dann immer bedünken, als ob sie den Zauber lösen könnte, durch welchen der Kurfürst gebannt ist. Denken Sie sich, nachdem er Monate lang ihren Namen nicht mehr über den Mund gebracht hat, spricht er jetzt wieder alle Tage von ihr und zwar in einem Tone, daß man daraus schließen kann, wie zärtlich er ihr einstens zugethan war."

„Und noch ist," setzte der Hofrath mit großem Nachdruck hinzu. „Mein Freund, machen wir uns den Standpunkt klar und rufen wir vor allem den Verstand zu Hülfe. Dieser sagt uns, daß von Hexerei keine Rede sein kann, denn diesen Altenweiberwahnsinn hat die Wissenschaft längst überwunden. Zauber ist aber allerdings mit im Spiele, nur kein Zauber, wie der Aberglauben sich ihn denkt, sondern der Zauber der Liebe. Die Reize der Sibylle sind es, welche es dem Kurfürsten angethan haben, und er hält es nicht aus in der kalten Nähe seiner Gattin, weil er sich in die liebeglühenden Arme seines Billchens zurücksehnt. So erkläre ich mir den eigenthümlichen Zustand unseres Herrn und Sie haben also ganz Recht, wenn Sie vorhin bemerkten, die Gegenwart meiner Schwägerin würde den Zauber lösen."

„Hm, Beuchlingen," entgegnete der Baron von Erdmannsdorf, „Sie sind als ein Freigeist bekannt; als ein recht frivoler Frei-

geist. Aber abläugnen kann ich nicht, daß die Sache sich auch so erklären läßt, wie Sie thun. Im Uebrigen, ob der Kurfürst die Sibylle jetzt noch liebt; hm! hm! diese Frage möchte ich nicht so ganz unbedingt bejahen. Zwar allerdings, er spricht seit einiger Zeit wieder oft von ihr und aus dem Ton seiner Stimme läßt sich schließen, daß er sie sehr tief im Herzen getragen haben muß. Dagegen nennt er nie ihren Namen, ohne die tiefste Trauer zu verrathen, und manchmal stampft er hintennach zornig mit den Füßen, wie wenn er alle Gedanken an sie mit Gewalt ausreißen wollte. Ja erst gestern hörte Pflug sogar, wie er einen Fluch ausstieß und sie eine meineidige Verrätherin nannte, welche ihn um sein ganzes Lebensglück betrogen habe."

Wiederum überließ sich der Hofrath von Beuchlingen einem tiefen Nachdenken und sein Kopf ruhte minutenlang in seiner Hand. „Wenn man," sprach er darauf, „den Kurfürsten überreden könnte, daß Alles, was der Saladin ihm gesagt, eine pure Erfindung sei . . . . ."

„Ich habe," versetzte der Oberhofjägermeister, als der Hofrath hier stockte, „ich habe auch schon daran gedacht und sogar mit meinem Schwager darüber gesprochen; allein dieser meint, es gehe nicht ohne Beweise, und diese beizubringen sei rein unmöglich."

„So? Rein unmöglich?" wiederholte der Hofrath. „Meinen Sie das auch, Erdmannsdorf?"

„Hm!" erwiederte dieser mit einem klugen Winke. „Einen Weg gäbe es vielleicht, nunmehr wir den Aufenthaltsort des Saladin kennen."

„Beim Himmel," rief der Hofrath von Beuchlingen, sich die Hände vor Lust reibend, „ganz mein Gedanke. Der Saladin muß dazu gebracht werden, daß er Alles widerruft, was er über Sibylle und ihre Mutter aussagte."

„Wohl, wohl," nickte der Oberhofjägermeister, „wenn der Saladin das thut, so geräth der Kurfürst außer sich vor Freude; aber den Saladin dazu zu bringen, bei Gott, ich möchte es nicht über mich nehmen."

„Aber ich," sprach der Hofrath sich hoch aufrichtend. „Der

Bursche ist gemein geizig und wenn man eine größere Summe dranrückt .....“

„Und,“ ergänzte der Oberhofjägermeister, „ihm zugleich Straflosigkeit für das Verbrechen der Lüge, das er begangen, auswirkt, so könnte es möglicherweise gehen. Aber woher die größere Summe nehmen?“

„Woher?“ sagte der Hofrath mit großem Gleichmuth. „Nun aus unsern Kassen natürlich nicht, denn diese können nicht über allzuviel gebieten. Ebensowenig ist mein Herr Schwiegervater im Stande, das Geld zu schießen, und ohnehin möchte ich ihn nicht in das Geheimniß einweihen. Allein die Generalin, meine Schwiegermutter, wird schon Mittel und Wege wissen und zur Noth versetzen wir die Juwelen, welche Sibylle früher vom Kurfürsten erhalten hat. Beim Himmel,“ setzte er mit Siegesgewißheit hinzu, „es soll und muß gehen, trotz des Geizes der Generalin, und gleich Morgen früh vor Tagesanbruch reite ich nach Gaussig hinaus. Dann komme ich meiner Gesundheit wegen um einen Urlaub auf einige Wochen ein und trete sofort eine Schweizerreise an. Das Resultat dieser Reise aber ist, daß .... Doch still,“ unterbrach er sich da plötzlich überlegend, „sonst könnte es uns ergehen, wie jenem Eierweibe, das seine Pläne machte und mitten darin seinen Eierkorb fallen ließ.“

Die Unterredung war zu Ende und gleich darauf entfernte sich der Oberhofjägermeister; den andern Morgen aber vor Tagesanbruch machte richtig der Hofrath von Beuchlingen seinen Ausflug nach dem Schlosse Gaussig und drei Tage später trat er mit einem Urlaub von drei Wochen in der Tasche die oben in Aussicht gestellte Schweizerreise an.

Die nächsteu vierzehn Tage vergingen, ohne daß irgend etwas Erhebliches vorgefallen wäre; nur verstärkten sich in dieser Zeit noch die Gerüchte wegen der Verhexung des Kurfürsten und in Wahrheit traten die Anfälle, denen er, wie oben geschildert, von Zeit zu Zeit unterworfen war, immer heftiger und stärker auf. Auch murmelte er den Namen „Billchen“ öfter als je, und jedes-

mal, wenn er denselben aussprach, seufzte er so tief auf, daß man ordentlich Mitleiden mit ihm empfinden mußte.

Besonders trüb und unwohl fühlte sich Johann Georg am Morgen des 15. October, denn in der Nacht zuvor hatte es ihn wieder wie mit unsichtbarer Gewalt aus dem Ehebette getrieben und während er dann, ohne sich wieder zur Ruhe zu begeben, bis an den lichten Morgen in seinem Zimmer auf- und niederging, rief ihm fortwährend eine innere Stimme zu, daß er ihr, seiner Sibylle, unrecht gethan habe. Selbst jetzt noch, da es doch bereits gegen Mittag ging, verließ ihn dieser Gedanke nicht und überdem blieb beharrlich die wunderschöne Gestalt des Fräuleins in all ihrer Glorie vor seinem geistigen Auge stehen. Da, wie er eben den Befehl ertheilen wollte, die Reitpferde vorzuführen, um in der frischen Luft einige Zerstreuung zu suchen, trat sein Vertrauter, der Oberkammerherr von Pflug, hastig bei ihm ein und seine Miene schon zeigte, daß er etwas Wichtiges zu melden habe.

„Durchlaucht," redete er den Kurfürsten in ziemlich ungenirter Weise an, „der Hofrath von Beuchlingen ist außen und bittet dringend um geneigtes Privatgehör."

„Beuchlingen?" sagte der Kurfürst, wie von einem Traum erwachend. „Was für ein Beuchlingen? Ah richtig der Hofrath, der Tochtermann des Generals von Neitschütz. Ich meine von dem Manne sei vor noch nicht so arg langer Zeit die Rede gewesen."

„Gewiß, Durchlaucht," erwiederte der Oberkammerherr, „denn der Herr Hofrath kam vor jetzt kaum vierzehn Tagen um einen dreiwöchentlichen Urlaub ein, der ihm auch allergnädigst verwilligt wurde."

„Und statt der drei Wochen blieb er blos vierzehn Tage aus?" fuhr der Kurfürst fort. „Sehr diensteifrig, ich muß das loben. Aber ihm deßhalb eine Audienz zu gewähren, finde ich nicht für nöthig, denn du weißt, es ist mein fester Wille, kein Mitglied der Neitschütz'schen Familie je mehr zu sehen und zu sprechen."

„Aber dießmal, mein allergnädigster Herr und Gebieter," versetzte der Oberkammerherr in dringender Weise; „dießmal dürfte offenbar eine Ausnahme am Platze sein. Herr von Beuchlingen

hat mir die feierliche Versicherung gegeben, daß er eine persönlich für Euer Durchlaucht hochwichtige Neuigkeit zu überbringen habe, und er ist von Genf bis hierher Tag und Nacht Kurier geritten, nur um so bald als möglich hier zu sein. Auch sieht man es ihm an, welch' große Strapatzen er durchgemacht hat und ....."

„Gut," unterbrach ihn der Kurfürst, „so laß ihn in Gottesnamen vor. Aber du wirst sehen, es handelt sich nur um irgend eine Bagatelle, welche der Egoismus dieser Leute zur hochwichtigen Angelegenheit steigert."

Eine Minute später ward der Hofrath von Beuchlingen eingeführt und der Oberkammerherr hatte recht gehabt, er sah von der schnellen Reise ziemlich mitgenommen aus. Dagegen lag in seiner Miene durchaus keine Niedergeschlagenheit, sondern eher etwas Triumphirendes, das er nur mit Mühe unterdrückte.

„Sie haben mir von Ihrer Reise Neuigkeiten mitgebracht?" sagte der Kurfürst in einem höchst gleichgültigen Tone. „Was ist es? Aber fassen Sie sich kurz."

„Es sind," erwiederte der Befragte, „wohl mehr als Neuigkeiten, die ich meinem allergnädigsten Herrn und Gebieter zu berichten habe, denn der Zufall, oder vielmehr die göttliche Vorsehung hat mir auf einer meiner Fahrten über den Genfer See einen Menschen in die Hände gespielt, der an Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht das schändlichste aller Verbrechen, das Verbrechen des Verraths und Treubruchs, verübt hat."

Der Kurfürst sah den Hofrath von Beuchlingen groß an und seine gleichgültige Miene verschwand auf einen Augenblick. Doch wie gesagt, nur auf einen Moment, denn die Secunde nachher war er wieder der Frühere. „Sie bedienen sich sehr hoher Ausdrücke," meinte er dann mit einem leichten Achselzucken, „allein ich wüßte Niemand, der sich in der von Ihnen bezeichneten Weise gegen mich vergangen hätte."

„Derjenige," erwiederte Herr von Beuchlingen ruhig und kalt, aber jedes Wort besonders betonend; „derjenige, den ich meine, heißt Saladin, und war früher französischer Sprachlehrer in hiesiger Stadt."

Es war, als hätte eine Kanonenkugel neben dem Kurfürsten eingeschlagen, denn wohl eine Minute lang stand er zur Bildsäule erstarrt; dann aber sprang er wie eine Tigerkatze auf und stellte sich mit flammendem Auge vor den Sprechenden hin. „Mensch," rief er, „was sagst du? Den Saladin beschuldigst du des Verraths, des Treubruchs, der Lüge?"

„Ja, so thue ich," sprach der Hofrath von Beuchlingen mit fester Stimme, ohne sich durch die Heftigkeit des Kurfürsten irgend einschüchtern zu lassen. „Das, was Ihnen der Elende vor jetzt einem halben Jahre mittheilte, war nichts als eine wohl ersonnene Lüge, eine fortgesetzte niederträchtige Lüge und Verläumdung, an der auch kein einziges wahres Wort ist. Der Beweggrund aber, warum er dieses scheußliche Machwerk erfand, lag darin, daß er von der Frau Generalin von Neitschütz mit den schamlos zudringlichen Anforderungen, die er an sie machte, ein- für allemal abgewiesen wurde."

Der Kurfürst wurde bleich wie die Wand, und seine starken Glieder fingen an zu zittern. „Mensch, Mensch," flüsterte er mit heiserer Stimme, „bedenke was du thust. Es ist unmöglich; deine Nachricht kann nicht wahr sein."

„Sie ist es," war die ruhige kalte Antwort des Hofraths. „Ich traf den Saladin auf einer Fahrt über den Lemansee, aber ich erkannte ihn nicht, denn er sah elend, abgehärmt und hohläugig aus. Er näherte sich mir und bat mich um Gehör unter vier Augen. Da bekannte er mir Alles, um sein Gewissen zu erleichtern."

„Damals," rief der Kurfürst in immer gleich großer Aufregung; „damals vor einem halben Jahre legte Saladin ebenfalls ein Bekenntniß ab, um sein Gewissen zu erleichtern, und damals war er wirklich krank, dem Tode nahe."

„Mein durchlauchtigster Herr ist getäuscht worden," erwiederte der Hofrath von Beuchlingen. „Saladin heuchelte die schwere Krankheit und verstand es, die Heuchelei gut durchzuführen."

„Aber das Kind?" schrie Johann Georg. „Das Kind ist ja gefunden worden?"

„Das Kind," entgegnete der Hofrath, „das Kind stahl Saladin einige Nächte zuvor vom Kirchhofe und begrub es heimlich auf dem Taschenberge."

Dicke Schweißtropfen standen dem Kurfürsten auf der Stirne und seine Brust arbeitete furchtbar. „Mensch, Mensch," keuchte er, „wenn ich dir glauben könnte! Aber nein, nein, es ist rein unmöglich. Was sollte den Saladin veranlaßt haben, eine so furchtbare Lüge zu erfinden? Aber halt," sprach er plötzlich mit einer Stimme, die so hohl klang, als die eines Sterbenden, „halt, ich besinne mich; es gab damals Jemanden, dem Alles daran lag, mich von meiner Liebe zu trennen. Willst du vielleicht behaupten, daß Saladin von einer dritten Person bestochen worden sei, so zu handeln, wie er handelte?"

„Ich weiß, worauf Euer Durchlaucht anspielen," erklärte der Hofrath von Beuchlingen; „aber Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kurfürstin Wittwe, sowie der durchlauchtigste Prinz Friedrich August, sind von dem schurkischen Saladin, den kein anderes Motiv trieb, als das der Rache an der Frau Generalin von Neitschütz, gerade eben so getäuscht worden, wie Euer Durchlaucht selbst."

Der Kurfürst that einen tiefen Athemzug und es war, als ob sich ein schwerer Stein von seiner Brust gewälzt hätte. Auch kehrte nun wieder einige Farbe in sein Gesicht zurück und nachdem er einige Gänge durchs Zimmer gemacht, gelang es ihm, sich wenigstens einigermaßen zu bemeistern.

„Herr Hofrath von Beuchlingen," sagte er darauf mit einem scharfen Blicke, „ich will Ihnen den Vorwurf nicht machen, daß Sie mich absichtlich täuschen wollen. Aber wie wollen Sie mir beweisen, daß Sie nicht selbst auf gröbliche Art getäuscht und belogen worden sind?"

„Mein allergnädigster Herr und Gebieter," erwiederte Herr von Beuchlingen ohne zu zögern, „als mir der elende Saladin sein schweres Verbrechen bekannte, erklärte ich ihm sogleich, daß er dasselbe nur dadurch einigermaßen sühnen könne, wenn er vor Eurer Durchlaucht selbst ein reuiges Geständniß ablege, und er

war auch im Vertrauen auf Höchst Ihre Großmuth sogleich bereit dazu. Aber . . . . ."

„Was — aber?" rief der Kurfürst.

„Er fürchtet den Zorn und die Wiedervergeltung der Frau Generalin von Neitschütz," versetzte der Hofrath von Beuchlingen, „und glaubt, daß ihn vor dieser nur ein Freibrief Eurer Durchlaucht schützen könne."

„Und wenn ich ihm nun diesen Freibrief ausstellen lasse," fragte der Kurfürst hastig, „wie viel Tage werden Sie wohl brauchen, mir den Burschen gegenüber zu stellen?"

„Eine kleine Stunde, Euer Durchlaucht," erwiederte der Hofrath von Beuchlingen mit einer tiefen Verbeugung; „denn in Anbetracht, daß mein allergnädigster Herr und Gebieter ungeduldig sein könnte, die Wahrheit zu erfahren, habe ich den Menschen gleich mit mir genommen und einstweilen in meiner Landwohnung im Dorfe Loschwitz untergebracht."

Eine tiefe Röthe lagerte sich auf dem Antlitz des Kurfürsten und seine Augen fingen an zu leuchten. „Beuchlingen," rief er, „das vergesse ich Ihnen nie. Aber nun," wandte er sich an den Oberkammerherrn von Pflug, der diese ganze Zeit über als stillschweigender Zuschauer anwesend gewesen war, „schnellstens die Pferde, denn wir reiten ohne Aufschub nach Loschwitz."

Die Pferde waren im Augenblick parat und eben so schnell auch die Reiter. Jetzt gings vorwärts, als gelte es Leben und Tod, und kaum konnten die beiden Andern dem Kurfürsten folgen. In einer Viertelstunde schon war das Dorf Loschwitz erreicht und nur wenige Minuten später stand der frühere Sprachlehrer Saladin vor dem Kurfürsten.

Eine gute Stunde und länger nahm das Verhör in Anspruch, welches Johann Georg IV. nunmehr mit dem armseligen Menschen anstellte, denn Vieles ließ er ihn zwei- und dreimal, manches auch noch öfter wiederholen. Mein Gott, es war ja so süß, so himmlisch-süß für den verliebten Herrn zu hören, daß auf seine theure Sibylle auch nicht der geringste Schatten von einem Vergehen fiel! Sie war unschuldig, das gute Kind, ja wohl vollkommen unschul-

dig, und der Saladin hatte die ganze Geschichte erfunden! Uebrigens auch den Saladin durfte man nicht so gar streng beurtheilen, denn die Frau Generalin von Neitschütz wäre ihm wegen seiner früheren Dienstleistungen wohl einige Rücksicht schuldig gewesen und die herbe Abweisung seiner Bitte um Unterstützung in seiner damaligen Noth mußte ihn also furchtbar aufreizen. Ueberdem bereute er nicht jetzt tief und innig, und suchte zugleich wieder gut zu machen, so viel in seinen Kräften stand? Gewiß und wahrhaftig, mehr zu thun, liegt nicht in des Menschen Kraft, selbst wenn er ein todeswürdiges Verbrechen begangen hat, und so verzieh ihm denn der Kurfürst großmüthigerweise. Ja noch mehr, er versprach ihm auch die Verzeihung der Frau Generalin von Neitschütz, sowie die ihrer Tochter, und Monsieur Saladin hätte also wegen der Zukunft ganz beruhigt sein können. Derselbe zog es aber, wie ich jetzt schon bemerken will, doch vor, sich etwaiger unvorhergesehener Fälle wegen augenblicklich wieder nach der ihn sichernden Schweiz zurückzuziehen, und verschwand daher noch selbigen Tages in aller Stille aus dem Dorfe Loschwitz.

Anderthalb Stunden etwa hatte das Verhör des Saladin und das, was sich daran knüpfte, den Kurfürsten in Anspruch genommen, dann wurde der Befehl zur Rückkehr nach Dresden gegeben. Zurück aber gings nicht in demselben Tempo, wie herwärts, sondern langsam Schritt vor Schritt, so daß man kaum von der Stelle kam. Der Kurfürst nämlich, auf dessen Stirne im Anfang die ungetrübteste Freude thronte, versank gleich nach dem Abreiten in tiefes Nachsinnen und dieses verließ ihn auch nicht, als er das Schloß bereits in Sicht hatte. In so fern jedoch wachte er einigermaßen auf, als er dem Herrn von Beuchlingen sofort einen Wink gab, ihm auf sein Zimmer zu folgen, und dieser gehorchte natürlich ohne Widerrede. Dort angelangt, behielt ihn der hohe Gebieter sehr lange in geheimer Audienz bei sich, und ohne Zweifel war es etwas sehr Wichtiges, was allda verhandelt wurde. Auch ist so viel sicher, daß das Aussehen des Herrn von Beuchlingen, wie er aus dem Zimmer des Kurfürsten trat, nicht wenig innere Befriedigung, vielleicht sogar Stolz verrieth; allein sobald er sah, daß

die Augen der ihm Begegnenden mit großer Neugierde auf ihn gerichtet seien, verschwand plötzlich der genannte Zug aus seinem Gesichte und er schritt mit derselben Demuth dahin, welche er seit dem Sturze seiner Schwägerin, des Fräuleins von Neitschütz, an den Tag zu legen pflegte.

Man kann sich denken, in welch' außerordentlicher Weise die Neugiede der am Hofe von Dresden Bediensteten erwachte, als von den geheimnißvollen Vorgängen dieses Morgens das Eine und das Andere zu verlauten begann, und alle Welt wollte Näheres erfahren. Man erfuhr auch Einiges, obwohl nicht allzuviel; allein eben weil es so wenig war, so versuchte man es immer eifriger, in das Geheimniß einzudringen, und kein Weg blieb unversucht. Doch — Alles vergebens! Der Kurfürst selbst glich dem Buch mit den sieben Siegeln und der Oberkammerherr beantwortete alle directen oder indirecten Fragen oder Andeutungen mit einem nichtssagenden Lächeln. Der Hofrath von Beuchlingen aber — mein Gott, an den sich zu wenden, war vollends unmöglich, denn er hatte sich gleich nach der letztgehabten Unterredung mit dem Kurfürsten unsichtbar gemacht und keine Seele konnte Auskunft darüber geben, wohin er sich gewendet.

Wenn nun übrigens die Herren und Damen am Hofe zu Dresden verschiedene Wochen lang vor Neugierde fast vergingen, so will ich dem Leser dieselbe Qual nicht bereiten, sondern wir folgen vielmehr dem Herrn von Beuchlingen und werden dadurch in Alles eingeweiht.

Gleich nach seiner letzten Unterredung mit dem Kurfürsten begab sich der Hofrath nach seiner Wohnung, doch nicht um dort zu bleiben, sondern um nach kurzer Erholung schnellstens wieder abzureisen. Wohin? Dieß sagte er nicht einmal seiner Frau, da er gar wohl wußte, daß sie ihre Zunge nicht hätte bemeistern können, und selbst dem Kutscher gab er erst, nachdem er im Wagen saß, die Weisung, welches Thor er zu passiren habe. Um übrigens kurz zu sein, so war das Ziel seiner Reise kein anderes, als das Schloß Gaussig, wohin der Kurfürst, wie wir wissen, die Generalin von Neitschütz mit ihrer Tochter Sibylle confinirt hatte, und er er-

reichte auch dasselbe ohne irgend ein Abenteuer. „Endlich," rief er, als er am andern Tage dort ankam, und immer zwei Stufen überspringend, eilte er die Schloßtreppe hinauf. Man sieht also, er war voll Ungeduld, seine Schwiegermutter und Schwägerin zu überraschen, und ebendeßwegen schritt er ohne weiteres dem Erkerzimmer zu, in welchem die beiden Damen, wie er wußte, sich den Tag über aufzuhalten pflegten. Hier aber trat ihm ein plötzliches Hinderniß in Gestalt einer Kammerfrau entgegen.

„Halt!" rief die Dienerin, indem sie sich mit weit ausgebreiteten Röcken fest vor die Thüre postirte; „hier passirt diesen Morgen Niemand."

„Alle Teufel!" fluchte der Hofrath zornig. „Was soll das heißen? Ah," setzte er dann in einem sanfteren Tone hinzu, als er das weibliche Wesen erkannte, „Sie sind's, Frau Nitschin, warum wollen Sie mich denn am Eintreten hindern?"

Die Frau erkannte nun auch ihn und kam dadurch in offenbare Verlegenheit. „Herr Jesus," rief sie, „der gnädige Herr Hofrath in Person! Ach, ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich es wagte, Sie so unceremoniös anzureden. Aber wer hätte sich auch denken können, daß der gnädige Herr Hofrath uns heute überraschen würde? Bitte unterthänigst, gnädiger Herr, wollten Sie nicht die Güte haben, einstweilen hier einzutreten, bis die Frau Generalin und das Fräulein Zeit haben, Sie zu empfangen."

Mit diesen Worten wies sie auf eine entgegengesetzte Thüre, welche in einen kleinen Salon führte, und zugleich sah sie den Besucher mit einem so flehentlichen Blicke an, daß dieser wohl laut aufgelacht hätte, wenn er in einer andern Stimmung gewesen wäre. Doch jetzt erwachte sein früherer Zorn wieder und er streckte den Arm aus, um die Frau ganz einfach zur Seite zu schieben.

„Was soll der Unsinn, Frau Lise?" sprach er in einem verweisenden Tone. „Seit wann ist man denn auf Schloß Gaussig so förmlich geworden, daß man den nächsten Verwandten wie einen landfremden Menschen behandelt?"

Diese Worte jedoch hatten trotz ihrer Strenge nicht die gewünschte Wirkung und die Kammerfrau wich nicht einen Fuß breit

von der Stelle. Somit war er nun wirklich im Begriff, sich den Eingang mit Gewalt zu erstreiten; da öffnete sich die Thüre vor ihm von selbst und heraustrat eine Gestalt, vor der er im Augenblicke frappirt zurückwich.

Es war ein Weib, aber von einer fast außerordentlichen Größe und dabei so erschrecklich mager, daß Haut und Knochen das einzige sichtbare Material des Körpers bildeten. Die Augen lagen tief, aber funkelnd in ihren Höhlen und um sie herum hatten sich rothe Ringe gebildet, welche dem Blick einen ganz unheimlichen Ausdruck gaben. Noch schreckbarer sah der Mund aus, denn auf der Oberlippe lief ein schwarzer Streifen hin, wie der Schnurrbart eines Mannes, und über der schmalen Unterlippe standen ein paar lange Fangzähne hervor, welche gelbschwarz anzusehen waren. Rechnet man dann noch hinzu, daß dieses Weib in einer schwarzen, talarähnlichen, bis auf die Knöchel reichenden und nur durch einen ledernen Gürtel zusammengehaltenen Kutte steckte, während den Kopf ein niederer, breitrandiger, ringsum mit Muscheln verzierter Hut bedeckte, so wird man es nicht auffallend finden, daß Herr von Beuchlingen ein wenig frappirt wurde.

Die Frau schritt übrigens an ihm vorbei, ohne irgend Notiz von ihm zu nehmen, und unmittelbar hinter ihr her kam die Frau Generalin von Reitschütz, ihr in aller Förmlichkeit das Geleit gebend. An der Treppe nahmen beide Frauen Abschied von einander; die Generalin sehr freundlich, die Frau im Talare jedoch nur mit einem leichten Kopfnicken, und darauf hin blieb die Generalin oben an der Treppe stehen, bis das Weib zur Hausthüre hinaus war. Jetzt erst erlaubte es sich Frau von Reitschütz, ihren Standpunkt zu verlassen, und wie sie nun wieder dem Erkerzimmer zuschritt, gewahrte sie plötzlich ihren Tochtermann, den Hofrath von Beuchlingen, dessen Person ihr bis jetzt entgangen war. So wie sie ihn aber sah, zuckte sie unwillkürlich zusammen, denn in seinem Auge, das unverwandt auf ihr ruhte, lag eitel Spott und Hohn, und hievor hatte sie sich noch immer heftig gefürchtet.

„Mein Herr Tochtermann, Sie hier?“ sagte sie, um nur überhaupt etwas zu sagen.

„Ja wohl, meine verehrteste Schwiegermama,“ erwiederte der Hofrath, „und zwar schon ziemlich lange. Allein ihre Kammerfrau, die Sie als Cerberus hier aufgestellt hatten, hielt mich nicht für würdig, in Ihre Gesellschaft zugelassen zu werden, so lange der hohe Besuch, dem Sie so eben das Geleit gaben, sich herabließ, Ihr Haus mit seiner Gegenwart zu beehren.“

Die Frau Generalin warf ihm einen grimmigen Blick zu, ging aber, ohne ein Wort zu erwiedern, in das Erkerzimmer hinein, in welches er ihr sofort nachfolgte. Hier traf er seine Schwägerin Sibylle, träumerisch am Erkerfenster sitzend, und alsobald ging er auf sie zu.

„Wie, Billchen,“ rief er, indem er ihr schwägerlich die Hand drückte, „dir ist die Gnade zu Theil geworden, gegenwärtig sein zu dürfen, bei der wichtigen Consultation, welche deine Mutter ohne Zweifel so eben mit der weisen Dame im schwarzen Talar gehalten hat? Beim Himmel, ich hätte viel darum gegeben, wenn mir vergönnt gewesen wäre, als Vierter im Bunde .....“

„Spotten Sie nicht, Herr Tochtermann,“ unterbrach ihn die Generalin mit Heftigkeit, „und am allerwenigsten spotten Sie über diejenige, welche Sie die weise Frau im schwarzen Talare zu nennen belieben. Bedenken Sie, Sie könnten dadurch den Zorn derselben herausfordern und dann wahrhaftig möchte ich nicht an Ihrer Stelle sein.“

„In der That, Sie haben Recht,“ erwiederte der Hofrath mit einer so ernsten Miene, daß man den darunter verborgenen Hohn nicht verkennen konnte; „es wäre schrecklich, wenn mich diese hohe Dame mit ihrer Rache verfolgte.“

„Großer Gott, der Mensch ist unverbesserlich!“ seufzte die Generalin. „Aber hoffentlich werden Sie den Ton ändern, wenn ich Ihnen sage: die uns so eben verließ, war die Hexenmargarethe.“

„Die Hexenmargarethe!“ wiederholte der Hofrath noch feierlicher als zuvor. „Gewiß, nun beuge ich mich in Demuth, denn die Hexenmargareth, die ich zwar die Ehre habe nicht zu kennen, deren Namen aber schon mir den größten Respekt einflößt, hat

ohne Zweifel die Kraft, zu lösen und zu bannen, und alle Geister der Hölle werden ihr unterthan sein."

„Ja wohl," schrie die Generalin; „ja wohl hat sie die Kraft zu bannen und du selbst kannst dieß nicht läugnen. Sie war es ja, welche dereinstens den Kurfürsten bannte in Liebe zu meiner Sibylle, obwohl," fügte sie etwas kleinlauter hinzu, „obwohl allerdings nicht so fest, wie es hätte sein sollen."

„Vielleicht aber," meinte der Hofrath, mit immer gleich großem Ernste, „vielleicht könnte ein neuer Zauberspruch . . . . ."

„O," unterbrach ihn die Generalin mit triumphirenden Mienen, „dafür haben wir bereits gesorgt. Da sehen Sie her, Herr Zweifler, da haben wir's, das Mittel. Und ein ganz unfehlbares, unwiderstehliches ist es; ein Mittel, durch das der Kurfürst wie mit demantenen Ketten an meine Sibylle gefesselt wird. Nun sollen sie es zum zweiten Male versuchen, ihn ihr zu entreißen! Nun sollen sie Alle kommen, die Frau des Kurfürsten und die Kurfürstin-Mutter, der Prinz August mit seiner Löwenstärke und die gesammte Geistlichkeit; beschämt, tief beschämt müssen sie abziehen, denn wir haben das Amulet der Hexenmargarethe und das hält fester als ein zehntausendpfündiger Magnetstein."

Sie sprach das laut, fast kreischend, wie eine vom höchsten Glücke Berauschte, und zugleich hob sie das, was sie das Amulet der Hexenmargarethe nannte, hoch über ihren Kopf empor. Natürlich griff nun der Hofrath sogleich darnach und sie überließ es ihm auch mit Freuden, ohne Zweifel, weil sie überzeugt war, daß er dadurch von seiner Zweifelsucht bekehrt werden würde. Er aber drehte das Ding, das er in der Hand hielt, nach allen Seiten, von vorn nach hinten, von rechts nach links, und betrachtete es so scrupulös als irgend möglich. Trotzdem konnte er lediglich nichts entdecken, als ein kleines Säckchen von gelber Seide, halb wie ein Kreuz, halb wie ein Herz geformt und sich anfühlend, als ob verschiedene Kleinigkeiten darein eingenäht seien. Ein Hohnwort stand ihm auf den Lippen und in seinen Augen blitzte es wie beißender Spott, aber er bezwang sich gewaltsam und der Spott und Hohn kam nicht zur Aeußerung.

„Ist ein Geist hier hineingebannt?“ sprach er, als er das gelbseidene Säckchen mit großer Behutsamkeit, um ihm ja keinen Schaden zu thun, der Frau Generalin wieder überlieferte.

„Ein Geist?“ meinte die Letztere mit einem Blick des tiefsten Mitleids. „Nein, aber das Zauberkraut Moly ist darin, dasselbe, das schon der Gott Hermes dem fahrenden Ullysses gegen die Anfeindungen der Circe gegeben hat, und dann die Spitze von einer Adlerswurzel, welche der Pirnaer Scharfrichter, Melchior Vogel von Cräz, in letzter Freitagsnacht um die zwölfte Stunde gestochen hat. Ja, und hier in der Mitte, gerade im Herzen, ist ein schwarzer baierischer Pfenning eingenäht, welchen wir auf beiden Seiten mit dem vermischten Blute Billchens und des Kurfürsten benetzt haben, und da in den beiden Ecken . . . . .“

Doch weiter konnte sie nicht reden, denn der Hofrath von Beuchlingen brach jetzt plötzlich in ein so convulsivisches Gelächter aus, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Gott stärke meinen Verstand,“ rief er, als er der Worte wieder mächtig wurde, „daß ich nicht förmlich zum Narren werde! Hat man je einen größeren Wahnwitz gehört?“

„Herr Tochtermann!“ schrie die Generalin, zur Bildsäule erstarrt.

„Frau Schwiegermutter,“ entgegnete Herr von Beuchlingen, „bitte, sich nicht zu ereifern. Ich kenne Sie doch als eine sehr kluge und welterfahrene Dame und deßwegen kann ich mir unmöglich denken, daß es Ihnen mit diesen Verrücktheiten Ernst ist.“

„Herr Tochtermann!“ schrie die Frau Generalin zum zweiten Male, aber nunmehr blitzten ihre Augen vor Wuth.

„Frau Schwiegermutter,“ sprach der Hofrath ganz kalt und ruhig, „ich wiederhole meine Bitte, keine Scene zu machen. Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß ich das tolle Zeug, das Sie mir vorschwatzten, ohne Widerspruch mit angehört habe; jetzt aber erlaube ich mir, Ihnen zu erklären, daß ich vollkommen überzeugt bin, Ihre Hexenmargarethe gehört entweder in's Tollhaus oder sie ist eine verschmitzte Betrügerin. Damit will ich Sie aber nicht beleidigen, meine sehr verehrte Frau Schwiegermutter, sondern

meine Absicht geht blos dahin, Sie wieder auf die Bahn zu bringen, auf der Sie von jeher geglänzt haben, auf die Bahn des klaren Verstandes und der kühlen ruhigen Ueberlegung."

Frau von Neitschütz wollte auffahren, besann sich aber doch eines Bessern. „Mein Herr Sohn," sagte sie in einem ziemlich gemessenen Tone, „es gibt überirdische Dinge ....."

„Wohl, wohl," unterbrach sie der Hofrath; „wir wollen darüber nicht rechten. Allein ich bin nicht wegen überirdischer, sondern wegen sehr irdischer Dinge zu Ihnen gekommen, und es wäre mir ungemein lieb, wenn Sie sich in die Verfassung setzten, mich vollkommen nüchtern anzuhören. Ich habe," setzte er in langsam nachdrücklicher Weise hinzu, „den Saladin gefunden."

„Den Saladin?" schrie Fräulein Sibylle von Neitschütz, welche die ganze Zeit über vollkommen stumm am Erkerfenster gesessen und durch nichts bewiesen hatte, daß sie an den Verhandlungen ihrer Mutter mit dem Hofrath irgend Theil nehme. „Den Saladin?" wiederholte sie, indem sie aufsprang und ihren Schwager am Arme faßte.

„Den Saladin!" rief nun auch die Frau Generalin und man sah ihr an, daß sie jetzt plötzlich den irdischen Dingen wieder gegeben sei. „Ha, was müssen Sie von mir denken, Herr Tochtermann, daß ich nicht gleich darnach fragte, ob es Ihnen gelungen sei, den Hallunken ausfindig zu machen! Und es ist Ihnen also gelungen? Und ... und hat er angebissen? Oder ... ha, der Schuft wird sich gewiß geweigert haben, aber dann wußten Sie ihn doch hoffentlich für immer unschädlich zu machen!"

„Beim Himmel, er verdiente es nicht besser," bekräftigte Fräulein Billchen, und ihre schönen Augen funkelten vor Wuth.

„Hm!" erwiederte der Hofrath äußerst trocken. „Ihr seid heute beide, Tochter wie Mutter, sehr blutdürstiger Natur; allein ich ließ es fein bleiben, dem Monsieur Saladin etwas anzuhaben. Vielmehr nahm ich ihn mit nach Dresden oder wenigstens in die nächste Nähe der Stadt und .... doch wozu der vielen Worte? Der Kurfürst ist jetzt vokommen überzeugt, daß Alles, was über Sibylle gesagt wurde, eine bösartige Erfindung war, und ....."

„Eine Erfindung?" schrie die Generalin, indem sie auf ihren Tochtermann zusprang, und ihn fest am Arme faßte. „Eine bösartige Erfindung? Habe ich Sie recht verstanden, Beuchlingen?"

„Gewiß, ganz richtig," erwiederte dieser höchst kaltblütig. „Der Saladin hat vor dem Durchlauchtigsten ein Sündenbekenntniß abgelegt und in Folge dessen sehnt sich das Herz des Kurfürsten darnach, sich mit Billchen wieder auszusöhnen."

„Er will also das Exil aufheben, das er über uns verhängte?" jubelte die Generalin.

„Und mir mein Palais zurückgeben?" stimmte Billchen in derselben Tonart bei.

„Gewiß will er das," erwiederte Herr von Beuchlingen, „aber ....."

„Er stellt Bedingungen," ergänzte die Frau Generalin, als ihr Tochtermann hier ein wenig stockte.

„Nein, nein," war die Antwort; „ganz bedingungslos will er das Alles thun, und sogar noch mehr; aber ....."

„Was aber!" unterbrach ihn die Generalin, indem sie sich die Hände vor Entzücken rieb; „da gibt's kein Aber, sondern wir kehren noch heute im Triumph nach Dresden zurück."

„So?" versetzte der Hofrath noch trockener als zuvor. „Aber das ist's eben, was ich nicht will, und aus diesem Grunde hauptsächlich übernahm ich die mir übertragene Mission."

„Die Mission?" sprach die Generalin erbleichend. „Ich verstehe Sie nicht, welche Mission?"

„Nun," lächelte der Hofrath, „ganz einfach, die Mission, die Aussöhnung Billchens mit dem Kurfürsten zu bewerkstelligen, dieweil seine Liebe zu meiner schönen Schwägerin in all' ihrer früheren Stärke wiedergekehrt ist."

„Jetzt verstehe ich Sie noch weniger," versetzte die Generalin, den Kopf bedenklich schüttelnd. „Sie sagen selbst, vom Kurfürsten beauftragt zu sein, meine Tochter zu ihm zurückzuführen, und doch wollen Sie es verhindern, daß wir nach Dresden zurückkehren. Darin liegt ja ein vollkommener Widerspruch."

„Nicht so ganz, meine verehrteste Schwiegermama," meinte

der Hofrath mit einem abermaligen Lächeln. „Meine Ansicht geht nämlich keineswegs dahin, daß Sie nie nach Dresden zurückkehren sollen, wohl aber dahin, daß Sie nur dann zurückkehren, wenn vorher die Stellung Sibyllens vollständig und für alle Zukunft gesichert ist. Verstehen Sie mich wohl, ich sage," wiederholte er in langsam gedehntem Tone: „für alle Zukunft."

„Was Sie für ein Mann sind, so an Alles zu denken!" rief die Generalin. „Ja, ja, natürlich; so Knall und Fall dürfen wir nicht zurückkehren, sondern wir müssen unsererseits unsere Bedingungen stellen, und zwar Bedingungen, die Hände und Füße haben. Also zum Beispiel vor Allem muß Billchen einen Juwelenschmuck erhalten, der seine hunderttausend Thaler werth ist, und dann bedarf sie nothwendig noch einiger Rittergüter, und ... und ... ja jetzt hab' ich's, eine Grafschaft muß er ihr auch noch schenken, denn ich will meine Tochter als Gräfin sehen."

„Sind Sie jetzt fertig," sagte Herr von Beuchlingen in einem sehr kühlen Tone.

„Nein, nein," fuhr die Generalin fort, deren Gesicht vor Entzücken glühte. „Für meine Söhne werde ich auch noch sorgen, sowie für meinen Mann und nicht minder für Sie, mein Herr Tochtermann. Mich selbst aber — nun mich selbst vergesse ich natürlich ebenfalls nicht und wir beide, der Kammerdirector von Hoym und ich, haben Grütze genug im Kopf, um dem Einkommen des Landes ....."

„Pah," unterbrach sie der Hofrath von Beuchlingen auf fast barsche Weise; „das nennen Sie eine Sicherstellung für die Zukunft? Hat denn der Kurfürst nicht die Macht, wenn es ihm so gefällt, Ihre gesammelten Reichthümer mit einem einzigen Schlage zu confisciren und Sie wieder so arm zu machen, als Sie vorher waren? Nein, das ist nicht die rechte Weise; aber," fuhr er fort, indem er sich an seine Schwägerin wandte, „vielleicht hat Schön-Billchen mich besser verstanden?"

„Wenigstens," flötete das schöne Kind, „habe ich darüber nachgedacht, wie ich das Anerbieten Johann Georgs, mich mit ihm auszusöhnen, vorerst zu beantworten habe."

„Und wie?“ fragte der Hofrath. „Was soll ich dem Kurfürsten sagen, wenn ich morgen zu ihm zurückkehre?“

„Vorerst,“ lächelte Billchen, „vorerst, mein Herr Schwager, wirst du ihm mit kummervoller Miene berichten, daß ich allzusehr beleidigt sei, um seinen Vorschlägen Gehör schenken zu können. Auch wirst du hinzusetzen, ich lebe und sterbe darauf, er habe mich nie wahrhaft und treu geliebt, sonst hätte er jener niederträchtigen Verläumdung des Saladin auch nicht einen Augenblick lang Glauben schenken können.“

„Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet,“ rief der Hofrath, in die Hände klatschend, „und genau nach dieser Vorschrift werde ich handeln. Aber wie dann weiter, denn natürlich beruhigt sich der Kurfürst bei dieser abschlägigen Antwort nicht.“

„Nun,“ fuhr Fräulein Sibylle fort, „beim zweiten Bericht wirst du dem Kurfürsten zu wissen thun, daß ich ihn allerdings noch ein wenig liebe und daß mich mein Herz sogar antreibe, mit Windeseile in seine Arme zurückzukehren; allein es lebe noch eine andere Stimme in mir, die Stimme des Gewissens und der Religion, und diese habe mich belehrt, daß ich ein Verbrechen begehen würde, wenn ich der Simme meines Herzens Folge leistete. Somit sei ich fest entschlossen, auch fortan ein einsames verkümmertes Leben zu führen, damit ich nicht Gefahr laufe, meine ewige Seligkeit zu verscherzen.“

„Prächtig! Einzig!“ rief der Hofrath und sprang auf, seine Schwägerin zu ummarmen. „Aber nun der Schluß?“

„Der Schluß ist,“ versetzte Billchen, „daß der Kurfürst mir ein Document gibt, welches mich zu seiner rechtmäßigen Nebengemahlin, sowie zur Nachfolgerin seiner ersten erklärt, sobald diese gestorben sein wird. Auch muß darin stehen, daß unsere Kinder, wenn wir solche bekommen, als eheliche Kinder zu gelten haben, und dieß Alles muß der Kurfürst mit seiner eigenen Namensunterschrift und seinem Haus- und Daumensiegel bekräftigen. Dann aber, wenn er dieß gethan hat, dann will ich die Seinige werden für immer und ewig, so daß uns selbst der Tod nicht trennen soll.“

Mit immer mehr wachsendem Erstaunen hatte die Mutter

Reitschütz der Argumentation ihrer Tochter zugehört und mehr als einmal konnte sie sich kaum halten, dieselbe zu unterbrechen; nun aber Billchen endlich inne hielt, brach sie wie ein Gewittersturm los. „Sie ist verrückt, rein verrückt," schrie sie; „sagen Sie es ihr doch, Herr Tochtermann, daß sie verrückt ist. Zwei Frauen auf Einen Mann, wo hat man denn das in einem christlichen Staate je gehört?"

So schrie die Generalin, indem sie dazu die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Der Hofrath von Beuchlingen dagegen schien keineswegs ihr Entsetzen zu theilen, denn ohne ihre Worte nur zu beachten, verbeugte er sich so tief vor Billchen, daß sein Kopf fast den Boden berührte.

„Ich bin außer mir vor Staunen," sagte er; „doch nein, das ist nicht das Rechte, ich bin entzückt vor deiner Weisheit, mein Billchen. Ganz meine Gedanken, nur viel klarer und geordneter vorgetragen, als ich es hätte thun können!"

„Es sind auch deine Gedanken," flüsterte Billchen lächelnd, „denn ich selbst wäre nicht darauf gekommen. Erinnerst du dich denn nicht, wie sehr du es schon vor Monaten beklagtest, daß wir nicht früher in der Zeit meiner Erhebung so weit gegangen seien? Doch jetzt beruhige meine Mutter, sonst bringt sie mit ihrem Geschrei das ganze Schloß in Alarm."

Abermals verbeugte sich der Hofrath vor Sibyllen und wandte sich dann an deren Mutter. „Meine verehrteste Frau Schwiegermama," sprach er mit der ihm eigenen Ruhe, „Sie ereifern sich umsonst. Wo steht es denn in der Bibel geschrieben, daß ein Mann nicht zwei Frauen haben dürfe? Ist nicht vielmehr das Wort Gottes gerade dafür, wie die Beispiele von Lamech und David beweisen? Ueberdem was that denn der Graf von Gleichen und der Landgraf Philipp von Hessen, dem Luther selbst das Zweiweiberthum anempfahl? Endlich sind denn die gewöhnlichen Gesetze auch auf einen regierenden Herrn anzuwenden oder steht dieser nicht vielmehr über denselben? Wozu hätte man sonst das Matrimonium conscientiae, wie die Juristen sagen, oder zu deutsch die Gewissensehe? Seien Sie also ganz ruhig, der Kurfürst begeht

keine Sünde, wenn er eine Nebenehe eingeht, und auf das Geschrei des Pöbels braucht man nicht zu achten."

Die Frau Generalin von Neitschütz hatte sehr aufmerksam zugehört und die Worte ihres Tochtermanns machten offenbar den günstigsten Eindruck auf sie. „Also," fragte sie jetzt, „die Möglichkeit einer Doppelehe ist wirklich vorhanden? Nun," setzte sie darauf plötzlich entschlossen hinzu; „nun dann soll mein Billchen wirkliche Kurfürstin werden."

„Nein, nein," belehrte sie der Hofrath von Beuchlingen; „so weit sind wir noch nicht. Vor der Hand nur zweite Gemahlin und Gräfin."

„Und später Reichsfürstin," flüsterte Billchen. „Das werde ich schon zu machen wissen."

Wir können hier abbrechen, da die weitere Besprechung des Hofraths mit den beiden Damen für unsere Geschichte nichts Merkwürdiges bietet. Doch bemerken wir noch, daß Herr von Beuchlingen den andern Morgen allein nach Dresden zurückreiste, während Billchen mit ihrer Mutter auf Schloß Gaussig zurückblieb. „Sie war allzusehr beleidigt, als daß sie dem Andrängen des Kurfürsten auf Versöhnung sofort hätte Gehör geben können."

So berichtete wenigstens Herr von Beuchlingen seinem allergnädigsten Herrn und Gebieter und dieser kam durch diese abschlägige Antwort ganz außer sich. Er schickte also seinen Unterhändler zum zweiten Male nach Gaussig und dießmal brachte dieser schon bessere Nachrichten. Doch bildeten „das Gewissen Billchens" und „ihre Religiosität" noch immer ein unübersteigliches Hinderniß. Endlich nach der dritten Reise wurde dem Kurfürsten die Forderung eines Eheversprechens unterbreitet und der hohe Herr, der sich vor Sehnsucht fast gar nicht mehr kannte, ging ohne Zögern auf die Forderung ein. Sofort trat Herr von Beuchlingen seine vierte Reise nach Gaussig an, aber dießmal war der Erfolg gesichert, denn er trug nochfolgendes Document bei sich: „Kund und zu wissen sei hiemit, daß ich Solches — meine Verbindung mit Sibylle von Neitschütz — für eine rechte Ehe halte und erkenne, indem Jenes — die Copulation vor dem Altare — nur eine zugesetzte

Sache von der Kirche, dieses aber eben so viel ist. Sollte also Gott uns in solchem unserem Ehestand segnen, so bekenne ich frei vor Männiglich, daß diese vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten seien. Um aber keine Zerrüttung und Streitigkeit in dem Kurhause anzufangen, sollen diese meine rechten Kinder keinen Theil an denen Landen und Kurwürden haben und allein meine Ehefrau Gräfin und sie Grafen genannt werden. Den Nahmen und Schild verbinde mich bei Kaiserlicher Majestät auszumachen; kann ihn also noch nicht hier hinein setzen. Ferner auch habe ich mir ausgenommen, noch eine andere Frau zu haben, und zwar von gleichem Geblüt mit mir, welche den Nahmen vom Kurfürsten führen und ihre durch Gottes Gnade von mir zeugende Kinder die rechtmäßigen Erben dieser Kur und Lande sein sollen, indem keineswegs in der heiligen Schrift zwei Weiber zu haben verboten, sondern Exempel anzuführen wären, worinnen es selber von unserer Kirche zugelassen. Ferner habe auch gebeten, solche Schrift Niemanden zu weisen, es sei denn höchst nöthig, sondern sie unseren Kindern zu ihrer besseren Sicherheit aufzubewahren, vor welche, nebst ihrer Mutter, meiner vor Gott rechtmäßigen Frauen, bei meinem Leben und nach meinem Tode so gesorgt haben will, daß sie sich nicht allein meiner nicht zu schämen haben, sondern auch von allem rechtmäßigen Anspruch meiner Successores befreiet sein sollen. Obwohl nun sie — Sibylle von Neitschütz — mit diesem meinem Versprechen, wäre es blos mündlich gewesen, sich zufrieden gestellt hätte, so habe dennoch solches zu ihrer mehreren Versicherung schriftlich an Eydesstatt geben wollen, und ist dieses Alles meine ernste Meinung, so wahr mir Gott helfe. Dieses Alles habe zu mehrer Urkund nochmalen eigenhändig unterzeichnet und mein Kur- und Daumen-Secret vorgedruckt.

So geschehen zu Dresden, den 16. Nov. 1692.

Johann Georg, Kurfürst."

Drei Tage, nachdem der Hofrath von Beuchlingen mit diesem Documente nach dem Schlosse Gaussig geschickt worden war, verbreitete sich in der Stadt Dresden eine ganz außerordentliche Neuigkeit. Es hieß nämlich plötzlich, das Palais gegenüber dem Kur-

fürstlichen Schlosse, welches man mit diesem durch den schwarzen Gang in Verbindung gesetzt hatte, sei wieder bewohnt und seine Bewohnerin sei keine andere, als das Fräulein von Neitschütz, die vor einem halben Jahre mit so wenig Umständen abgedankte Favoritin. Alles strömte nach dem Palais, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, denn jetzt, da der Kurfürst eine rechtmäßige Gemahlin besaß, hielt man ein solches Factum für rein unmöglich. „Es wäre ja ein Zusammenleben des Kurfürsten mit der Neitschütz nach nunmehrigen Verhältnissen nicht mehr blos ein Vergehen gegen die Sittlichkeit, sondern eine Verletzung des Eides, den der Kurfürst vor dem Altar geschworen, also ein wirkliches Verbrechen, eine sowohl kirchlich als bürgerlich strafbare Handlung gewesen und eine solche zu begehen, so weit werde doch der Kurfürst nicht gesunken sein." Auf diese Art räsonnirten die guten Dresdener, als sie auszogen, um sich mit eigenen Augen zu vergewissern, allein wie sie nun an Ort und Stelle kamen, und das Palais des Näheren musterten — mein Gott, da blieb ihnen kein Zweifel mehr übrig, sondern sie überzeugten sich sogleich, daß Fräulein Magdalene Sibylle von Neitschütz ihre früheren Rechte als Favoritin des Kurfürsten wieder erlangt habe.

Ja wohl, es war Alles wieder, wie vor einem halben Jahre, denn mit Sibylle hatte auch deren Mutter wieder Besitz von dem Palais ergriffen und ebensowenig fehlte der ihr damals beigegebene Hofstaat, ich meine die Kammerräthin von Arnim als Haushofmeisterin, das Fräulein Agnes von Kuhlau als Gesellschaftsdame, der Rechner Engelschall als Secretär, und als Beigabe die Dienerschaft mit den Equipagen. Nach wenigen Tagen kam's noch besser. Der Kurfürst nämlich sandte, seinem gegebenen Worte getreu, alsbald nach dem Einzug seiner Favoritin in Dresden, in der Person des nun auf einmal in hohe Gnade gekommenen Hofraths von Beuchlingen einen eigenen Ambassadeur nach Wien, um die Erhebung des Fräuleins von Neitschütz in den Grafenstand zu betreiben, und da sich nicht daran zweifeln ließ, daß der Kaiser diesem Gesuche sofort entsprechen werde — es mußte dem Wiener Hofe jede Gelegenheit willkommen sein, dem Kurfürsten von Sachsen, welcher

durch die an dem Feldmarschall von Schöning begangene Gewaltthat so schwer beleidigt worden war, wieder zu versöhnen, und überdem wurde eine so wenig oder gar nichts kostende Kleinigkeit, wie die Erhebung eines Barons oder einer Baronesse in den Grafenstand, vom Kaiser einem seiner Kurfürsten nur selten abgeschlagen — so lag es ganz in der Natur der Sache, den Staat der Favoritin sofort auf einen gräflichen Fuß zu setzen. Demgemäß erhielt Fräulein Sibylle auch noch einen Stallmeister nebst einem Kammerjunker und verschiedenen Pagen, und selbst die beiden Chargen des „Kammermohren und Kammertürken," die damals an fürstlichen wie hochgräflichen Höfen ein nothwendiges Ingredienz bildeten, waren vertreten. Noch weniger ließ es Seine Kurfürstliche Durchlaucht an dem Uebrigen, was zu einem solchen Staate gehörte, wie zum Beispiel an einem sechsspännigen Postzuge und was dergleichen mehr ist, fehlen, und die Kasse des gnädigen Fräuleins hatte ohnehin nie Mangel. Schmuck aber und Juwelen — nun so oft sich die schöne Sibylle öffentlich zeigte, strotzte sie von solchen und die regierende Kurfürstin, ja selbst die Kurfürstin Wittwe, welche sich doch rühmen durfte, eine Königstochter zu sein, konnten sich hierin mit ihr nicht messen. Doch daran wars noch nicht einmal genug, sondern die Gnadensonne des Kurfürsten ging auch über die übrigen Mitglieder der Neitschütz'schen Familie auf und es regnete förmlich Gunstbezeugungen für dieselben. So wurde der Gehalt des Vaters Sibyllens, des Generallieutenants, von zweihundert auf vierhundert Thaler monatlich erhöht und überdem erhielt er verschiedene Remunerationen von gleich hohem Betrag. So rückte der älteste Bruder Sibyllens, der Kapitän der Grenadiere, zum Obersten mit monatlich hundertfünfzig Thalern vor und erfreute sich noch extra einer starken „Ergötzlichkeit" aus der Generalkriegskasse. So avancirte der zweitälteste Bruder, einer der jüngsten Kapitaine in der Armee, schnellstens zum Generaladjutanten mit einem Monatgehalte von hundert Thalern nebst entsprechendem „Traktement", und selbst der jüngste Bruder, der neunzehnjährige Kammerherr, ging nicht leer aus, sondern bekam seinen Gehalt verdoppelt. Den allergrößten Nutzen aber zog die Frau Generalin,

die Mutter Sibyllens, denn sie wußte es durch ihre Tochter dahin zu bringen, daß ihr der Kurfürst, so oft sie darum bat, sein Siegel anvertraute, und dieses Siegel benützte sie auf eine Weise, die ihr mehr eintrug, als die ergiebigste Goldader hätte thun können. Das Glück der Familie Neitschütz war also ein großes; seinen Culminationspunkt jedoch erreichte es, als am 4. Februar 1693 der Hofrath von Beuchlingen von Wien zurückkehrte und in seiner Tasche das Grafendiplom für Fräulein Sibylle mitbrachte. Der Kaiser hatte dem Andrängen des Kurfürsten willfahrt und in dem Diplom hieß es ausdrücklich, daß die Verdienste des Kurhauses von Sachsen der Bestimmungsgrund für seine Apostolische Majestät gewesen seien. Doch „wollte," so stand noch weiter darin zu lesen, „der Kaiser auch die sichere Nachricht haben, weßgestalten obgedachte Magdalene Sibylle Neitschützin aus altem adeligen Geschlechte entsprossen, welcher auch viel vornehme Familien in dem heiligen Römischen Reich mit Blutsfreundschaft verwandt seyndt, der Ritterthaten ihrer Voreltern zu geschweigen." Kurz also die schöne Sibylle wurde Gräfin, aber nicht etwa blos eine gewöhnliche Titulargräfin mit dem Prädicat Hoch- und Wohlgeboren, wie sie jetzt zu Dutzenden und Hunderten creirt werden, sondern eine wirkliche deutsche Reichsgräfin mit einer eigenen Grafschaft, der Grafschaft Rochlitz, welche früher Eigenthum der Markgrafen von Meissen gewesen und von diesen an das Kurhaus Sachsen gekommen war. Auch stand ausdrücklich im Diplome, daß sie von nun an Besitzerin sei von allen „Privilegien, Regalien, Rechten und Gerechtigkeiten, Stand, Ehren, Würden, Session, Prärogativen, Zoll, Accisen, Mauthen, und Münzprobation" welche früher die Markgrafen von Meissen ausgeübt, und überdem erhielt sie das Wappen der Grafschaft Rochlitz, doch verbunden mit der Sächsischen Rautenkrone.

Man sieht, die schöne Sibylle hatte es weit gebracht, denn sie war jetzt eine wirkliche dominirende Herrin geworden, die „Frau Gräfin von Rochlitz", wie sie von nun an hieß, mit ureigenen Unterthanen, sowie auch mit einer ureigenen Residenz, bestehend aus Schloß und Stadt Rochlitz. Es fiel ihr jedoch nicht ein, dahin überzusiedeln, sondern sie blieb vielmehr in ihrem Palais zu Dresden

und dorten lebte der Kurfürst Johann Georg IV. so ungenirt mit ihr zusammen, als hätte er ein vollkommenes Recht dazu. Somit gab es damals zwei Kurfürstinnen in Dresden, die Eine, die kirchlich mit Johann Georg getraut worden war und den Namen „Kurfürstin" führte; die Andere, welche die Gewalt besaß, aber ohne den Namen und ohne vom Geistlichen mit ihrem factischen Eheherrn getraut worden zu sein. Was sagte nun aber die Bürgerschaft von Dresden hiezu und was insbesondere die Hofwelt nebst den Würdenträgern des Kurstaates? Es kam wieder, wie damals, wo Sibylle von Neitschütz zum ersten Male Favoritin wurde; mit andern Worten, die Leute spalteten sich in zwei Parteien, von denen die Eine es mit der Frau Gräfin von Rochlitz hielt, während die Andere der rechtmäßigen Kurfürstin huldigte. Auch mußte es auf den ersten Blick in die Augen fallen, daß die letztere Partei in numerischer Beziehung sich durchaus im Uebergewicht befand, denn mit nur wenigen Ausnahmen hielt die ganze Bürgerschaft Dresdens zu ihr, und dasselbe thaten fast die sämmtlichen niedereren Angestellten des Staates, worunter ich auch die Herren Pastoren und Lehrer gerechnet haben will. Umgekehrt aber ließ sich ebenfalls nicht in Abrede ziehen, daß die ursprünglich Wenigen, welche vom ersten Moment an offen auf die Seite der Gräfin von Rochlitz — von nun an können wir ihr keinen andern Namen mehr geben — traten, sich mit jedem Tage vermehrten, und insonderheit ansteckend wirkte hiebei das Beispiel des Geheimenraths und Kammerdirectors von Hoym, an dessen Namen sich der Leser aus dem früher Erzählten noch erinnern wird. Demselben war es schon unter der Regierung des verstorbenen Kurfürsten gelungen, sich zu der wichtigen Stelle, die er begleitete, heraufzuarbeiten, und hiezu hatten nicht wenig die drei Frauen, die er nach einander heirathete, beigetragen. Alle Dreie nämlich (die erste, eine Fräulein von Taube, starb 1659; die zweite, eine Baronesse von Schönfeld, verlor er anno 1681; die dritte noch lebende, eine Freiin von Haugwitz, gehörte zu der Familie des Oberhofmarschalls) waren vom ältesten Adel und durften sich also, weil in Sachsen damals der Adel allein eine Geltung hatte, eines bedeutenden Einflusses rühmen. Des

Herrn Barons Ludwig Gebhard von Hoym — Kaiser Leopold erhob ihn anno 1776 auf weibliche Fürbitte zum Reichsbaron — Hauptglorienzeit jedoch begann erst jetzt, als er ohne irgend einen Rückhalt zur Partei der Gräfin von Rochlitz trat, denn nunmehr machte die Frau Generalin von Neitschütz alsobald gemeinschaftliche Sache mit ihm und die beiden standen sich bei diesem Consortium so gut, daß sie jeden Tag die Stunde priesen, wo sie sich zum ersten Mal zusammengefunden hatten. Wie hätte nun aber unter solchen Umständen das Beispiel des Herrn von Hoym nicht ansteckend wirken sollen? Mein Gott, ein Jeder, der gerne schnell reich geworden wäre und zugleich über die Grundsätze des Mein und Dein nicht allzu scrupulös dachte, sagte sich im Stillen: „Ich werde es machen, wie der Kammerdirector von Hoym" und trat alsbald ebenfalls zur Partei Rochlitz über. So bekam diese Partei mit jedem Tag Zuzug und obwohl noch sehr Viele, besonders vom höheren Adel, die Neutralen spielten, so ließ sich doch mit Bestimmtheit voraussehen, daß die Rochlitzschen, noch ehe ein Jahr verschwunden, die Oberhand haben werden. Hier bei der Gräfin von Rochlitz war ja die Macht und mit der Macht verbunden das Vorrücken und Geldgewinnen; dort drüben aber bei der Frau Kurfürstin nebst Frau Schwiegermutter blieb man, was man zuvor gewesen, und das Einzige, womit man sich etwa trösten konnte, bestand in dem Bewußtsein, das Rechte gewollt zu haben!

So sah es zu Ende 1692, sowie zu Anfang 1693 am Hofe von Dresden aus, und ein Jeder wird daraus den Schluß ziehen können, in welcher Lust und Freude die Frau Kurfürstin, jene Eleonore Erdmuthe Louise, die man einst die schöne Wittwe von Anspach nannte, ihre Tage dahin gebracht haben mag. Freilich verbarg man ihr die traurige Wahrheit so lang als möglich; allein nach kurzem schon war dieß nicht mehr möglich, weil es der Kurfürst gar zu offenkundig trieb, und nun natürlich kam es zu ehelichen Scenen. Sie konnte doch die Schmach, die man ihr anthat, nicht wie ein reines Opferlamm hinnehmen, sondern sie hatte vielmehr die Pflicht, sich für ihr Recht zu wehren und den Kurfürsten auf die Bahn der Sittlichkeit zurückzuführen! Auch wurde sie in diesen ihren

Versuchen von ihrer Schwiegermutter, der verwittweten Kurfürstin Anna Sophie, auf's getreulichste unterstützt und oft und viel ging die letztere noch viel weiter als die erstere. Allein was halfs? Johann Georg IV. wies die Lectionen seiner Mutter kurzweg zurück und für die Vorwürfe seiner Gattin, selbst für ihre Thränen, blieb er ohnehin taub. So hätte man denn glauben sollen, daß die beiden hohen Damen bald darauf verzichtet haben werden, dem Regiment der Gräfin Rochlitz je ein Ende machen zu können, allein dem war doch nicht so, sondern es blieb ihnen vielmehr noch ein starker Hoffnungsanker und an diesen klammerten sie sich mit großer Zähigkeit fest. „Laß nur," tröstete wohl hundertmal die Kurfürstin-Mutter ihre Söhnerin, wenn diese in ihrem Schmerz immer bleicher wurde; „laß nur meinen zweitgebornen Sohn, den Prinzen Friedrich August, von seiner Freiwerbung und Hochzeit zurückkehren, so wirds bald anders werden, denn er mit seinem starken Arm wird für das Recht eintreten und mit ihm, dem Niemand widerstehen kann, wagt es mein Erstgeborner nicht, den Kampf aufzunehmen." Auf solche Weise suchte die Kurfürstin Mutter ihre Söhnerin aufzurichten und diese — ach wie gerne lauschte sie nicht den Trostworten! Er, der Prinz Friedrich August war ihr ja nie anders vorgekommen, denn als der Ritter Sanct Georg, der Besieger des Lindwurms, und da er ihr von Anfang an, gleich bei der ersten Begegnung in Torgau, die allerfreundlichste Aufmerksamkeit erwies — wer konnte es ihr da übel deuten, wenn sie von ihm, wie von einem Gotte, Hülfe erwartete?

Sonderbar übrigens, nicht blos die beiden Kurfürstinnen setzten ihre Hoffnug auf den Prinzen Friedrich August, sondern auch ein guter Theil der Bürgerschaft von Dresden, und man konnte gar oftmals die Worte hören: „Er wird schon aufräumen, wenn er erst wieder da ist." Mit einer wahren Sehnsucht harrten daher gar Viele der Wiederkehr des Prinzen, welcher sich, wie wir wissen, schon seit längerer Zeit in Heirathsangelegenheiten in Baireuth befand, und um so größer war die Freude, als nun endlich in der Mitte des Januar 1693 die Nachricht kam, das Beilager Friedrich Augusts mit der Prinzessin Christiane Eberhardine sei am 10. Jan.

mit großem Pompe vor sich gegangen. Jetzt durfte man ja doch hoffen, daß die Neuvermählten bald in Dresden einziehen würden, da sie hier im Schlosse, wo ihnen bereits zum voraus eine lange Reihe von Zimmern eingerichtet worden war, künftig wohnen sollten!

So gar schnell übrigens sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, denn der Hof von Baireuth bereitete dem jungen Paare große Festlichkeiten und hielt es daher verschiedene Wochen lang hin. Endlich aber, zu Ende der zweiten Woche des Februar ward officiell verkündet, daß der Prinz August am 17. mit seiner hohen Gemahlin in Dresden ankommen werde, und nun beeilte sich die gesammte Bürgerschaft, denselben einen würdigen Empfang zu bereiten. Alle Häuser wurden geschmückt, soweit es für die Jahreszeit möglich war, und an den Kreuzungen der Hauptstraßen errichtete man Triumphpforten. Eine berittene Ehrengarde — doch wozu soll ich das Alles des Weitläuftigen schildern? Genug, am 17., wie man vorher verkündigt hatte, fand der Einzug des neuvermählten Paares statt, und ein recht solenner, großartiger Einzug war es! Nicht minder strengte sich auch der Hof an, und der Kurfürst veranstaltete seinem Bruder zu lieb eine so lange Reihe von Lustbarkeiten, daß dieselben gar kein Ende nehmen zu wollen schienen. Endlich aber, obwohl erst nach Wochen, kam man doch zur Ruhe und das Leben in Dresden bewegte sich nun im alten Geleise fort. „Im alten Geleise?“ fragt der Leser. Ja wohl, erwiedere ich, vollkommen im alten Geleise, den Umstand allein ausgenommen, daß Dresden nunmehr um eine fürstliche Nebenhofhaltung reicher war. Der Prinz Friedrich August konnte doch nicht gleich in den ersten Wochen den Kampf mit seinem Bruder beginnen, sondern er mußte den geeigneten Zeitpunkt abwarten, um die Wirkung desto nachhaltiger zu machen! Dagegen zeigte er sofort, von welcher Gesinnnung er beseelt sei, denn er hielt sich von der Gräfin von Rochlitz durchaus fern und wenn er je einmal eine Begegnung nicht vermeiden konnte, so lag in seinem Benehmen eine fast frostige Kälte. Der eigentliche Kampf übrigens sollte ebenfalls nicht allzulange auf sich warten lassen und derselbe

bestand in einem Zusammenstoß, dessen Heftigkeit, wie bei einem Duell auf Leben und Tod, mit Einem Male Alles zu Ende brachte.

Es war am letzten Tage des Monats April. Der Hof, also der Kurfürst mit seiner Gemahlin, dann seine Mutter, die verwittwete Kurfürstin, sowie der Prinz Friedrich August mit seiner Neuangetrauten — sie Alle zusammen nebst ihrer höheren nnd niedereren Dienerschaft hatten schon seit einer Woche, weil der Frühling in voller Glorie eingezogen war, das wunderschön an der Elbe gelegene, von Dresden nur eine Meile entfernte Schloß Pillnitz bezogen und vergnügten sich da auf ländliche Weise. Bot ja doch der herrliche Park der Abwechslungen eine Menge und wenn man derselben müde war, so konnte man im Schatten des nahen Waldes promeniren oder sich sonst in der lieblichen Umgebung divertiren! Die hohen Herrschaften lebten also in aller Fröhlichkeit zusammen und besonders der Prinz Friedrich August — auf sein Andrängen war diese Luftveränderung des Hofes veranstaltet worden — legte fortwährend vom Morgen bis zum Abend eine solche Liebenswürdigkeit an den Tag, daß sich alle Welt dadurch genöthigt sah, denselben Ton anzustimmen. Nur der Kurfürst sah die meiste Zeit über zerstreut, wenn nicht gar gelangweilt aus, und stahl sich, so oft er konnte, aus der Gesellschaft weg. Auch ritt er jeden Abend nach Dresden hinein, um erst in später Nacht, oft nicht vor Tagesanbruch wiederzukehren, und natürlich konnte kein Mensch in Zweifel darüber sein, wo er diese langen Stunden zugebracht habe. Auch heute, am letzten Tage des April, war dieß wieder der Fall gewesen; allein dießmal kam er nicht allein zurück, sondern fast zu gleicher Zeit mit ihm fuhr ein sechsspänniger, von vieler Dienerschaft begleiteter Wagen am hinteren Portal des Schlosses vor und aus diesem Wagen stiegen zwei Damen nebst ihren beiden Kammerfrauen. Die Damen emfieng der Kurfürst selbst und sie erhielten sofort eine Reihe von Apartements, welche gerade über denen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht lagen. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hievon unter den Bediensteten des Schlosses herum und Einer flüsterte dem Andern die Namen der Neuangekommenen zu, doch ohne sie laut zu nennen. Letzteres ge-

schah offenbar aus Rücksicht für die allerhöchsten Herrschaften oder vielmehr deßwegen, weil Niemand es wagte, dieselben mit dem Factum bekannt zu machen. Nur allein der Kammerherr von Vitzthum kannte diese Rücksicht nicht und eilte, den Prinzen Friedrich August von der Sache zu unterrichten.

„Hast du sie selbst gesehen, Vitzthum?" fragte der Prinz, während eine Glühröthe seine Wangen überzog.

„Mit meinen eigenen Augen, mein Prinz," erwiederte der Kammerherr, „und die Kuhlau war sogar frech genug, mir vorhin auf dem Corridor eine spöttische Verbeugung zu machen."

„Schamlos!" rief der Prinz. „Ueber alle Begriffe schamlos!" Und seine Augen schleuderten Blitze.

Wie er ging und stand, eilte er sofort den Zimmern des Kurfürsten zu, allein dort erfuhr er, daß Seine Durchlaucht sich so eben in den Park begeben habe und wahrscheinlich in der Orangerie zu treffen sei. Spornstreichs wandte der Prinz um und sprang die Treppen hinab. Der Weg jedoch nach der Orangerie war ziemlich weit und so hatte sein Blut Zeit, sich in Etwas abzukühlen.

Der Kurfürst befand sich wirklich in der Orangerie und wie er seinen Bruder kommen sah, grüßte er ihn freundlich, denn Friedrich August stand von jeher sehr hoch in seiner Gunst.

„Gerade recht, daß du kommst, August," sagte Johann Georg. „Ich will dich in ein kleines Geheimniß einweihen, mit dem ich den Hof heute Abend überraschen werde."

„Ein Geheimniß?" erwiederte der Prinz. „Ein Geheimniß und eine Ueberraschung? Da bin ich in der That sehr begierig."

„Wirklich?" lächelte Johann Georg. „Nun wir werden heute Abend Feuerwerk und Illumination haben und eben bin ich daran, die letzten Verfügungen zu treffen."

„Ach so!" versetzte Friedrich August in ziemlich gedehntem Tone, denn er hatte geglaubt, das ihm anzuvertrauende Geheimniß beziehe sich auf die Damen, welche vor einer Stunde angekommen waren. „Es will mich jedoch bedünken," fuhr er darauf mit einem

forschenden Blick auf seinen Bruder fort, „du habest uns heute noch eine andere Ueberraschung bereitet, welche den ganzen Hof, besonders aber die beiden Kurfürstinnen weniger angenehm berühren dürfte. Wer waren die beiden Damen, welche du vorhin am hinteren Schloßportal in eigener Person empfangen hast?“

„Wer?“ entgegnete der Kurfürst und man sah ihm an, daß ihn die Frage etwas in Verlegenheit brachte. „Nun die Gräfin von Rochlitz und ihre Mutter die Generalin. Ich erzählte ihnen gestern Abend von dem Feuerwerk, und sie bezeugten Lust, dasselbe mitanzusehen.“

„Und da erlaubtest du ihnen, hierher zu kommen?“ fragte Friedrich August, den Bruder mit gränzenlosem Erstaunen ansehend.

„Gewiß,“ entgegnete der Kurfürst. „Warum hätte ich ihnen die Freude nicht machen sollen?“

Friedrich August trat um drei Schritte zurück und der Blick, den er auf seinen Bruder warf, machte diesen im höchsten Grade verwirrt. „Und das,“ sagte er langsam, fast feierlich; „das sagst du so ruhig und gleichgültig, als ob es sich so zu sagen von selbst verstünde?“

„Ich, ich,“ stotterte der Kurfürst, „ich sah nichts Arges darin.“

Er sagte aber nicht die Wahrheit, denn er konnte den Blick des Prinzen Friedrich August nicht aushalten, und die Schamröthe stieg ihm auf die Wangen.

„Mein Bruder,“ fuhr nun der Prinz nach einer Weile fort, „ist dir die Erinnerung an den Taschenberg und das, was wir mit einander dort fanden, ganz abhanden gekommen?“

„Ha!“ rief der Kurfürst, der jetzt plötzlich lebendig wurde. „Gut, daß du mich darauf bringst. Ich wollte schon lange darüber mit dir reden. Der Saladin hat uns damals schmählich belogen, denn an Allem, was wir an jenem Abend von ihm erfuhren, war auch nicht ein einziges wahres Wort.“

„So glaubst du jetzt,“ erwiederte Friedrich August ruhig, „aber worin liegt der Beweis, daß Saladin das erste Mal ge-

logen und das zweite Mal die Wahrheit gesagt hat? Es könnte sich auch, diese Möglichkeit kannst du nicht in Abrede ziehen, gerade umgekehrt verhalten."

„Nein," rief Johann Georg in großer Aufregung, „nein und zehnmal nein. Sibylle war die Unschuld selbst, als ich sie kennen lernte. Dessen bin ich so gewiß, daß ich das heilige Sacrament darauf nehmen könnte. Aber ich weiß, du hassest sie und hast sie von jeher gehaßt. Ja ihr Alle haßt sie, du, deine Frau, die Mutter und die ganze Familie. Ihr habt euch gegen sie verschworen, um sie aus meinem Herzen zu verdrängen, und jedes Mittel dazu ist euch willkommen. O ich kenne euch, aber bei meiner ewigen Seligkeit, es soll euch nicht gelingen, sondern ich werde sie lieben und fortlieben, so lange noch eine Ader in mir schlägt." Seine Wangen glühten, als er diese Worte heraussprudelte und die Zornader auf seiner Stirne war furchtbar angeschwollen.

„Mein Bruder," ergriff sofort Prinz Friedrich August das Wort, indem er dem Kurfürsten voll ins Gesicht sah, „die Worte, die du eben sprachst, sind deiner nicht würdig, und noch unwürdiger ist dein Verhältniß zu der Person, welche du zur Gräfin von Rochlitz hast machen lassen. Nur ruhig, mein Bruder," fuhr er fort, als dieser ingrimmig loszubrechen Miene machte; „über dieses Verhältniß habe ich längst mit dir sprechen wollen, und ich werde es jetzt, ob es dir nun mißfällig ist oder nicht. Also höre mich an und falle mir nicht in die Rede."

„Gut," versetzte der Kurfürst, die Zähne fest über einander beißend; „sprich, aber mache es kurz."

„Du weißt," begann Friedrich August, „daß ich dich liebe und daß mir also dein Wohl über Alles gehen muß. Nicht minder aber weißt du auch, daß ich weder engherzig, noch rigoros denke und der beste Beweis liegt darin, daß ich dir früher über deine Liebe zu Fräulein Sibylle von Neitschütz nie Vorwürfe gemacht habe."

„Sehr gnädig von dir," höhnte Johann Georg; „es wäre dir aber auch vortrefflich angestanden, den Sittenprediger zu machen;

dir, dessen Liebesabenteuer in Madrid und Venedig noch vor kurzem der halben Welt zum Gespräch gedient haben."

„Du übertreibst ein wenig, mein Bruder," entgegnete Friedrich August, „allein streiten wir hierüber nicht. Genug also, ich fand dein Verhältniß zu dem Fräulein von Neitschütz, so lange du noch nicht durch die Bande der Ehe gefesselt warst, ganz entschuldbar, obwohl das Fräulein nicht desjenigen Rufs genoß, welchen eine Dame, der ich meine Liebe schenkte, nothwendig haben müßte. Doch jetzt, wie steht es jetzt? Weißt du nicht, was du am Altar versprochen hast? Willst du meineidig dastehen vor Gott und vor den Menschen?"

„Bei Gott!" rief Johann Georg und seine Stimme klang noch höhnischer als zuvor. „Bei Gott, an dir ist ein Pfaffe verloren gegangen! Mit welcher Salbung du Sitten predigen kannst! Nur Schade, daß deine Handlungen deinen Worten widersprechen! War denn die Frau Marquise von Manzera in Madrid, mit der du einen so tragischen Liebesroman hattest, nicht auch eine verheirathete Frau? Und dann die Signora Matthei in Venedig und die Trompettina und wie die paar dutzend Andern noch hießen? Gewiß, der Ehebruch ist eine schwere Sünde und eine solche hat mein Herr Bruder noch nie begangen."

„Es fällt mir nicht ein," erwiederte Friedrich August, nun ebenfalls nicht mehr so ruhig, wie früher, „mich als einen Engel hinzustellen; aber das weiß ich, daß ich nie der Unritterlichkeit fähig wäre, meiner Gattin diejenige Achtung zu versagen, welche einer edlen Dame von fürstlichem Rang gebührt."

„Nimm dich in Acht, August," rief der Kurfürst, die Lippen zusammenpressend. „Wer kann sagen, daß ich meine Gemahlin mit Verachtung behandle?"

„Ich sage das," erklärte Friedrich August und der Ton seiner Stimme zeigte, daß er keine Rücksicht mehr kenne. „Ich, dein Bruder, und ich füge noch bei, daß du am wenigsten Ursache dazu hättest, weil deine Gemahlin nicht blos ein in jeglicher Beziehung ausgezeichnetes Wesen ist, sondern auch, weil sie dich so innig und treu liebt, wie nur je eine Gattin ihren Gatten lieben kann. Wo aber hat man es je erhört, daß ein Ehemann es sich erlaubte, in

dasselbe Haus, in dem seine Gattin wohnt, auch seine Kebserin einzulogiren?"

Der Kurfürst vermochte es kaum mehr, sich zu bezwingen; allein es gelang ihm doch, obwohl erst nach einigen Minuten. „Von der Liebe," meinte er dann achselzuckend, „welche du mir da so schön ausmalst, habe ich bis jetzt noch nichts bemerkt, wahrscheinlich, weil ich nicht die ausgezeichnete Auffassungsgabe besitze, deren sich Prinz Friedrich August rühmen kann. Im Uebrigen," setzte er mit sehr bestimmtem Tone hinzu, indem er den Bruder mit einem keineswegs brüderlichen Blicke betrachtete, „wünsche ich sehr, daß du es mir überlässest, wie ich meine Frau zu behandeln habe, gerade wie ich auch die Behandlung deiner Frau rein dir überlasse. Hast du mich verstanden?"

Diese Sprache war sehr deutlich und noch deutlicher sprach das Gesicht des Kurfürsten. Allein Friedrich August ließ sich dadurch nicht abschrecken, denn er sah wohl ein, daß eine zweite Gelegenheit, diese Sache zum Austrag zu bringen, so bald nicht kommen würde.

„Mein Bruder," sagte er sofort mit einem bittenden Blicke, „der Sinn deiner Rede ist, ich soll mich daran erinnern, daß du der regierende Kurfürst bist, welchem ich als ein zweitgeborner Prinz Ehrfurcht zu zollen habe; allein gerade darin, daß es mein innigster Wunsch ist, es solle bei Niemanden, nicht blos bei mir, das Gefühl der Ehrfurcht, welches man dir schuldet, je erschüttert werden, gerade darin liegt für mich die Aufforderung, zu dem Unrechte, das du deiner Frau anthust, nicht länger stille zu schweigen, selbst auf die Gefahr deines Zornes hin. Mein Bruder, ich beschwöre dich, bedenke doch, wie sehr es deinen guten Namen beeinträchtigen muß, wenn man sieht, daß du offen mit einer Mätresse lebst und deine rechtmäßige Frau mit Nichtachtung bei Seite schiebst."

„Mätresse?" rief der Kurfürst mit zornfunkelnden Augen. „Beim Himmel, das geht zu weit und verdiente eine Züchtigung. Ich betrachte meine geliebte Sibylle nicht anders, denn als meine zweite rechtmäßige Gemahlin, und ich verlange und befehle, daß sie Jedermann dafür betrachtet."

„Verlang' und befiehl es; so lang du willst," war die kalte

Antwort Friedrich Augusts, „dein Volk wird dir nicht gehorchen. Oder bist denn du allein blind und taub? Weißt du nichts von den Gassenliedern, die man schon auf deine Rochlitz dichtete? Nichts von den Pasquillen, die über sie coursiren? Nichts von den höhnischen Spottreden, die in den Wirthshäusern über sie geführt werden? Frage deinen Vertrauten, den Oberkammerherrn von Pflug, wenn du mir nicht glaubst, oder noch besser, erlaube mir, daß ich dir ein paar Dutzend solcher Scripturen zur persönlichen Durchsicht vorlege. Ist man aber schon erbost über die Rochlitz, wie viel mehr noch über deren Mutter, die Generalin von Neitschütz. Wie meinst du, daß man diese nennt? Eine Blutsaugerin, eine Landverderberin, eine Diebin an den öffentlichen Kassen, eine alte Raubratte, eine . . . . .“

Weiter konnte er nicht reden, denn vor Wuth fast erstickt, war der Kurfürst auf ihn zugesprungen und hatte ihm die Hand vor den Mund gedrückt. „Willst du mich wahnsinnig machen?“ schrie er. „Oder hast du es darauf abgesehen, mich so zu reizen, daß ich mich an dir vergreife? Aber halt,“ setzte er sofort bei, indem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug, „ich weiß ein Mittel solchen Niederträchtigkeiten zu entgehen.“

So sprechend drehte er sich auf den Absätzen um und rannte in voller Eile davon.

Mit trübem Blicke sah ihm Prinz Friedrich August nach. „Fehlgeschlagen,“ seufzte er, „total fehlgeschlagen und auch keine Hoffnung, daß es je anders wird. Bei Gott, es muß eine dämonische Kraft in dieser Rochlitz liegen, daß sie ihn so mit ehernen Banden zu fesseln weiß!“

Langsam, oft stehen bleibend, um nachzudenken, ging er ins Schloß zurück, und die Hofleute, die ihm begegneten und deren Gruß er nicht einmal erwiederte, wußten nicht, wie sie diese seine Stimmung deuten sollten, denn sonst war er die Fröhlichkeit und Leutseligkeit selbst.

Indessen flog Johann Georg IV. mit toller Hast seinen Zimmern zu; so wie er jedoch vor denselben stand, besann er sich eines Andern und stieg noch eine Treppe höher hinauf. Dort

befanden sich, wie wir wissen, die Apartements, welche der Frau Gräfin von Rochlitz und ihrer Mutter angewiesen worden waren, und in diese trat er sofort ein, ohne es für nöthig zu finden, sich vorher melden zu lassen.

Beide Damen saßen bei einander am Fenster und musterten den Theil des Parks, den man von da aus übersehen konnte; so wie aber der Kurfürst kam, so sprang die Eine von ihnen, die Jüngere, mit einem Freudenschrei auf und warf sich dem Eintretenden an den Hals. „Mein Georg, mein theurer, theurer Georg," hauchte sie und überdeckte ihn mit ihren Küssen. Dann schob sie ihn ein wenig von sich, um ihm mit Inbrunst in die Augen zu sehen, und die Secunde nachher umschlang sie ihn wieder so fest, daß sie gleichsam nur ein Wesen mit ihm bildete.

Kuß um Kuß gab der Kurfürst zurück und ebenso Umarmung mit Umarmung; aber trotzdem mochte die Dame fühlen, daß irgend Etwas anders sei, als gewöhnlich, und plötzlich bog sie seinen Kopf zurück, um ihn mit aufmerksamer Prüfung zu betrachten. „Georg, mein Herzensgeorg," rief sie dann, „was hast du gehabt? Dein Auge ist trüber als sonst, und auf deiner Stirne sehe ich eine Wolke, als hätte man dir ein schweres Kümmerniß bereitet."

„Du siehst scharf, mein Billchen," erwiederte Johann Georg, indem er sie stürmisch an sich zog; „allein lassen wir das jetzt und leben wir unserer Liebe."

„Nein, nein," sagte sie, indem sie seine Wangen streichelte, „du darfst mir deinen Kummer nicht verschweigen, denn rechte Liebe kennt kein Geheimniß. Wer ist dir zu nahe getreten? Gewiß war wieder deine Mutter im Spiele."

„Dießmal nicht, mein Billchen," versetzte Johann Georg, „wenigstens nicht direct. Aber sehr wohl möglich ist es, daß sie meinen Bruder aufgehetzt hat."

„Ah," rief Frau von Rochlitz, indem sich urplötzlich ihr bisheriges süßes Lächeln verlor, um einer giftigen Miene Platz zu machen; „ah, mit deinem Bruder hast du einen Auftritt gehabt? Und was hat er von dir gewollt?"

„Mein Gott," entgegnete der Kurfürst, „was wird er gewollt haben! Du weißt es ja längst, auf was sie Alle unausgesetzt dringen. Von August aber hätte ich es nicht erwartet, denn ich bin fest überzeugt, er liebt mich und seine Lebensgrundsätze stimmen sonst ganz mit den meinigen überein."

„Ha, ha, ha, ha!" lachte Frau von Rochlitz auf einmal gellend auf. „Ja wohl, er liebt dich, aber noch mehr liebt er deine Frau und .....!"

„Was sagst du?" unterbrach sie der Kurfürst wüthend. „Mein Bruder liebt meine Frau und meine Frau liebt ihn wieder?"

„Natürlich," entgegnete Frau von Rochlitz; „das weiß ja der ganze Hof!"

„Du lügst!" schrie der Kurfürst. „Gesteh, daß du lügst, und ich will dich dafür segnen."

„Mein Herr Sohn," mischte sich jetzt die Frau Generalin von Neitschütz ein — sie pflegte den Kurfürsten seit einiger Zeit nie mehr anders anzureden — „mein Herr Sohn, was meine Tochter Ihnen sagte, beruht auf vollständiger Wahrheit. Ihr Herr Bruder, der Prinz Friedrich August, liebt Ihre Gattin, die Frau Kurfürstin, und diese erwiedert seine Liebe. Das ist längst ein öffentliches Geheimniß in ganz Dresden."

Ein furchtbarer Fluch trat auf die Lippen Johann Georgs IV. und seine Augen fingen an im Kreise zu rollen. „Also mein Ehebett beschimpft durch meinen eigenen Bruder!" brüllte er, und schlug sich so heftig mit der Faust vor die Stirne, daß bald Blut geflossen wäre. „Aber, so wahr ich der Kurfürst von Sachsen bin, ich werde mich seiner wie ihrer zu entledigen wissen."

Mit einem einzigen Satz war er an der Thüre und mit einem zweiten stand er im Corridor, den er nun im Sturmschritt durchmaß. Die beiden Damen aber warfen sich nach seiner Entfernung einen Blick des Einverständnisses zu, aus welchem die größte Genugthuung sprach.

„Das hast du klug gemacht, Billchen," lachte die Generalin, indem sie ihrer Tochter die Hand drückte. „Die Beiden, der Prinz und die Kurfürstin, verdienten es um uns nicht besser. Aber,

aber," setzte sie sofort ernst und besorgt werdend hinzu, „wenn er nur nicht erfährt, daß an der Sache eigentlich kein wahres Wort ist."

„In dieser Hinsicht," entgegnete die Frau Gräfin von Rochlitz mit großer Ruhe, „brauchst du keine Sorge zu tragen. Im Jähzorn ist er nicht fähig, nachzudenken, und noch weniger duldet er einen Widerspruch."

Folgen wir indeß dem Kurfürsten Johann Georg IV. In voller Wuth war er fortgerannt, in gerader Richtung nach den Zimmern seiner Gemahlin. Schon ganz nahe bei denselben angekommen, stieß er jedoch auf seinen Bruder, den Prinzen Friedrich August, der eben langsam vom Parke zurückkehrte. „Aus dem Wege, Nichtswürdiger," schrie er ihm zu. „Ich kenne jetzt dein sträfliches Einverständniß mit meiner Gattin und würde dich auf der Stelle mit meinem Schwerte durchbohren, wenn Gott dir nicht dieselbe Mutter wie mir gegeben hätte."

„Georg," rief Friedrich August, indem er vor Erstauen wie an die Scholle gebannt stehen blieb; „Georg, bist du wahnsinnig geworden?"

„Nein!" brüllte der Kurfürst; „aber ich bin im Begriff es zu werden. Du elender Heuchler, also deßwegen hast du eben vorhin der Kurfürstin so eindringlich das Wort geredet, weil du und sie . . . Ha, der Gedanke schon macht mir das Hirn zersprengen. Fort, fort, augenblicklich fort, soweit dich deine Füße tragen, sonst bist du augenblicklich ein Mann des Todes."

So brüllend, zog er wirklich sein Schwert und zückte es gegen den Bruder. Doch im selben Momente kam ihm ein anderer Gedanke und den Bruder stehen lassend, rannte er weiter nach der Thüre, die in das Wohngemach seiner Gemahlin führte. Dieß riß er auf und mit einem einzigen Sprung war er innen.

Die Kurfürstin befand sich an diesem Tage nicht ganz wohl, und lag in einem Buche lesend auf einer Ottomanne. Wie sie jedoch den Kurfürsten mit dem gezogenen Schwerte hereinstürzen sah, schrie sie laut auf und versuchte es aufzuspringen.

„Pflichtvergessenes, ehrloses Weib," donnerte ihr der Kurfürst zu, „jetzt endlich sind mir die Augen über dein schändliches Thun

geöffnet worden und es bleibt dir nur eine Wahl. Entweder willigst du augenblicklich in eine Scheidung oder deine Stunde ist gekommen. Ich gebe dir eine Minute Bedenkzeit."

Der Kurfürst war in diesem Augenblicke gräßlich anzusehen. Sein Gesicht hatte sich purpurroth aufgetrieben und die Augen hingen ihm wie zwei Halbkugeln aus dem Kopfe. Auch erschrak die Kurfürstin so furchtbar an ihm, daß sie stöhnend zurücksank und eine tiefe Ohnmacht ihren Geist umschattete. Ihr Gatte aber bemerkte hievon nichts, denn sein Jähzorn hatte sich jetzt bis zur Tollwuth gesteigert.

„Willst du reden, Weib?" brüllte er und zückte das Schwert. Doch ehe er noch einen Stoß führen konnte, wurde sein Arm von zwei starken Händen umfaßt und im nächsten Momente lag ihm das Schwert zerbrochen zu Füßen.

„Da sei Gott vor," sprach eine volle Stimme hinter ihm, „daß die Geschichte einst melden kann, ein Kurfürst von Sachsen sei zum Mörder seines Weibes geworden. Komme zu dir, mein Bruder, dann lasse ich deinen Arm fahren."

Es war der Prinz Friedrich August, der so sprach, denn dieser war seinem Bruder eiligst nachgerannt und hatte fast unmittelbar nach ihm der Kurfürstin Zimmer betreten. Der Kurfürst übrigens hörte nicht auf die Worte, sondern machte vielmehr eine übermäßige Anstrengung sich loszumachen und wie ihm dieß durch einen furchtbaren Riß gelungen war, stürzte er sich mit der Wuth eines Tigers auf die arme ohnmächtige Kurfürstin.

„Sterben muß sie," stieß er in wilden unarticulirten Tönen hervor und seine Hände streckten sich aus, sie zu erwürgen.

Doch ein Moment und Prinz August hatte ihn umfaßt. Ein zweiter Moment und Johann Georg wand sich in den Armen des riesig starken Bruders, wie ein kleiner Knabe, wenn ihn die Wärterin ins Bad bringt. Wohl tobte er wie ein Wahnsinniger und stieß die furchtbarsten Verwünschungen aus. Wohl biß er und riß er und stieß er und machte sonstige verzweifelte Anstrengungen, sich loszumachen; Friedrich August hielt ihn mit ehernem Griffe und trug ihn auf seinen Armen aus der Kurfürstin Zimmer in

die eigenen. Ja selbst auch dort ließ er ihn im Anfang nicht los, sondern dieß geschah erst nach einer geraumen Zeit, als derselbe so ziemlich wieder zu sich selber gekommen war.

Auf eine übergroße Aufregung muß der Natur der Sache nach stets eine tiefe Ermattung eintreten und so war es auch bei dem Kurfürsten Johann Georg. Viele Stunden lang lag er bleich und schlaff mit geschlossenen Augen da und nur sein tiefes Aufathmen bewies, daß er noch am Leben sei. Nach und nach jedoch erholte er sich unter der Pflege seines Bruders, der ihn auch nicht eine Minute lang verließ, und wie das Bewußtsein wiederkehrte, kam eine tiefe Wehmuth, vielleicht besser gesagt, eine tiefe Rührung und Reue über ihn.

„August, mein theurer Bruder," flüsterte er leise, während zugleich Thränen seine Wangen benetzten, „welch' schreckliches Unrecht hab ich dir angethan?"

„Laß das, Georg," erwiederte Friedrich August mit Sanftmuth; „im Zorn ist der Mensch nicht Herr über sich selbst und wir wollen daher das Vergangene vergangen sein lassen."

„Du bist die Liebe und Milde selbst," fuhr der Kurfürst nach einer Pause fort, „aber sie, die ich so schwer beleidigt, meine Gattin Louise, wird sie mir ebenfalls vergeben können?"

„Und daran zweifelst du, Georg?" rief Friedrich August. „Ihr liebevolles Herz kennt keine Rache und nicht mit einer Silbe wird sie es dich je fühlen lassen, daß du ihr so gränzenlos unrecht gethan. Aber das versprich mir, Georg, behandle deine edle Gemahlin für die Zukunft immer mit der Achtung, die ihr in so hohem Maße gebührt, und dulde auch nicht, daß Andere, sie mögen dir noch so nahe stehen, diese Achtung bei irgend welcher Gelegenheit außer Augen lassen."

„Ich verspreche es dir, August," erklärte der Kurfürst, „hier meine Hand darauf und dieser mein Handschlag gelte anstatt eines Eides. Aber," setzte er nach einer Weile bei, „der Hof? Das Gerede? Der Auftritt, den ich mit dir und ihr hatte, muß das furchtbarste Aufsehen erregt haben."

„Das Gerede," entgegnete Friedrich August, „wird bald ver-

stummen, denn ich habe mir fest vorgenommen, es dadurch niederzuschlagen, daß ich eine Zeit lang auf Reisen gehe. In den nächsten acht Tagen schon werde ich Dresden auf einige Monate verlassen."

„Was?" rief der Kurfurst, indem er von seinem Lager halb aufschnellte. „Du wolltest mir auch noch dieses Opfer bringen? Nein, das dulde ich nicht und lieber . . . . ."

„Ruhig, mein Bruder," sprach Friedrich August mit großer Bestimmtheit. „Ich habe Alles wohl überlegt und mein Verstand sagt mir, daß es sein muß. Ich werde also thun, wie ich dir gesagt habe; aber nun wollen wir dieses Gespräch abbrechen, welches dich bereits wieder nur allzusehr aufgeregt hat, und wenn du mich lieb hast, so lege dich wieder nieder, um deinen Nerven Erholung zu gönnen."

Wie ein Kind gehorchte Johann Georg IV. und nach wenigen Minuten war er in einen sanften Schlaf gefallen.

Fünftes Kapitel.

Ein Jahr später (1693—94).

Eine Woche oder zwei nach dem heftigen Auftritte, den ich so eben geschildert habe, wurde es sehr stille an dem Hofe von Dresden, denn der Prinz Friedrich August hatte seinen Vorsatz, sofort einige Monate auf Reisen zu gehen, ausgeführt und gleich darauf war auch der Kurfürst Johann Georg IV. zu dem Entschlusse gekommen, seiner Residenzstadt auf längere Zeit den Rücken zu kehren. Doch nicht des Reisens wegen ging der Kurfürst fort, sondern vielmehr aus politischen Gründen, um persönlich an dem Kriege theil zu nehmen, den damals der Kaiser Leopold für sich und das deutsche Reich noch immer mit dem König Ludwig XIV. von Frankreich führte.

Es lag ein vollkommener Widerspruch hierin, denn wie lange war es her, daß der sächsische Feldmarschall von Schöning auf so völkerrechtswidrige Weise auf Befehl des Kaisers in Töplitz verhaftet wurde, in Folge welcher That, wie wir wissen, eine tödtliche Feindschaft zwischen dem Kurhause von Sachsen und dem Hofe von Wien entstand? Und nun dennoch ein neues Bündniß mit Oesterreich? Ja wohl ein neues Bündniß und dazuhin noch ein

weit innigeres, als dasjenige welches vor der gemeldeten Gewaltthat bestanden hatte!

Es ging aber ganz natürlich dabei zu. Dem Kaiser nämlich lag unendlich viel daran, den Kurfürsten von Sachsen wieder zu versöhnen, da dieser der mächtigste Fürst nach ihm in Deutschland war, und man konnte dieß schon aus seiner Bereitwilligkeit, das Fräulein von Neitschütz zur Reichsgräfin von Rochlitz zu befördern, hinlänglich erkennen. Ein zweiter Schritt in besagtem versöhnlichen Sinne war der, daß Leopold den Grafen Clary, seinen bisherigen Gesandten am sächsischen Hofe, abberief, um ihn durch den Grafen von Sternberg zu ersetzen, und dieser Schritt nützte fast noch mehr, als das bewußte Grafendiplom. Natürlich, denn Graf Clary hatte sich in Dresden als muthmaßlicher Denunciant des Feldmarschalls von Schöning fast unmöglich gemacht und wenn er sich bei Hofe zeigte, so fehlte oft wenig, daß ihm nicht Johann Georg IV. geradezu den Rücken kehrte. Der Graf von Sternberg dagegen wußte sich durch seine Liebenswürdigkeit sehr bald sowohl beim Kurfürsten als auch beim ganzen Hofe zu insinuiren und daß er es dabei besonders darauf absah, die Frau Gräfin von Rochlitz für sich zu gewinnen, darob wird sich wohl Niemanden wundern. Ja selbst deren Mutter, der Frau Generalin machte er förmlich den Hof, und eben so wenig vergaß er die übrigen Verwandten, besonders den Hofrath von Beuchlingen. Kurz es geschah von Seiten des neuen österreichischen Gesandten alles Mögliche, um den Kurfürsten den an dem Feldmarschall Schöning begangenen Gewaltact vergessen zu machen, und in diesen seinen Bemühungen wurde er von Master Stepney, dem englischen Gesandten, — England und Oesterreich waren in dem Kampfe gegen Frankreich associrt — aufs wärmste secundirt. Allein ein eigentliches Resultat konnte doch längere Zeit nicht erzielt werden, trotz aller freundlichen Miene, welche der Kurfürst den beiden Gesandten von Oesterreich und England zeigte.

Da, eines Morgens im genannten Frühjahr 1693 fuhr der Graf von Sternberg schon ziemlich früh vor der Wohnung des Hofraths von Beuchlingen vor, und es verging wohl eine gute Stunde,

bis er sich wieder von dort entfernte. Gleich darauf sah man den Hofrath in großer Eile dem Rochlitz'schen Palais an der Elbbrücke zuschreiten und aus seinem Mienenspiel konnte man leicht erkennen, daß er etwas Wichtiges auf dem Herzen trage. Dort angekommen, verlangte er zuerst die Frau Generalin, seine Schwiegermutter, zu sprechen, allein die Zofe, an die er sich wandte, bedeutete ihn, daß die hohe Dame sich eben bei der Frau Gräfin von Rochlitz befinde, um bei deren Morgentoilette mit thätig zu sein. „Um so besser," sagte der Hofrath und ließ sich nun bei der Frau Gräfin, seiner Schwägerin, melden. Auch wurde er sofort angenommen, trotzdem die Toilette noch nicht vollendet war, denn bei einem Schwager brauchte man natürlich nicht so viele Umstände zu machen.

„Seit wann ist es denn Sitte," rief ihm Billchen fröhlich entgegen, „Damen schon so frühe zu überraschen? Mein Herr Schwager ist deßwegen aber doch willkommen."

„Ich hoffe es," erwiederte der Hofrath, „und .... und, bei Gott, Billchen," setzte er mit einem lüsternen Lächeln hinzu, „so schön habe ich dich noch nie gesehen, wie heute. Dein Negligé ...."

„Pah, Herr Tochtermann," unterbrach ihn die Generalin in scharfer Weise. „Sie werden doch nicht gekommen sein, um Billchen Complimente zu sagen? Die wenden Sie besser bei Ihrer Frau, meiner Tochter Katharine, an."

„Ich bedanke mich für die Zurechtweisung, Frau Schwiegermama," lachte der Hofrath, „und nun, Billchen, hast du Zeit, mir ein paar Fragen zu beantworten, oder soll ich später wieder kommen, wenn deine Toilette vollendet ist?"

Die Frau Gräfin von Rochlitz verstand den Wink und verabschiedete die Kammerfrau, die sich mit ihrem Anzuge beschäftigte. Dann sah sie ihren Schwager fragend an.

„Der österreichische Gesandte," fuhr dieser fort, „der Graf von Sternberg war heute Morgen schon bei mir und was er wollte, kannst du dir denken. Hast du seine Sache beim Kurfürsten befürwortet?"

„Ach die langweilige Politik," meinte Billchen mit einem grämlichen Blick, „was geht die mich an?"

„Ich denke, recht viel," meinte der Hofrath trocken, „besonders im gegenwärtigen Augenblick. Es sollte dir Alles daran gelegen sein, den Kurfürsten von hier fortzubekommen, um dich wieder vollständig in seiner Gunst zu befestigen. Die Verläumdung der Kurfürstin wegen ihres angeblichen Verhältnisses zu ihrem Schwager ....."

„Herr Tochtermann," rief die Frau Generalin in noch schärferem Tone als zuvor, „ich muß Sie bitten, Ihre Ausdrücke besser zu wählen. Von Verläumdung war unsererseits keine Rede, sondern wir hatten uns blos einer Täuschung hingegeben, und der Kurfürst trägt uns deßhalb nichts nach. Im Gegentheil, er schätzt uns nur um so höher, weil er weiß, daß Alles, was unsererseits geschah, ganz allein seinen Grund hatte in unserer Besorgniß für seine unbefleckte Ehre."

„Ach," sagte der Hofrath, „Frau Schwiegermama, ich mache Ihnen mein Compliment. Diese scharfsinnige Auslegung — bei Gott, ich habe allen Respect vor Ihrem Verstande. Trotz alledem bin ich aber immer noch der Ueberzeugung, daß Billchen sehr klug handeln würde, wenn sie den Kurfürsten dazu brächte, sich einige Monate von Dresden zu absentiren, denn nur dadurch bekommt sie ihn wieder ganz in ihre Gewalt und überdem, welch' ein wohlthuendes Gefühl muß es für sie sein, sich einmal ganz aus dem Bereich der beiden Kurfürstinnen zu wissen! Nicht wahr, meine theure Schwägerin?"

„Ich wills zugeben," erwiederte diese, „aber wie kann ich in meinem jetzigen Zustande den Kurfürsten ins Feld begleiten? Bedenke doch, nur wenige Monate vor meiner bevorstehenden Entbindung."

„Ins Feld!" versetzte der Hofrath. Wer spricht denn davon, daß du den Kurfürsten in's Feld begleiten sollst? Wenn er auf den Antrag Oesterreichs eingeht und ein Hülfscorps an den Oberrhein schickt, so übernimmt er allerdings nominell den Oberbefehl über diese Truppen, aber nur nominell. In der Wirklichkeit da-

gegen überläßt er deren Führung seinen Generalen und er selbst schlägt seine Interimsresidenz mit dir in irgend einer Stadt am Rhein, in Mainz, in Frankfurt oder in Mannheim auf. In dieser Interimsresidenz aber bist du die einzige Herrin und kannst deine Niederkunft ganz offen abhalten, ohne Rücksicht auf die Kurfürstinnen oder überhaupt auf irgend Jemanden nehmen zu müssen."

„Es läßt sich hören," erwiederte die Gräfin von Rochlitz nachdenklich, „und ich gestehe sogar offen, daß mir der Plan gefällt. Auch habe ich die Gewißheit, daß der Kurfürst nicht Nein sagen würde, wenn ich ihm zuspräche, auf den proponirten Vertrag mit Oesterreich einzugehen. Nur müßte seinerseits das österreichische Cabinet alle Stipulationen unbedingt genehmigen, von denen schon früher die Rede gewesen ist."

„Das thut Oesterreich," sprach der Hofrath. „Der Graf von Sternberg ist ermächtigt, im Namen des Kaisers zu unterschreiben."

„Auch den Passus wegen Schöning?" fragte die Gräfin von Rochlitz.

„Auch diesen," erklärte der Hofrath. „Mit dem Tag, an welchem der Vertrag in Kraft tritt, öffnet sich für den Feldmarschall das Gefängniß des Spielbergs und er wird sofort nach Wien in leichte Sicherheitshaft gebracht. Natürlich mit gutem Logis und Traktament, sowie mit dem Recht, Besuche anzunehmen."

„Unter solchen Umständen," meinte sofort die Frau Gräfin mit einem leichten Kopfnicken, „könnte die Sache gehen, und ich wollte mich sogar verbindlich machen, bis morgen Alles ins Reine zu bringen; aber .... aber ...."

„Noch ein Aber?" rief der Hofrath ungeduldig, als die Gräfin hier mit einem Blick auf ihre Mutter stockte.

„Ja wohl," fiel nun die Frau Generalin ein, indem sie zugleich ihren Tochtermann mit einem höhnischen Blicke musterte; „ja wohl noch ein Aber. Was denkt denn der Herr Graf von Sternberg von uns? Daß wir uns von seinen süßen Worten werden berücken lassen? Und mein Herr Tochtermann denkt auch so? Da habt aber ihr Beide die Rechnung ohne den Wirth gemacht,

denn auf bloße Worte halten wir, mein Billchen und ich, nicht allzuviel. Damit kann man nicht einmal eine Wassersuppe kochen und wenn also der Herr Graf oder vielmehr sein Herr, der Kaiser — nun ich denke, Sie verstehen mich, Herr Tochtermann, auch ohne daß ich mich noch deutlicher erkläre."

„Gewiß verstehe ich Sie, meine verehrteste Frau Generalin," lächelte der Hofrath; „allein ist denn keine Kiste an den Secretär Engelschall angekommen?"

„Eine Kiste an den Engelschall?" rief die Generalin mit plötzlich veränderter Miene. „Ich weiß kein Wort davon."

Wie ein Pfeil schoß sie hinaus und in des Erdgeschoß hinab, wo der Sekretär sein Amtszimmer hatte. Nach wenigen Minuten übrigens kehrte sie wieder, doch nicht allein, sondern begleitet von zwei Bedienten, welche eine kleine, aber, wie es schien, sehr schwere Kiste trugen. Sie setzten dieselbe auf den Boden nieder und entfernten sich dann auf den Wink der Frau Generalin.

„Nun?" fragte die Dame, indem ihre Blicke voll Ungeduld bald auf der Kiste, bald auf ihrem Tochtermann hafteten.

„Hier ist der Schlüssel," entgegnete trocken der Hofrath. „Der Herr Graf von Sternberg hat ihn mir vor einer halben Stunde selbst überbracht."

Rasch griff die Generalin darnach und sich auf ihre Kniee niederlassend, öffnete sie hastig das Schloß. So wie dieses aber aufsprang, stieß sie einen lauten Schrei des Entzückens aus und derselbe fand in Billchen einen nicht minder lauten Wiederhall.

Es war aber auch Grund vorhanden zum Entzücken, denn das Innere des Kistchens barg einen wunderschönen Schmuck von Brillanten und um diesen Schmuck herum lagen gleichsam als Einfassung eine schwere Menge von lauter neuen glänzenden Kremnitzer Ducaten.

Bei dem Schrei des Entzückens übrigens blieben die beiden Damen nicht stehen, sondern der Schmuck wurde eilends herausgenommen und sofort von allen Seiten betrachtet.

„Prächtig, prächtig!" rief die Frau Generalin wohl zehnmal

hintereinander und nicht minder oft bediente sich Billchen ganz desselben Ausdrucks.

Dann nahm letztere die Ohrbehänge und Armbänder und tanzte damit in der Stube herum; ihre Mutter aber sah ihr bewundernden Blickes nach und klatschte dazu vor Lust mit den Händen. Endlich legten sie den Schmuck nieder, um ans Zählen der Ducaten zu gehen, und siehe da, die Zahl derselben betrug nicht weniger als volle zwanzigmal tausend.

„Nun, meine Damen," meinte jetzt Herr von Beuchlingen mit einem neuen vielsagenden Lächeln, „es scheint, der Herr Graf von Sternberg hat Ihren Geschmack getroffen?"

„Er kann sich auf uns verlassen," erwiederte die Frau Generalin, deren Blicke noch immer an den neuen Ducaten wie festgebannt hafteten.

„Auch in Beziehung auf den bisherigen Lüneburg-Cellischen Generallieutenant Jeremias von Chauvet?" fragte Herr von Beuchlingen.

„Auch in Beziehung auf diesen," nickte die Gräfin v. Rochlitz. „Er und kein Anderer wird vom Kurfürsten Johann Georg zum Oberbefehlshaber seiner Truppen berufen werden."

„Aber die Zeit drängt," sagte zum Schluß noch der Hofrath. „In vierzehn Tagen sollten die Truppen im Felde stehen."

„Morgen früh," erwiederte die Gräfin von Rochlitz, „wird der Kurfürst den Vertrag mit Oesterreich unterschreiben und zugleich dem Herrn von Chauvet sein Anstellungsdecret zusenden."

Die Unterredung hatte ein Ende und wie nun Herr von Beuchlingen schied, wußte man nicht, wer am meisten zufrieden gestellt war: Er oder seine Schwägerin nebst deren Mutter.

Die schöne Sibylle hielt übrigens ihr Wort und den andern Tag ging ein Courier an den Generallieutenant Jeremias von Chauvet nach Celle ab, um demselben sein Anstellungsdecret als sächsischer Generalfeldmarschall mit einundzwanzigtausend Thalern jährlichen Gehalts zu überbringen. Nicht minder ward auch der Vertrag mit Oesterreich unterzeichnet, in welchem sich Johann Georg IV. verbindlich machte, nach vierzehn Tagen schon mit zwölftausend

Mann an den Oberrhein zu rücken und sich dort unter den Oberbefehl des Prinzen Ludwig von Baden, des damaligen österreichischen Obercommandanten, zu stellen. Dafür aber machten sich Oesterreich und England verbindlich, monatlich so lange der Krieg dauerte, hunderttausend Thaler Subsidiengelder in die sächsische Kriegskasse zu zahlen und überdem ein Einstandsgeld, zur Bestreitung der ersten Kosten, von achtzigtausend Thalern.

Ende Mai rückten die sächsischen Truppen an den Rhein und einige Tage später folgte ihnen der Kurfürst mit der Frau Gräfin von Rochlitz. Die Truppen kamen auch wirklich ins Treffen und zeichneten sich insbesondere bei Zwingenberg aus, wo sie am 12. Juli im Verein mit den Hessen den Franzosen einen heldenmüthigen Widerstand leisteten. Dann bezogen sie mit den übrigen Reichstruppen unter dem Markgrafen Ludwig von Baden das wohlverschanzte Lager bei Flein, von wo aus die Franzosen glücklich abgewehrt und schließlich zum Rückzug über den Rhein genöthigt wurden. Bei all' diesen Actionen aber war der Kurfürst nicht selbst gegenwärtig, denn schon im Juni fühlte seine geliebte Sibylle ihre Stunde herannahen und er miethete sofort in Frankfurt am Main ein großes Hotel, wo er sich mit ihr und deren Mutter nebst dem ganzen Gefolge einlogirte. Er hielt da förmlich Hof und selbst der Hofprediger fehlte nicht, sondern als solcher fungirte der bisherige Superintendent zu Pirna, Doctor Johann David Schwerdtner, welcher als Feldprobst mit in die Campagne befehligt worden war.

Am 20. Juni 1693 genas Sibylle Gräfin von Rochlitz eines Mädchens und dasselbe erhielt in der Taufe, welche Dr. Schwerdtner vollzog, die Namen Wilhelmine Friederike. Taufpathen waren der englische Gesandte, Master Stepney, und die Frau Generalin von Neitschütz, die Großmutter der Kleinen; beide jedoch nicht für sich, sondern der erstere für seinen Souverain, den König Wilhem III. von England, und letztere für dessen hohe Gemahlin Marie Friederike, welche beide sich auf Johann Georgs Begehren herbeigelassen hatten, Pathenstelle bei dem unschuldigen Kindlein zu vertreten. So schien also die Zukunft dieses Kindes

der Liebe eine recht glänzende werden zu wollen und zwar um so gewisser, als Johann Georg IV. die kleine Neugeborne mit seiner Zärtlichkeit förmlich überschüttete; allein das Schicksal, wie ich lieber gleich jetzt sagen will, wollte es doch ganz anders. Noch keine zehn Monate später nehmlich waren ihre beiderseitigen Eltern, die Mutter, wie der Vater, todt und nun übergab der Nachfolger Johann Georgs das Kind dem Amtsschösser zu Gommern zur Verpflegung, wobei die kleine Summe von jährlichen dreihundert Thalern für dasselbe ausgesetzt wurde. Noch später, im Jahr 1697, nachdem Sachsens Kurfürst katholisch geworden war, kam Friederike Wilhelmine in ein Nonnenkloster, damit sie, trotz der hohen protestantischen Taufpathen, katholisch erzogen würde, und endlich verheirathete man sie an einen Grafen von Dunin, Castellan von Radow, welcher anno 1736, nachdem seine Frau ihm fünf Kinder geboren hatte, zu seinen Vätern versammelt wurde. Von da an verschwand Wilhelmine Friederike aus der Geschichte und man hat nie ferner etwas von ihr gehört — von ihr so wenig, als von ihren Kindern.

Damals übrigens, also zur Zeit da Wilhelmine Friederike geboren wurde, zweifelte fast Niemand daran, daß sie zu etwas Großem bestimmt sei, denn sie war ja die Tochter eines mächtigen Fürsten, des mächtigsten in ganz Deutschland, wenn man den Kaiser ausnahm, und solche Töchter . . . . Aber halt! Ich vergesse, daß die Mutter der Neugebornen dem Vater derselben nicht angetraut war, und daß folglich die kleine Wilhelmine Friederike in den Augen der Welt für nichts Anderes gelten konnte, als für ein Kind der Liebe. Doch nein, ich vergesse wieder etwas, nehmlich jenes schriftliche Eheversprechen des Kurfürsten, worin er erklärte, daß er sich als mit Sibylle in aller Form verheirathet betrachte. Konnte man denn auf Grund dieses Eheversprechens hin, das Töchterlein nicht für ein rechtmäßiges Kind und damit also für eine Prinzessin erklären? Dieser Gedanke beschäftigte die Mutter und Großmutter der Kleinen fast Tag und Nacht und auch den Doctor Schwerdtner, als einen bewährten Theologen, der sich vortrefflich auf das Eherecht verstand, zogen

sie zu Rathe. Endlich ließ die Frau Generalin gar noch den berühmten Rechtskundigen Doctor Samuel Stryk, damals Ordinarius der Juristenfacultät in Wittenberg, kommen, um sein Gutachten einzuholen, und nun sinnirten die beiden Gelehrten und die beiden Frauen wieder Stunden- und Tagelang, wie die so überaus wichtige Frage am besten gelöst werden könnte. Natürlich übrigens geschah dieß Alles ganz insgeheim, so insgeheim, daß keine Seele auch nur eine Ahnung davon hatte, was die Viere, die so oft hinter verschlossenen Thüren bei einander saßen, wohl schließlich zu Tage fördern möchten. Ja Monate giengen vorüber, bis man endlich hinter das Geheimniß kam; um so größer war aber auch, wie wir gleich nachher sehen werden, das Erstaunen, in welches die Welt dadurch versetzt wurde.

Im Spätherbst 1693, nach beendigtem Feldzug, bezogen die sächsischen Truppen mit der übrigen Reichsarmee ihr Winterquartier in der Umgegend von Heilbronn und nun war für den Kurfürsten von Sachsen kein Grund mehr vorhanden, noch länger seinem Stammlande ferne zu bleiben. Dennoch verlängerte er seinen Aufenthalt in Frankfurt bis in den November hinein und erst zu Ende dieses Monates langte er wieder in seiner Residenzstadt Dresden an. Mein Gott, es hatte solch' einen eigenen Reiz für ihn, mit Billchen „wie Mann und Frau" zusammen zu wohnen und zugleich noch die Freude „des glücklichen Familienvaters" damit zu verbinden, warum sollte er sich also beeilen, solchem Glücke durch die Rückkehr nach Hause ein Ende zu machen? Doch endlich mußte es geschehen, wenn man den Anstand nicht allzuoffen verletzen wollte, und so bezog denn Johann Georg wieder seine früheren Gemächer im Schlosse zu Dresden, während die Gräfin von Rochlitz mit ihrer Mutter gegenüber in ihrem Palais residirte. Alles war also wieder beim Alten, wie vor dem Auszug in die Campagne; da aber wurde die gute Residenzstadt plötzlich auf eine ganz eigenthümliche Weise allarmirt, durch ein Pamphlet nämlich, welches unter folgendem sonderbarem Titel erschien: „Liebe zwischen Prinz Hertzmuthen, Prinzen von Albinien, und Fräulein Theonilden, oder drei Reimschaften, worinnen die Theonilde dem Fürsten in Albinien ihre

Liebe anträgt, der Durchlauchtigste Prinz Hertzmuth auf geschehenen Vortrag an seine Gemahlin darauf eingehet, und die Durchlauchtigste Prinzessin Patientia Victrix diesfallst selbst entschuldiget. Wobei zugleich von der Frage: Ob das viele Weibernehmen zu gestatten? gehandelt wird. Herausgegeben durch L. Icimandern."

Wie kam dieses Pamphlet nach Dresden? Kein Mensch konnte es sagen. Man fand es plötzlich eines Morgens in den Hausgängen fast sämmtlicher Wirthshäuser und eben so auch vor den Thüren verschiedener Privatwohnungen; aber Niemand hatte gesehen, wer es dahin legte, und folglich konnte man auch nicht wissen, von wem die Verbreitung ausgehe. Ja noch mehr, auch in anderen Städten Sachsens, wie namentlich in Leipzig, Freiberg, Plauen, Bautzen, Annaberg und wie sie sonst hießen, wurde das Schriftchen ganz zu gleicher Zeit verbreitet und auch dort wußte Niemand zu erklären, von wannen es gekommen sei.

Schon dieß mußte sehr auffallen; noch mehr der Umstand, daß weder ein Druckort noch ein Verfasser genannt war, denn daß der „L. Icimandern" nur als ein fingirter Name auf dem Titel stehe — nun dieß mußte jeder Unbefangene auf den ersten Blick einsehen. Gab es doch in ganz Sachsenland kein einziges Menschenkind, welches den Namen Icimander führte, und auch in den übrigen Theilen Deutschlands wußte man nichts von dieser Familien-Titulatur!

Am allermeisten frappirte aber der Inhalt des Schriftchens, welches zwei Quartbogen umfaßte und in Reimen geschrieben war. Wohin nehmlich zielte es? Nun auf nichts Anderes, als auf die Einführung von Doppelehen in fürstlichen Häusern! Dahin, daß es einem regierenden hohen Herrn erlaubt sein müsse, neben seiner fürstlich geborenen Gattin noch eine zweite, minder hochgeborne Frau zu heirathen, welche kirchlich und rechtlich der Ersten gleichstehe und deren Kinder also „als legitim und ehelich" gelten müßten! Für diese Ansicht wurden eine Menge Beweisgründe beigebracht, theils theologische aus der Bibel, theil juridische aus dem römischen Recht, und das Ganze schloß damit, daß die Durchlauchtigste Prinzessin Patientia Victrix sich vollkommen

damit einverstanden erklärt, daß ihr hoher Gemahl, der Printz Hertzmuth, der schönen Theonilde als seiner zweiten Gemahlin vor dem Altar die Hand reiche.

Das war der Inhalt des Pamphletes und nun kann man sich denken, welch gränzenloses Aufsehen dadurch erregt wurde. Konnte man es ja mit Händen greifen, wer die drei Personen seien, welche handelnd und sprechend in dem Stücke auftreten! Der Printz Hertzmuth war der Kurfürst Johann Georg IV.; die Prinzessin Patientia Victrix — seine Gemahlin, die Kurfürstin Erdmuthe Louise; die schöne Theonilde — Fräulein Sibylle Gräfin von Rochlitz! Jedermann wollte also das Schriftchen lesen und bald gab es Niemanden mehr, der nicht seinen Inhalt auswendig gewußt hätte. Allein welche Wirkung übte das Pamphlet aus? Etwa die, daß die Leute zur Ueberzeugung kamen, Johann Georg IV. sei in seinem Rechte, wenn er zu seiner rechtmäßigen Frau hin noch als zweite Gemahlin sein Billchen heimführe? Oder . . . . doch der Leser wird dieß Alles am besten erfahren, wenn er mit uns eine Unterredung belauscht, welche nur einige Tage nach dem Erscheinen des Pamphlets zwischen der Generalin von Neitschütz und ihrem Tochtermann, dem Hofrath von Beuchlingen, statthatte.

Wir treffen beide in einem kleinen Zimmer, dem Privat-Cabinette der Generalin, im Rochlitz'schen Hause, wo sie einander an einem Tische gegenüber saßen; der Tisch aber war mit Scripturen belegt und oben auf lag die bewußte Brochüre: „Liebe zwischen Printz Hertzmuthen und Fräulein Theonilden."

„Sie haben nach mir gesandt, meine verehrte Frau Schwiegermama?" eröffnete der Hofrath das Gespräch.

„Mußte ich nicht, wenn ich Sie sehen wollte?" erwiederte die Generalin. „Sie machen sich ja in der letzten Zeit schrecklich rar, gerade wie wenn Sie uns absichtlich mieden. Ich will Ihnen übrigens keine Vorwürfe machen und lieber gleich zur Sache übergehen. Es liegt mir nämlich viel daran, Ihre Ansicht über eine gewisse literarische Erscheinung zu hören, welche mir dieser Tage zukam, und ich erlaube mir daher, Ihnen dieselbe hiemit zur Durchsicht vorzulegen."

So sprechend, griff sie nach der berüchtigten Brochüre und wollte sie ihm überreichen. Er wies sie jedoch mit einem spöttischen Blicke zurück. „Bitte, Frau Schwiegermama," meinte er, „incommodiren Sie sich nicht. Das Ding dort habe ich natürlich längst gelesen, so gut als jeder andere gebildete Mensch in Dresden."

„Was Sie nicht sagen, Herr Tochtermann!" entgegnete die Generalin in einem Tone, der von ihrem Erstaunen zeugen sollte. „So verbreitet ist das Schriftstück? Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt; aber nun Sie seinen Inhalt kennen, was halten Sie von demselben?"

„Ganz das Gleiche," versetzte der Hofrath sehr trocken, „was auch die übrige gebildete Welt davon hält."

„Und was ist das?" fragte die Generalin, wie es schien, von dieser Antwort keineswegs sehr erbaut.

„Einfach das," erwiederte der Hofrath noch trockener, „daß es seinen beabsichtigten Zweck total verfehlen wird."

Die Frau Generalin biß sich auf die Lippen und schlug die Augen zu Boden. „So," meinte sie dann, „urtheilen doch wohl nur die Wenigsten."

„Allerdings," war die kalte Antwort des Hofraths; „nur die Gemäßigten urtheilen so; nur diejenigen, welche wir noch zu unseren Freunden zählen dürfen, und deren sind leider Gottes nicht allzuviele. Die sämmtlichen Andern gehen mit dem Machwerk viel strenger ins Gericht und zergliedern es mit einem Spott und Hohn, der wie in Gift getaucht erscheint. Und," setzte er nach einer kleinen Pause in schneidendem Tone hinzu, „man kann es nicht einmal läugnen, daß der Spott und Hohn ein verdienter ist."

„Herr Tochtermann!" rief die Generalin grimmigen Blicks. „Sie vergessen . . . . ."

„Wem das Machwerk seine Existenz zu verdanken hat," ergänzte der Hofrath, als die Generalin hier stockte. „Wollten Sie das etwa sagen, Frau Schwiegermama?"

Wiederum biß sich die Generalin auf die Lippen, daß sie fast blutig wurden. „Beuchlingen," sagte sie dann, „Sie sind heute wieder einmal unausstehlich und fast sollte man glauben, Sie hielten

es mit den Kurfürstinnen, welche mein Billchen mit aller Gewalt verhindern wollen, den Platz an der Seite des Kurfürsten einzunehmen, welcher ihr von Gott und Rechtswegen gebührt."

„Sie meinen als seine Gemahlin?" erwiederte der Hofrath und dießmal lag kein Spott in seinem Tone. „Nun, beim Himmel, dieß ist das Ziel, welches ich mir ebenfalls vorgesetzt habe; aber ich sage Ihnen, auf dem Wege, den Sie einschlugen, ist dieses Ziel nie und nimmer zu erreichen. Nein, nie und nimmer, denn die ganze christliche Welt würde sich Ihnen auf diesem Wege entgegenstellen."

„Ich wußte nicht," höhnte die Generalin, „daß mein Herr Tochtermann ein so guter Christ ist. Aber vielleicht," setzte sie sodann noch spöttischer hinzu, „vielleicht weiß Herr von Beuchlingen einen andern klügeren und besseren Weg und da wäre ich doch begierig, das Nähere zu erfahren."

„Das werde ich Ihnen auch nicht vorenthalten," versetzte der Hofrath mit großer Ruhe, „und um damit zu beginnen, bitte, sagen Sie mir offen, was halten Sie von der Gesundheit der Frau Kurfürstin?"

„Hm!" meinte die Generalin, die nun auf einmal sehr ernst wurde. „Hm! Was davon zu halten ist, sieht man ja auf den ersten Blick."

„Einverstanden," nickte der Hofrath. „Ein so zartes Wesen, welches nicht einmal ein strengeres Lüftchen ertragen kann, ist offenbar nicht dazu bestimmt, sich eines allzulangen Lebens zu erfreuen."

Die Generalin sah auf den Boden und zuckte dann leicht mit den Achseln. „Ich will nicht in Abrede ziehen," meinte sie, „daß ich Aehnliches auch schon gedacht habe; allein es ist ein altes Sprüchwort, ‚der Socher überlebt den Pocher,' und so könnte mein Billchen vielleicht noch ein Jahrzehent oder gar zweie warten müssen, bis ihr die Kurfürstin Platz machte."

„Das wäre allerdings etwas lang," lächelte der Hofrath. „Doch bitte, meine verehrte Frau Schwiegermama, ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende, was halten Sie von der Fähigkeit der Frau Kurfürstin, Kinder zu bekommen?"

„Herr Tochtermann," fuhr die Generalin auf, „was soll das? Ich glaube, Sie treiben Ihren gnädigen Spaß mit mir."

„Mit Nichten, verehrteste Frau Generalin," entgegnete der Hofrath; „die Frage ist vielmehr sehr ernsthaft gemeint und unterderhand habe ich sie auch schon den beiden Leibärzten vorgelegt. Beide aber waren einstimmig der Ansicht, daß die Frau Kurfürstin ihrem Eheherrn nie Nachkommen schenken werde."

„Natürlich," nickte die Frau Generalin, „denn sonst würde sie schon in ihrer ersten Ehe nicht kinderlos geblieben sein. Aber was ist's dann weiter, wenn sie auch in der zweiten unfruchtbar bleibt?"

„Was es weiter ist?" rief der Hofrath. „Nun warum werden denn von hochfürstlichen Personen überhaupt Ehen geschlossen? Der Liebe und Kurzweil wegen? Pah, Unsinn! Deßwegen, um Nachkommen zu bekommen, und wenn daher eine Frau Fürstin diesen Zweck nicht erfüllt, so ist ein regierender Herr nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet, eine solche Ehe aufzulösen. Verstehen Sie mich nun, meine verehrte Schwiegermama?"

Stürmisch, wie von Jugendfeuer durchbraust, sprang die Generalin auf, um ihren Tochtermann zu umhalsen. „Mein lieber, lieber Sohn," schrie sie. „O wie sehr habe ich Sie vorhin verkannt! Ja wohl, nur auf diesem Wege kann unser Billchen Kurfürstin werden."

„Es freut mich," lächelte der Hofrath, „daß wir einverstanden sind. Aber . . . . ."

„Wie, noch ein Aber?" rief die Generalin mit einem ängstlichen Blick auf den Hofrath. „Sollte denn ein neues Hinderniß vorhanden sein? Billchen hat ja doch bewiesen, daß sie die Fähigkeit besitzt, welche der Kurfürstin abgeht."

„Gewiß," versetzte der Hofrath trocken. „Der Kurfürst darf darauf zählen, daß er von ihr Nachkommen erhalten wird und in sofern steht nichts im Wege. Aber . . . . ."

„Mein Gott, was werde ich hören!" sprach die Generalin erbleichend.

„Daß Sie nicht selbst auf den Gedanken kommen!" versetzte der Hofrath. „Sie, die Sie doch sonst so klug sind! Kann denn

eine gewöhnliche Adelige die rechtmäßige Gemahlin eines Kurfürsten werden?"

„Mein Gott," rief die Generalin, „Billchen ist ja eine Gräfin, eine wirkliche regelrechte Reichsgräfin."

„Aber," bemerkte der Hofrath äußerst trocken, „keine Reichsfürstin."

Die Augen der Generalin wurden noch einmal so groß. „Beuchlingen," rief sie, „ich bewundere Sie. Ja, Sie haben recht, Billchen muß vorher Reichsfürstin werden, ehe eine rechtmäßige Ehe zwischen ihr und dem Kurfürsten zu Stande kommen kann. Aber der Kaiser soll sie dazu machen."

„Das hoffe ich auch," lächelte der Hofrath; „allein Sie wissen, der Kaiserliche Hof ist etwas zäh, und eine solche Unterhandlung kostet viel Zeit und Geld. Darum meine ich . . . . ."

„O," unterbrach ihn die Generalin, „was das Geld anbelangt, so solls daran nicht fehlen, und wegen der Zeit — nun ich will gleich morgen mit dem Kurfürsten darüber reden, oder vielmehr Billchen muß dieß thun und natürlich übernehmen Sie die Mission. Sind wir nun im Reinen?"

„Ganz," nickte der Hofrath, „doch mit dem Zusatze, daß man meiner Sendung, um nicht gleich, wie man sagt, mit der Thür ins Haus zu fallen und damit Alles zu verderben, ein Mäntelchen umhängt. Am besten wär's vielleicht, als den ostensibeln Zweck meiner Reise nach Wien die gänzliche Befreiung des Feldmarschalls von Schöning zu bezeichnen."

Nunmehr hatte die Unterredung ihr Ende erreicht und die beiden, die sonst nicht immer am besten mit einander standen, trennten sich, Eines zufriedener als das Andere. Den Tag darauf aber trug die Frau Gräfin von Rochlitz dem Kurfürsten ihre Wünsche vor und dieser ging natürlich mit voller Freude darauf ein. So traf man denn schnellstens die nöthigen Vorbereitungen und schon in den ersten Tagen des Januar 1694 trat der Hofrath von Beuchlingen, mit Geldern und Creditiven hinlänglich versehen, seine Reise nach Wien an. Davon übrigens, daß er die Erhebung der Gräfin von Rochlitz in den Reichsfürstenstand zu

bewirken habe, wußte außer den wenigen Eingeweihten kein Mensch etwas, sondern es hieß allgemein, der Kurfürst sende ihn des Feldmarschalls von Schöning wegen in außerordentlicher Weise an den Kaiserhof.

Nach der Abreise des Hofrathes von Beuchlingen kam am Hofe in Dresden wieder Alles ins alte Geleise und auch die Stadt Dresden kehrte, nachdem man das berüchtigte Pamphlet von der Liebe zwischen den Prinzen Hertzmuthen und der Fräulein Theonilden gehörig besprochen hatte, zu ihrer früheren Ruhe zurück. Um so mehr ist es nun unsere Pflicht, auch dem Prinzen Friedrich August ein wenig zu folgen, welcher, wie wir wissen, seinem Bruder zu lieb schon vor vielen Monaten eine größere Reise angetreten hatte. Doch thun wir dieß nicht, um all' die Abenteuer zu schildern, welche dem Prinzen auf dieser seiner Reise begegneten, denn wenn wir so weit gingen, müßten wir einen eigenen dicken Band darüber voll schreiben. Wir thun es vielmehr nur, um einzelne wenige Punkte hervorzuheben, von denen wir der nachfolgenden Ereignisse wegen nothwendig Kenntniß haben müssen.

Anfangs Mai 1693 verließ Friedrich August Dresden und seine ganze Begleitung bestand aus dem Kammerjunker Vitzthum von Eckstädt, seinem vertrauten jungen Freunde, nebst einigen wenigen berittenen Dienern. Ein bestimmtes Reiseziel gab es für ihn nicht, sondern er hatte sich nur im Allgemeinen vorgenommen, zuerst das Haag nebst den übrigen größeren Städten Hollands, dann Frankreich und vor allem Paris, endlich Venedig, das herrliche prächtige Venedig zu besuchen. Die verschiedenen kleinen Abstecher aber, sowie den längeren oder kürzeren Aufenthalt da oder dort — nun dieß Alles wollte er rein dem Zufall überlassen.

Der Weg nach dem Haag führte ihn über Leipzig und diese damals schon große Handelsstadt, von jeher sein Lieblingsaufenthalt, fesselte ihn so, daß er fast eine Woche lang blieb. Zuletzt kam ihm ein Gedanke. „Vitzthum," sagte er zu seinem ewig lustigen Begleiter, „was hältst du davon, wenn ich den Grafen Königsmark einladen würde, meinen Reisemarschall zu machen?"

Der junge Vitzthum klatschte vor Lust mit den Händen.

„Das würde prächtig werden!“ rief er. „Welch' selige Stunden verlebten wir nicht in seiner Gesellschaft auf unserer großen Tour in Madrid und Lissabon! Er ist die Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit selbst; aber . . . . aber . . . .“

„Was aber?“ entgegnete Friedrich August. „Was hast du gegen ihn einzuwenden?“

„Gegen ihn auch nicht das Mindeste,“ meinte der Kammerjunker mit einem an ihm sonst ganz ungewohnten Ernste; „aber er ist ja jetzt Oberst der Leibgarde des Kurfürsten von Hannover und wird seine Stelle nicht verlassen wollen, trotzdem er Ihnen mit inniger Liebe und Verehrung anhängt.“

„Ja so,“ lachte Friedrich August, „weil ich nur ein nachgeborner Prinz bin. Aber du vergißt, daß ich einigen Einfluß auf meinen Bruder habe und ihm in Dresden eine bessere Carrière in Aussicht stellen kann, als er bei dem treulosen Ernst August in Hannover je machen wird. Ueberdem liebt Philipp von Königsmark das Vergnügen und die Abenteuer und so denke ich greift er mit beiden Händen nach meinem Vorschlag.“

„Meinen Sie?“ versetzte der Kammerjunker von Vitzthum, indem er sehr bedächtig den Kopf neigte. „Nun es wäre möglich, wenn nur die Weiber nicht wären. Allein es gingen in der letzten Zeit gar sonderbare Gerüchte über den schönen Grafen von Königsmark und in diesen Gerüchten spielt die bekannte Gräfin von Platen eine sehr bedeutende Rolle.“

„Hoho, junger Fant,“ lachte Friedrich August noch lauter. „Meinst du denn die Platen, die wenigstens zwölf Jahre mehr zählt als Königsmark, werde auf diesen einen solch' mächtigen Einfluß ausüben, daß er sich ihren Fesseln nicht mit Lust entrisse? Pah, Unsinn, sie liebt ihn, nicht er sie; diese alte, abgenützte Courtisane des hinterlistigen Ernst August!“

„Wohl möglich,“ entgegnete Vitzthum mit einem abermaligen Wiegen des Kopfes; „sogar sehr wahrscheinlich. Aber . . . . . aber, es gibt noch eine andere Dame am Hof zu Hannover, eine viel höher stehende und dazuhin äußerst liebenswürdige . . . .“

„Ha!“ unterbrach ihn Friedrich August, der nun plötzlich

sehr ernst wurde. „Du meinst die Cellesche Prinzessin Sophie Dorothee, die Gemahlin des mürrischen Kurprinzen von Hannover? Auch ich habe Einiges flüstern gehört, aber was flüstern sich die Hofleute nicht zu! Gleichgültig übrigens, wir wollen einmal den Versuch machen, ob wir den Königsmark nicht für uns gewinnen. Ich werde also einen Brief an ihn schreiben und den wirst du ihm persönlich in Hannover übergeben. Auch erwarte ich von dir, daß du alle deine Ueberredungskünste anwendest, um meinen Willen durchzusetzen; besonders sagst du ihm, daß ich selbst gekommen wäre, wenn ich nicht einen Degout hätte mit seinem Kurfürsten, der so treulos an Brandenburg und Sachsen handelte, persönlich zusammenzutreffen."

„Ganz nach Ihrem Befehl, mein Prinz," erwiederte der Kammerjunker sich verbeugend. „Und wann soll ich nach Hannover abreiten?"

„Heute noch natürlich," entschied Friedrich August, „und in vier Tagen erwarte ich dich in Hildesheim, wo ich einen Rasttag machen werde."

Augenblicklich machte sich Herr von Vitzthum zur Abreise fertig und in einer Stunde schon war er unterwegs. Zwei Tage später ritt Prinz Friedrich August von Leipzig ab, um noch vor seinem Kammerjunker in Hildesheim einzutreffen. Er fand ihn aber dort bereits seiner wartend, allein ohne den Grafen Philipp von Königsmark.

„Er hat meinen Antrag ausgeschlagen?" rief Friedrich August, wie es schien etwas unangenehm enttäuscht. „Oder will er uns vielleicht nachkommen?"

„Es verhält sich so, wie ich zum voraus vermuthete, mein Prinz," erwiederte der Kammerjunker. „Graf Königsmark kann sich der Fesseln, die er trägt, nicht erledigen."

„Der Fesseln der Gräfin von Platen?" sprach Friedrich August. „Bei Gott, ich hätte solch' Unwürdiges von ihm nicht erwartet."

„Sie hält ihn mit ehernen Banden," versetzte der kluge Vitzthum. „Aber das Ende wird kein gutes sein, denn sein Herz

schlägt nicht für sie, sondern für eine Andere, die weit ober ihm steht."

„Und diese Andere?" fragte Prinz Friedrich August.

„Ist seine Jugendgespielin Sophie Dorothee," entgegnete der Kammerjunker, ohne zu zaudern. „Er wollte mir's nicht geständig sein, aber die Ueberzeugung davon steht in mir fest. Nicht minder habe ich auch die Gewißheit, daß die Platen von einer wahnsinnigen Eifersucht verzehrt wird, und eben darum wiederhole ich es, das Ende kann unmöglich ein gutes sein."

„Und der Kurfürst?" versetzte Friedrich August nach einer kleinen Pause. „Er sieht dem Allem ruhig zu?"

„Der Kurfürst ist wie mit Blindheit geschlagen," war die kurze Antwort des Kammerjunkers. „Wahrscheinlicher jedoch däucht mir," setzte er gleich darauf hinzu, „daß er seine Augen mit Absicht zudrückt, um später desto gewaltiger loszubrechen, und zum dritten Male sage ich es also: es wird und kann kein gutes Ende nehmen."

So prophezeihte der junge Vitzthum und wir werden später sehen, daß ihn seine Sehergabe oder vielmehr sein klarer Verstand durchaus nicht täuschte. Für jetzt übrigens kamen die Beiden, der Prinz Friedrich August und sein Liebling Vitzthum auf dieses Thema nicht weiter zu sprechen, denn ohne längeren Aufenthalt setzten sie ihre Reise nach dem Haag fort und da gab es so viel zu sehen und zu genießen, daß ihre Sinne vollauf in anderer Weise in Anspruch genommen wurden.

Nach dem Haag besuchten sie die andern größeren Städte Hollands und überall war der Graf von Meißen — unter diesem Titel reiste der Prinz Friedrich August — ein eben so willkommener als hochgefeierter Gast. Eine noch weit schmeichelhaftere Aufnahme fand er in Paris, der leichtsinnigen Hauptstadt Frankreichs, wo seine Person von früher her noch in bestem Andenken stand, und so schwanden Wochen und Monate wie ebensoviel Stunden dahin. Nichts als Vergnügen, nichts als Lustbarkeiten, und dabei der Abenteuer eine fast zahllose Menge! Trotzdem aber brachte es Friedrich August über sich, im Spätjahr 1693 die Seinestadt zu verlassen, um nach Venedig zu eilen, und hier, wo damals im

Herbst und Winter alle vornehmen Fremden der Welt zusammen-strömten, erlebte er Etwas, was wir eben so wenig verschweigen dürfen, als vorhin die vergebliche Botschaft an den Grafen Philipp von Königsmark.

Die Nobilis in Venedig nämlich wetteiferten mit einander, dem vornehmen jungen Herrn so viel Vergnügen, als sie nur konnten, zu bereiten, und von den anwesenden hochadeligen Fremden, die man nach Hunderten zählen konnte, beeilten sich ebenfalls nicht Wenige, sich an ihn anzuschließen. Die Folge hievon war, daß Friedrich August gleich vom ersten Tag seines Eintreffens in Venedig an so zu sagen gar nie zu sich selbst kam, denn jeder Morgen brachte neue Einladungen und die Abende wurden regelmäßig zu Festen, welche bis an den Morgen andauerten. Endlich jedoch gabs eine Ausnahme, an einem recht trübseligen Regentage nämlich. Auf diesen Tag hatte der Marchese de Cornaro den Prinzen zu einer Gondel-Lustfahrt auf seine reizende Villa im Lido di Malamocco geladen und da ein Kranz von reizenden Damen mit von der Parthie gewesen wäre, so durfte man sich Glänzendes versprechen. Allein nun kam der Regen und was für ein Regen! Ein Regen, der die Luft förmlich verfinsterte, so daß man keine zehn Schritte weit sehen konnte; zugleich auch eine Sündfluth von Wasser, welche es geradezu gefährlich machte, die sichere Heimstätte zu verlassen. Aus der Lustfahrt konnte also nichts werden und wer hätte es nun dem jungen lebenslustigen Prinzen verübeln können, wenn er darüber ein wenig den Kopf gehängt hätte? Aber nein, gerade umgekehrt, das Wetter stimmte ihn fröhlich und ein heimathliches Liedchen trällernd, schritt er mit leuchtenden Augen auf und nieder.

„Hoho, Vitzthum,“ rief er seinem eben eintretenden Kammerjunker zu, „du schneidest ja ein Gesicht, als ob du ein Leichenbitter wärest.“

„Mein Prinz,“ erwiederte der junge Vitzthum, „ist es ein Wunder? Ein so gränzenlos trübseliges Wetter, während einer der fröhlichsten Tage unserer wartete. Ich begreife Sie wahrhaftig nicht, daß Sie an einem solchen Tage noch lachen können.“

„Gerade dieser Tag ist mir von Herzen willkommen," rief Friedrich August, sich die Hände reibend, „denn wir werden ihn für uns haben, ohne von dem großen Schwarm belästigt zu werden. Ist unser Gondoliere im Hause?"

„Gewiß," versetzte der Kammerjunker, den Prinzen nicht wenig erstaunt ansehend. „An einem solchen Tage ist alle Welt zu Hause. Aber Eure Durchlaucht werden doch warhaftig nicht im Sinne haben, heute eine Ausfahrt zu machen?"

„Ganz sicher habe ich das im Sinne," entgegnete der Prinz. „Das Durchlaucht laß übrigens weg und behandle mich nicht anders, denn als den, dessen Namen ich führe. Gerade heute ist dieß doppelt nothwendig, denn wir fahren nach San-Giorgio."

„Ah," rief Herr von Vitzthum, in dessen trübes Gesicht nun plötzlich einiges Leben kam, „nach San-Giorgio! Natürlich zu dem blinden Einsiedler mit dem zweiten Gesichte, von dem man ein so großes Wesen macht. Aber ich glaubte, Sie wollten am Montag in großer Gesellschaft hinfahren?"

„Ich will es nun aber heute," sagte Prinz Friedrich August, indem er sich abermalen vor Aufregung die Hände rieb. „Sonst bei schönem Wetter wallfahrten sie zu Hunderten zu dem großen Wahrsager und Propheten; heute dagegen, an diesem Tage der zweiten Sündfluth, treffen wir wohl Niemanden und wir haben dann die beste Gelegenheit zu erforschen, ob der Mensch ein Betrüger und Charlatan oder ein wirklicher und wahrhaftiger Seher ist. Sag' also dem Gondoliere, er soll sich in einer halben Stunde parat halten und besorge schnell unser Frühstück."

Der Kammerjunker von Vitzthum war nun auf einmal wieder voll Lust und Leben und in einer kleinen halben Stunde bestiegen sie — ihr Hotel lag am Canal grande — ihre Pictta. Sie trugen beide, der Prinz wie der Kammerherr, sehr einfache Kleidung, um ja durch nichts kenntlich zu sein, und überdem hatten sie, wie damals in Venedig allgemein üblich, sogenannte Halbmasken vor dem Gesicht. Natürlich übrigens vergaß keiner von ihnen seinen Degen, denn ohne diese Waffe ging zu jener Zeit kein Edelmann auch nur über die Straße.

Um eilf Uhr Vormittags etwa langten sie auf der kleinen Insel San-Giorgio an und hier konnte sie, als sie nach dem „blinden Heiligen" fragten, jedes Kind zurechtweisen. Der blinde Heilige nämlich, auch der blinde Einsiedler mit dem zweiten Gesichte genannt, war eine hochberühmte Persönlichkeit, denn er besaß neben verschiedenen anderen Wunderkräften auch die Gabe der Weissagung und es wallfahrtete daher von Venedig und Umgebung fast Jedermänniglich zu ihm. Besonders war dieß unter den Vornehmen und Reichen, männlichen und weiblichen Geschlechts, Sitte geworden und ebendeßwegen hatten verschiedene Herren und Damen mit dem Grafen von Meißen abgemacht, an einem bestimmten Tage nach San-Giorgio hinüberzufahren. Eine Abmachung übrigens, welcher Friedrich August, wie wir gesehen haben, aus besonderen Gründen zuvorzukommen wußte.

Die Einsiedelei des blinden Heiligen lag nur wenige hundert Schritte vom Ufer entfernt und Friedrich August hatte sie daher mit seinem Begleiter in wenigen Minuten erreicht; allein eine Einsiedelei, wie er sie sich gedacht, fand er nicht, sondern vielmehr ein zierliches, obwohl niedriges Landhaus mit mehreren Gelassen, welchem der besagte Name wohl nur deßwegen gegeben wurde, weil es ziemlich einsam zwischen Olivenbäumen versteckt lag. Auf diese erste Täuschung folgte gleich eine zweite, denn seine Hoffnung, er würde heute der einzige Besucher sein, schlug ebenfalls fehl. Vielmehr mußte er, weil schon Leute da waren, in einer Art von Vorzimmer, wo ihn ein Mönch eines benachbarten Klosters in Empfang nahm, eine ziemlich geraume Zeit lang warten und fast wäre er darüber ungeduldig geworden. Doch endlich ging eine Thüre und die vor ihm Angekommenen, zwei im Alter sehr ungleiche Männer, entfernten sich durch einen Nebenausgang. Er konnte sie sehr deutlich sehen, weil sie hart an dem Fenster, an das er sich lehnte, vorbeikamen, und unwillkürlich blieb sein Blick einen Augenblick lang auf ihnen haften. Die Physiognomie des Jüngeren nämlich, eines Herrleins von vielleicht noch nicht einmal sechzehn Jahren, fiel ihm auf und nicht minder bemerkenswerth fand er es, daß der Aeltere, ein seiner ganzen Haltung nach offenbar hoch-

adeliger Herr, den Jüngling mit großer Ehrerbietung behandelte. Doch blieb ihm nicht lange Zeit, hierüber nachzudenken, da der Mönch, der ihn empfangen hatte, jetzt zurückkehrte, um ihn mit seinem Begleiter zu dem blinden Heiligen zu führen.

In dem Zimmer, in welches sie traten, sah es ziemlich einfach, obwohl keineswegs dürftig aus. Der Boden war mit einer Matte belegt, an den Wänden hingen verschiedene Heiligenbilder, in der Mitte stand ein Tisch mit einem großen Crucifixe und hinter diesem Tische saß der blinde Heilige in einem hölzernen Lehnsessel. Lag nun aber auch hierin Nichts, das besonders interessiren konnte, so fesselte um so mehr der Anblick des Blinden, und weder Friedrich August noch sein Begleiter glaubten je eine ähnliche Erscheinung gesehen zu haben. Es war ein offenbar sehr alter Mann mit dünnen schneeweißen Haaren, dagegen mit einem Vollbarte, der bis über die Brust darniederwallte. Den Körper umschloß eine Kutte, die von einem groben Gürtel zusammengehalten wurde, und die eine Hand spielte mit einem Rosenkranz, während die andere müssig auf dem Tische ruhte. Die Augen waren nicht geschlossen, wie sonst bei Blinden der Fall zu sein pflegt, sondern standen vielmehr weit auf und zwar mit einem Ausdruck, der eine sehr hohe geistige Begabung verrieth.

„Geh voran, Vitzthum," flüsterte Friedrich August seinem Begleiter zu, „und befrage ihn, wie wir es abgemacht haben."

Die Worte waren so leise gesprochen, daß sie unmöglich von einem Dritten gehört werden konnten; der Kammerjunker von Vitzthum aber beeilte sich, ihnen nachzukommen, und stellte sich hart vor dem blinden Heiligen auf. „Ehrwürdiger Vater," begann er, „ich . . . . ."

„Halt," unterbrach ihn sofort der ehrwürdige Alte, indem er die Hand gegen ihn ausstreckte; „unter meinem Dache ist es nicht Sitte, daß der Diener vor dem Herrn kommt. Tritt also zurück, bis dein Gebieter mir sein Anliegen genannt hat."

Beschämt und zugleich voll Staunen that Vitzthum, wie der Alte ihn anwies; Friedrich August aber blieb unverrückt stehen und ließ seine Augen rings herum laufen, ob er nichts entdecken könne,

wodurch etwa der Blinde zur Erkenntniß des zwischen ihm und Vitzthum bestehenden Verhältnisses gebracht worden sei. Vergeblich übrigens, denn der Mönch, der sie hergeleitet, hatte das Zimmer verlassen und sie befanden sich also allein bei dem Blinden.

„Tritt näher, mein Sohn," wiederholte nun der Letztere, „und reich' mir deine Rechte, damit ich sie befühle."

Friedrich August trat ganz nahe heran und legte seine Hand in die des Blinden. Dieser aber betastete sie sorgfältig und fuhr dann dem Prinzen leicht über das Gesicht, wie um dessen Züge zu prüfen.

„Du hast dich," sprach sofort der alte Mann mit ruhiger Würde, „als einen deutschen Grafen bei mir anmelden lassen; allein du sagtest nicht die Wahrheit. Dein Stand ist ein weit höherer."

„Ich will das zugeben, mein höchst ehrwürdiger Vater," erwiederte Friedrich August; „doch war es keine absichtliche Lüge, sondern ich reise unter dem Namen eines Grafen."

„Und was willst du von mir wissen, mein Sohn?" fragte der Alte. „Allein ich bitte dich, richte keine unnütze oder gar thörichte Frage an mich, da ich dir solche nicht beantworten würde."

„Das ist eine schwere Bedingung, mein Vater," meinte Prinz Friedrich August nach einer kleinen Pause, „denn am Ende erklärt ihr es für eine Thorheit von meiner Seite, wenn ich euch nach meiner Zukunft befrage."

„Wenn du, mein Sohn," erklärte der Alte, „aus bloßer Neugierde fragst, so ist es nicht blos eine Thorheit, sondern ein frevelhafter Leichtsinn; wenn aber deine Frage den Grund hat, daß du darauf bedacht sein willst, dein Leben dem gemäß, was dir bevorsteht, zu ordnen, so liegt Weisheit darin und gute Absicht. Laß mich also mein Inneres befragen, ob ich dir antworten darf oder nicht."

So sprechend schloß er die Augen und eine tiefe Blässe überzog sein Antlitz, als ob alles Leben aus ihm entwichen wäre. Doch nur wenige Minuten dauerte dieser Zustand; dann erhob er sich schnell von seinem Sitze und seine weit geöffneten Augen leuchteten wie Blitze. „Kniee nieder, mein Sohn," rief er, „denn

dir ist Großes beschieden. Zwei Kronen sehe ich vor mir, eine Fürstenkrone, und die Krone eines großen Königreichs. Beide wirst du tragen. Aber ha, was höre ich! Schwertergeklirr und Hülferuf! Eile, eile, mein Sohn; Bösewichter sind nahe daran, den Sohn deines Kaisers zu ermorden, und nur dein starker Arm vermag ihm Hülfe zu bringen."

Diese letzten Worte hatte er noch nicht vollendet, so stürzte schon der Gondoliere herein, welcher den Prinzen nebst seinem Kammerherrn hergeführt hatte, und weithin tönte sein lautes Geschrei um Hülfe. Dazwischen hinein aber hörte man deutlich das scharfe Klirren von Waffen, sowie zornige wuthentbrannte Stimmen.

Nicht eine Sekunde lang war Friedrich August im Zweifel, was er zu thun habe, und wie ein Blitz rannte er, sein Schwert ziehend, zur Thüre hinaus. Ihm nach der Kammerjunker von Vitzthum, seinen Degen ebenfalls schwingend. Sie brauchten übrigens nicht weit zu rennen, denn kaum hatten sie das Olivenwäldchen hinter sich, so sahen sie an einer Osteria, welche dem Ufer zu lag, zwei Männer im Kampf mit sechs oder sieben verlarvten Gesellen und in diesen zwei Männern erkannten sie die Beiden, welche unmittelbar vor ihnen die Einsiedelei besucht hatten.

„Haltet aus!" schrie Friedrich August mii Donnerstimme. „Nur noch einen Augenblick haltet aus, so bin ich bei euch."

Dieser Ruf brachte neue Kraft in die bereits erlahmenden Arme der zwei Angegriffenen und Stoß auf Stoß gaben sie ihren Angreifern zurück. Wäre der Prinz aber nur um eine Minute später gekommen, so möchte es den beiden Herren übel ergangen sein, indem der Jüngere, eben seiner Jugend wegen, noch nicht allzuviel Kraft besaß und der Aeltere bereits aus mehreren Wunden blutete. Nunmehr jedoch wandte sich das Geschick und im nächsten Moment schon lag einer der Angreifenden zu Boden. Der Degen des Prinzen hatte ihn durch und durch gestoßen.

„Nieder mit ihnen!" schrie Friedrich August. „Kein Einziger soll lebend davon kommen!"

Von neuem — ihm zur Seite der Kammerjunker von Vitzthum, — holte er aus, um sein Wort zur Wahrheit zu machen, und sicherlich

wäre es dahin gekommen, wenn nicht die verlarvten Mörder urplötzlich, wie auf ein Commando, sich zur eiligsten Flucht gewendet hätten. Wie ein Pfeil rannten sie dahin, der Eine in dieser, der Andere in jener Richtung, und nur der, welchen das Schwert des Prinzen durchstoßen, blieb unbeweglich, eine todte Masse, am Boden liegen.

„Beim Himmel," rief der Jüngere der beiden Herren, indem er dem Prinzen Friedrich August mit herzlichem Danke die Hand reichte; „beim Himmel, das heiße ich Hülfe in der Noth. Wären Sie und Ihr Freund uns nicht beigesprungen, wer weiß, wie es uns ergangen sein würde. Aber," fuhr er ängstlich in deutscher Sprache — das Bisherige war Alles in italienischem Idiom gesprochen worden — fort, als jetzt sein Blick auf seinen alten Begleiter fiel, „was sehe ich? Sie sind verwundet, mein theurer Fürst von Salm?"

„Ein paar Schrammen, denke ich," versetzte dieser, „welche nicht viel zu bedeuten haben werden. Die Hauptsache ist, daß Eure Königliche Majestät dem mörderischen Ueberfall entgangen sind. Doch jetzt wollen wir uns beeilen, von der Insel fortzukommen, denn die Schurken, die es auf uns abgesehen haben, könnten mit Succurs wiederkehren und dann würde uns selbst der tapfere Arm unserer Erretter nichts mehr helfen."

Ich will nun übrigens diese Scene nicht weiter ausspinnen, sondern dem Leser lieber gleich mit wenigen Worten sagen, daß die zwei Erretteten keine geringeren Personen waren, als der nachmalige Kaiser Joseph I., der damals noch nicht sechzehnjährige älteste Sohn des Kaisers Leopold, welcher übrigens bereits zum König von Ungarn und Deutschland gekrönt worden war, und sein Erzieher und Obersthofmeister, der Fürst von Salm, ein durch Verstand, Kenntnisse, Muth und Rechtlichkeit gleich sehr ausgezeichneter Herr. Sie befanden sich erst seit wenigen Tagen, und zwar im tiefsten Incognito, in Venedig und hatten sich nach San Giorgio rudern lassen, um den berühmten blinden Propheten zu besuchen. Wie sie aber ihren Gondoliere rufen wollten, den sie in der Osteria zurückgelassen, wurden sie plötzlich von sechs oder noch

mehr Banditen überfallen und nur die Tapferkeit des Prinzen von Sachsen machte, daß Alles noch so glücklich ablief, wie ich es eben geschildert habe.

Das ist in kurzem die Geschichte dieses Abenteuers und schließlich habe ich noch beizufügen, daß der junge König Joseph sich von nun an, so lange er noch in Venedig verweilte, den Prinzen Friedrich August zum fast unzertrennlichen Gefährten wählte. Auch mußte ihm, wie er zu Ende Dezembers von Venedig abreiste, der Prinz versprechen, bei der Rückkehr nach Dresden einen Abstecher nach Wien zu machen, und so ward eine Freundschaft begründet, welche später die wichtigsten Folgen haben sollte.

Noch einen ganzen Monat nach der Abreise des Königs Joseph, also bis fast zu Ende des Januar 1694, verweilte Prinz Friedrich August in Venedig, aber dann eilte er nach Wien, wo ihn sein junger Königlicher Freund mit offenen Armen empfing. So fehlte es natürlich auch hier wieder nicht an Zerstreuungen aller Art, denn Wien galt damals schon als eine Stadt, in welcher man Alles fand, was das Herz erfreute, und König Joseph verfehlte nicht, seinen Gast dieser Freuden im vollsten Maße theilhaftig werden zu lassen. Ueber all' diese Lustbarkeiten jedoch schweige ich und führe blos zwei Ereignisse an, welche ebenfalls auf späterhin von nicht unbedeutendem Einfluß waren.

Noch nicht zwei Tage nehmlich war Prinz Friedrich August in Wien anwesend, so stellte sich ihm der Hofrath von Beuchlingen vor.

„Sie hier, Beuchlingen?“ rief ihm der Prinz in einem Tone entgegen, in welchem wohl Ueberraschung aber keineswegs viel Freude lag. Er kannte ja natürlich das Freundschaftsverhältniß, in welchem der Hofrath zur Gräfin von Rochlitz stand und somit gehörte Beuchlingen keineswegs zu Denjenigen, welchen er besonders wohlzuwollen Ursache hatte!

Der Hofrath fühlte aus dem Tone, in dem der Prinz ihn anredete, recht wohl heraus, daß er nicht sehr willkommen sei, allein er hatte gehört, wie intim Friedrich August mit dem König Joseph stehe, und somit wollte er nichts verabsäumen, um den

Prinzen günstig für sich zu stimmen. „Seine Durchlaucht,“ erwiderte er demnach in geschmeidigem Tone: „der Herr Kurfürst Johann Georg hat mich mit einer besondern Mission betraut; mit der Mission nehmlich, unter der Hand die Befreiung des Herrn Feldmarschalls von Schöning zu bewirken, und da ich weiß, wie hoch der Feldmarschall bei Ihnen angeschrieben steht, so wollte ich mir erlauben, Höchst-Ihre Befehle in dieser Angelegenheit entgegenzunehmen.“

„Kann man den Feldmarschall sprechen?“ fragte rasch der Prinz. „Ich meine allein unter vier Augen.“

„Ich denke, es kann geschehen, wenn mein Prinz es befiehlt,“ versetzte der Hofrath noch geschmeidiger. „Nur bitte ich mir ein paar Tage Zeit aus, um Alles insgeheim ins Werk zu setzen.“

Aus den paar Tagen wurde eine ganze Woche; aber nach Verfluß derselben, am 9. Februar 1694, holte der Hofrath von Beuchlingen den Prinzen ab und sie fuhren in einem verschlossenen Wagen nach dem Gasthof „zu den drei Heben.“ Dorthin nehmlich hatte man den Feldmarschall von Schöning vom Spielberg herab gebracht und das Logement, das man ihm da anwies, war ein durchaus anständiges. Eben so auch sein Tractement — ganz dem Versprechen gemäß, welches der Graf von Sternberg seiner Zeit gegeben. Dagegen aber befand sich eine Wache vor seiner Thüre und er durfte keinen Besuch annehmen, außer in Gegenwart des Grafen von Windischgrätz, welcher seinen Sicherheitsarrest in Person zu überwachen Befehl hatte. So streng nun übrigens in dieser Beziehung verfahren wurde, so nahm doch dießmal die Schildwache keinen Anstand, den Prinzen Friedrich August ganz allein zu dem Gefangenen zu lassen, und der Besuch dauerte fast eine gute Stunde, bis zu der Zeit, wo die Ablösung kommen mußte, denn nun natürlich mußte der Prinz scheiden. Er schied auch ohne Widerstreben; aber wie er nun wieder mit dem Hofrathe in sein Quartier zurückfuhr, drückte er diesem dankbar die Hand und die frühere Abgeneigtheit schien sich in lauter Wohlwollen verwandelt zu haben.

Das war das Eine der beiden Ereignisse, von denen ich oben

gesprochen und das Andere trug sich kaum eine Woche später zu, in der Nacht von einem Samstag auf den Sonntag. Zu den noblen Passionen der damaligen vornehmen Herren gehörte auch das Spiel, das Glücksspiel natürlich, und demselben wurde besonders in Venedig auf eine Weise gefröhnt, daß oft in wenigen Stunden colossale Summen verloren gingen — Summen, die nicht selten weit über das Vermögen des Spielenden gingen und denselben sein Lebenlang dem Elend überlieferten. Auch Prinz Friedrich August gab sich dieser Passion mit Vorliebe hin und mit wirklicher Leidenschaft secundirte ihn darin, trotz seiner jungen Jahre — er zählte damals kaum neunzehn — sein Kammerjunker Friedrich von Vitzthum. Das junge leichtsinnige Bürschchen konnte es aber aushalten, denn es hatte Glück, sogar sehr viel Glück, und ein Theil dieses Glücks erstreckte sich auch auf seinen Herrn, den Prinzen Friedrich August.

Doch weiter. In Wien war das Spiel verboten, das Hazardspiel wenigstens. Die Beherrscher des Kaiserstaats kannten ihre Wiener mit ihren südlichen Leidenschaften und thaten was in ihren Kräften stand, um sie vor den unseligen Folgen des Pharo's und der Roulette zu wahren. Das aber konnten sie natürlich nicht verhindern, daß in gewissen Häusern, welche die Polizei nicht zu betreten wagte, in aller Heimlichkeit dennoch gespielt wurde und selbstverständlich gab man sich in diesen Häusern, weil im Treiben verbotener Dinge ein großer Reiz liegt, dem blinden Hazard mit einer um so größeren Wuth hin.

Eines Vormittags — es war wie gesagt ein Samstag — kam der junge Vitzthum, welchen der Prinz mit einem Auftrag ausgesandt hatte, in ziemlicher Aufregung in's Hôtel, das sie bewohnten, zurück. „Wissen Sie, mein Prinz," rief er, „wem ich soeben begegnet bin? Keinem Andern als dem Grafen Giudicini, der in Venedig das viele Geld an Sie verlor. Und wissen Sie auch, was er zu mir sagte? Er hoffe, daß Sie ihm die Revanche nicht schuldig bleiben werden."

„Die soll er auch haben," erwiderte der Prinz, „so bald wir wieder nach Venedig kommen."

„Nein, nein," fuhr der Kammerjunker fort; „für hier verlangte er die Revanche und nannte mir auch das Haus, wo wir ihn heute Abend treffen könnten. Bei der Comtesse Braziano am äußern Glacis."

„Ah," versetzte Friedrich August mit großer Lebhaftigkeit," bei der Gräfin Braziano und ihren Nichten! So, deßwegen hat sie mich schon öfter so dringend eingeladen? Nun, ich denke, diese Gelegenheit lassen wir uns nicht entgehen und zwar um so weniger, als mein Freund Joseph jeden Samstag Abend im Familienkreise in der Hofburg zuzubringen hat. Also vorwärts, Vitzthum, verwandle unsern letzterhaltenen Wechsel in Ducaten, damit ich diesem Giudicini und den andern hochgeborenen Herren, die wir ohne Zweifel dort treffen werden, den Prinzen von Sachsen zeigen kann."

Abends zehn Uhr fuhr Friedrich August von seinem Vitzthum begleitet nach dem palastartigen Hause der Gräfin Braziano am äußern Glacis und ward, wie man sich wohl denken kann, von der Gräfin und deren beiden Nichten mit dem wohlwollendsten Lächeln empfangen. Andere Damen waren keine gegenwärtig, wohl aber eine hübsche Anzahl von Herren, lauter Prinzen, Grafen, Marquis und Barone, von denen Friedrich August die Meisten, wenigstens dem Sehen nach, kannte. Man soupirte vortrefflich; nach dem Souper aber, bei welchem die Gräfin und ihre Nichten den Herren den Wein credenzten, öffneten sich die Flügelthüren in einen hinteren Saal und hier stand eine lange mit grünem Tuch überzogene Tafel, an welcher sofort der Graf Giudicini, als Freund der Gräfin, den Vorsitz nahm. Ganze Haufen von Gold schüttete er vor sich auf und alsbald begann das Spiel.

Wie es dabei zuging — nun der Leser wird es vielleicht aus eigener Erfahrung wissen und wenn er es nicht weiß, nur um so besser. Die sämmtlichen Herren pointirten, im Anfang übrigens meist niedrig und mit einer gewissen Zurückhaltung, um die Laune der Karten erst kennen zu lernen. Bald jedoch animirten sie sich und da die Bank sich in einem offenbaren Nachtheil befand, so wurden die Einsätze höher und höher. Nach Mitternacht stellte sich die Gräfin hinter den Stuhl des Bankhalters, um ihm, wie

sie lächelnd sagte, Glück zu bringen, und in der That änderte sich nun auch nach kurzem das Spiel gänzlich. Fast jeder Zug fiel günstig für ihn aus und bald mehrte sich sein Goldhaufen wieder, der vorher sehr stark nothgelitten hatte. Auch blieb ihm das Glück von nun an ganz consequent getreu, selbst dann, als die Gräfin später ihren Platz hinter seinem Stuhle verließ und sich am entgegengesetzten Ende der Tafel niedersetzte.

„Das ist ein unerhörtes Glück," rief endlich Friedrich August; „aber einmal muß doch ein Rückschlag eintreten."

Mit diesen Worten ließ er sich von Vitzthum den Sack mit Doublonen reichen, welchen dieser als letzten Reservefond hatte mitnehmen müssen, und von nun an verdoppelte er jeden Einsatz. Auch mehrere Andere folgten seinem Beispiel; nur waren ihre Einsätze bei weitem geringer als die seinigen, und nach wenigen Taillen mußten sie das Spiel ganz aufgeben.

Endlich wie es bereits gegen Morgen ging, war Friedrich August der Einzige, der noch pointirte, und rasch leerte er jetzt den Rest seines Sackes vor sich hin, um das Ganze auf eine einzige Karte zu wagen.

„Coeur-Dame," sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

Der Bankhalter nahm ein neues Spiel Karten, mischte es sorgfältig und ließ abheben. Der Herzkönig lag oben auf. Er hatte gewonnen.

Prinz Friedrich August biß die Zähne über einander, daß sie knirschten, um einen Fluch zu unterdrücken. „Herr Bankhalter," sagte er dann, „Sie haben diese Nacht etwa dreißigtausend Ducaten von mir gewonnen; würden Sie wohl dieselbe Summe auf Einen Coup gegen mich wagen, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort verpfände, im verlierenden Fall meine Schuld innerhalb zwölf Stunden von jetzt ab gerechnet einzulösen?"

„Mit unendlichem Vergnügen, Euer Durchlaucht," erwiederte der Bankhalter, sich aufs tiefste verbeugend.

„Also wieder Coeur-Dame," sprach Friedrich August und seine Augen ruhten durchbohrend auf dem italienischen Grafen.

Langsam, sehr langsam mischte der Bankhalter die Karten, so

daß man ihm genau auf die Finger sehen konnte. Dann ließ er den Prinzen selbst abheben. Coeur-König lag oben auf.

Die Stirnadern des Prinzen Friedrich August schwollen bis zum Zerspringen an; der Graf Giudicini aber veränderte keine Miene. „Sie haben heute Unglück, mein Prinz," meinte er kalt, fast höhnisch.

„Und Sie," schrie Prinz Friedrich August, „Sie . . . . ." doch er unterdrückte den Nachsatz und wandte dem Grafen den Rücken. „Komm, Vitzthum," winkte er dann seinem Vertrauten. „Es ist die höchste Zeit nach Hause zu gehen."

Es war auch die höchste Zeit, denn wie sie zehn Minuten darauf an ihrem Hôtel anlangten, schlug es eben die vierte Morgenstunde.

So kurz hatte Friedrich August vielleicht in seinem Leben nicht geschlafen, als dießmal, denn schon um 7 Uhr ging er mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder.

„Es kann nicht anders sein," rief er im lauten Selbstgespräch, „das Ganze war ein abgekarteter Betrug. Allein was hilft es mich, daß ich es jetzt einsehe? Die Ehre gebietet mir, daß ich ihn bezahle, und an dem heutigen Tag noch bezahle. Doch wie, wie? Wer wird mir das Geld vorstrecken? Und dann, verdammt, der heutige Tag ist ein Sonntag, wo kein Geschäft offen hat. Am Ende bleibt mir nichts übrig, als daß ich mich an meinen jungen Freund, den König Joseph, wende; aber bei Gott, dieser Schritt käme mich sauer genug an, und überdieß fragt es sich noch sehr, ob er mir nur überhaupt helfen kann. Ha!" unterbrach er sich da selbst, als die Thüre aufging und er unter derselben den Kammerjunker von Vitzthum bemerkte; „ha, Vitzthum! Schon gestiefelt und gespornt? Beim Himmel, ich glaube, du bist schon ausgewesen!"

Der Kammerjunker erwiederte die Anrede nur mit einer tiefen Verbeugung und winkte dann zwei hinter ihm stehenden Bedienten, von welchen jeder einen dem Anschein nach sehr schweren ledernen Beutel in der Hand trug. Die Bedienten traten sofort ins Zimmer und stellten ihre Beutel auf einen Tisch. Dann verschwanden sie wieder eben so leise, als sie gekommen waren.

„Was soll das, Vitzthum?“ fragte der Prinz Friedrich August, welcher dem ganzen Maneuvre schweigend aber mit nicht geringem Erstaunen zugesehen hatte.

„Das bedeutet,“ erwiederte der Kammerjunker mit einer abermaligen Verbeugung, „daß Euer Durchlaucht Ihre Ehrenschuld an den schuftigen italienischen Grafen noch zu dieser Stunde abtragen können. In jedem dieser Beutel befinden sich fünfzehntausend Ducaten.“

„Gott verzeihe mir meine Sünden,“ rief der Prinz, dessen Erstaunen immer mehr wuchs, „woher hast du das Geld, du Teufelsjunge?“

„Woher?“ lachte der Kammerjunker. „Aus einer Quelle, deren Ursprung Sie nimmermehr errathen werden. Schon vor anderthalb Stunden, als ich noch fest schlief, schickte der Hofrath von Beuchlingen und verlangte mich dringend zu sprechen. Was geht mich der Hofrath an? dachte ich und legte mich auf die andere Seite. Kaum aber war ich wieder eingeschlafen, so ward ich abermals geweckt, denn der Herr Hofrath schickte eine zweite noch dringendere Botschaft. Was wollte ich also machen? Ich ging, aber innerlich fluchte ich wie ein Türke. So kam ich denn in sehr übler Laune bei dem verehrten Herrn Hofrath an. Doch wie ward mir schon bei den ersten Worten desselben? Ihr Gebieter, unser allerdurchlauchtigster Prinz Friedrich August, sagte er ohne Umschweife zu mir, hat heute Nacht eine kleine Spielschuld .....“

„Höll' und Satan,“ fiel hier der Prinz Friedrich August seinem Kammerjunker mit Heftigkeit in die Rede, „woher wußte dieser Mensch, was mir heute Nacht passiert ist?“

„Das war mir auch ein Räthsel,“ meinte der kleine Vitzthum, „aber der Herr Hofrath fand nicht für nöthig es mir zu lösen, obwohl er andeutete, daß die Polizei in Wien so ziemlich von Allem, was vorkomme, unterrichtet sei und nur hie und da aus Rücksichten ein Auge zudrücke. Doch genug; er sagte mir, daß Euer Durchlaucht, so viel ihm so eben bekannt geworden, eine Spielschuld auf Ehrenwort contrahirt hätten, und da er nun den

Tag zuvor von dem Bankhause, bei dem er von Dresden aus accredidirt sei, zu gewissen Zwecken eine größere Summe erhoben habe, so gereiche es ihm zum besonderen Vergnügen, diese Gelder auf eine viel bessere Weise zu verwenden. Mit diesen Worten nöthigte er mir die dreißigtausend Ducaten auf und da sind sie."

Der Prinz ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder und blieb dann plötzlich vor dem Kammerjunker stehen. „Ohne alle Bedingung gab er dir das Geld?" fragte er.

„Ohne alle Bedingung," erwiederte Herr von Vitzthum. „Das heißt, er erwähnte beiläufig, daß er es Euer Durchlaucht ganz anheimstelle, ob Sie ihm den Quark in einem oder erst in zwei Monaten zurückgeben wollten, denn Diejenigen, die es zu bekommen hätten, würden es später noch eben so gerne nehmen, als jetzt."

„Sehr nobel, bei Gott," rief der Prinz, „und so wollen wir denn auch von dem Darlehen Gebrauch machen. Also vorwärts, Vitzthum, laß einspannen und bezahle den elenden Italischen Betrüger. Von ihm aus aber begibst du dich zu Beuchlingen und sagst ihm, daß ich ihm das nie vergessen werde, wenn gleich seine Schwägerin eine Metze ... Nein, nein das letztere behalte für dich und versichere ihn blos meiner unbedingten Dankbarkeit."

So geschah denn auch augenblicklich und selbstverständlich war es kein geringer Stein im Brette, den sich der Hofrath von Beuchlingen durch diese seine Handlungsweise beim Prinzen Friedrich August gewann.

Kurze Zeit darauf, am 18. Februar 1694 kehrte Friedrich August mit seinem Kammerjunker nach Dresden zurück und selbstverständlich folgen wir ihm dahin sogleich nach. Wir müssen doch nach dem guten Billchen sehen, so wie nach ihrem fürstlichen Liebhaber, dem Beherrscher des Kurstaates Sachsen.

Für den Augenblick übrigens ist von diesen Beiden nur wenig zu berichten. Höchstens das, daß die schöne Sibylle hie und da sehr mißmuthig wurde, wenn wieder eine Woche oder zwei vergingen, ohne daß der Hofrath von Beuchlingen aus Wien etwas von großen Fortschritten zu melden hatte. Mein Gott, es war sehr widerwärtig, daß der Kaiserliche Hof in Wien so thö-

richte Schwierigkeiten machte, die Gräfin von Rochlitz in den Reichsfürstenstand zu erheben; allein man durfte deßhalb doch nicht verzweifeln! Der Herzog von Lüneburg-Celle mit seiner reizenden Eleonore d'Olbreuse hatte ja sogar Jahre lang warten müssen, und zuletzt kam doch alles noch ins rechte Geleise! So tröstete sich das gute Billchen und was hätte sie sich auch viel grämen sollen, da ihr der Kurfürst alles that, was er ihr nur irgend an den Augen absehen konnte? Ueberdem, wo waren denn ihre bisherigen Feinde geblieben? Wahrhaftig sie schienen sich sämmtlich bekehrt und in Freunde und Anhänger verwandelt zu haben, denn alle Welt hofirte ihr jetzt über die Maaßen. Ja selbst die Spitzen des Hofs verhielten sich seit der Rückkehr des Prinzen Friedrich August vollständig ruhig, und nicht einmal gegen das Thun und Treiben ihrer vortrefflichen Mutter, der „Landesraubratte“, wie man sie vielfach nannte, wurde irgendwie allzulaut räsonnirt. Das Glück der Neitschütz'schen Familie konnte also ein fast vollkommenes genannt werden; allein eben in dem Augenblicke als der Hofrath von Beuchlingen aus Wien meldete, daß er jetzt nahe daran sei, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen, und daß Fräulein Sibylle nunmehr in den Kurfürsten bringen solle, den Scheidungsprozeß gegen seine Gemahlin einzuleiten — in eben diesem Augenblick fiel ein Blitz aus heiterem Himmel nieder, welcher urplötzlich den ganzen Freudentaumel in das trübste Elend verwandelte.

Im Mai 1694 wollte der Kurfürst wieder zu Felde ziehen und sein Billchen sollte ihn begleiten. Man begann also im März mit den nöthigen Vorbereitungen, allein wie man mitten darinnen war, fühlte sich die Gräfin von Rochlitz auf einmal unwohl. Im Anfang machte man nicht viel daraus und sie selbst am allerwenigsten, denn seit ihrem Wochenbette hatte sie schon oft kleine Anfälle von Uebelbefinden gehabt und diese Anfälle waren noch jedesmal schon nach wenigen Tagen wieder ohne Folgen vorübergegangen. Warum sollte sie also jetzt Angst haben? Doch dießmal steigerte sich das Uebelbefinden bald zur wirklichen Krankheit und vom 20. März an mußte die arme Sibylle das Bett hüten. Natürlich

thaten die Aerzte, was sie nur irgend konnten, allein wie sich nun die Krankheit entpuppte und die schwarzen Blattern ausbrachen, da standen sie am Ende ihrer Wissenschaft. Gegen diese Krankheit konnte man damals noch nicht aufkommen, sondern im Gegentheil man behandelte die an derselben Darniederliegenden geradezu verkehrt, und darum starben auch immer neun Zehntheile von ihnen. Nicht anders erging es dem armen, armen Billchen. Bald bedeckte ihren schönen Leib eine dicke schwarze Kruste und dann stellten sich die heftigsten Krämpfe ein. Endlich starb sie am 4. April 1694 und kaum war sie todt, so zeigten sich allüberall an ihrem Körper, nachdem die schwarze Kruste geborsten, gelbe und blaue Flecken, gerade wie bei Menschen, welche man auf die furchtbarste Weise mißhandelt hat.

Man kann sich denken, wie groß die Aufregung war, welche in Folge der Krankheit der Frau Gräfin von Rochlitz entstand. In ganz Dresden, ja im ganzen Lande Sachsen sprach man von nichts Anderem. Ueberall hin flogen Boten; überall stand man zusammen; überall wollte man das Neueste wissen. Mein Gott, wenn die Krankheit sich steigerte, wenn die Rochlitz gar starb, dann mußte ja plötzlich Alles ganz anders werden und das Mätressenregiment hatte ein Ende!

Noch weit größer, selbstverständlich, war die Aufregung am Hofe, denn da fühlte sich Jeder persönlich interessirt. Somit lief man gegen die beiden kurfürstlichen Leibärzte buchstäblich Sturm und diese wußten sich am Ende nicht anders mehr zu helfen, als daß sie, gerade wie bei hochfürstlichen Personen, über den Stand der Krankheit von Stunde zu Stunde Bülletins ausgaben. Daraufhin drängte sich alle Welt in die Antichambre im Rochlitz'schen Palais, um die Bülletins zu lesen, und oft gabs dort einen solchen Auflauf, daß es Noth gethan hätte Polizei zu requiriren. Theilnahme aber, wirkliche innige vom Herzen kommende Theilnahme konnte man nirgends wahrnehmen, nicht einmal bei der allernächsten Umgebung.

Nur allein der Kurfürst fühlte sich grenzenlos unglücklich und es war ihm gerade, als sollte ihm die eigene Seele entrissen

werden. Tag und Nacht wich er nicht von ihrem Bette und jede Arznei reichte er ihr selbst. Dabei hielt er stets eine ihrer Hände in der seinigen und wenn sie anders gelegt werden wollte, so war er es, der sie in seinen Armen aufrichtete. Wohl drangen die Aerzte in ihn, daß er sich Ruhe gönne, und machten ihn zugleich auf die große Gefahr aufmerksam, der er sich stündlich aussetze, auf die Gefahr der Ansteckung nehmlich. Er hörte nicht auf sie und eben so wenig auf die Mutter Billchens, die Frau Generalin von Neitschütz, welche mit den Aerzten übereinstimmte. In einen schrecklichen Zorn aber brach er aus, wenn jemand Sonsten, etwa einer der Minister oder ein Mitglied seiner Familie, es wagte ihm Vorstellungen zu machen, und er bediente sich dann solch' heftiger Worte, daß er gewiß sein konnte, ein zweites Mal nicht wieder belästigt zu werden.

So war's also schon damals beinahe nicht mit ihm auszuhalten, so lange die Gräfin von Rochlitz noch lebte; wie aber nun vollends als sie starb! Man braucht gewöhnlich für solche Zustände das Wort „untröstlich", allein wie matt und nichtssagend erschien es gegen das wirkliche seelische Leiden Johann Georgs! Ja wenn ich sogar sage: „er war außer sich vor Schmerz", so ist die Bezeichnung noch keine richtige, und es will mich überhaupt bedünken, daß ein solcher Zustand mit Worten unmöglich könne richtig geschildert werden. Genug also, unmittelbar nach dem Tode seiner Geliebten machte Johann Georg IV. den Eindruck, als ob er den Verstand verloren habe, denn er sah minutenlang stier vor sich nieder und wenn man ihn dann weckte, so stürzte er sich über den Leichnam, um ihn mit seinen Küssen zu bedecken. Einige Stunden später jedoch, als die grünen, gelben und blauen Flecken zu Tage traten, änderte sich sein Zustand und er brüllte wie wahnsinnig: „Gift, Gift, Gift!" Er glaubte nehmlich nicht anders, als daß die große feindliche Parthei, welche notorisch gegen die Rochlitz existirte, derselben ein todtbringendes Gift beizubringen verstanden habe, und die Aerzte selbst wurden im Anfang über die sonderbaren Flecken stutzig. Allein wie man nun zur Section schritt, da fand sich von Giftstoffen auch nicht die geringste Spur und ohne Zweifel

waren die Flecken eine Folge der vielen spanischen Fliegen, mit welchen man die Verstorbene während ihrer Krankheit mißhandelt hatte.

Endlich am zweiten Tage nach dem Tode Billchens gelang es, den Kurfürsten von der Leiche zu entfernen und nun faßte er sich so weit, daß er wegen der äußeren Trauer, so wie wegen der Leichenfeierlichkeiten Anordnungen treffen konnte. Extravagant aber blieb er auch jetzt noch, denn er verfuhr nicht anders, als wie wenn die Verstorbene eine hochfürstliche Person und seine kirchlich angetraute Gattin gewesen wäre. Vor allem ordnete er die tiefste Hoftrauer an und alle Cavaliere wie alle Hofdamen mußten, wie der Kurfürst selbst, vollkommen schwarz erscheinen. Nicht minder wurden die sämmtlichen Zimmer, welche die Gräfin von Rochlitz in ihrem Palais bewohnt hatte, mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und an die übrigen legte man ihr gräfliches Siegel. Am vierten Tage, also am 8. April, brachte man den Leichnam aufs Paradebett und alle anständigen Personen vom Hof und von der Stadt durften denselben inspiciren. Es war aber auch in der That der Mühe werth, denn eine größere Pracht ließ sich nicht leicht denken. Ein carmoisinrothes Sammtkleid mit goldenen Schleifen und den kostbarsten Spitzen bedeckte ihren schlanken Leib und ihren Kopf zierte eine jener so überaus reichen Hauben, welche vor einiger Zeit als „Fontangenhauben" in die Mode gekommen waren. Eben so kostbar war das Geschmeide, das sie trug; am rechten Arme ein goldenes Bracelet mit den Haaren des Kurfürsten, am linken das Portrait desselben, in einer mit vier großen Diamanten besetzten Agraffe. Am kleinen Finger der rechten Hand steckte ein nur kleiner und schmaler Ring, aber es zierten ihn vier sargförmig gefaßte Brillanten; einen andern Ring mit einem größeren, auf jeder Seite mit drei Diamanten besetzten Rubinherzen trug sie am kleinen Finger der rechten Hand. Ein dritter Ring führte die Devise: „Mon amour est tout pour vous," und hatte einen nicht minder hohen Werth. Ihr Kopf ruhte auf einem schwarzsammtnen mit Gold verbrämten Kissen und ihr Leib in einem mit schwarzem Sammt und goldenen Zwickeln ausgeschlagenen Sarge, zu dessen

Postament zwei ebenfalls mit schwarzem Sammt bedeckte Stufen führten. Neben dem Sarge, so wie oben und unten standen sechs silberne hohe Guéridons in Pyramidenform, in welchen zusammen fünfzig weiße Wachskerzen brannten, und bewacht wurde er Tag und Nacht von zwei Kammerjunkern nebst zwölf Trabanten in großer Uniform mit Hellebarden. Kurz es war ein magnifikes Paradebett und eben so magnifik nahmen sich auch die Trauerzeichen aus, welche der Kurfürst an die Verwandten der Verstorbenen so wie an die obersten Würdenträger des Hofs — jedes dieser Zeichen kostete 20 Thaler — austheilte.

Endlich nachdem die Ausstellung sechs Tage lang gedauert und während derselben jeden Mittag von 11 bis 12 Uhr in Dresden mit allen Glocken geläutet worden war, kam es am Donnerstag, den 12. April, zur Begräbnißfeier selbst und daß es bei dieser nicht minder splendid zuging, kann man sich denken. Alle Bürger Dresdens mußten sich an diesem Tage schon um 12 Uhr Mittags bei Strafe schwarz gekleidet mit Unter- und Obergewehr auf dem Rathhaus stellen und hernach die sämmtlichen Gassen von dem Palais der verstorbenen Gräfin bis an die Sophienkirche besetzen, um beim Vorüberkommen der Leiche das Gewehr zu präsentiren. Auch zündete man, so wie es dunkel zu werden begann, an allen Straßenecken Wachtfeuer an und je nach acht Schritten kam eine mächtige Fackel. So wurde alles aufs beste vorbereitet und schließlich um acht Uhr Abends eröffnete man die eigentliche Feier damit, daß der Geheimerath Senft im Trauerhause die Abdankungsrede hielt. Unmittelbar nach derselben setzte sich der Leichenconduct in Bewegung und einen imposanteren konnte man nicht sehen. Vorn sechs Hofbediente mit großen weißen Wachskerzen und in lange Trauermäntel gekleidet. Dann zwei Marschälle, ebenfalls in langen Mänteln, schwarz überzogene Stäbe in der Hand. Darauf zweiundsechzig Schüler, paarweise, mit langen Flören und starken Wachsfackeln. Nun wieder zwei Marschälle, wie die vorigen gekleidet. Nach ihnen die Leute der Verstorbenen, der Haushofmeister, der Stallmeister, die Kammerjunker, die Pagen, die Lakaien, der Kammermohr, der Türke, alle mit langen Mänteln und

Flören, brennende Fackeln in der Hand. Darauf die Leiche in einem sechsspännigen niederen Wagen, der mit dem fürstlichen Leichenornat bedeckt war; die Pferde in lange Flöre gehüllt. An beiden Seiten des Sargs prangten die Wappen der Neitschütze und ihrer Verwandten, vorn das der Gräfin von Rochlitz. Neben der Leiche gingen rechts und links je acht Cavaliere und hinten drein zwanzig Hofbediente mit großen Fackeln. Jetzt sah man zwei berittene Marschälle und auf sie folgte der Kurfürst selbst in seiner achtspännigen vergoldeten Staatscarosse, neben welcher sechzehn Fußtrabanten in langen Trauermänteln gingen, schwarze mit silbernen Quasten versehene Hellebarden tragend. Neben ihnen marschirten eben so viele Diener mit weißen Wachsfackeln in der Hand. Nun abermals zwei berittene Marschälle. Hernach der Prinz Friedrich August in sechsspänniger Kutsche, von acht Trabanten und Pagen so wie von eben so vielen Fackelträgern umgeben. Wiederum zwei berittene Marschälle. Dann der Oheim der Verstorbenen, der Oberhofmarschall von Haugwitz in zweispänniger Chaise. Hinter ihm der jüngste Bruder der Rochlitz, der Kammerherr von Neitschütz, in einem einspännigen, ganz schwarz überzogenen Wagen. Drauf vier- und fünfzig zweispännige Karossen mit Hofcavaliers und vor jeder Karosse zwei Lakaien mit weißen Wachsfackeln. Zuletzt endlich sechs Hofbediente, ganz so ausgestattet, wie die, welche den Zug eröffneten.

In solcher Ordnung ging der Conduct durch die in langer Reihe aufgestellte Bürgerschaft von dem Palais der Gräfin über den Neumarkt durch die große Frauen- und große Brudergasse in die Sophienkirche und so wie er sich in Bewegung setzte, begann das Läuten mit allen Glocken. In der Kirche war ein hoher Katafalk errichtet und auf diesen stellte man die Leiche. Dann begann der Trauergottesdienst, bei welchem die Gesammtgeistlichkeit Dresdens functionirte. Endlich nachdem das letzte Lied gesungen und der Segen vor dem Altare gesprochen worden war, versenkte man die Bahre in das kurfürstliche Begräbniß hinter dem Altare, in welcher bereits sieben Glieder des sächsischen Hauses beigesetzt waren.

Solenner konnte man wohl nicht beerdigt werden; warum aber der Kurfürst ein Recht zu haben glaubte, der Verstorbenen solch' hohe Ehre zu erweisen, das erhellt aus der selbstverfertigten Grabschrift, welche er ihr sofort setzen ließ. „Hier ruhet," so hieß diese Inschrift, „in Gott die hoch- und wohlgeborene Frau, Frau Magdalene Sybille, des heiligen römischen Reichs Gräfin von Rochlitz, welche Einem Manne verbunden, eine allzeit treue, eines Kindes Mutter, Ihres Fürsten Unterthanin, auch Ihme doch gleich war, indem Sie von ihm ehelich geliebet wurde. Weil sie nun jung an Jahren, auch angenehmer Gestalt, also war Sie mit anständigen Sitten und mit Tugenden begabet, in Summa von vortrefflichen Qualitäten, als welche den Nothdürftigen mit Hilfe, ihren Feinden mit Sanftmuth, Jedermann mit Freundschaft und Gutthat gewogen, dahero bei Vielen ein heftiges Verlangen nach ihrer Person zurückgelassen hat. Sie ist geboren worden den 8. Februar 1675, starb den 4. April 1694, hat also gelebet 19 Jahre und 2 Monate. So lebe denn ewig wohl und auch in Deinem Erlöser, o! wertheste Seele. Utinam!"

Sie war also todt, die schöne Sybille, todt und begraben nach einem verhältnißmäßig nur kurzen Kranksein, und natürlich fragte nun Jedermann, was wohl jetzt kommen werde. „Ei, selbstverständlich," erwiderten die Meisten, „hat's jetzt mit dem Mätressenthum ein Ende und der Kurfürst kehrt zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zurück." So hofften auch die beiden Kurfürstinnen, die Mutter Johann Georgs und dessen Gemahlin, und war es also ein Wunder, wenn sie zum ersten Mal nach langer Zeit in ihren Mienen wieder Fröhlichkeit erblicken ließen? Andere freilich schüttelten bedenklich die Köpfe und meinten, eine Abneigung, die so tief gegründet sei, wie die des Kurfürsten gegen seine Gemahlin, eine solche Abneigung lasse sich nie und nimmermehr beseitigen. Sie fürchteten also, daß mit der Zeit an die Stelle der ersten Geliebten eine zweite treten könnte, und schauten sich bereits jetzt schon um, ob sie nicht im Stande seien, die Nachfolgerin herauszuwittern. Noch weiter gingen einzelne Wenige und zu diesen Wenigen gehörten merkwürdigerweise gerade Diejenigen, welche der Verstorbenen am

nächsten gestanden waren. So insbesondere die Mutter derselben, die Generalin von Neitschütz, nebst ihren beiden innigen Vertrauten, dem Kammerdirektor vom Hoymb und dem Oberhofjägermeister von Erdmannsdorf. „Wir müssen," sagten sie sich, „dem sinnlichen Kurfürsten für die Verblichene einen Ersatz geben und zwar so schnell als möglich, daß uns niemand Sonsten zuvorkomme; der Ersatz aber sei ein solcher, daß wir durch ihn in unsern eroberten Stellungen unmöglich gefährdet werden können." So calculirte die Generalin von Neitschütz mit ihren Vertrauten und merkwürdigerweise wurde sie auch sogleich über die Person, welche den Ersatz zu bilden habe, mit ihnen einig. Wer war aber diese Person? Nun keine andere, als Agnes Dorothea von Kuhlau, das seitherige Gesellschaftsfräulein der verstorbenen Gräfin von Rochlitz.

Ja wohl, so weit ging das genannte Kleeblatt und wer wird nun noch läugnen wollen, daß in den Mätressenwirthschaften etwas furchtbar Demoralisirendes liegt? Noch mehr, Dorothea von Kuhlau war entzückt darüber, daß sie, das bisher so unbedeutende Wesen, die Nachfolgerin ihrer verstorbenen Herrin werden solle, und die Generalin von Neitschütz übernahm es, dieselbe dem Kurfürsten zuzuführen! Dieses Alles ist kurz darauf vollständig actenmäßig erwiesen worden, so wie auch nicht minder das, daß die Generalin in der That mehrere Zusammenkünfte Johann Georgs unter vier Augen mit Fräulein von Kuhlau herbeizuführen wußte; allein zu dem gehofften Resultate kam es deßwegen doch nicht.

In den ersten Tagen nehmlich nach der Beerdigung Billchens hatte Johann Georg noch für nichts Anderes Sinn als für seine verstorbene Geliebte, und wenn er sich gleich dazu herbeiließ, mit der hübschen Dorothea stundenlang beisammenzusitzen, so that er dieß doch einzig und allein, um mit ihr über die Verstorbene sich zu unterhalten. Dorothea mußte ihm von ihr erzählen und aufmerksam lauschte er jedem Worte. Etwas Anderes zu denken war er noch nicht fähig, denn sein Schmerz war ein wahrhaft unnennbarer. Ja ein solch' unaussprechlicher, daß seine ganze Umgebung gar kein Verständniß dafür hatte und nicht anders glaubte, als

es müsse Zauber damit verbunden sein! Freilich mit der Zeit wäre dieß wohl anders geworden, denn Fräulein Dorothea verstand so süß zu trösten, und verband mit den süßen Worten so schöne äußere Formen, daß der Fürst nicht hätte widerstehen können; allein ein schreckliches Ereigniß trat dazwischen.

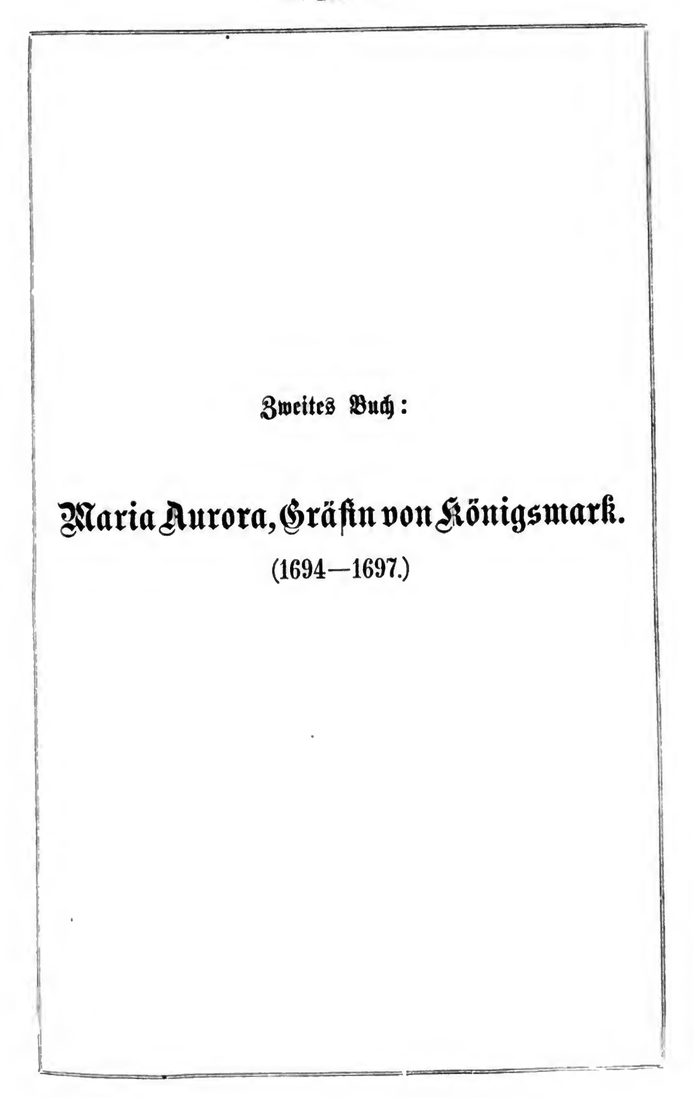
Am 18. April, also sechs Tage nach Billchens Beerdigung, machte Johann Georg IV. einen einsamen Spaziergang nach dem Italienischen Garten, in welchem er so oft mit seiner Geliebten lustgewandelt, und von da wollte er über den Wall in's Schloß zurückkehren. Da erfaßte es ihn plötzlich wie heftiger Schwindel, und nur mit Aufbietung all' seiner Kräfte gelangte er, ohne umgefallen zu sein, in seine Gemächer. Hier mußte er sich sogleich niederlegen und alsbald rüttelte ihn ein furchtbares Fieber. Dieses aber verwandelte sich sofort in dieselbe Krankheit, an welcher seine Geliebte gestorben war, und nun, als die schwarzen Blattern sich zeigten, wußte man, daß der hohe Herr unwiderbringlich verloren sei. Man berief also gleich am Abend des 19. April den Oberhofprediger, Doctor Carpzow, um ihm noch zu rechter Zeit, ehe ihn das Delirium besinnungslos mache, das heilige Abendmahl zu reichen, und richtig steigerte sich auch die Krankheit in kurzem so sehr, daß schon am 27. April, Abends halb sechs Uhr, der Tod eintrat. Schon lange vorher hatte er den Verstand und das Bewußtsein verloren.

Wer hätte so etwas nur wenige Wochen vorher für möglich gehalten? Sie todt und Er todt! Sie, eine wunderschöne Blume von kaum mehr als neunzehn Jahren; Er noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt und so gesund und stark, daß man hätte glauben können, der Tod müsse sich vor ihm fürchten! Und doch jetzt Beide todt! In wenigen Tagen gesund und todt! Ging das mit rechten Dingen zu?

Der Nachfolger Johann Georgs IV. war, wie sich von selbst versteht, sein einziger Bruder, der Prinz Friedrich August, und natürlich sorgte dieser dafür, daß der Verstorbene auf's solennste beerdigt wurde. Ich selbst will übrigens über die Feierlichkeiten so schnell als möglich hinweggehen, da sie den Leser nicht besonders

interessiren dürften, und bemerke daher blos, daß es dabei zuging, wie bei allen derartigen Gelegenheiten. Nur der Unterschied fand statt, daß eigentlich ein doppeltes Bégräbniß gefeiert wurde. Zuerst nämlich setzte man die Leiche am 3. Juli 1694 in der Kreuzkirche in Dresden bei und die damit verbundene Prozession nahm über zwei Stunden in Anspruch. Den Tag darauf aber, am 4. Juli, führte man den Sarg unter Kanonendonner nach Freiberg ab und begrub ihn am 5. Juli unter großen Feierlichkeiten in der dortigen Domkirche, wo, wie wir wissen, auch der Vater des Verstorbenen ruhte.

Schließlich führe ich noch an, daß die Frau Kurfürstin Louise ihren Gatten nicht lange überlebte, keine drei Jahre, denn sie starb bereits am 9. September 1696 auf ihrem Wittwensitze zu Pretsch und ward am 19. November an der Seite ihres Gemahls beerdigt.



Zweites Buch:

Maria Aurora, Gräfin von Königsmark.

(1694—1697.)

Erstes Kapitel.

Eine vorübergehende Liebschaft (1694).

Der Kurfürst ist todt, es lebe der Kurfürst! So hieß es jetzt abermals, gerade wie vor fünf Jahren. Aber ein Unterschied war doch vorhanden und zwar ein sehr merklicher, denn wenn jetzt die Leute so riefen, so geschah es bei Vielen, ja bei den Meisten mit einer wahren Herzenserleichterung und nur bei sehr Wenigen schimmerte ein klein wenig Trauer hindurch.

Wie hätte dieß auch anders sein können? Der verstorbene Johann Georg IV. schenkte all' die Liebe, deren sein Herz fähig war, nur einer Einzigen, nur seiner theuren Sibylle und die große Masse seines Volkes ging leer aus. Noch mehr, er beging sogar ein schweres Unrecht gegen sein Volk, indem er die Verbündeten seiner Geliebten, besonders deren Mutter, im Lande schalten und walten ließ, als wären sie dessen Beherrscher, und höchst gleichgültig dabei blieb, wenn auch die schreiendsten Bedrückungen, die schamlosesten Betrügereien begangen wurden. Wie konnte da Jemand um ihn trauern, die einzelnen Wenige am Hofe ausgenommen, die noch einen Abtrag seiner Huld bekamen? Umgekehrt aber,

warum sollte man nicht seinem Nachfolger, dem Friedrich August entgegenjubeln? Ihm, dem ewig frischen und fröhlichen Jüngling, der mit einer riesigen Stärke des Armes eine Milde und Gutmüthigkeit des Herzens verband, welche fast kindlich genannt werden konnte? Ihm, dem ausgezeichneten Prinzen, dem neben der ritterlichsten Gesinnung für Recht und Unrecht eine solche Fülle des Geistes und eine solche Feinheit des Anstands zu Gebot stand, daß wer sich ihm näherte, nothwendig zur Bewunderung hingerissen werden mußte? Freilich — es ließ sich nicht in Abrede ziehen — er hatte auch seine Fehler und vielleicht sogar seine großen Fehler. Er war prachtliebend, er war ehrgeizig, er war sinnlich, und wenn sich diese Eigenschaften steigerten, so mußten sie nothwendig seinem Lande Unheil bringen. Noch mehr, es ließ sich zum voraus annehmen, daß ihm so enge Schranken, wie sie bisher am sächsischen Hofe geherrscht, bald als Fesseln erscheinen würden, und zwar als Fesseln, die er durchbrechen müsse, und dann konnte man sich's denken, daß bei dem Durchbrechen der Fesseln auch manch Lebensglück gebrochen werden würde. Allein fort mit diesen Unkenrufen! Damals sah man nur den in aller Körperherrlichkeit erblühten Prinzen mit der eben so herrlichen Seele und darum jubelte ganz Sachsenland dem neuen Gestirne am Himmelskreise der Fürstenwelt mit unbändiger Freude entgegen.

Doch nicht blos das Gefühl der Freude war es, welches die Herzen der Sachsen durchglühte, sondern auch noch ein anderes Gefühl machte sich geltend, das Gefühl des Zornes, des Nachedurstes. Sollte denn die Generalin von Neitschütz, diese Raubratte und Blutsaugerin, welche dem Land unermeßliche Summen abgepreßt — sollte denn diese ungestraft durchkommen und ebenso die ganze Clique, welche sich mit ihr verbunden? Ueberdem, war es denn bei dem Tode des Kurfürsten Johann Georg IV. mit rechten Dingen zugegangen? Hatte ihn nicht das Billchen in's Grab nachgezogen? Ja und dann diese wahnsinnige Liebe überhaupt, konnte sie denn eine natürliche sein? Nein unmöglich, sondern sie war dem verstorbenen Kurfürsten angethan worden; durch Zaubermittel

hatte man ihn so weit gebracht, und die Zauberin war natürlich wieder keine Andere, als jene böse Sieben, die Generalin!

Damals befand man sich noch mitten im Hexenthum drinn und der Glaube an Zauberer und Teufelsbanner konnte höchstens in den alleraufgeklärtesten Kreisen als beseitigt oder doch wenigstens als erschüttert angesehen werden. Bei der sonstigen Menschheit dagegen, und zwar beim Bauern wie beim Städter, beim Kaufmann wie beim Officier, beim Adeligen wie beim Bürgerlichen stand jener Glaube noch felsenfest und sogar das Verbrennen der Hexen war noch nicht abgeschafft. Was Wunder also, wenn die grenzenlose Liebe Johann Georgs zu seinem Billchen von der großen Masse für eine unnatürliche und also durch Verzauberung hervorgebrachte erklärt wurde? Was Wunder, wenn alle Welt in dem stürmischen Rufe sich einigte: „Die Generalin von Neitschütz, die notorisch seit lange schon mit Teufelsbannern und sonstigen noch verdächtigeren Personen Umgang hatte, sei als der teuflischen That der Verzauberung des verstorbenen Kurfürsten verdächtig einzuziehen und von den Gerichten abzustrafen?"

Ja, so schrie die ganze Bürgerschaft von Dresden, das Volk auf dem Lande ebenfalls nicht ausgenommen. So schrie auch der Hof nebst der Beamtenwelt und selbst die Kurfürstin-Mutter vereinigte sich mit den Schreienden. Wie konnte sich also der neue Kurfürst diesem eben so allgemeinen als stürmischen Verlangen entziehen? Freilich Friedrich August selbst fürchtete sich sein Leben lang nicht vor Hexen und Gespenstern, und er hatte auf seinen Reisen Aufklärung genug eingesogen, um den ganzen tollen Wahnsinn zu verlachen; aber umgekehrt hatte ihn die Art und Weise, wie der jetzigen Wittwe Johann Georgs von der Neitschütz'schen Clique begegnet worden war, mit dem tiefsten Unwillen erfüllt und eben so empört hatte ihn die schmachvolle Raubgier, deren sich die Generalin und ihre Helfershelfer schuldig gemacht. Er sah also ein, daß er der öffentlichen Meinung Rechnung tragen müsse und befahl sofort dem Criminalrichter von Dresden, dem Amtmann Johann Sigismund Leister, nach Recht und Gesetz gegen die Schuldigen einzuschreiten.

So begann denn eine Untersuchung, welche in der europäischen

Welt fast noch mehr Aufsehen erregte, als jene der Chambre ardente zu Paris, und den Anfang zur Untersuchung machte man damit, daß die „Mutter Neitschütz", also die Frau Generalin, alsbald auf dem Rathhause zu Dresden im sogenannten Quatemberstübchen gefangen gesetzt wurde. Doch nicht blos sie verhaftete man, sondern auch noch eine Menge von andern Betheiligten; so die Kammerräthin von Arnim, das Fräulein von Kuhlau, die Elisabeth Nitschin, den Secretär Engelschall, den Kammerdiener Gebhard, den Kammerherrn von Neitschütz und vor allem den Kammerdirektor von Hoym. Endlich stieg man gar zur Hefe des Volkes herab und bemächtigte sich Verschiedener, deren Namen sonst in guter Gesellschaft nicht genannt wurden, wie des Scharfrichters Melchior Vogel und der beiden berüchtigten Weiber, der Traummarie und der Hexenmargarethe. Sie Alle, nebst noch ein paar Andern brachte man in festen Gewahrsam zu Dresden und die Generalin wurde noch extra von vier Mann Tag und Nacht bewacht.

Man wird sich nun wohl denken können, wie groß die Aufregung in Dresden war, als man die Gewißheit der obgenannten Verhaftungen in Händen hatte, und noch vermehrt wurde diese Aufregung durch die ersten Resultate der beginnenden Untersuchung. Man hatte nemlich das Rochlitz'sche Palais alsbald nach dem Tode Johann Georgs IV. mit acht Mann Wache besetzen lassen und begann nun sofort mit der Durchsuchung. Und was fand man? Nicht weniger als sechs Tonnen Goldes, in Baarem und ebensoviel in Juwelen und Edelsteinen. Das war doch sicherlich eine Handhabe gegen die „Raubratte und Blutsaugerin!" Gleich nachher, am 30. April Morgens 10 Uhr ward der Leichnam der Rochlitz aus dem fürstlichen Begräbniß hinter dem Altar der Sophienkirche herausgenommen, um ihn wegen der angewandten Zaubermittel — Billchen sollte ja ihren Geliebten in's Grab nachgezogen haben — einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Ha, und was fand man da? An dem einen Arm das Bracelet mit dem Portrait Johann Georgs und am andern das Bracelet mit dessen Haaren! Bei Gott, ein höchst verdächtiger Fund! Man confiscirte also die

beiden Armbänder und übergab dann den Leichnam wieder der Mutter Erde. Wohlverstanden aber, des fürstlichen Erbbegräbnisses hielt man ihn nicht mehr für würdig, sondern man verscharrte ihn, wie man sonst bei gefallenen Dirnen that, in einem Winkel hinter der Sacristei gegen das ehemalige Hofbräuhaus hin.

Das war der erste Anfang der Untersuchung, welche von dem Amtmann Leister vor dem versammelten Stadtrathe von Dresden geführt wurde, und wenn dieser erste Anfang sich schon so „ergiebig" zeigte, was mußte nicht erst der weitere Verlauf bringen! Bald raunte man sich die schrecklichsten Dinge zu, welche von den Verhafteten gestanden worden sein sollten; Dinge, vor welchen auch ein starkes Herz mit Grausen erfüllt werden mußte, und so dürfte es wohl den Leser interessiren, etwas Näheres hierüber zu erfahren. Wir bitten ihn daher, uns in eine kleine Gesellschaft zu begleiten, welche sich alle Abende in einem hinteren Zimmer des gülbenen Schwertes am alten Markt in Dresden versammelte und deren Mitglieder meist dem niederen Beamten- und Schreiberstande, zum Theil aber auch andern Kategorien angehörten.

Wir treten also frischweg in das Zimmer ein und finden da zehn oder zwölf Herren in stiller Haltung um einen großen Tisch herum sitzen.

„Wo nur der Secretarius Lehnert bleibt?" fragte plötzlich ein kahlköpfiger alter Herr mit einem grimmigen Schnurrbarte.

„Das kann ich Ihnen sagen, Herr Kapitän," erwiederte ein dünnes Männlein in einem ziemlich abgeschabenen Rocke, welches gewöhnlich „gnädiger Herr" titulirt wurde. „Es ist heute wieder Sitzung und da kann er nicht früher abkommen. Aber nur um so besser," setzte er, sich vor Lust die Hände reibend hinzu, „denn er wird uns Neuigkeiten bringen."

„Eine solche habe ich auch in der Tasche," erklärte ein Dritter von ziemlich behäbigem Aussehen. „Denken Sie sich, ich habe die neue Inculpatin gesehen, die Christiane Fehnertin, wie man sie durch die Büttelgasse hinab in's Stockhaus führte."

„Ach," rief der gnädige Herr, „die neue Zeugin gegen den

halsstarrigen Melchior Vogel, den Scharfrichter aus Cräz? Nun was hat sie bezeugt?"

„Daß sie," erwiederte der Behäbige, „im Auftrag der Generalin bei dem Scharfrichter gewesen sei und ihm ein alt verlegen Schloß abgekauft, womit man machen konnte, daß zwei Personen einander spinnenfeind werden mußten. So erfuhr ich aus bester Quelle."

„Aber," fragte ein Vierter, ein Herr mit tiefeingegrabenen Zügen und einer Brille auf der Nase, den man den Doctor nannte, „was wollte denn die Neitschütz mit dem alten verlegenen Schloß?"

„Nun," versetzte der Behäbige, „das kann man sich doch an den Fingern abzählen. Mit dem Schloß verfeindete sie den Kurfürsten mit seiner Gemahlin, daß er sie nicht mehr ausstehen konnte. Ja so ist's," wiederholte er mit Nachdruck, „und wenn Sie zehnmal ein spöttisches Gesicht schneiden."

„Ich, spöttisch?" entgegnete der Doctor, dessen Ernst nun wirklich etwas Komisches hatte. „Ich glaub' an das alte verlegene Schloß so fest und unbeugsam, wie Einer. Ja gerade so fest, als an jenen Liebesteufel, Fränzel genannt, welchen die Generalin von Neitschütz von einem Kapuziner einhandelte."

„Bitte um Entschuldigung," verbesserte ihn der gnädige Herr, „den Liebesteufel, genannt Fränzel, lieferte ein Pater Franziskaner gleich über der böhmischen Gränze und die Traummarie hat ihn geholt, natürlich gegen ein gut Stück Geld."

„Hm!" meinte der Capitän, seinen Schnurrbart streichend, „daß gerade ein Mönch den Liebesteufel liefern mußte! Die Mönche sollen doch mit der Liebe nichts zu thun haben! Und wie transportirte ihn denn die Traummarie?"

„Ei," erklärte der gnädige Herr, „der Pater bannte das kleine Teufelchen in ein Fläschchen von kaum einem Zoll Höhe und dieses Fläschchen wurde in den Schubsack des Unterrocks eingenäht. So trug ihn dann nachher auch die Rochlitz und die Folge war, daß der Kurfürst sie lieben mußte, ob er wollte oder nicht."

„Wirklich?" bemerkte der Doctor mit noch größerer Gravität als zuvor. „Ich habe mir sagen lassen, das Amulett, welches der

Scharfrichter Vogel und die Hexenmargareth zusammengenestelt, sei Schuld an der Liebesbrunst des Kurfürsten gewesen."

„Gewiß," nickte der Behäbige, „das Amulett that auch seine Dienste. Aber," setzte er sich etwas scheu umsehend hinzu, „wissen Sie, was der Vogel bei der peinlichen Frage zu Protocoll gegeben haben soll? Er habe sie alle zusammen betrogen und das Geld dafür genommen."

Bei diesen Worten sahen die sämmtlichen Anwesenden sehr nachdenklich zu Boden. Nur der Doctor lachte hell auf. „Das erste vernünftige Wort," meinte er, „das in dem ganzen Processe zu Tage gefördert wurde. Doch da kommt unser Freund, der Secretarius Lehnert und der wird uns den neuesten Hocus-Pocus in einer prächtigen Sauce auftischen."

Der Neuangekommene, ein scharf markirtes Schreibergesicht, warf dem Spötter einen bösen Blick zu, erwiederte aber keine Silbe, bis er seinen Hut und Stock abgelegt und den ihm aufbewahrten Stuhl eingenommen hatte. „Doctor," sprach er dann mit Würde, „man kennt Sie als einen Ungläubigen und Atheisten, der selbst die Existenz des Satans bezweifelt; aber wenn Sie von dem teuflischen Verbrechen, dem die Untersuchungscommission heute auf die Spur gekommen ist, Kenntniß erhalten haben werden, dann," fuhr er mit Pathos fort, „dann hoffe ich nie mehr ein Lächeln des Spottes bei Ihnen zu sehen."

Alle horchten hoch auf und Mehrere von ihnen erhoben sich, um sich hinter den Stuhl des Sprechers zu stellen. Sie thaten dieß, damit ihnen kein Wort entgehe, denn der Secretarius Lehnert war beim städtischen Haushalt angestellt und von Zeit zu Zeit kam die Reihe an ihn, bei der Untersuchungscommission in Sachen „Neitschütz und Genossen" als Gerichtsschreiber das Protocoll zu führen. Auch heute war dieß wieder der Fall gewesen, wie der gnädige Herr dem Leser bereits verrathen hat, und natürlich gabs jetzt Neuigkeiten über Neuigkeiten, obwohl der Amtseid tiefes Stillschweigen vorschrieb.

„Nun, Herr Secretarius," rief der Kapitän ungeduldig, als derselbe eine gar zu lange Pause machte.

„Gleich, mein tapferer Kapitän," erwiederte der Secretarius. „Lassen Sie mich nur vorher einen ordentlichen Schluck nehmen, damit ich im Stande bin, das Gräßliche über meine Lippen zu bringen."

„Puh, was werden wir hören," flüsterte der gnädige Herr seinem Nachbar halblaut zu. „Mir läufts schon jetzt ganz kalt den Rücken hinauf."

„Es wird noch besser kommen," sprach der Secretarius, dessen scharfem Gehör die Worte nicht entgangen waren. „Denken Sie sich, meine Freunde, es hat sich herausgestellt, daß der Vater unseres jetzigen Kurfürsten Durchlaucht, der höchstselige Herr Kurfürst Johann Georg III., seiner Zeit in Tübingen . . . ."

„Gestorben ist," ergänzte der Doctor höchst trocken, als der Andere hier einen Augenblick inne hielt.

„Nein," erklärte der Secretarius mit einer Grabesstimme, „sondern ermordet wurde."

Sprachlos starrten die Anwesenden den Secretarius an und nur ein Einziger, der Doctor, schien etwas weniger ergriffen zu sein. Doch bald faßte sich auch der Kapitän. „Höllenelement," rief er, „der Kurfürst Johann Georg III. starb während des Feldzugs 1691, wo ich jene Kugel erhielt, die mich zum Invaliden machte. Das ist mir noch so präsent, wie wenn's erst heute geschehen wäre, aber davon habe ich nie etwas gehört, daß man Hand an ihn gelegt habe. Nein, das ist mir ganz neu, und um so begieriger bin ich, das Nähere zn erfahren."

„Ja, reden Sie, Herr Secretarius," stimmte auch der Doctor mit einem scharfen Blicke bei. „Also, Sie sagten, der Mord sei constatirt?"

„Hm!" meinte nun der Secretarius ein wenig kleinlaut; „constatirt habe ich nicht gerade gesagt. Aber Verdacht ist vorhanden und sogar sehr gegründeter Verdacht. Sehen Sie," fuhr er mit etwas kräftigerer Stimme fort, „heute stand die Frau Oberstwachtmeisterin von Trandorf als Zeugin im Verhör und diese gab an, daß die Frau Krappin, Sie wissen, die alte triefäugige Frau, die hinter dem Bürgergehorsam unweit der Frohnstraße wohnte, die aber

leider schon seit zwei Jahren todt ist, so daß man sie selbst nicht mehr peinlich befragen kann, obwohl übrigens schon ihr Aussehen dazu berechtigte, anzunehmen, daß sie mit dem Gottseibeiuns . . . . ."

„Ja, ja, Gott sei bei uns," unterbrach ihn der Doctor kurzweg; „wenn Sie so fortmachen, so erfahren wir nie, was die Oberstwachtmeisterin deponirt hat."

„Sie haben recht," erwiederte der Secretarius, „und ich werde von jetzt an nicht mehr abschweifen. Also die Drandorf sagte aus: die Krappin sei gleich nach dem Tode des Kurfürsten, das heißt einige Tage später zu ihr gekommen und habe ihr händeringend geklagt, sie sei diejenige, welche den Kurfürsten ums Leben gebracht. Die Generalin von Neitschütz habe sie dazu überredet, damit der Kurprinz, der nachherige Johann Georg IV., zur Regierung komme, und die Ermordung sei bewerkstelligt worden mit Hülfe einer großen Hexe, der Margarethe Burmeisterin aus Zimitz am Spreewalde."

„Höllenelement," fluchte der Kapitän, „warum hat denn die Oberstwachtmeisterin nicht gleich Anzeige gemacht, nachdem die Krappin ihr das mitgetheilt?"

„Ganz richtig bemerkt," nickte der Doctor; „sie hat etwas lange gewartet, die gnädige Frau von Drandorf, und dann meine ich auch von ihr gehört zu haben, daß sie ein Weib sei, dem es auf ein paar Meineide nicht ankomme."

„Ueberdem," fügte der Behäbige schüchtern bei, „soll sie eine persönliche Feindin der Generalin sein."

„Möglich," versetzte der Secretarius wieder sehr kleinlaut. „Auch ist es mir selbst aufgefallen, daß die Frau Oberstwachtmeisterin jetzt erst Anzeige machte; allein sie entschuldigte sich mit der Angst, welche sie vor der Krappin gehabt, denn diese hätte sie verhexen können."

„Natürlich," höhnte der Doctor. „Und woher kam's denn, daß die Krappin ein so großes Zutrauen in die Frau Oberstwachtmeisterin setzte, um ihr ein so gräßliches Geheimniß anzuvertrauen? Das würde ja eine ungeheuer dicke Freundschaft zwischen den beiden würdigen Frauen voraussetzen! Doch lassen wir das

und sagen Sie uns lieber, auf welche Weise der Mord bewerkstelligt wurde, denn darüber sind wir noch ganz im Unklaren."

„Nun," erklärte der Secretarius, „die Frau von Drandorf legte von vornweg ein solches Gewicht auf das Geständniß der Krappin, daß sie sich sogleich nach deren Weggang die Worte notirte, deren sich dieselbe bediente. Diese Worte," fuhr der Secretarius fort, indem er ein Blatt Papier aus der Tasche zog, „diese Worte lauten: Wir haben ihn in Feuer getödtet und es kränket mich nichts so sehr, als daß er sich so quälen müssen. Er mußte sich wie eine Made winden. Ich sehe ihn noch vor meinen Augen; sein Herz hat in seinem Leibe gebrannt, wie ein Licht. Wir haben nicht den Leib, sondern den Geist gequält, dabei er eine schreckliche Mattigkeit gefühlt und sich nach und nach verzehren müssen."

Mit weitaufgerissenen Augen hatten alle den Worten des Secretärs gelauscht, allein wie er nun schwieg, tauschten der Doctor und der Kapitän einen sehr verwunderten Blick aus. „Alle Donner, Doctor," rief sofort der Letztere, „verstehen Sie ein Wort von dem Zeug da?"

„Nicht eine Silbe," erwiederte der Doctor, mit der Hand nach der Stirne fahrend. „Der Herr Secretarius sagt uns zwar, daß die Krappin in Verbindung mit der Hexe Margareth das Herz des Kurfürsten in Brand gesteckt hätten; allein ob das mit Spiritus geschah, oder vermittelst eines Schwefelfadens, daraus kann ich nicht klug werden."

„Wo es sich," rief der Secretarius, „um so Grausiges handelt, da ist der Spott sehr übel angebracht."

„Ich spotte auch nicht," rief der Doctor, „sondern ich wiederhole Ihnen, daß ich keine Silbe von der Sache begreife. Ich stehe da, wie der Ochs am Berg."

„Aber mein Gott," versetzte der Secretarius, „sind Sie denn mit den Teufeleien der Hexen so unbekannt? Sehen Sie, die Sache verhielt sich ganz einfach so. Die Hexenmargareth nahm einen Klumpen Wachs und formte daraus das Bild des Kurfürsten. Nicht groß, nur eine Hand lang, aber sehr ähnlich. Dann zündete die Krappin ein Feuer an und reichte der Margareth

einen Spieß. Diese aber durchstach mit dem Spieß das gemachte Bild und verbrannte es vollständig am Feuer. Das war die ganze Manipulation."

„Und dadurch wurde das Herz des Kurfürsten geschmort?" lachte der Doctor laut auf. „So wahr ich lebe, diese Manipulation bringe ich demnächst auch in Anwendung, denn ich kenne Einige, die ich gerne ohne Aufsehen aus dem Wege räumen möchte."

„Frevler!" rief der Secretarius ganz entsetzt. „Sie werden den Teufel so lange an die Wand malen, bis er Sie bei lebendigem Leibe holt. Damit übrigens," fuhr er gegen die Andern sich wendend fort, „auch der letzte Zweifel schwinde, der Kurfürst Johann Georg III. habe auf besagte frevelhafte Weise sein Leben verloren, will ich Ihnen das Gutachten — ich habe es mir herausgeschrieben — vorlesen, welches der Leibmedicus Franke unmittelbar nach der vorgenommenen Section ausstellte. Da," fuhr er fort, indem er abermalen ein Papier aus seiner Tasche zog, „heißt es nämlich wörtlich: ‚Die Lunge des Kurfürsten war auf beiden Seiten hart angewachsen, sah violett und röthlich aus, war mittelmäßig ohne einig Blut, wie auch das Herz von keiner sonderlichen Größe, sintemal in keinem Ventricule desselben einig Blut, noch auch fast in dem ganzen übrigen Leibe befunden worden.' Nun," schloß er, indem er triumphirende Blicke ringsum warf, „nun, was sagen Sie jetzt? Wird noch Jemand einen Zweifel hegen?"

Und in der That, die ganze Gesellschaft schien überzeugt, den Doctor vielleicht allein ausgenommen, denn der Glaube an Hexerei und Verzauberung ruhte damals, wie schon gesagt, noch tief in den Menschen.

Doch ich glaube den Leser nun hinlänglich in das, was die Untersuchung zu Tage förderte, eingeweiht zu haben und werde daher über die sonstigen Teufeleien mit Stillschweigen hinweggehen dürfen. Mit den Strafen dagegen, welche den Angeklagten zuerkannt wurden, muß ich den Leser nothwendig schließlich noch bekannt machen, denn daraus wird er am besten ermessen können, wie groß die Schuld derselben gewesen sei. Also, um mit den am tiefsten stehenden Betheiligten zu beginnen, die Hexenmargarethe

starb im Gefängniß und ebenso auch der Scharfrichter Vogel; beide nicht lange hernach, nachdem sie die Tortur erhalten hatten. An den Pranger gestellt wurden im Januar 1695 die Traummarie und die Elisabeth Nitschin, die frühere Kammerfrau der Generalin von Neitschütz; den Staupbesen aber erhielt zur selben Zeit deren dereinstiges Factotum, der Herr Secretarius Christoph Heinrich Engelschall, und zugleich ließ man ihn, da er nicht in Sachsen geboren war, mit Eskorte aus dem Lande jagen. Was die Generalin selbst betrifft, so hatte sie während der Untersuchung auf fünfzehn Fragestücke „unter den Daumstöcken" und auf einundfünfzig andere „unter der sogenannten Schärfe" (eine gelindere Art von Tortur) antworten müssen; eine härtere Strafe dagegen erhielt sie nicht, denn der Kurfürst Friedrich August schlug schon im Frühjahr 1697 den ganzen Prozeß nieder und von da an lebte die alte, so hart gedemüthigte Dame ganz zurückgezogen auf Schloß Gaussig bei Bautzen. Dort starb sie arm und vergessen am 3. Juli 1713, denn ihr Raub — die im Rochlitz'schen Palais vorgefundenen 12 Tonnen Goldes — blieb natürlich confiscirt und so kümmerte sich kein Mensch mehr etwas um sie. Die Spuren der „Daumstöcke" verloren sich aber, so lange sie lebte, nicht wieder und sie trug daher beständig Handschuhe, um dieselben der Beobachtung ihrer Umgebung zu entziehen.

„Und das war Alles?" fragt wohl ohne Zweifel der Leser verwundert. „Einen solchen ärmlichen Ausgang nahm der Proceß, der unter so vielverheißenden Auspicien begonnen und deßhalb in der ganzen civilisirten Welt das größte Aufsehen erregt hatte?" Ja, das war Alles, oder wenigstens beinahe Alles. Von den sämmtlichen übrigen Mitgliedern der Neitschütz'schen Familie nämlich wurde nicht nur kein einziges zur Strafe gezogen, sondern sie blieben sogar im vollen Genuß ihrer Aemter, Würden und Besoldungen, mit der einzigen Ausnahme des Oberconsistorialpräsidenten von Beuchlingen, des Vaters des Hofraths von Beuchlingen, welchen man auf eine Zeitlang suspendirte, weil er im Consistorium allzu offen zu Gunsten der projectirten Doppelehe des Kurfürsten Johann Georg IV. gewirkt hatte. Ja so wenig dachte der neue Kurfürst

daran, die Reitschütz'schen für die schlimmen Thaten der alten Generalin büßen zu lassen, daß er sie, wie z. B. den Obersten Rudolph Heinrich von Reitschütz, sogar in ihren Chargen vorrücken ließ und sich überhaupt so gegen sie benahm, als wäre die Periode der häßlichen Mätressenwirthschaft ganz aus seinem Gedächtnisse verschwunden! Ganz ebenso glimpflich verfuhr man auch mit den sämmtlichen Verhafteten, deren ich eben erwähnt habe, denn außer den Wenigen, welche mit Pranger und Staupbesen regalirt wurden, erhielt keiner eine Strafe. Im Gegentheil, ließ man sie schon nach wenigen Monaten frei; aber auch hier wieder mit einer Ausnahme. Der Kammerdirector Ludwig Gerhard von Hoym nämlich hatte sich in seiner innigen Gemeinschaft mit der Generalin von Reitschütz der größten Erpressungen schuldig gemacht und über alle diese Erpressungen gab ein geschriebenes Büchlein Aufschluß, das man bei seiner Verhaftung in seinem Pulte fand. Das Büchlein führte den eigenthümlichen Titel: „Verzeichniß derjenigen, so wir haben ducken müssen," und der „Geduckten", das heißt der Ausgesogenen, waren es mehrere Hunderte. So konnte man denn besagten Herrn unmöglich frei lassen und führte ihn schon am 15. August 1694 als Staatsgefangenen auf den Königsstein. Auch hielt man ihn da ziemlich streng, aber nur anderthalb Jahre lang, denn am 20. März 1696 ward auch er freigegeben, nachdem er zur Sühne seiner Räubereien die Summe von 200,000 Thalern zurückbezahlt hatte. Seinen hohen Posten übrigens, das ist das Kammerdirectorium — sein Nachfolger war Rudolph von Schönberg — erhielt er nicht wieder, sondern er lebte von nun an als Privatmann von seinem großen Vermögen und starb als solcher im Jahre 1711 in dem Alter von beinahe achtzig Jahren.

Doch lassen wir nun die vielberüchtigte Untersuchung und wenden wir uns zu dem neuen Kurfürsten zurück, welchem das ganze Land beinahe einstimmig zujubelte.

Worin dieser Jubel seinen Grund hatte, haben wir weiter oben schon angedeutet. Er lag in der Persönlichkeit Friedrich Augusts und in den Hoffnungen, welche man aus dieser Persönlichkeit schöpfte. „Sachsen wird unter seiner Regierung das goldene

Zeitalter erstehen sehen," rief man sich allgemein zu und diese Hoffnung schien sich auch in der That verwirklichen zu wollen. Welche Regierung nämlich richtete er ein! Vor allem beförderte er seinen früheren Mentor, den Baron von Harthausen, zum Oberkammerherrn — der Liebling des verstorbenen Johann Georgs IV., Freiherr von Pflug, mußte diese Stelle abtreten, ward aber dafür zum Mitglied des Geheimenraths ernannt — so wie, was noch größeren Werth hatte, zu seinem ersten Minister, und nun durfte man gewiß sein, daß nur Nützliches und Gutes aus dem Cabinette hervorgehen würde. Der Baron von Harthausen zeichnete sich ja durch eine Ehrlichkeit aus, wie man sie selten bei einem Hofmanne findet, und mit dieser Ehrlichkeit verband er eine Bildung des Geistes, welche Jedweden zur Bewunderung hinriß. „Wahrhaftig," riefen also die Leute, „ein Fürst, der einen solchen Mann zu seinem obersten Rathgeber ernennt, muß nothwendig das Beste wollen und dafür, daß er in diesem seinem Wollen nie wankend wird, dafür wird Harthausen schon sorgen!" Solche Ansicht hätte sich nun auch ohne Zweifel bewahrheitet, wenn nur der neue Premier längere Zeit am Ruder geblieben wäre; allein leider erkrankte er schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt und nicht lange hernach, zu Anfang des Jahres 1696, ereilte ihn der Tod.

Mit fast noch größerer Freude wurde eine zweite That des neuen Kurfürsten begrüßt, die Rehabilitirung des Freiherrn von Schöning in sein altes Amt als Feldmarschall und Kriegsminister. Der Leser erinnert sich ohne Zweifel noch all' der näheren Umstände, wie und warum der tapfere Soldat verhaftet wurde, und nicht minder wird ihm noch im Gedächtniß sein, daß der Kurfürst Johann Georg zuletzt den Hofrath von Beuchlingen nach Wien schickte, angeblich, um des Generals Befreiung zu erwirken, in Wahrheit aber, um die Erhebung seiner Geliebten in den Reichsfürstenstand zu betreiben. Für Schöning geschah also soviel wie nichts, so lange die Gräfin von Rochlitz dominirte, und selbst Prinz Friedrich August hatte nur wenig für ihn ausrichten können, trotzdem er sich nach jenem Besuch in den drei Heben in Wien bei seinem Bruder sehr für ihn verwandte. Der ursprüngliche Zorn

Johann Georgs IV. über die österreichische Gewaltthat war verraucht, weil sein Billchen ihn zu dämpfen wußte, und Billchen dämpfte ihn, weil man ihr die Kleinigkeit eines Brillantschmucks nebst 20,000 blanken Dukaten dafür in den Schooß schüttete! Nun aber, nachdem Friedrich August Kurfürst geworden war, sollte dies schnellstens anders werden, denn schon in den ersten Tagen seiner neuen Würde berief er die Frau Baronesse Louise von Rechenberg, die Tochter Schönings und Gemahlin des alten Barons von Rechenberg, des früheren sächsischen Gesandten in Hannover, in geheime Audienz zu sich. „Sie sind," sprach er zu der schönen üppigen Dame mit den brennenden großen Augen, „die Freundin des Hofraths von Beuchlingen. Erschrecken Sie nicht, Madame; der Hofrath ist bei mir nicht in Ungnade gefallen, trotzdem er die schlimme Frau von Neitschütz seine Schwiegermutter nennt; im Gegentheil weiß ich ihn sehr zu schätzen, weil er sich vortrefflich auf Geldangelegenheiten versteht. Also Sie sind, so viel mir bekannt, die Freundin des Hofraths und zugleich muß Ihnen als einer Tochter des Feldmarschalls von Schöning alles daran liegen, daß derselbe endlich seine Freiheit wieder erhält. In dieser gedoppelten Eigenschaft nun wünsche ich Sie nach Wien in geheimer Mission zu versenden. Sagen Sie dem Hofrath, die Ehre Sachsens erfordere durchaus die Rehabilitirung Ihres Vaters, und ich verlange daher von ihm, dem Beuchlingen, daß er Allem aufbiete, um dieses Ziel zu erreichen. Verstehen Sie mich: Allem, ohne das Geld irgend zu sparen. Er ist der Mann dazu, wenn er ernstlich will; Sie aber, schöne Frau, werden seine Bemühungen durch Ihre Persönlichkeit zu unterstützen wissen. Ueberdem soll noch in den nächsten Tagen der General von Birkholz in derselben Angelegenheit als mein officieller Gesandter nach Wien abgehen und ich werde ihm solche Instructionen mitgeben, daß der Kaiserliche Hof nicht im geringsten Zweifel mehr bleiben kann, wie ernsthaft ich diese Sache nehme." Also sprach der neue Kurfürst zu der schönen Frau von Rechenberg und diese reiste sogleich, obwohl ganz incognito, mit Kurierpferden nach Wien ab. Nun wußte der Hofrath von Beuchlingen, was er zu thun habe, und hocherfreut,

sich den neuen Kurfürsten verbinden zu können, klopfte er alsobald mit 30,000 Thalern in der Tasche an der rechten Thüre an. Nicht minder gab er seiner schönen Freundin solche Weisungen, daß sie — er kannte sich am Hofe der Kaiserstadt sehr gut aus — ihre süßen Worte und das Spiel ihrer brennenden Augen nicht umsonst verschwendete, und so wurde Alles bis zur Ankunft des Generals von Birkholz auf's trefflichste vorbereitet. Wie dieser nun aber in Wien eintraf und den Kaiserlichen Ministern rundweg erklärte, der Kurfürst Friedrich August werde keinen Mann an den Rhein — der Krieg mit Frankreich hatte sein Ende noch immer nicht erreicht — senden, falls Schöning nicht alsbald freigegeben werde; da ging am Hofe zu Wien plötzlich eine Sinnesänderung vor und der Feldmarschall ward nicht nur sofort seiner Haft entlassen, sondern Kaiser Leopold empfing ihn sogar in huldvollster Audienz und ebenso that dessen Sohn, der römische König Joseph, der jugendliche Freund Friedrich Augusts. Von seiner Tochter Louise von Rechenberg und dem Hofrath von Beuchlingen begleitet, reiste drauf der Feldmarschall von Schöning Ende Juli gen Dresden und hielt daselbst am 2. August, vom neuen Kurfürsten in Person eingeholt, einen höchst glänzenden Einzug. Ganz Dresden jubelte; am meisten freute sich aber Friedrich August, denn nunmehr war die Ehre Sachsens gerettet.

So bestellte der neue Kurfürst sein Ministerum auf's vortrefflichste und kein Wunder also, wenn sich seine Unterthanen eine goldene Zukunft versprachen. Auch am Hofe athmete Alles nur Freude, besonders in den höheren und höchsten Kreisen. Das Mätressenthum hatte ja aufgehört und mit ihm war all' das Drückende und Gemeine verschwunden, welches bisher wie ein Alp auf den Kurfürstinnen und ihrer Umgebung lastete. Auch fürchteten dieselben nicht, daß sich je dergleichen wiederholen könnte, denn seit seiner Verehlichung hatte Friedrich August allen Jugend-Extravaganzen, die er sich früher erlaubt, förmlich Valet gesagt und obwohl ihm vielleicht seine Gemahlin mehr nach dem Herzen gewesen wäre, wenn sie etwas weniger engherzig-fromm gedacht hätte, so durfte man eine solche Kleinigkeit nicht allzu hoch in An-

schlag bringen. Die Kurfürstinnen waren also überglücklich und ebenso auch alle Hofchargen. Letztere schon deßwegen, weil Friedrich August Niemanden aus seiner bisher inne gehabten Stellung entfernte, um entwaigen Günstlingen Platz zu machen. Nein, nicht einmal seines geliebten Vitzthums wegen machte er von dieser Regel eine Ausnahme, denn wenn er denselben auch sogleich zum Kammerherrn und Rittmeister vorrücken ließ, so that er dies, ohne deshalb einen Andern zu beseitigen. Ebenso wenig wurde Jemand dadurch vor den Kopf gestoßen, daß der Kurfürst sofort seinen Freund und früheren Reisegenossen, den Grafen Philipp von Königsmark, der als Gardeobrist in Hannover stand, aufforderte, in kursächsische Dienste überzutreten, und daß er ihm, als derselbe einwilligte, den eben vacant gewordenen Posten eines Generalmajors übertrug. Mein Gott, da handelten andere Fürsten, wenn sie zur Macht gelangen, ganz anders, indem dann meist Alles, der Hof wie der Staat, eine ganz neue Physiognomie erhielt!

So vergingen die ersten paar Monate nach dem Regierungsantritte Friedrich Augusts und man befand sich bereits in der Mitte des Monats August, ohne daß dieser Zustand des allseitigen Glückes durch irgend einen Umstand getrübt worden wäre. Nun aber drohte mit einem Male ein Conflict, der leicht unheilbar hätte werden können. Unmittelbar nämlich nach seiner Rückkehr hatte sich's der Feldmarschall von Schöning vorgenommen, die berühmte Festung Königsstein, welche den Elbepaß gegen Böhmen hin vollständig beherrscht, einer genauen Inspection zu unterwerfen, um jeden Schaden, der in den letzten Jahren sich eingeschlichen haben mochte, gründlich zu repariren, und hiemit war der Kurfürst Friedrich August ganz einverstanden. Der 15. August wurde also zur Ausführung bestimmt und zwar wollte der Kurfürst den Weg, wie er bei allen solchen Touren gewohnt war, mit seinem Kammerherrn von Vitzthum, gefolgt von einigen Dienern, zu Pferde zurücklegen, während der Feldmarschall, den Gicht und Steinschmerzen arg plagten, in einer Chaise vorausfahren sollte. Auch fand der Ausflug wirklich statt und am 16. August in der Früh hatte man den Königsstein erreicht.

„Den Königsstein!“ Ja wohl, er verdiente diesen Namen,

denn er war in Wahrheit — und ist es noch — der König aller Bergfelsen im ganzen Lande Sachsen. Wohl gibt es noch einige andere, welche in der Höhe mit ihm concurriren, wie der Lilienstein, der Jungfernstein und der Quirlstein; allein in allem Uebrigen, besonders in der Unangreifbarkeit, stehen sie weit hinter ihm zurück. Schon in alten Zeiten, als der Berg noch den Grafen von Dohna gehörte, wurde daher hier oben eine Burg angelegt, welche allen Stürmen der Angreifer trotzte; geradezu unüberwindlich aber konnte der Königsstein von der Zeit an genannt werden, als die sächsischen Fürsten denselben erwarben und sofort die Burg in eine regelrechte Festung verwandelten. Hierher flüchtete man dann in Zeiten der Noth das Kostbarste des Landes und mehr als einmal, besonders auch im dreißigjährigen Kriege, bewährte die Festung ihren jungfräulichen Ruf. Uebrigens nicht blos zur Sicherung gegen den äußeren Feind benützte man die unüberwindliche Festung, sondern auch nicht selten gegen innere Feinde, indem man gefährliche Staatsverbrecher hier oben gefangen setzte, wohl wissend, daß sie von da nicht entrinnen könnten, außer mit Gefahr ihres Lebens.

Also auf den Königsstein hinauf ging der Ausflug und ein recht herrlicher, vom schönsten Wetter begünstigter Ausflug war es. Auch gab sich der damalige Commandant der Festung, Obrist Eustachius von Flemming, alle Mühe, den Kurfürsten auf der „Magdalenenburg" — dieser Theil der Festung wurde von den Kurfürsten Johann Georg I. und Johann Georg II. hergestellt und seinen Namen erhielt derselbe der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georgs II. zu Ehren — auf's trefflichste zu bewirthen und so verging der Tag, den man jedoch zum größten Theil der Besichtigung der Festungswerke widmete, in aller Herrlichkeit und Freude. Am 17. August in der Früh brach der Kurfürst wieder auf und zu gleicher Zeit mit ihm auch der Feldmarschall von Schöning. Am Fuße des Berges jedoch trennten sie sich, denn der Feldmarschall fuhr in seinem Wagen auf dem linken Ufer der Elbe über Pirna nach Dresden zurück, während der Kurfürst sich mit seiner kleinen Begleitung auf das rechte Ufer übersetzen ließ, um über Pillnitz nach Hause zu reiten. Der Weg war allerdings nicht so bequem

als der auf dem linken Ufer; allein Friedrich August hatte auf dem Schloß zu Pillnitz, das nach dem Tode der Gräfin von Rochlitz wieder an die Kammer zurückgefallen war, einige bauliche Veränderungen angeordnet und er wollte bei dieser Gelegenheit den Fortschritt derselben beaugenscheinigen.

Friedrich August ritt also Pillnitz zu und wie ich wohl sagen darf in der allerfröhlichsten Laune. Es gab ja keinen besseren Gesellschafter, als den Kammerherrn von Vitzthum, und Friedrich August selbst hatte selten einen Tag, besonders in seiner Jugend, wo er nicht von Humor übersprudelte. Zudem war nicht die ganze Umgebung eine fast wildromantische und lachte nicht der Himmel über ihnen in einer Pracht, die auch ein starres Herz hätte durchwärmen müssen? Nur allein die große Hitze that ihrer Lust einigen Eintrag und wenn sie unterwegs einen passenden Ort gefunden hätten, so würden sie wohl nicht gezaudert haben, dort einzusprechen. Allein eben hieran fehlte es auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege und sie mußten sich gedulden, bis sie Pillnitz erreichten.

Doch horch, was war das? Klang es nicht, wie das Rollen des Donners und leuchtete da nicht ein Blitz durch die Luft? Ja wahrhaftig, so eben noch hatte die Sonne hell und klar geschienen, und jetzt war sie bereits hinter den Wolken verschwunden. Ha und wie schwarz es von der Seite heranrückte, so schwarz, daß der Tag auf einmal in Nacht verwandelt zu werden drohte, und dazu dann der Wind, der sich plötzlich erhob, um im nächsten Augenblicke schon als heulender Sturm zu tosen. Kein Zweifel also, ein furchtbares Gewitter war im Anzug und wenn die Reiter nicht schnell zu Dach und Fach kamen, so waren sie in Gefahr, sein Wüthen — und in jener Gebirgsgegend wüthen Gewitter ganz anders, als im flachen Lande — im Freien aushalten zu müssen.

„Vorwärts, Vitzthum," rief daher Friedrich August seinem Begleiter zu, „vielleicht gelingt es uns noch, Pillnitz zu erreichen, ehe der Himmel seine Sündfluth herabsendet."

Mit diesen Worten gab er seinem Rosse die Sporen und in wilder Hast flog das edle Thier dahin. Nicht minder schnell folgte ihm der Kammerherr, denn auch er war ein vortrefflicher Reiter

und sein Roß konnte mit dem des Kurfürsten wetteifern. Die beiden Bedienten dagegen durften sich dessen natürlich nicht rühmen und so blieben sie bald eine gute Strecke zurück.

Vorwärts also schossen Friedrich August und der Kammerherr von Vitzthum; vorwärts volle zehn Minuten lang. Aber jetzt — ein furchtbarer Krach und wie eingewurzelt standen die Pferde. Neben ihnen hatte der Blitz einen Baum zerrissen und dessen Wipfel brannte lichterloh. Im selben Moment prasselte der Regen wie ein Bergsturz nieder und dichte Finsterniß lagerte über der Erde.

„Pillnitz erreichen wir nicht mehr," sagte jetzt der Kurfürst höchst kaltblütig, obgleich ihm der Sturmregen das Gesicht peitschte; „doch liegt da drüben nicht das Dörfchen Liebethal?"

„So viel ich weiß, ja," erwiederte Vitzthum; „eine halbe Stunde rechts ab von der Straße. Allein bei diesem Wetter können wir den Weg nicht finden."

„Wir müssens versuchen, schon der Pferde wegen," rief Friedrich August und trieb sein Thier an.

Es gehorchte dem Sporn, obgleich heftig zitternd, und mit raschen Schritten griff es von neuem aus. Auch dem Kammerherrn und Stallmeister gelang es, sein Roß wieder in Gang zu bringen und so ging's denn mitten unter Blitz und Donner und während ein wahrer Wolkenbruch niederfiel in der angegebenen Richtung vorwärts.

Doch plötzlich standen die Pferde zum zweiten Male und waren keinen Schritt weiter zu bringen. Zornig stieß der Kurfürst einen Fluch aus; aber den Augenblick darauf hörten beide, er wie Vitzthum, das Rauschen eines wilden Wassers vor sich.

„Was ist das für ein neues Hinderniß?" rief der Kurfürst.

Vitzthum stieg ab und machte, das Pferd am Zügel führend, vorsichtig ein paar Schritte vorwärts, denn wenn die Blitze nicht leuchteten, herrschte ein merkwürdiges Dunkel. „Es ist," sprach er dann, „ein kleiner Waldbach, der zum Strome angeschwollen ist. Aber, Kurfürstliche Durchlaucht," setzte er sofort in großer Ver-

legenheit hinzu, „ich fürchte, wir haben uns verirrt; ich sehe weder Weg noch Steg ringsum.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, stieg nun auch der Kurfürst ab, um das Terrain zu untersuchen, und in diesem Augenblicke zuckte abermalen ein Blitz durch die Luft, der Alles grell beleuchtete. „Ha!“ schrie jetzt Friedrich August; „hast du es gesehen? Hier gleich links steht ein Pavillon oder etwas dergleichen in einem Parke und nur eine niedere Hecke trennt uns von demselben. Vorwärts, wir haben eine Unterkunft gefunden.“

Rasch sprang er wieder auf's Pferd und ebenso that auch sein Reisebegleiter. Dann drängten sie ihre Thiere gegen die Hecke hin und wie wiederum ein Blitzstrahl kam, stießen sie denselben die Sporen in die Weichen. Ein Satz und sie waren hinüber. Ein zweiter und dritter Sprung und sie hatten den Pavillon erreicht.

Ein solcher nämlich war es und derselbe stand auf einem etwas erhöhten Punkte. Ueberdem ruhte er auf vier Pfeilern, so daß dadurch ein bedeckter Parterreraum entstand.

„Da hätten wir wenigstens ein Obdach,“ meinte der Kurfürst vom Pferde springend und dasselbe in den offenen Raum nach sich ziehend. „Obwohl allerdings,“ setzte er gleich darauf hinzu, „ein sehr nothdürftiges.“

So verhielt es sich auch in der That, denn wenn gleich der Raum, unter den sie sich geflüchtet hatten, von oben her gut bedeckt war, so schlug doch der Regen von den offenen Seiten herein und zudem stürmte der Wind ohne irgend ein Hinderniß hindurch.

„Ja gewiß, ein sehr nothdürftiges Unterkommen,“ erwiederte der Kammerherr von Vitzthum, der sein Pferd ebenfalls nach sich gezogen hatte; „nicht viel besser, als wenn wir im Freien stünden. Aber was ist das? Hier führt eine Treppe nach oben hinauf und der Pavillon scheint also noch weitere Räumlichkeiten zu bieten.“

„Das wollen wir gleich sehen,“ rief Friedrich August, dessen gute Laune schnellstens wiederkehrte. „Da, halte einen Augenblick mein Pferd; ich will ein wenig recognosciren.“

Rasch warf er dem Kammerherrn die Zügel zu und ebenso rasch sprang er die Treppe hinan. Dann suchte er tappend — denn die Finsterniß war hier oben noch dichter als unten — die Thüre und so wie er sie gefunden, stieß er sie ohne Weiteres auf.

„Johann, bist du es?" hörte er eine weibliche Stimme ausrufen und wie er seine Augen anstrengte, sah er, daß er sich in einem großen Zimmer befand, das wohl als Gartensalon dienen mochte. Auch hatte der Salon zwei mächtige Fenster, welche durchaus mit Blumen eingefaßt waren, und hinter diesen Blumen hart an einer offenen Thüre, welche ohne Zweifel auf einen Balcon hinausführte, saß eine Gestalt, von welcher er aber unmöglich auch nur die äußeren Umrisse zu erkennen vermochte.

„Johann, bist du es?" wiederholte die Stimme in etwas schärferem Accente.

„Nein, Madame," erwiederte der Kurfürst, einige Schritte vortretend, „es ist nicht Johann, sondern ein Fremder, der mit seinem Freunde durch das Unwetter genöthigt hier in diesem Garten Schutz suchte. Ich weiß, wir thaten Unrecht, über die Hecke zu setzen und wahrscheinlich in den Blumenbeeten eine große Verheerung anzurichten; allein der gräßliche Gewittersturm dürfte vielleicht unsere Vermessenheit entschuldigen."

Die Dame sprang auf, hinter den Blumen hervor, und stand nun, eine hohe schlanke Gestalt mit blitzenden Augen, fast mitten im Zimmer. „Wer sind Sie?" sprach sie in einem Tone, der recht fest und mannhaft klingen sollte, dem man es aber doch anmerkte, daß sie nicht wenig erschrocken war. „Warum sind Sie gerade hierher gekommen, statt im Wohnhaus nur vierhundert Schritte von hier eine viel bessere Unterkunft zu suchen?"

„Ah," versetzte Friedrich August, den das kleine Abenteuer offenbar belustigte, „es befindet sich noch ein Wohnhaus hier? Nun, nur um so besser, denn mein Freund und ich sind so durch und durch eingeweicht, daß uns eine tüchtige Herzstärkung ganz und gar nichts schaden wird, und da Sie — ich habe doch," unterbrach er sich da selbst „das Vergnügen, mit der Dame des Hauses zu sprechen?"

„Nein, die bin ich nicht," erwiederte hastig die schlanke weibliche Gestalt. „Aber um Gotteswillen, wer sind Sie? Diese Stimme! diese Stimme! Welch' eine außerordentliche Aehnlichkeit! Hah!" schrie sie plötzlich laut auf, als jetzt ein Blitzstrahl das ganze Zimmer beleuchtete. „Ha! Seine Durchlaucht, der Herr Kurfürst Friedrich August! Und Jesus Christus, wie sehen Euer Durchlaucht aus? Triefend von Wasser, als wären Sie durch einen Strom geschwommen! Mein Gott! Ihre kostbare Gesundheit! Doch was schwatze ich, statt in's Haus hinüber zu eilen, damit man dort Alles anordne, was in dieser gräßlichen Lage erforderlich ist."

Sie wollte fortrennen, doch der Kurfürst vertrat ihr den Weg. „Das bischen Wasser, mein schönes Fräulein," meinte er, — der Blitzstrahl hatte auch die Dame beleuchtet und es war somit dem Fürsten nicht entgangen, daß er eine noch sehr junge Dame mit glänzenden Augen und einem wunderbar lieblichen Gesichte vor sich habe — „das bischen Wasser wird mir nichts schaden; dagegen bringt mich die Neugierde um, zu wissen, wo ich mich befinde und wie sich die gütige Fee nennt, welche so großen Antheil an mir zu nehmen scheint."

„Dies Gut hier," war die schnelle Antwort, „gehört dem Herrn Kanzler, Baron von Friesen. Er hat es erst vor wenigen Wochen, wie Euer Durchlaucht sich vielleicht erinnern werden, angekauft und seine Gemahlin ist vorgestern herausgekommen, um die heißen Tage da zuzubringen. Aber nun bitte ich allerunterthänigst, mich nicht länger aufzuhalten. Eure Durchlaucht bedürfen nothwendig anderer Kleider und dazuhin eines warmen Zimmers, denn sonst müßte . . . . ."

„Halt, halt, mein schönes Kind," unterbrach sie Friedrich August, als sie eben an ihm vorbeischlüpfen wollte, „Sie entkommen mir nicht, ehe Sie mir Ihren Namen genannt haben."

„O," rief sie, „ich bin nur ein unbedeutendes Wesen, welches die Frau Kurfürstin-Mutter, Königliche Hoheit, die Gnade gehabt hat, in neuester Zeit unter ihre Kammerfrauen aufzunehmen."

So sprechend, huschte sie an ihm vorbei und mit der Leichtigkeit einer Gazelle sprang sie die Treppe hinab. Der Kurfürst aber folgte ihr langsam, fast bedächtig.

„Hast du sie gesehen?" fragte er den Kammerherrn v. Vitzthum, als er wieder in der offenen Halle unten angekommen war. „Sie muß hart neben dir vorbeigeflogen sein."

„Das junge Mädchen in dem Strohhute?" erwiederte Vitzthum lachend. „Ja wohl, habe ich es gesehen, und ich denke, Sie haben es nicht wenig erschreckt, denn es flog in den Regen hinaus, als wäre ihm dieser zehnmal lieber, als das trockene Asyl über uns."

Der Kurfürst sah vor sich nieder und dann wieder hinaus in den Gewittersturm. „Der Regen scheint nachzulassen," sagte er sofort. „Komm, nimm die Pferde, wir wollen nach dem Wohnhause, das ich da zwischen den Bäumen hervorschimmern sehe."

Dem Kammerherrn lag eine Erwiederung auf der Zunge, da es immer noch stark schüttete; allein der Kurfürst schritt voran und so mußte er natürlich ohne Weigerung folgen. Noch hatten sie übrigens keine zweihundert Schritte zurückgelegt, als sie Leute sahen, die ihnen mit Schirmen bewaffnet entgegenkamen. Voraus eine stattliche ältere Dame, in welcher sie augenblicklich die Frau Baronesse von Friesen, die Gemahlin des Kanzlers Otto Heinrich von Friesen, erkannten, und hinter ihr drein einige Diener in Livree.

„Sind Sie es wirklich, durchlauchtigster Fürst und Herr?" rief die Frau Kanzlerin keuchend, denn sie war sehr schnell gegangen. „Welche Ehre für mein armes Haus! Aber daß Sie auch in ein solches Unwetter kommen mußten! Doch hoffe ich soll noch Alles glücklich vorübergehen und meine liebe Eleanor wird sich umsonst geängstigt haben. Sie ist auch bereits daran, Ihnen einen starken Glühwein zu bereiten, und den Mägden befahl sie, im Kamin des Gastzimmers ein tüchtig Feuer anzuzünden, damit Sie Ihre Kleider trocknen können. Ja wohl, sie ist ein umsichtiges liebes Kind, meine Eleanor, und so unendlich besorgt

um Sie, Kurfürstliche Durchlaucht. Aber Leute, beeilt euch doch, dem Herrn Baron von Vitzthum die Pferde abzunehmen und ....."

Doch wir können hier füglich abbrechen und dem Leser den Wortschwall der sehr redereichen Frau Kanzlerin ersparen. Genug also, die Pferde wurden gut versorgt und noch besser natürlich die Inhaber derselben, der Kurfürst Friedrich August und sein Kammerherr Vitzthum. In dem Zimmer nämlich, das man ihnen anwies, brannte richtig im Kamin ein lustiges Feuer, das man, weil der Gewittersturm eine bedeutende Abkühlung gebracht hatte, recht gut ertragen konnte, und überdem versorgte man sie mit Shwals und Mänteln, um sich, so lange ihre Kleider trockneten, darein zu hüllen. Nicht minder eifrig tischte man ihnen auf und besonders gut schmeckte ihnen der Glühwein. Kurz, der Schaden, den das Gewitter angerichtet, war nach weniger als zwei Stunden vollständig reparirt und nichts stand ihnen weiter im Weg, um ihren Ritt nach Pillnitz fortzusetzen. Doch immer noch zögerte Friedrich August und man sah es ihm an, daß ihn eine innere Unruhe verzehrte.

„Höre, Vitzthum," wandte er sich endlich an seinen Kammerherrn, „schicke doch einen der Bedienten an unsere sorgsame Wirthin, die Frau Kanzlerin, und laß ihr sagen, daß ich wünsche, ihr, ehe wir abreiten, persönlich meine Danksagung für ihre Zuvorkommenheit darzubringen."

Vitzthum gehorchte natürlich augenblicklich; die Folge aber war, daß die stattliche Frau Kanzlerin in der nächsten Minute schon daherrauschte.

„Wie?" rief die Dame gleich beim Eintreten. „Bereits gestiefelt und gespornt? Euer Durchlaucht haben also nicht im Sinne, meinem Hause noch länger das Glück Ihrer Gegenwart zu gönnen?"

„So gerne ich wollte, so unmöglich ist es mir," erwiederte der Kurfürst. „Man würde in Sorge um mich sein, wenn ich heute Abend nicht in Dresden einträfe, und somit bleibt mir keine andere Wahl übrig, als mich so schnell als möglich auf den Weg zu machen. Doch bitte, würden Sie es nicht gestatten, daß ich der schönen jungen Dame, die ich im Pavillon so sehr erschreckt habe,

mit eigenem Munde sage, wie unendlich wohl mir ihre Theilnahme gethan hat? Sie ist ohne Zweifel eine nahe Anverwandte von Ihnen, und ich mache mir in der That Selbstvorwürfe, daß mir mein Gedächtniß nicht einmal sagt, wie ich sie nur zu benennen habe!"

„Oh," erwiederte die Frau Kanzlerin mit einem bedeutsamen Kopfnicken, „was meine gute Eleanor betrifft, so ist sie ein ganz ausgezeichnetes Wesen, ebenso schön als liebenswürdig, und ebenso geistreich als tugendhaft. Aber Verwandtschaft besteht keine zwischen uns; nein, nicht die geringste, sondern ich liebe sie vielmehr als die Tochter einer Freundin, die mir sehr nahe stand. Ja, denken Sie, das arme liebe Kind ist eine Waise, schon fast von Jugend auf, und da das Vermögen, welches ihr die Eltern hinterließen, so viel als Null heißt, so hielt ich mich von jeher für doppelt verpflichtet, mich ihrer anzunehmen. Ich habe mich aber auch ihrer angenommen und nur auf meine dringende Empfehlung hin wurde ihr die hohe Gnade zu Theil, von Ihrer Königlichen Hoheit unter ihre Kammerfrauen eingereiht zu werden."

„Aber ihr Namen?" lächelte der Kurfürst. „Das Fräulein wird doch einen Namen haben?"

„Gewiß, natürlich," entgegnete die Frau Kanzlerin. „Habe ich den noch nicht genannt? Sie heißt Sophie Eleonore von Kessel und ist die Tochter des verstorbenen Generals. Ja und daß ich vollends alles sage, alle Monate bekommt sie eine Woche Urlaub, und diese habe ich sie eingeladen, regelmäßig bei mir zuzubringen."

„Vortrefflich, meine theuerste Frau Kanzlerin," versetzte der Kurfürst, „Sie sind die Herzensgüte selbst; allein Sie vergessen, wie es scheint, daß es mich drängt, der jungen Dame persönlich meinen Dank für ihre Theilnahme abzustatten, und ich wiederhole daher meine Bitte, mich zu ihr zu führen."

„Wie, Durchlaucht, habe ich Ihnen das noch nicht gesagt?" rief die Kanzlerin. „Meine gute Eleanor wurde tropfnaß, als sie vom Pavillon herüberrannte, mir Ihre Ankunft zu melden, und dann kochte sie in ihren nassen Kleidern den Glühwein. Das ließ sie sich nicht nehmen und darum habe ich sie gleich nachher in's

Bett gesprochen, damit sie die Erkältung wieder aus dem Leibe jage. Es ist dies ein ganz probates Mittel, wie ich aus langer Erfahrung weiß und somit werden Euer Durchlaucht entschuldigen, daß ich Ihnen das Kind nicht vorstellen kann."

Die Nachricht klang offenbar nicht angenehm in den Ohren des Kurfürsten; allein er sah ein, daß hier nichts zu ändern sei, und somit verabschiedete er sich ohne weitere viele Ceremonien. Gleich darauf sprengte er mit seinem Freunde Vitzthum in der Richtung nach Pillnitz fort.

So verlief das kleine Abenteuer, das dem Kurfürsten auf seinem Ritt nach dem Königsstein begegnete, dem Anschein nach ganz harmlos; aber in seinen Folgen sollte es doch nicht so harmlos sein. Von jetzt an nämlich verging kein Tag, an welchem der junge Kurfürst nicht seiner Mutter einen Besuch abgestattet hätte, und verwundert streckten die Herren und Damen am Hofe die Köpfe zusammen, sich fragend, was denn diese vielen Besuche zu bedeuten hätten. „Hochwichtige Staatsaffairen!" meinten die Einen und thaten dabei so geheimnißvoll, als ob sie selbst mehr oder minder tief darein eingeweiht seien. Die Meisten aber schüttelten den Kopf, da sie wohl wußten, daß Friedrich August gar nicht gewohnt war, mit seiner Mutter Staatsaffairen zu besprechen. Einen Grund übrigens mußten diese ganz ungewohnt vielen Besuche doch haben, darüber waren Alle einig und darum legten sie sich von nun an mit wahren Argusaugen auf Kundschaft. Und siehe da, was entdeckten sie? Nicht mehr und nicht weniger, als daß Seine Durchlaucht nie durch das Vorzimmer seiner Mutter schritt, ohne mit der jüngsten Kammerfrau der Frau Kurfürstin-Mutter, der schönen Eleonore von Kessel, ein paar freundliche Worte zu wechseln. Freilich, auch den andern Kammerfrauen, die sich dort den Tag über aufzuhalten hatten, wenn sie in Dienst waren, nickte er stets freundlich zu, denn er war ein sehr leutseliger Herr, aber anzureden pflegte er keine, die junge Eleonore von Kessel allein ausgenommen. Dahinter steckte Etwas und bei Gott, hinter dieses Etwas mußte man kommen!

Doppelt eifrig bediente man sich also von jetzt an seiner

Augen und Ohren; allein alles Horchen und Aufpassen fruchtete nicht viel, denn kaum hatte sich die junge Dame überzeugt, daß die ihr vom Kurfürsten bewiesene Aufmerksamkeit von ihren Colleginnen bemerkt werde, so zog sie sich beim Erscheinen Friedrich Augusts so viel als möglich in den Hintergrund zurück oder nahm sie gar irgend einen Vorwand, um das Vorzimmer ganz zu verlassen. Aber — so fragte man sich jetzt — geschah dies wirklich aus Bescheidenheit? Geschah es deswegen, weil sie mit dem Instinct der Taube den Falken meiden wollte? Oder that sie es nicht vielmehr aus Koketterie, von dem Bewußtsein getrieben, daß die Männer von einem Weibe nur immer mehr angezogen werden, je ostensibler dieses Weib es versucht, sich ihren Bewerbungen zu entziehen?

Doch lassen wir die Kammerfrauen der Kurfürstin-Mutter nebst den andern Hofleuten denken und schwatzen, was sie wollten, und kehren wir zu Friedrich August zurück. Sehen wir, ob seine vielen Besuche bei seiner Mutter in der That Niemanden sonsten galten, als der schönen Eleonore von Kessel!

Seitdem er Kurfürst geworden war, hatte er als das Muster eines Ehemannes gelebt. Ja so musterhaft, daß alle Welt glauben mußte, nur seine Gemahlin allein fülle sein Herz aus. Unter den Frauen am Hofe, sowie unter den Bewohnerinnen von Dresden gab es doch gewiß nicht Wenige, welche darauf Anspruch machen konnten, schön zu sein; aber seine Augen flogen gleichgültig über sie hinweg und es fiel ihm nie ein, einen Vergleich zwischen ihnen und seiner Gemahlin anzustellen. Es hatte aber auch keine von ihnen ein besonderes Interesse für ihn gezeigt und noch weniger war ihm die Eine oder die Andere durch einen Zufall näher geführt worden. Bei Eleonore von Kessel dagegen war dies anders. Allerdings nicht in dem Sinne, daß sie sich ihm zu nähern gesucht hätte; o nein, gerade das Gegentheil. Allein es that ihm unendlich wohl, daß sie dort draußen auf dem Landgut der Frau Kanzlerin von Friesen so äußerst besorgt um ihn gewesen war, und unwillkürlich fiel ihm dabei ein, wie ruhig und kalt in solchen Vorkommnissen seine Gattin zu sein pflegte. „Hier, bei dem Fräulein

von Kessel ist Gefühl und Blut und Leben," sagte er zu sich selbst; „Frau Eberhardine, meine Gemahlin, dagegen hat die Natur der Fische und bei ihrem ewig sich gleich bleibenden frommen Lächeln könnte man zu Eise zusammengefrieren."

So kam es, daß er sich in seinen Gedanken sehr oft mit Eleonore von Kessel beschäftigte und nur zu oft sprangen dann seine Gedanken auch auf ihre äußere Erscheinung über. Er hatte sie früher schon gesehen und sie war ihm sogar — dessen erinnerte er sich jetzt ganz genau — bei ihrer Anstellung von seiner Mutter vorgestellt worden. Allein sie hatte damals durchaus keinen Eindruck auf ihn gemacht; nein, so gleichgültig hatte sie ihn gelassen, daß er sich bei jenem Begegniß in Folge des Unwetters weder ihrer Person, noch auch nur ihres Namens mehr erinnerte. Nunmehr aber, nun da sie offenbar so großen Antheil an ihm nahm; nun, da sie ihre eigene Gesundheit nicht beachtete, nur um die seinige zu erhalten; nun fand er den höchsten Genuß darin, sich ihre Schönheit recht lebhaft auszumalen, und ha! wo hatte er denn früher seine Augen gehabt! Welch' herrliche schlanke und doch volle Gestalt! Welch' glänzende und doch schmachtend sanfte Augen! Wie blendend weiß ihre Haut und wie fein goldbraun ihr üppiges Haar! Ueberdieß wie lieblich ihre Stimme und welche Anmuth und Bescheidenheit in ihren Antworten! Bei Gott, wäre es nicht ein förmliches Unrecht gewesen, wenn er sie auch fernerhin unbeachtet bei Seite gelassen haben würde? Nein, das durfte er nicht thun; das litt die in ihm wohnende Ritterlichkeit nicht und nun weiß der Leser, worin die vielen Besuche Friedrich Augusts bei seiner Mutter ihren Grund hatten.

Allein die junge Dame wich ihm aus. Ja recht geflissentlich wich sie ihm aus und kaum hatte sie ihm gestattet, ihr für ihre aufopfernde Besorgtheit seinen Dank zu sagen. War dies Furcht oder Widerwillen? „Ha!" rief er; „sei es, was es will, ich werde wenigstens ein Mittel finden, sie zur Dankbarkeit gegen mich zu zwingen." Es fiel ihm jetzt plötzlich ein, daß die Frau Kanzlerin ihm erzählt hatte, Eleonore von Kessel sei eine sehr arme verlassene Waise, und alsobald ließ er den Hofrath von Beuchlingen rufen.

Diesen Herrn, der im Kammerdirectorium, wie wir wissen, eine höhere Rathsstelle begleitete, kennen wir schon länger und namentlich wird sich der Leser noch daran erinnern, daß derselbe während seiner Mission in Wien so klug gewesen war, sich in dem Herzen Friedrich Augusts ziemlich tief zu insinuiren. Auch hatte sich das Zutrauen des Fürsten in ihn durch seine geschickten Operationen wegen der Freilassung des Feldmarschalls von Schöning noch gesteigert und so kam es denn ganz natürlich, daß in Geldangelegenheiten Seine Durchlaucht mit Niemanden lieber verkehrte, als mit dem Hofrath von Beuchlingen. Also den genannten Herrn ließ Friedrich August rufen und fragte ihn ohne Umschweife, ob im Augenblick keine Präbende für ein ärmeres adeliges Fräulein frei sei. Es war keine frei; „aber," meinte der Hofrath in seiner so überaus gefälligen Weise, „man kann eine solche frei machen, sobald es der Willen Eurer Durchlaucht ist." Und es war der Willen Seiner Durchlaucht und gleich den andern Tag erhielt Sophie Eleonore von Kessel eine Urkunde zugesandt, worin ihr „wegen der Verdienste ihres verstorbenen Vaters" eine Leibrente von jährlichen zweitausend Thalern zugesichert wurde.

„Ich will sie zur Dankbarkeit zwingen," hatte der Kurfürst gesagt und sein Wort wurde zur Wahrheit, denn der Brief, welchen ihm darauf das Fräulein schrieb, überfloß wirklich von Dankesbezeugungen. Auch konnte man aus der Schreibweise wohl erkennen, daß die Worte aus dem innersten Herzen kamen; allein etwas Anderes lag doch nicht darin, als die tiefste Durchdrungenheit von der Großmuth des Fürsten, und ebenso wenig legte Fräulein von Kessel ihre bisherige Zurückhaltung ab. Im Gegentheil hielt sie sich von jetzt ab in fast noch bescheidenerem Hintergrunde, als bisher, und wenn Friedrich August sich es herausnahm, sie anzureden, so wagte sie kaum ein paar demüthige Worte der Erwiederung.

Auf diese Art vergingen beinahe vier Wochen und am Schlusse derselben befand Friedrich August in einer ganz eigenthümlichen Stimmung. Unaufhörlich mußte er an Eleonore von Kessel denken und unaufhörlich schwebte ihm ihre reizende Gestalt vor Augen.

Umgekehrt aber war ihm noch kein weibliches Wesen vorgekommen, das alle seine Annäherungsversuche so beharrlich mit lauter Demuth abwies, während er doch gewiß sein zu dürfen glaubte, daß dasselbe ihm innerlich in tiefster Ergebenheit anhänge. In Folge dessen wurde er gereizt und launisch und der ganze Hof konnte sich überzeugen, daß es anders mit ihm stehe, als früher. Allein Niemand wagte es, ihn deshalb zur Rede zu stellen und selbst sein Vertrauter, der Kammerherr v. Vitzthum, konnte sich lange Zeit nicht hiezu entschließen. Endlich jedoch auf einem Spazierritt, wo der Kurfürst wieder besondere Melancholie zeigte, faßte er sich ein Herz, selbst auf die Gefahr hin, den Zorn des Kurfürsten herauszuforedern.

„Durchlaucht," begann er sofort, „ich fürchte, Sie sind sehr krank."

Der Kurfürst fuhr auf, wie im Traume, und richtete seine Augen starr auf seinen Begleiter. „Hast du etwas gesagt, Vitzthum?" fragte er dann, denn er hatte ihn offenbar nicht verstanden.

„Ich sprach meine Befürchtung aus," erwiederte der Kammerherr mit einem Blicke des tiefsten Mitgefühls, „bei Eurer Durchlaucht möchte eine schwere Krankheit im Anzuge sein."

„Ja gewiß," versetzte Friedrich August mit einem tiefen Seufzer, „es ist mir, als ob ich sterben müßte und ich werde auch gewiß sterben, wenn es mir nicht gelingt, sie auf eine Stunde allein zu sprechen. Ich muß wissen, was sie gegen mich hat."

Der Kammerherr v. Vitzthum richtete sich hoch auf in seinem Sattel und ein Blitz des höchsten Erstaunens schoß aus seinem Auge. „Wen meint mein Herr und Gebieter?" rief er dann. „Bin ich denn des Vertrauens Eurer Durchlaucht ganz unwerth geworden, daß Sie einen schweren Kummer haben, ohne ihn mir mitzutheilen?"

„Mein lieber guter Vitzthum," lächelte der Kurfürst trübe. „mein Vertrauen hast du nach wie vor; aber warum dich mit einer Sache behelligen, bei der du mir doch nicht helfen kannst? Siehe, ich vergehe vor Sehnsucht, sie allein zu sprechen, und sie weicht mir auf alle Weise aus."

Noch höher stieg das Erstaunen des Kammerherrn, und seine Augen ruhten lange fragend auf dem Kurfürsten. „Durchlaucht sprechen in Räthseln," meinte er dann. „Ich kann mir nicht denken, wer diese Unbekannte sein soll."

„Wer anders," entgegnete Friedrich August mit einem zweiten tiefen Seufzer, „als jene wunderbare Schönheit, Sophie Eleonore von Kessel, eine der Kammerfrauen meiner Mutter."

„Ah," rief Vitzthum in langgedehntem Tone, denn nun ging ihm plötzlich ein Licht auf. „Fräulein von Kessel wird allerdings als sehr tugendhaft gerühmt; allein wenn Euer Durchlaucht weiter nichts verlangen als eine Unterredung, so sollte doch, meine ich, hiefür Rath werden."

„Meinst du?" seufzte der Kurfürst zum dritten Male. „Ich habe es schon auf alle Art versucht, aber immer vergeblich. Freilich, wenn ich hätte Aufsehen erregen wollen, so hätte sie mir natürlich nicht ausweichen können; allein," setzte er mit Nachdruck hinzu, „das ist es ja gerade, was ich vermeiden wollte."

„Natürlich," nickte Vitzthum, „ganz natürlich. Trotzdem aber, hm! ja trotzdem, meine ich, könnte Rath werden. Lassen Sie mich einmal nachdenken, Durchlaucht. Nur ein ganz klein wenig. Ha," rief er dann in freudigem Tone, „ich hab's. Durchlaucht sollen das spröde Fräulein sprechen, und zwar ganz im Stillen unter vier Augen."

„Ohne daß ein Unberufener etwas davon erfährt?" versetzte Friedrich August mit einem sehr ungläubigen Gesichte. „Freund, du müßtest dich auf Zauberkünste verstehen."

„Nein," lachte der Kammerherr, „weder auf Hexerei, noch auf Zauberei, sondern es soll Alles ganz natürlich dabei zugehen. Erinnern Sie sich noch, was damals bei dem Donnerwetter die Frau Kanzlerin sagte? Nun, sie erzählte Ihnen, daß ihre junge Schützlingin, die schöne Eleonore von Kessel, alle Monate einen Urlaub von acht Tagen bekomme und daß sie dieselbe eingeladen habe, diesen Urlaub regelmäßig bei ihr auf ihrem Landgut zuzubringen. Ist's nicht so, Durchlaucht?"

„Ganz richtig," erwiederte der Kurfürst, der anfing sehr aufmerksam zu werden. „Aber was nun weiter?"

„Was weiter?" sprach der Kammerherr. „Ei nun, ich denke, diese Urlaubszeit müßte jetzt eben wieder beginnen und wenn dem so ist, so wäre Fräulein von Kessel ohne Zweifel in den nächsten Tagen wieder auf dem Landgut der Frau Baronesse von Friesen zu treffen."

„Und dein Rath ist nun," erwiederte Friedrich August, „ich solle ihr dort einen Besuch abstatten? Ja wohl, damit man den Tag darauf am Hofe von nichts Anderem spräche!"

„Nicht so, Durchlaucht," meinte der Kammerherr von Vitzthum; „aber Sie könnten ja, so bald ich erkundet, daß das Fräulein sich auf dem Gute eingefunden hat, in dem großen Walde hinter Pillnitz eine Jagd veranstalten und dann würden Sie sich mit mir zufällig ein wenig verirren. Dieser Zufall brächte uns selbstverständlich nach dem bewußten Landgut und da müßte es doch ganz sonderbar zugehen, wenn ich nicht die Frau Kanzlerin so lang zu beschäftigen vermöchte, bis Sie Ihrer schönen Dame alles gesagt haben, was Sie ihr sagen wollen."

Jetzt leuchteten die Augen des Kurfürsten. „Beim Himmel, Vitzthum," rief er, demselben seine Hand reichend, „so könnte es gehen, und den möchte ich dann sehen, der mir diesen Zufall übel deuten wollte. Doch hätten wir es so anzugreifen, daß die Frau Kanzlerin selbst überzeugt wäre, wir seien nicht absichtlich gekommen."

„O," lachte Vitzthum, „darauf soll sie Stein und Bein schwören. Lassen Sie mich nur machen, Durchlaucht, und nicht wahr, mit der Schwermuth hat es nunmehr ein Ende?"

Es hatte auch richtig ein Ende damit und Jedermann am Hofe verwunderte sich, daß der Kurfürst urplötzlich seine frühere Energie und Lebhaftigkeit wieder gefunden habe. Nicht blos hierüber aber verwunderte man sich, sondern auch darüber, daß Seine Durchlaucht von jetzt ab die früher täglichen Besuche bei seiner Mutter ganz einstellte, gerade wie wenn er kein Interesse mehr hätte, durch deren Vorzimmer zu gehen.

„Sie ist fort, ich habe sie selbst abfahren sehen," flüsterte zwei Tage nachher der Kammerherr von Vitzthum seinem Herrn und Gebieter zu und alsbald ordnete letzterer auf den andern Morgen eine große Parforce-Jagd in dem weiten Forste, der sich hinter Pillnitz ausdehnte, an. Fast alle Cavaliere des Hofs und noch verschiedene andere Herren wurden dazu eingeladen und überdem traf man auch sonst die umfassendsten Vorbereitungen. So konnte natürlich kein Mensch auf den Gedanken kommen, die Jagd werde blos veranstaltet, um als Maske für ein anderes Unternehmen zu dienen, und die Gewißheit hievon stimmte den Kurfürsten ungemein heiter. War doch sein erster Grundsatz der, den Anstand zu wahren und insbesondere der Kurfürstin gegenüber alle die Rücksichten zu beobachten, welche sie als seine Gattin zu beanspruchen berechtigt ist!

Ungemein frisch und heiter brach der Jagdmorgen an und eben so frisch und heiter erglänzte das Auge des Kurfürsten Friedrich August. Auch nahm er den regsten Antheil an der Jagd selbst und überall war er mit seinem prächtigen Renner an der Spitze. Nach einer Stunde jedoch gab ihm sein vertrauter Kammerherr einen heimlichen Wink und alsbald begann er die Verfolgung eines Hirsches in einer Weise, daß ihm nur Wenige zu folgen vermochten. Ja selbst von diesen blieben nach und nach Alle zurück, den Kammerherrn von Vitzthum allein ausgenommen, denn letzterer ritt ein nicht minder edles Pferd als der Kurfürst, und in der Kunst des Reitens that er es ihm ohnehin gleich.

„Hurrah!" rief Vitzthum, nachdem dies Spiel eine halbe Stunde gedauert hatte. „Wir haben sie sämmtlich weit hinter uns und nun, Durchlaucht, rechts ab, diesen schmalen Waldweg entlang."

Der treue Diener war nämlich die letzten paarmal vierundzwanzig Stunden nicht müssig gewesen, sondern hatte jeden Weg und Steg im bewußten Forste erkundet, so daß er ganz genau Bescheid wußte. Auch währte es nicht allzu lange, so bekamen sie durch die letzten Bäume hindurch das Landhaus des Kanzlers von Friesen zu Gesicht und nun ritten sie am Saume des Waldes hin, um die Hinterseite des Hauses zu gewinnen. „An einem solchen

wunderschönen Herbstmorgen," hoffte Friedrich August im Stillen, „wird Fräulein Eleonore nicht im Zimmer sitzen geblieben sein und ich werde sie daher in einer der Alleen des Parks oder noch besser in jenem Pavillon, wo wir uns zum ersten Male sahen, überraschen können."

Noch einige Minuten und sie hatten den Pavillon vor sich. Allerdings in ziemlicher Entfernung, aber der Kurfürst besaß das Auge eines Falken. „Siehst du dort etwas Weißes schimmern?" rief er plötzlich, sein Pferd anhaltend. „Dort auf der Veranda des Pavillons? Gewiß, das ist sie, denn es scheint ihr Lieblingsplätzchen zu sein."

Sie sprengten vorwärts, aber auf einem weiten Umweg, um durch die Bäume geschützt von der Veranda aus nicht gesehen werden zu können und es däuchte den Kurfürsten eine Ewigkeit, bis er auf diesem Umweg die Hecke erreichte. Jetzt übrigens ein Satz und er war hinüber. Ihm nach sein Kammerherr von Vitzthum. Dann sprang der Kurfürst vom Pferde, dessen Zügel er seinem Begleiter zuwarf, und mit der Schnelligkeit eines Rehes hatte er den Pavillon erreicht.

Ein Schrei ertönte von oben, der ängstliche Schrei eines Weibes. Er kam von Eleonore von Kessel, denn der Kurfürst hatte recht gesehen; sie saß auf der Veranda, ihrem Lieblingsplätzchen. Den Schrei aber stieß sie aus, wie sie Geräusch hörte und zugleich einen Mann erblickte, der auf den Pavillon zurannte.

Wer der Mann sei, war ihr in der ersten Verwirrung nicht klar; doch fühlte sie, daß dessen Eile ihr gelte und rasch sprang sie auf, sich durch die Flucht zu retten. Schon hatte sie die Treppe erreicht; schon wollte sie hinabstürzen, da stand der Mann vor ihr und Herr Gott im Himmel, wie ward ihr? Der Mann war der Kurfürst! Alles Blut drang ihr zum Herzen und bleich wie der Tod knickte sie zusammen. Doch Friedrich August fing sie in seinen Armen auf und welche Wonne nun für ihn, sie an seine Brust zu drücken!

Einige Minuten vergingen, bis die junge Dame ihre Augen wieder aufschlug; aber nun sie sich in den Armen des Kurfürsten

sah, erfaßte sie ein neuer fast noch größerer Schrecken. „Hülfe! Hülfe!“ wollte sie laut aufschreien, doch die Stimme versagte ihr und statt dessen kamen Thränen in ihre Augen.

„Mein theures Fräulein, erschrecken Sie nicht,“ sprach nun Friedrich August und seine Worte klangen so sanft, wie das Säuseln des Zephyrs. Zugleich hob er sie zart empor und geleitete sie nach einem der Pavillonsbänke, sich ihr zur Seite niederlassend. „Mein theures Fräulein,“ begann er sofort wieder, „ich that sehr unrecht, Sie so zu überfallen; aber ich konnte mir nicht helfen, ich mußte den Augenblick erhaschen, wo Sie sich allein befanden, denn nach diesem Augenblicke sehne ich mich nun schon eine ganze Ewigkeit lang. Doch Sie zittern immer noch,“ setzte er dann fast traurig hinzu; „bin ich denn ein so furchteinflößendes Wesen, daß gar kein anderes Gefühl in Ihnen Platz greifen kann?“

Eleonore v. Kessel zitterte in der That heftig, und auf ihrem Gesichte wechselte Roth und Weiß in rascher Folge. Doch jetzt, als sie den Kurfürsten so sanft und sogar ehrerbietig sprechen hörte, begann ihr Muth zurückzukehren und mit dem Muthe fand sie auch ihre Fassung wieder. „Kurfürstliche Durchlaucht,“ erwiederte sie, „ich weiß nicht, was Sie hierher geführt; aber ... aber so viel ist gewiß, daß ich hier keine Minute länger bleiben darf.“

Sie erhob sich rasch, um sich zu enfernen; aber eben so rasch sank sie wieder zurück, denn sie hatte ihre Kraft überschätzt und ihre Füße versagten ihr den Dienst.

„Mein theuerstes Kind,“ begann nun wieder Friedrich August im sanftesten Tone, „warum wollen Sie sich entfernen? Oh, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, weil Sie sich mir immer so grausam entzogen, Sie müßten Mitleid mit mir empfinden. Vier Wochen sind es jetzt, daß ich Sie zum ersten Male sah und gleich damals hat mich Ihre vorsorgliche Theilnahme so unendlich beglückt. Jeden Tag wachte ich von jener Zeit an mit dem innigsten Wunsche auf, Ihnen zu sagen, wie dankbar ich Ihnen dafür sei, und mit dem gleichen Wunsche beseelt legte ich mich wieder nieder. Sie aber, ach, nicht ein einziges Mal vergönnten Sie es mir, mich

Ihnen zu nähern, und so habe ich mich wohl in Ihnen getäuscht. Nicht ein Funke von Mitgefühl lebt in Ihnen; nein, nur Härte und Kälte, recht abstoßende Härte und Kälte."

„Mein Gott, mein Gott," rief Eleonore von Kessel, „wie falsch beurtheilen Sie mich. Ich hart und kalt gegen Sie! Ich, die ich Sie verehre und bewundere! Ich, die ich alle Tage für Sie bete und keinen höheren Wunsch kenne, als daß Gott ....."

Sie schwieg in höchster Verwirrung und ihr Auge suchte den Boden. Er aber betrachtete sie mit glühenden Blicken und warf sich dann mit Ungestüm vor ihr auf die Kniee nieder.

„Nicht so, nicht so, mein theuerstes Fräulein!" schrie er. „Nicht Bewunderung und Ehrfurcht fordere ich von Ihnen, denn nicht den Fürsten sollen Sie in mir sehen, sondern einen demüthigen Freund und Verehrer. Ja, Schönste der Schönen, jetzt ist mir's kund geworden, was ich für Sie fühle. Jetzt weiß ich, daß mein ganzes Herz in Liebe für Sie auflodert und hier zu Ihren Füßen werde ich sterben, wenn Sie mir den Trost versagen, daß Sie mich anhören wollen!"

Er hatte ihre Hände erfaßt, als er diese glühenden Worte heraussprudelte und schon erkühnte er sich, seinen Arm um ihre Hüfte zu schlingen, als sie in der höchsten Bestürzung aufsprang. „Um des Himmels Barmherzigkeit willen, was thun Sie," flüsterten ihre Lippen, während sie sich von ihm zu befreien suchte. „Bedenken Sie doch meine Ehre! Wenn einer der Diener hereinträte und Sie zu meinen Füßen entdeckte, ich wäre für ewig verloren."

Jetzt hörte man auch wirklich Geräusch, als ob Jemand die Treppe heraufkomme, und gerührt von der fast wahnsinnigen Angst des Fräuleins stand der Kurfürst im Nu auf seinen Füßen. Im nächsten Moment hatte er die Veranda erreicht und sich über dieselbe hinausschwingend sprang er, ohne die Tiefe zu beachten, in den Garten hinab. Zum Glück übrigens war diese Tiefe keine bedeutende, und so kam er von dem Sprunge nicht zu Schaden.

Der Kammerherr von Vitzthum hatte die ganze Zeit über mit den Pferden auf den Kurfürsten gewartet und jetzt, wie er denselben über die Veranda herunterspringen sah, näherte er sich ihm augen-

blicklich. Den Augenblick darauf saß der Kurfürst im Sattel und nun ritt er gemächlich, als wäre er mit seinem Begleiter so eben erst in den Park gelangt, dem Wohnhause zu, um sich bei der Frau Kanzlerin zu einem unversehenen Frühstück anzumelden. „Er sei auf der Jagd verirrt," sagte er zu ihr, die ihn natürlich mit der unbegrenztesten Freude empfing, „und habe, als er das Landhaus von der Ferne entdeckte, der Versuchung nicht widerstehen können, einen abermaligen Besuch daselbst abzustatten."

Auf diese Art gelang es dem Kurfürsten, den wahren Grund seiner Anwesenheit zu verdecken, und ohne Zweifel wäre seine Zusammenkunft mit dem Fräulein von Kessel für immer ein Geheimniß geblieben, wenn er es hätte hiebei bewenden lassen. Allein die Liebe war allzumächtig in ihm und trieb ihn blindlings weiter und weiter.

Die nächsten acht Tage übrigens, welche unmittelbar auf die Jagd folgten, verliefen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Im Gegentheil, Alles ging im gewohnten Geleise fort und kein Mensch ahnte daher, daß ein furchtbarer Auftritt so ganz nahe vor der Thüre stehe. Um so größer war aber auch der Alarm, welchen dieser Auftritt verursachte, und fast hätte man geglaubt, man sei in die aufregenden Zeiten der Rochlitz'schen Herrschaft zurückversetzt.

Es war gegen das Ende des Monats September, als Fräulein von Kessel von ihrem Ausflug nach dem Landgut der Frau Kanzler von Friesen zurückkehrte, um sofort ihren Dienst bei der Frau Kurfürstin-Mutter wieder anzutreten, und unmitttelbar nach dieser Rückkehr berief der Kurfürst Friedrich August seinen vertrauten Kammerdiener Hoffmann in sein Kabinet. „Hier, nimm dieß," sagte er zu ihm, indem er ihm ein kostbares Kästchen überreichte, „und bringe es dem Fräulein von Kessel. Ich hoffe aber, du greifst es geschickt an, und kein Mensch sieht dich, wie du das Kästchen überreichst." Der Kammerdiener war ein sehr kluger Mensch und nahm das Kästchen, ohne eine Miene zu verziehen. Auch richtete er seinen Auftrag mit der größten Pünktlichkeit aus und schon am Spätabend konnte er seinem Herrn referiren, daß

Alles auf's Beste besorgt sei. Er hatte das Kästchen dem Fräulein selbst in die Hände gegeben und war dann verschwunden, ohne von irgend Jemanden bemerkt worden zu sein.

Wie jetzt die Augen Friedrich Augusts funkelten! „Ich möchte dabei sein," murmelte er in großer Aufregung, „wenn sie das Kästchen öffnet. Gewiß stößt sie einen Schrei des Entzückens aus und gewiß glaubt sie an die Unwandelbarkeit meiner Liebe. Der Schmuck muß ihr aber auch vortrefflich stehen und ha! mit welchem Neid die andern Damen auf sie blicken werden! Sie die Schönste und Reichste von Allen, eine wirklich unvergleichliche Erscheinung!"

Also sprach der Kurfürst Friedrich August zu sich selbst, und er hatte auch Grund, so zu sich zu sprechen. Das Kästchen nämlich, welches er dem Fräulein von Kessel sandte, enthielt einen kostbaren Schmuck; einen Brillantschmuck im Werth von sechzigtausend Thalern und von so feiner Arbeit, daß er die Bewunderung jedes Kenners erregen mußte. Friedrich August hatte ihn erst vor kurzem gekauft, um ihn seiner Gemahlin an ihrem nächsten Geburtstag zu verehren; allein er änderte seine Gesinnung, seit er das Fräulein von Kessel liebte, denn jetzt däuchte ihm nur noch das Fräulein einer solchen Auszeichnung würdig. Doch sehen wir nun, welche Wirkung der genannte Schmuck hervorbrachte!

Am Spätabend erhielt Eleonore von Kessel das Kästchen, eben als ihr Dienst bei der Kurfürstin-Mutter zu Ende gegangen war. Auch verschwand der Kammerdiener, der es ihr überreichte, so schnell, daß sie nicht einmal Zeit hatte, eine einzige Frage an ihn zu richten. So blieb das Etui in ihren Händen, ohne daß sie eigentlich wußte, wie ihr geschah, und mechanisch stellte sie es vor sich auf den Tisch. Nun aber fing sie an nachzudenken.

„Du mußt es augenblicklich und uneröffnet zurücksenden," rief eine Stimme in ihr und schon war sie im Begriff, dieser Stimme zu gehorchen. „Aber nein," rief eine andere Stimme, „das wäre eine grenzenlose Vermessenheit, „denn es ist der Kurfürst, der dir dies Kästchen sendet und ihm bist du Ehrfurcht und Gehorsam schuldig." So stritten sich die beiden Stimmen, und während sie

sich stritten, blieb das Kästchen unberührt und uneröffnet auf dem Tische stehen.

„Ich muß mir's doch wenigstens betrachten," sprach sie drauf entschlossen und trat näher an das Wachslicht, das auf dem Tische brannte. Das Aussehen des Etuis aber war sehr einladend und fast überreich. Unwillkürlich stieß sie einen Seufzer aus und während sie seufzte, drückte ihr Finger an der Feder, welche das Schloß vorstellte. Der Deckel sprang auf und ein Schrei der Bewunderung entfuhr ihr.

Und wo wäre das Weib zu finden gewesen, das diesen Schrei nicht ausgestoßen hätte? Vor ihr lag ein Schmuck, wie sie noch keinen gesehen. Schwer goldene Armbänder mit Diamanten besetzt; ein Collier von Perlen mit einem funkelnden Kreuze; Ohrgehänge von Brillanten und eine Gürtelschnalle, ebenfalls mit großen Edelsteinen besetzt. Es war eine Herrlichkeit über alle Begriffe!

Lange schaute sie hin, sehr lange, und kaum konnte sie den Blick abwenden. Aber plötzlich stieg eine tiefe Röthe in ihr auf, denn neben den Schmucksachen lag ein Briefchen und das Briefchen duftete wie lauter Veilchen. Sie warf einen Blick hinein, sie konnte nicht anders. Aber wie sie nun die Buchstaben entzifferte, da flammte die Röthe in ihrem Gesichte noch höher auf und verbreitete sich bis über Hals und Busen. „Er liebt mich," flüsterte sie leise; „liebt mich über alle Maßen, und ich, o mein Gott, ich . . . . . ich liebe ihn wieder."

Sie sank auf einen Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Dann hob sich ihre Brust fast convulsivisch und endlich flossen dicke Thränen über ihre bleich gewordenen Wangen herab. Lange saß sie so ein Bild der tiefsten Bekümmerniß. Aber plötzlich kam wieder Leben in sie und rasch erhob sie sich zu voller Größe. „Wohin würde es mich führen?" rief sie. „Zu Schmach und Erniedrigung. Und der Schmuck hier, was soll er sein? Der Preis für meine Tugend!" Fest entschlossen nahm sie das duftende Briefchen und hielt es an's Licht, bis es vollständig verkohlt war. „Gut," rief sie, „und nun die Antwort." So sprechend setzte sie sich an den Tisch und schrieb mit flüchtiger Hand einige Zeilen.

Nachdem sie geschrieben, las sie das Billettchen noch einmal durch und nun erst nahm ihr Gesicht den gewohnten Ausdruck wieder an.

„Für heute ist es zu spät,“ sagte sie darauf, „aber gleich morgen Vormitag soll meine Dienerin das Kästchen dem Kammerdiener zurückbringen und er mag es ihm dann einhändigen. Es wird ihn wohl für den Augenblick betrüben, doch kann er dann doch nicht aufhören, mir seine Achtung zu schenken.“ Tief aufathmend faltete sie die Hände und in heißem Gebet dankte sie dem Himmel, daß er ihr solche Stärke verliehen.

Wiederum verging so eine geraume Zeit, während welcher sie lautlos dasaß. Dann stand sie auf und nahm das Briefchen, um es in das Kästchen zu legen. Da fiel ihr Blick nieder auf das blitzende Geschmeide und ach, es glänzte gar zu unwiderstehlich. „Ein Verbrechen wirds nicht sein,“ flüsterte sie nunmehr, „die Kostbarkeiten näher zu betrachten, denn mein Entschluß, sie zurückzusenden, ist ja unwiderruflich gefaßt.“ Sie betrachtete sie also näher, die Kostbarkeiten, und um dies möglich zu machen, nahm sie ein Stück nach dem andern heraus. „Herrlich, herrlich,“ rief sie einmal über das andere; „in Wahrheit einer Königin würdig!“

Und wie sie nun das Collier in der Hand hielt, da kam ihr urplötzlich ein Gelüsten. „Wie ich mich wohl ausnehmen würde,“ rief sie, „wenn ich mir es um den Hals schlänge!“ So schnell ihr der Gedanke kam, so schnell führte sie ihn auch aus und wie sie sich nun im Spiegel betrachtete, ha! welch' eine Pracht und welch' ein Glanz! Sie zündete ein zweites Licht an, um den Anblick noch schöner zu haben, und in der That, sie hatte ein Recht, sich zu bewundern, denn das Perlenhalsband mit dem funkelnden Kreuze ruhte auf einem Hals und Busen so weiß und schneeig, wie Alabaster. à la Clauren!

Nun fiel ihr Blick auf die kostbaren Armbänder und — warum sollte sie dieselben nicht ebenfalls anprobiren? Nur auf wenige kurze Minuten; nur um zu sehen, wie sie ihr ständen! Und sie nahm die Armbänder und legte sie sich um. Und gleich darauf nahm sie auch die Ohrgehänge und so nach und nach den ganzen Schmuck. Und wie sie nun dastand, angethan mit all' diesen

Kleinodien, und wie sie ihre schlanke hohe Gestalt von allen Seiten in den beiden correspondirenden Spiegeln betrachtete, da stieg abermalen die Röthe in ihr Gesicht, aber diesmal war es weder die Röthe der Scham, noch die des Zornes, sondern die des Stolzes und diese Röthe des Stolzes gebührte ihr, denn ich wiederhole es, ein schöneres, glänzenderes und doch zugleich lieblicheres Wesen konnte man nicht leicht finden.

Ja sie stand vor den beiden Spiegeln und bewunderte sich beim Schein der beiden Wachskerzen. Und nicht blos eine oder zwei Minuten lang that sie dies, sondern eine ziemlich geraume Zeit über, vielleicht eine ganze Viertelstunde. Aber dann preßte sie plötzlich die Hand auf ihr Herz und athmete schwer und tief auf. „Ich hab's gelobt," sagte sie dann, „und werde mein Wort halten." Und so sprechend nahm sie zuerst das Collier ab und legte es sorgsam in das Kästchen. Drauf folgten die Armbänder, die Ohrgehänge und der ganze übrige Schmuck, und wie sie Alles fein und zierlich geordnet hatte, ganz in derselben Weise, wie es früher dagelegen, fügte sie auch das kleine Briefchen hinzu, welches sie vorhin geschrieben, ich meine das Absagebriefchen an den Kurfürsten. Jetzt noch ein Blick und zuflog der Deckel. Begleitet aber, wie ich nicht in Abrede ziehe, mit einem langen, langen Athemzuge. Eine Weile nachher löschte sie die Lichter und suchte ihr stilles einsames Lager.

Es war ein harter schwerer Kampf, den Eleonore von Kessel in dieser Nacht gekämpft hatte, aber der Sieg war ihr geblieben. Ein ruhmreicher herrlicher Sieg, an dem die Engel im Himmel ihre Freude haben mußten. Doch die Menschen auf Erden?

Von einem Mansardenstübchen, das dem Zimmer Eleonorens gerade gegenüber, nur um einen Stock höher lag, konnte man dieses Zimmer vollständig übersehen, so wie die Fenstervorhänge nicht herabgelassen waren, und Eleonore hatte in ihrer Aufregung heute vergessen, die Vorhänge zuzuziehen. So wurde denn Alles genau beobachtet, was sie mit dem Schmuck gethan, denn in dem Mansardenstübchen wohnte eine ältere Zofe der Kurfürstin Eberhardine, welche dieselbe aus Baireuth mitgebracht hatte, und diese

Zofe besaß die Gabe der Neugierde in einem bedeutend hohen Grade. Sie legte sich daher stets auf die Lauer, bei Nacht wie bei Tag, und nichts entging ihr, was nur irgend im Bereich ihrer scharfen grauen Augen lag. Doch nicht blos die Gabe der Neugierde besaß sie, sondern auch die des Neides und letztere in einem sehr bedeutenden Grade, wie es manchmal Jungfrauen über den Vierzigen zu passiren pflegt. So kam es denn, daß sie das Fräulein von Kessel schon gleich von der ersten Minute an, wo sie desselben ansichtig wurde, mit sehr scheelen Augen betrachtete, denn das Fräulein besaß das im vollsten Maße, was ihr vollständig abging: Jugend, Liebenswürdigkeit und Schönheit. Mit dem Scheelsehen allein aber begnügte sie sich nicht, sondern sie suchte auch emsig, ob sie nichts ausfindig machen könnte, womit sie die junge Dame zu begeifern vermöchte. Irgend ein Makel, und wär's auch ein halb unsichtbarer — ha, welch' eine Lust, wenn sie eines solchen habhaft wurde und wenn es ihr dadurch gelang, das schöne Kind in den Koth herabzuziehen! Bisher war alle Mühe vergeblich gewesen, aber heute Abend — ja wahrhaftig, heute Abend, wie sie schon zu Bette gehen wollte, sah sie Etwas, was ihr als Handhabe zu dienen versprach, und flugs legte sie sich hinter ihr kleines Fenster, um sich auch nicht das Geringste entgehen zu lassen. Und was sah sie nun? Bei Gott Dinge, über deren Anblick ihr das vertrocknete Herz im Leibe hüpfte; Dinge, aus welchen sich Großes schließen ließ. Oder wie, glänzte das nicht zu ihr, die im Verborgenen lauschte, herüber wie lauter Edelgestein? Sie strengte ihre Augen auf's äußerste an, da die Entfernung keine ganz geringe war; allein zum Glück zündete die verhaßte Person, die Eleonore von Kessel, jetzt zwei Wachskerzen an und nun konnte die gelbgrüne Spionin gut genug sehen. Ja wohl, es war goldenes Geschmeide, mit welchem sich die Eleonore schmückte, und das Geschmeide war besetzt mit ächten Perlen, Rubinen und Diamanten, denn nur ächtes Gestein konnte so schimmern.

„Es muß einen immensen Werth haben," flüsterte sich die Lauscherin zu, „denn meine Prinzeß Eberhardine kann Schöneres nicht aufweisen." Dann dachte sie nach, auf welche Weise wohl

die vielen Kostbarkeiten in den Besitz des Fräuleins gekommen sein könnten, und diese Frage verursachte ihr viel Kopfzerbrechen. „Gekauft?“ rief sie. „Pah, das Ding da drüben ist ja so arm wie eine Kirchenmaus. Also gestohlen!“ fuhr sie fort und bei diesem Gedanken blieb sie lange stehen. Es wäre so herrlich gewesen, wenn sie das junge schöne Kind als Diebin hätte ins Zuchthaus bringen können! Aber nachher kamen ihr doch wieder Zweifel, denn, einen solchen Diebstahl zu begehen, mußte mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein und überdieß hätte man dann längst Lärm gemacht. „Ich hab's, ich hab's!“ jubelte es plötzlich in ihr auf und eine unendliche Schadenfreude lagerte sich auf ihrem alten häßlichen Gesichte. „Eine Dirne ist sie, eine schamlose freche Dirne, die sich irgend einem Reichen und Vornehmen verkauft hat. Ja wohl, einem der Reichsten und Vornehmsten, wenn nicht gar dem Allervornehmsten, und es ist also meine Pflicht, daß ich sie morgen meiner Prinzessin denuncire!“

Dieser Entschluß stand sogleich fest in ihr und nur darüber, wie sie die Denuncation am besten einkleiden und einwickeln sollte, um sich selbst keinen Schaden zu bereiten, war sie im ersten Momente nicht ganz im Reinen. Endlich aber — freilich Mitternacht war längst vorüber — hatte sie auch dieß mit sich abgemacht und nun schloß sie mit einem grinsenden Lächeln ihr Fensterchen. „Es wird einen tüchtigen Sturm setzen,“ rief sie, sich die Hände reibend; „aber ich wasche meine Hände in Unschuld, denn ich nenne keinen Namen und lasse meine Prinzessin-Kurfürstin höchstselbst den errathen, der solch' prächtige Präsente zu machen im Stande ist.“

Den andern Morgen stand die alte Zofe, trotzdem sie nur wenig geschlafen hatte, sehr frühe auf und erwartete mit Sehnsucht auf die Stunde, wo sie bei ihrer Herrin, der Kurfürstin Eberhardine, mit dem Ordnen der Haare, denn dies war ihre Function, beginnen könnte. Kaum aber hatte diese Stunde geschlagen, so eilte sie auch mit jugendlicher Eile hinab und stellte sich hinter den Stuhl der Kurfürstin. Nicht jedoch, um sofort mit ihrer Mähr loszuplatzen, sondern vielmehr, um ihre Lippen fest zusammenzupressen, als wäre es ihr rein unmöglich, dieselben zu

öffnen. Sie kannte ihre Herrin und wußte, daß sie auf diese Art am leichtesten zum Ziel gelangen würde.

„Nun, Brigitte?“ sagte die Kurfürstin lächelnd, nachdem dies Spiel eine Zeit lang gedauert hatte. „Ich sehe, du hast etwas auf dem Herzen und sehnst dich darnach, daß ich dir die Zunge löse?“

„Ja wohl drückt mich's,“ erwiederte die Zofe mit einem frommen Blicke nach Oben, „denn es ist auch gar zu arg, wie tief die Verdorbenheit sich heutzutage in die Jugend einfrißt. Aber Gott soll mich bewahren, daß auch nur ein Wort über meine Lippen kommt. Eure Durchlaucht wissen ja, wie tief ich alles hasse, was einer Angeberei auch nur von Ferne ähnlich sehen könnte.“

„Ja wohl, du bist eine gutmüthige Seele,“ versetzte die Kurfürstin, welche in der That diese Meinung hegte; „aber,“ setzte sie abermals lächelnd hinzu, „wissen möchte ich doch, was dich so sehr drückt.“

Doch die Zofe schüttelte das Haupt und stieß zugleich einen schweren Seufzer aus. „Nein, Durchlaucht,“ sagte sie sodann, „Ihre reine Seele darf nicht in diesen Pfuhl der Sünde schauen und überdem, wer bürgt mir dafür, daß nicht durch das, was ich erkundet, die Ruhe Ihres Herzens getrübt werden könnte?“

„Die Ruhe meines Herzens?“ rief die Kurfürstin, deren Lächeln jetzt plötzlich verschwand. „Steht denn das, was du erfahren hast, mit mir in näherem Zusammenhang?“

„Nein, nein,“ verwahrte sich die Zofe; „das heißt, ich hoffe, daß es nicht so sein wird; aber . . . . aber . . . . nun ich sehe schon, ich darf nicht länger hinter dem Berge halten und so will denn lieber Alles der Ordnung nach erzählen. Denken Sie sich also . . . . . .“

Doch warum den Leser mit ihrem Wortschwall ermüden? Genug, sie referirte Alles, was sie von ihrem Fensterchen aus beobachtet hatte, und wenn sie nun auch hierin der Wahrheit nicht gerade zu nahe trat, so erlaubte sie sich doch eine Menge von Uebertreibungen, besonders in Hinsicht der Kostbarkeit des Schmuckes. Auch setzte sie zum Schluß noch hinzu, daß das junge Fräulein,

nachdem es das Geschmeide angelegt, wie verrückt im Zimmer herumgetanzt sei und dann vor Bettgehen noch jedes einzelne Stück mit tausend Küssen bedeckt habe."

Eine tiefe Stille trat ein, als die alte Brigitte mit ihrer Erzählung zu Ende war, und die letztere hütete sich wohl, dieselbe zu unterbrechen.

„Eine entsetzlich freche Person," sagte endlich die Kurfürstin; „ja wohl, entsetzlich frech. Doch, wie mag sie wohl in den Besitz des Schmuckes gekommen sein?"

„Wie?" rief die Zofe. „Nun, das läßt sich wohl mit Händen greifen. Der Sündenlohn war es für ihre . . . Aber nein, halt, mit Schweigen sich verredt Niemand."

„Also recht kostbar war es, das Geschmeide?" fuhr die Kurfürstin fort, ohne auf die letzten Worte ihrer Dienerin zu hören. „Daraus ließe sich allenfalls ein Schluß ziehen."

„Ja wohl, ein Schluß!" stimmte die Zofe in giftiger Weise bei. „Einen solchen Reichthum zu verschenken, dazu ist nur Einer . . . . . Herr Jesus, was hätte ich da bald für ein Unheil angerichtet! Aber nein, ich habe nichts gesagt und werde auch nichts sagen, und wenn man mich in Stücke zerrisse."

Die Kurfürstin wurde bleich wie die Wand, denn ein böser, böser Verdacht stieg in ihr auf. „Nur Einer?" rief sie. „Nur Einer kann solchen Reichthum verschenken? Ja, beim Himmel, so ist es; nur ein Einziger im ganzen Lande ist dessen fähig!"

Sie sprang auf und verlangte mit Ungestüm ihren Morgenmantel. Dann stürzte sie fort in der Richtung der Zimmer, welche die Kurfürstin-Mutter bewohnte.

Die Kurfürstin-Mutter ließ sich eben den Morgensegen vorlesen, als ihre Söhnerin mit so großem Ungestümm zu ihr in's Zimmer drang; da die beiden Frauen aber sehr intim mit einander standen, so wurde die gewaltsame Unterbrechung ohne Zornausbruch geduldet. Ja die ältere Dame entsprach sofort der Bitte der Jüngeren um eine Unterredung unter vier Augen, und gab der Vorleserin einen Wink, sich in's Vorzimmer zurückzuziehen. Mein Gott, es mußte etwas Höchstwichtiges vorgefallen sein,

denn die Kurfürstin Eberhardine war sonst die gottvertrauende Gleichmüthigkeit selbst, die sich nicht leicht durch irgend etwas in ihrer Ruhe stören ließ.

Wohl zehn Minuten lang blieben die beiden hohen Damen in ihrem Tête-à-Tête bei einander und die im Vorzimmer Harrenden vergingen fast vor Neugierde, was dies zu bedeuten hätte. Allein so sehr sie auch ihr Gehör anstrengten, und so heftig der Discurs der zwei Kurfürstinnen hie und da zu werden drohte, so konnten sie doch nichts verstehen, als einzelne wenige aus dem Zusammenhange herausgerissene Worte. Endlich jedoch wurde die Thüre aufgerissen und die Kurfürstin-Mutter unter die Schwelle tretend befahl, augenblicklich ihren Obristhofmeister, den Baron Hans Haubold von Einsiedel, herbeizuholen. „Er soll kommen, wie er geht und steht," fügte sie ihrem Befehle noch bei, „denn wir bedürfen seiner zu einer unmittelbaren Dienstleistung."

Natürlich wurde der Befehl in der Minute in Vollzug gesetzt und in unglaublich kurzer Zeit stand der Obristhofmeister vor der Kurfürstin-Mutter. Allein, das war doch nicht zum Aushalten, selbst jetzt erfuhren die im Vorzimmer Harrenden nichts, da man ihnen die Thüre abermals vor der Nase zuschlug. Zum Glück übrigens kam der Obristhofmeister schon nach wenigen Minuten wieder von den beiden Kurfürstinnen heraus und nun hofften die von der Neugierde Gequälten, daß sich das Geheimniß endlich entschleiern werde. Allein nein, er ging ernsten und gemessenen Schrittes der Treppe zu, welche nach den Zimmern der Kammerfrauen führte, und nicht eine Silbe kam über seine Lippen.

Es ist ein eigenthümlich Ding um die Hofluft. Sie ist so elastisch und fein, daß, wenn irgendwo innerhalb des Palastes etwas Ungewöhnliches vor sich geht, selbst die am entferntesten Ende Wohnenden schon im nächsten Augenblicke Witterung davon haben und spornstreichs dahin eilen, wo das Ungewöhnliche sich ereignet. So konnte es denn auch gar nicht fehlen, daß sich von den in der Hofburg zu Dresden Angestellten an diesem Morgen trotz der frühen Stunde gar Viele, die eigentlich gar nicht dahin gehörten, in dem Gange oder Corridor zu schaffen machten, welcher

zu den Apartements der Kurfürstin-Mutter führte, und unter diese Viele gehörte auch der erste Kammerdiener des Kurfürsten Friedrich August, der von uns bereits genannte Franz Joseph Hoffmann. Sein Dienst rief ihn jetzt gerade zu seinem Herrn, allein er witterte etwas Ungewöhnliches und so riskirte er doch lieber eine kleine Zurechtweisung, als daß er fortgegangen wäre, ohne seine Neugierde zu befriedigen.

Zehn Minuten etwa, nachdem der Obristhofmeister von Einsiedel die zu den Kammerfrauen in die obere Etage führende Treppe hinaufgestiegen war, kehrte er auf demselben Wege zurück; aber er kam nicht allein, sondern in Begleitung einer jungen Dame, des Fräuleins von Kessel, und diese junge Dame, deren Gesicht eine Leichenblässe deckte, trug ein wunderbar schön gearbeitetes Schmuckkästchen unter dem Arme. Einen Moment später verschwanden die Beiden, der Obristhofmeister und das Fräulein, in dem Zimmer der Kurfürstin-Mutter und der Obristhofmeister beeilte sich, die Thüre hinter sich zu schließen. Für uns jedoch giebt es keine verschlossene Thüren, und somit treten wir rasch hinter ihnen ein.

Die beiden Kurfürstinnen standen hart neben einander an einem Fenster und hatten ihre Augen fest auf die Thüre geheftet. So wie aber Fräulein von Kessel eintrat, fiel ihr Blick zuerst auf das Kästchen und dann wechselten sie ein bitteres Lächeln des Einverständnisses.

„Näher," befahl die Kurfürstin-Mutter dem Fräulein; „ganz nahe hierher an den Tisch; Sie aber, Einsiedel, halten Sie Wache an der Thüre und lassen Sie Niemand ein, es sei wer es wolle."

Eleonore von Kessel trat vor, wie ihr befohlen war, und stellte das Kästchen auf den Tisch. Sie that es aber, ohne die Augen aufzuschlagen, und als sie das Kästchen hinstellte, sah man, daß sie heftig zitterte.

„Oeffnen Sie," befahl die Kurfürstin-Mutter weiter und wiederum gehorchte das Fräulein, obwohl mit noch heftigerem Zittern.

Da lag nun der Schmuck offen zur Schau und so stark war

sein Glanz, daß die beiden hohen Frauen nicht umhin konnten, ebenfalls an den Tisch zu treten, um ihn einer näheren Musterung zu unterwerfen. Die Kurfürstin-Mutter that es, wie es schien, aus lauter Neugierde; bei der Kurfürstin Eberhardine aber wurden ganz andere Gefühle wach, denn ihr Mund zog sich krampfhaft zusammen und in ihre Augen traten Thränen.

„Sehen Sie jetzt," flüsterte sie der Kurfürstin-Mutter mit kaum vernehmlicher Stimme zu, „daß mir meine alte Brigitte kein Märchen erzählt hat?"

„Ja, ich sehe es," erwiederte die hohe Dame eben so leise, „und das mir Unglaubliche scheint sich also bewahrheiten zu wollen. Aber nur ruhig, meine liebe Tochter, ich werde ein Exempel statuiren, daß ein Zittern und Zagen über die Schuldigen kommt. Woher," fragte sie nun laut und zornig das Fräulein, „woher haben Sie diesen Schmuck?"

„Ich . . . . ich," erwiederte Eleonore von Kessel, die Worte nur mühsam herausstotternd; „der Schmuck gehört nicht mein."

„Nicht Ihnen?" lachte die Kurfürstin-Mutter mit bitterem Hohne. „Und doch befindet er sich in Ihren Händen? Und doch haben Sie sich gestern Nacht mit demselben geschmückt? Ha, ha, ha, ha! Wie wollen Sie das zusammenreimen?"

„Der Schein," hauchte Eleonore von Kessel, „ist gegen mich; aber ich wiederhole, der Schmuck gehört nicht mein und ich . . . ."

„Hören Sie," unterbrach sie die Kurfürstin-Mutter in einschneidender Weise. „Man empfahl Sie mir als ein zwar sehr armes, aber sehr gut erzogenes und tugendhaftes Wesen und deswegen nahm ich Sie unter meine Ehrendamen auf. Auch glaubte ich bis jetzt volle Ursache zu haben, daß diese Empfehlung eine gerechtfertigte sei, und wie mir daher vor einer Stunde meine Tochter, die Frau Kurfürstin Eberhardine, erzählte, was man gestern bei Ihnen beobachtete, erklärte ich Alles für ein Mährchen. Ich konnte nicht glauben, daß Sie eine gefallene Person seien. Aber jetzt habe ich den Augenschein vor mir und es hieße die Frechheit auf die Spitze treiben, wenn Sie unter solchen Umständen noch läugnen wollten. Also heraus mit der Sprache. Wer hat Ihnen den

Schmuck übersandt? Mein Sohn, der Kurfürst Friedrich August, oder ein Anderer?"

„Ich . . . . ich," hauchte das Fräulein noch mühsamer als zuvor. Weiter aber kam sie nicht, denn die Thränen erstickten fast ihre Stimme.

„Das hilft Sie Alles nichts," rief die Kurfürstin-Mutter. „Ich will wissen, von wem Sie die Juwelen da haben, von meinem Sohn oder einem Andern."

„Ich sehe," schluchzte Eleonore von Kessel, „Eure Königliche Hoheit denken das Schlimmste von mir, und doch, wenn Sie wüßten . . . . ."

„Antwort," schrie die Kurfürstin-Mutter wüthend, „von wem sind die Juwelen?"

„Seine Durchlaucht, der Herr Kurfürst sandte sie mir," sprach nun Eleonore von Kessel, sich gewaltsam zusammennehmend. „Aber . . . . ."

„Gemeine, elende Dirne!" donnerte die Kurfürstin-Mutter. „Also du gestehst es ein? Hier steht die rechtmäßige Gemahlin meines Sohnes, die tiefgekränkte Frau Kurfürstin Eberhardine, und du versinkst nicht in Scham vor ihr? Weißt du, was dir gebührt? Das Spinnhaus gebührt dir! Das Spinnhaus, in welchem das Lumpengesindel des Landes aufbewahrt wird, und so wahr ich eine Königstochter von Dänemark bin, dahin . . . . ."

Sie konnte jedoch nicht vollenden, denn in diesem Momente hörte man lautes Geräusch und zugleich wurde die Thüre so heftig aufgerissen, daß der Obristhofmeister von Einsiedel, der sich als Schildwache vor sie postirt hatte, fast zu Boden geschleudert worden wäre.

„Was geht hier vor?" rief Friedrich August, denn dieser und kein Anderer war der Eintretende. „Ha! Fräulein von Kessel in Thränen zerfließend, meine Mutter mit zornfunkelnden Augen und meine fromme Gemahlin als scheinheilige Dulderin!"

Mit diesen Worten schritt er hart an die Seite des Fräuleins von Kessel vor und kündigte damit offen an, daß er eigens zum Schutze der jungen Dame herbeigeeilt sei. Auch verstanden ihn

seine Mutter wie seine Gemahlin sogleich und die letztere schlug sofort verschüchtert die Augen nieder, während die erstere vor Ueberraschung der Sprache beraubt wurde.

„Noch einmal frage ich, was geht hier vor?“ wiederholte der Kurfürst in noch heftigerem Tone als zuvor. „Wie es scheint, eine Art von Autodafé, nach dem Muster der spanischen Inquisition, wobei meine Mutter Königliche Hoheit den Großinquisitor spielt. Aber Sie vergessen, Mutter, daß es im Lande Sachsen nur einen einzigen regierenden Herrn gibt, und dieser einzige regierende Herr bin gegenwärtig ich.“

„Du willst wissen, mein Sohn, was hier vorgeht,“ erwiederte die Kurfürstin-Mutter, die sich inzwischen wieder gefaßt hatte. „Sieh' auf dies Schmuckkästchen hier und dann kannst du dir die Antwort selbst geben.“

„Dies Schmuckkästchen?“ rief Friedrich August nicht ohne Verlegenheit, obwohl er sich anstellte, als sei er im höchsten Grade erstaunt. „Es ist vollkommen richtig, daß ich dasselbe der jungen Dame hier überreichen ließ, weil ich ihr ein Zeichen meiner besonderen Hochachtung geben wollte; allein seit wann wäre es Sitte, einen Fürsten für solche Acte verantwortlich zu machen und vor Allem, wer maßt sich das Recht an, mich wegen meiner Handlungen zu controlliren?“

„Von Hochachtung sprichst du?“ höhnte die Kurfürstin-Mutter. „Von Hochachtung gegen eine . . . . .“

„Stille, meine Mutter,“ donnerte Friedrich August mit flammenden Augen. „Ich dulde kein Wort, keine Silbe, wodurch diese höchst verehrungswürdige Dame hier beleidigt werden könnte.“

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte die Kurfürstin-Mutter grell auf. „Sag' doch lieber; sie sei eine zweite Lucretia, gegen welche du die Gefühle eines Brutus . . . . .“

„Meine Gefühle gehören nicht hierher,“ unterbrach sie der Kurfürst noch heftiger als zuvor. „Wenn Sie sie übrigens kennen wollen, gut, so erkläre ich Ihnen vor aller Welt ganz offen, daß es keine Dame auf Erden gibt, welche ich mehr verehre, als hier Fräulein Eleonore von Kessel. Verstehen Sie mich, meine Mutter?

Und dann noch Eins. Gleich wie ich diese Dame verehre, eben so soll das auch der ganze Hof thun und bei Gottes Thron," setzte er mit geballter Faust hinzu, „wer es wagen wollte, Fräulein von Kessel mit andern Augen zu betrachten oder ihr gar mit Worten nahe zu treten, wer dies wagen wollte, sage ich, der wagt es auf seine Gefahr."

Die letzten Worte sprach er mit einem furchtbaren Ausdruck, so daß man keineswegs im Zweifel sein konnte, wie er es meine. Auch verstand ihn seine Mutter vortrefflich, denn sie erbleichte tödtlich und wich zugleich unwillkürlich um einige Schritte zurück, wie wenn sie von seiner Eisenfaust getroffen zu werden fürchtete. Diese Bewegung brachte ihn wieder vollständig zur Besinnung und aus seiner Miene schwand der Ausdruck von Wuth, um dem der Hoheit und Würde Platz zu machen. „Kommen Sie, Fräulein von Kessel," sagte er, sich an die wie geknickt dastehende junge Dame wendend. „Nehmen Sie meinen Arm, daß ich Sie wegführe, denn hier ist nicht Ihr Platz. Ich werde Ihnen einen andern höheren anweisen."

In der That bot er dem Fräulein seinen Arm, aber in demselben Augenblick stürzte seine Gemahlin, die Kurfürstin Eberhardine vor und warf sich vor ihm auf die Kniee. „O mein Herr und Gemahl," rief sie, während ihr die Thränen stromweise über die Wangen liefen, „beschimpfen Sie mich nicht auf diese Weise. Wie viel hundert Male haben Sie nicht geschworen, daß Sie nur mich und einzig nur mich lieben? Und jetzt wollen Sie vor dem ganzen Hofe den Beweis liefern, daß ich diese Liebe verloren habe? Daß Sie mir eine andere vorziehen, weil ich Ihrer unwürdig geworden sei? Mein Herr und Gemahl, ist es ganz aus Ihrem Gedächtniß verschwunden, was Sie einstens über das Verhältniß Ihres Bruders zu der Gräfin von Rochlitz äußerten? Gedenken Sie nicht mehr der edlen Entrüstung, mit der Sie jenes Verhältniß verdammten?"

Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter reden und ihr wogender Busen gab Zeugniß davon, welch' tief einschneidender Schmerz ihr Inneres zerriß.

Friedrich August war tief ergriffen und schnell sich herab-

beugend hob er seine Gemahlin auf. „Meine theure Eberhardine," sagte er fast zärtlich, „wie kommen Sie zu solchen Vergleichen? Wie können Sie glauben, daß in meiner Liebe zu Ihnen eine Wandelung eingetreten sei? Komm' zu dir," fuhr er noch zärtlicher fort, indem er sie zugleich sanft an sich drückte; „ich bitte dich, fasse dich, wir müssen dieser Scene endlich ein Ende machen."

„Noch besser," ließ sich die Frau Kurfürstin-Mutter hören; „noch besser, mein Herr Sohn, wäre sie ganz unterblieben."

Der Kurfürst geleitete seine Gemahlin sogleich zu einem Sitze und wandte sich dann gegen seine Mutter. „Sehr richtig und sehr weise bemerkt," sagte er nicht ohne Hohn; „nur traf ich die Scene schon im besten Gang, als ich hierher kam. Der Vorwurf trifft also Sie selbst, nicht mich."

„Und dieser Juwelenschmuck hier?" erwiederte die Kurfürstin-Mutter, indem sie ihre Augen drüber hinlaufen ließ. „Der ist wohl gar nicht in Betracht zu ziehen? Ha," fuhr sie fort, als sie nun ein kleines Briefchen unter den Kostbarkeiten versteckt erblickte — dasselbe Briefchen, in welchem Eleonore von Kessel das reiche Präsent mit wenigen ehrfurchtsvollen Worten ablehnte — „ha, was sehe ich? Hieraus werden wir wohl am ehesten klug werden."

Rasch griff sie nach dem Billettchen und eben so rasch las sie es durch. Nun aber wurde ihre Miene milder und ihr Auge suchte das Fräulein von Kessel. „Dem Himmel sei Dank," rief sie, „Ihre Schuld ist eine weit geringere, als der Anschein mich zu glauben berechtigte, und ich stehe nicht an, Ihnen diese Ehrenerklärung zu geben. Du aber, mein Sohn," wandte sie sich drauf an den Kurfürsten, „du . . . . doch lies selbst und sprich dir dein eigenes Urtheil."

Sie gab ihm das Briefchen und er durchflog es hastig. Die Wirkung war aber keine angenehme, denn er biß sich auf die Lippen und auf seine Wangen flog ein tiefes Roth.

„Sie sehen, meine Mutter," sprach er dann sich zur würdevollsten Ruhe zwingend, indem er zugleich das Billettchen in Hunderte von Stücken zerriß, „die junge Dame hier wurde ganz ohne Grund verdächtigt. Wie wollen Sie aber wieder gut machen, was

gegen sie gefehlt worden ist? Ihre Hofdame kann sie nach dem, was vorgekommen ist, nicht mehr bleiben, und noch weniger haben Sie ein Recht, sie zu entlassen, denn der ganze Hof würde dann mit Fingern auf sie deuten. Was nun?"

Er schwieg und seine Stirne legte sich in düstere Falten. Uebrigens auch die Kurfürstin-Mutter schwieg, denn sie sann vergebens nach einem Auskunftsmittel.

„Mein theurer Gemahl," ergriff endlich die Kurfürstin Eberhardine schüchtern das Wort, indem sie auf den Kurfürsten zutrat, „darf ich dir einen Vorschlag machen? Ich meine," fuhr sie noch schüchterner und leiser fort, als ihr Gemahl sie fragend ansah, „du solltest dem Fräulein einen seiner würdigen Gemahl geben, und für die standesgemäße Ausstattung wollten dann wir beide, deine Mutter und ich, sorgen."

„Ha!" rief Friedrich August und die Wolke auf seiner Stirne wurde noch düsterer. Aber ein Moment des Nachdenkens zeigte ihm, daß der Vorschlag aus reiner Herzensgüte komme, und überdem — gab es einen andern ehrlichen Ausweg? Demgemäß nickte er seiner Gemahlin freundlich zu und flüsterte ihr schnell eine Frage in's Ohr.

„Wen ich meine, willst du wissen?" lächelte sie fast heiter. „Ei nun, den Kammerherrn Johann Adolph von Haugwitz, den Sohn des Oberhofmarschalls. Befördere ihn zu der vacanten Stelle eines Hofmarschalls, mit der Aussicht, dereinstens seinem Vater im Amte nachzufolgen; dann wird ihm die Heirath gewiß genehm sein."

„Und," flüsterte abermals lächelnd der Kurfürst, „du willst in der That die Aussteuer der Braut besorgen?"

„Gewiß will ich es," erwiederte sie, „und sie soll sich nicht über meine Sparsamkeit zu beklagen haben."

„Abgemacht," rief jetzt der Kurfürst laut und drückte seiner Gemahlin einen Kuß auf die Stirne. „Fräulein von Kessell, meine Gemahlin hat Ihnen eine sehr angenehme Nachricht mitzutheilen, und Sie Einsiedel," wandte er sich drauf an den Obersthofmeister seiner Mutter, „bitte, benachrichtigen Sie den Kammerherrn von

Haugwitz, daß ich ihn augenblicklich auf meinem Zimmer zu sprechen wünsche."

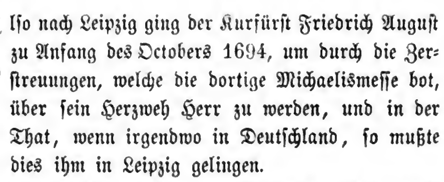
Nach diesen Worten verbeugte er sich gegen die Damen und verließ so ruhig das Zimmer, als hätte er den ganzen Morgen auf's angenehmste verlebt.

„Und die Heirath?" fragt wohl der Leser verwundert. Nun, die Heirath kam nicht nur zu Stande, sondern schon an demselben Abend wurden der Herr Baron Johann Adam von Haugwitz und die Freiin Sophie Eleonore von Kessel dem Hof als Brautpaar vorgestellt. In damaligen Zeiten war es ja etwas ganz Gewöhnliches, daß die regierenden Herren in Deutschland, dem Beispiele Ludwigs XIV. gemäß, ihre höheren und niedereren Untergebenen ganz nach eigenem Ermessen verheiratheten, ohne nach dem Willen der Betheiligten auch nur im geringsten zu fragen.

So endete das Abentheuer Friedrich August mit Eleonoren von Kessel — die erste Liebschaft, die er nach seinem Regierungsantritt hatte — und Alles kehrte nun wieder in's alte Geleis zurück. Nicht verhehlen darf ich übrigens, daß in dem Kurfürsten für den ersten Moment doch einiges Weh zurückblieb, und er reiste deshalb schon in den nächsten Tagen von Dresden nach Leipzig ab, um im Strudel der Michaelismesse, die dort so eben begonnen, die Erinnerung an's Vergangene zu ertränken.

Zweites Kapitel.

Die Familie Königsmark.



Also nach Leipzig ging der Kurfürst Friedrich August zu Anfang des Octobers 1694, um durch die Zerstreuungen, welche die dortige Michaelismesse bot, über sein Herzweh Herr zu werden, und in der That, wenn irgendwo in Deutschland, so mußte dies ihm in Leipzig gelingen.

Besagte Stadt nämlich hatte schon im Mittelalter als Handelsplatz eine große Bedeutung. Noch mehr stieg diese vom 15. Jahrhundert an als Leipzig durch kaiserliche Privilegien drei Jahresmessen bekam, die Jubilate- oder Ostermesse, beginnend am 3. Mai, die Michaelis- oder Herbstmesse, beginnend am 4. October und endlich die Neujahrsmesse, beginnend am 1. Januar, denn alle die drei Messen, deren jede drei Wochen dauerte, wurden von Händlern der halben Welt besucht und es fand da ein ganz erstaunlicher Umsatz von Waaren statt. Später brachte der dreißigjährige Krieg allerdings viel Schaden; allein nur vorübergehend und nach dem westphälischen Frieden hoben sich die Messen zu einem noch weit höheren Flor. Das war ein Verkehr sonder Gleichen und

nirgends sonst in ganz Deutschland konnte man so vielen Reichthum von Waaren aufgestapelt sehen. Nirgends aber auch sah man einen solch' außerordentlichen Zusammenfluß von Fremden und zwar von Fremden aller Gattungen. Da waren Nummer eins die Käufer und Verkäufer, welche zum Theil ferne Welttheile ihr Vaterland nannten; da waren Nummer zwei Glücksjäger aus aller Herren Ländern und mit ihnen, so zu sagen in ihrem Gefolge, eine eben so große Menge von Glücksjägerinnen und Courtisanen; da gab's Hunderte von Raritäteninhabern, welche ihre Seltenheiten zur Schau stellten, und an Conzertanten und Conzertantinnen fehlte es ohnehin nicht; da gab's — doch wozu das Alles im Enzelnen anführen? Genug die Leipziger Messen brachten außer dem Handel und dem Reichthum der Zerstreuungen und Lustbarkeiten — der erlaubten wie der unerlaubten — eine Unzahl, und darum war jene Stadt in der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, längst das Rendez-vous der ganzen vornehmen und galanten Welt Norddeutschlands geworden. Barone, Grafen und Fürsten, nicht minder aber auch Fürstinnen, Gräfinnen und Freiinnen — sie kamen in Masse, angeblich um Einkäufe zu machen, in Wahrheit aber um sich ungenirt zu divertiren, denn in Leipzig galt kein Etiquettezwang. Ueberdem wo fand man herrlichere Delicatessen, als gerade zur Messezeit in Leipzig, und wo ward höher und riskirter gespielt, als gerade dort? Wo konnte man sich also in Liebe und Wein mit größerer Leichtigkeit berauschen? Darum war längst das Sprüchwort aufgekommen: „Extra Lipsiam vivere, non est vita, si est vita, non est ita“ und dieses Sprüchwort heißt zu Deutsch: „Außerhalb Leipzig zu Leben ist gar kein Leben!“

Also nach Leipzig war Friedrich August gegangen, um sich zu zerstreuen, und daß ihm dieß im vollsten Maaße gelang, darf mir der Leser auf's Wort glauben. Auch trug sein Gastwirth, der reiche Kaufmann Andreas Friedrich Apel, bei welchem der Kurfürst sein Absteigequartier nahm — das Apel'sche Haus oder besser gesagt Palais, lag am Marktplatz — nicht wenig dazu bei, ihm das Leben so angenehm zu machen, denn die Leipziger Kauf-

herren, welche durch ihre Geschäfte sich zum Theil ein wahrhaft fürstliches Einkommen zu verschaffen wußten, hatten alle die Welt gesehen und verstanden sich ausnehmend auf den Lebensgenuß. Trotzdem aber, hätte Friedrich August auch nur eine Ahnung davon gehabt, welch' ein wunderbar glänzender Stern während seiner Abwesenheit — nur wenige Tage nach seiner Abreise — am Hofhimmel zu Dresden aufgezogen sei, es würde ihn keine Minute in Leipzig gehalten haben, sondern er wäre über Kopf und Hals nach seiner Residenz zurückgeeilt!

Doch wie? Ein Stern war über dem Hofe von Dresden aufgegangen? Ja wohl ein Stern, ein wunderbar glänzender Stern in Gestalt eines Weibes, eines prächtig schönen Weibes, das mit seinem ganzen Namen Maria Aurora Gräfin von Königsmark hieß und einer hochberühmten schwedischen Adelsfamilie angehörte. Nach Dresden aber war die herrliche Aurora in Begleitung einer Schwester und Cousine gekommen, weil sie sich über eine schwere Frevelthat des hannöverschen Hofes zu beklagen hatte und hiegegen die Hülfe des ritterlichen Kurfürsten Friedrich August in Anspruch nahm. Ja über eine recht schwere und heillose Frevelthat, begangen an ihrem Bruder Philipp — doch halt, ehe wir weiter gehen, ist es unsere Pflicht, den Leser mit der Familie Königsmark ein wenig näher bekannt zu machen, denn sonst möchte ihm leicht Manches aus den nachfolgenden Geschichten und Erzählungen ein Räthsel bleiben.

Im Brandenburgischen, in der Altmark, Seehausen'schen Kreises, auf der Südseite der Elbe, gibt es ein Dörfchen, welches den Namen Königsmark führt, und dieses soll der Stammsitz der Königsmarke sein. Gewißheit existirt darüber nicht, aber Thatsache ist, daß bei der Unterjochung der Wenden in der Mark Brandenburg Ritter von Königsmark auf Seiten der Deutschen mitfochten, und eben so sicher weiß man, daß in den Türkenkriegen sich auch verschiedene Krieger dieses Namens auszeichneten. Später, anno 1346, als der schwedische Prinz Erich die brandenburgische Prinzessin Beatrix als Gemahlin heimführte, befand sich im Gefolge der Prinzessin der Ritter Johann Königsmark und derselbe

vermählte sich in Schweden mit Maria Sture, der Tochter eines sehr angesehenen Edelherrns. Aus dieser Ehe gingen viele Sprossen männlichen und weiblichen Geschlechts hervor, welche alle in Schweden in mehr oder minder angesehene Häuser hineinheiratheten, und so treffen wir zum Beispiel im 16. Jahrhundert eine Katharine Königsmark als die Gemahlin des Grafen Olaaf Steenbock, eines nahen Verwandten des berühmten Magnus Steenbock, welcher als einer der ersten Feldherrn Karls XII. glänzte. Mit besagter Katharine aber scheint dieser Zweig der Königsmarke ausgestorben zu sein, denn keine Chronik Schwedens erwähnt ihrer mehr, während doch die Königsmarke nicht dazu angethan waren, im Dunkeln verborgen zu leben.

Doch wenn auch dieser erste schwedische Zweig ausstarb, so blühte dagegen fort und fort das Stammhaus in der Altmark und Einer aus diesem Stammhause, mit Namen Johann Christoph, war dazu bestimmt, den Namen der Königsmarke im 17. Jahrhundert in Schweden von Neuem zu Ehren zu bringen. Ja ihn so hochberühmt zu machen, daß unter den stolzen Reichsräthen und Grafen Schwedens selbst die Stolzesten sich geehrt fühlten, wenn Johann Christoph sich ihnen näherte, denn derselbe diente als schwedischer General im dreißigjährigen Kriege und schwang sich durch seine Heldenthaten auf eine solche Stufe hinauf, daß sein Namen neben dem eines Horn, Wrangel, Banner und Torstenson glänzte! Natürlich übrigens ist hier nicht der Ort, um eine ausführliche Lebensgeschichte dieses Kriegers zu geben, sondern ich muß mich, weil sonst dieses Kapitel zu einem ganzen Bande anschwellen würde, auf wenige Notizen beschränken. Sollte dagegen der Eine oder der Andere meiner Leser die ganze Lebensgeschichte des Helden kennen lernen wollen, so empfehle ich ihm die Lecture des mit vielen Kupfern gezierten und mit großer Pracht ausgerüsteten monographischen Werkes, welches nach dem Tode Johann Christophs herauskam und den Titel führt: „Eternatura gloria Magni Joannis Christophori Königsmarcchi, Herois, Comitis. Belli Ducis, Senatoris, Gubernatoris. Post facta demum virtute, honore, gloria illustris.“

Geboren wurde Johann Christoph am 25. Februar 1600 auf Schloß Kötzlin, einem in der Mark gelegenen Familiengute der Königsmarke, und sein Vater ließ ihm eine für die damalige Zeit sehr gute Erziehung geben. Weil aber noch verschiedene andere Geschwister da waren, namentlich ein älterer Bruder, welcher das Gut erbte — von diesem Bruder stammt die jetzt noch in der Mark blühende Gräflich-Königsmark'sche Familie her — so sah Johann Christoph bald ein, daß er sich sein Lebensglück selbst schmieden müsse, und wo fand er hiezu bessere Aussichten, als im Spiele der Waffen? Er trat daher, obwohl Protestant, als zarter Jüngling noch, in Kaiserliche Dienste, und ward sofort bei dem Regimente des Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg als Volontär eingetheilt — desselben Herzogs von Lauenburg, welcher in der Geschichte als des an Gustav Adolf begangenen Mordes verdächtig dasteht. Gleich darauf brach der dreißigjährige Krieg aus und da das Regiment des Herzog-Obrists von Lauenburg in Böhmen stand, so gabs für einen muthigen Soldaten, wie Johann Christoph Einer war, Gelegenheit genug, sich auszuzeichnen. Trotzdem ging's sehr langsam mit dem Vorrücken und im Jahr 1622 hatte es unser Held erst zum Cornet gebracht. Dann brauchte er wiederum mehrere Jahre, bis er zum Lieutenant avancirte, und er konnte, wenn es so fortging, ein Greis werden, bis er die Generalsepauletten erlangte. Allein selbst um das wenige Avancement beneideten ihn seine Kameraden und sie legten diesen ihren Neid nicht selten so offen und mit solchen Schimpfreden an den Tag, daß dem jungen Johann Christoph nichts übrig blieb, als ihnen den Mund mit Pistolenkugeln zu stopfen. So erhielt er den Ruf eines Duellanten und zur Strafe hiefür ward er zu einem andern Regimente nach Italien versetzt. Das war aber sein Glück, denn nicht lange nachher entstanden die sogenannten Mantuanischen Unruhen, oder besser gesagt der Streit um die Regierungsnachfolge im Herzogthum Mantua, und es kam nun zu tüchtigen Schlägen zwischen Franzosen und Oesterreichern. Nach dem kinderlosen Tode des Herzogs Vinzenzio Gonzaga-Mantua nämlich, anno 1627 bemächtigte sich der Herzog Karl von Nevers

des Herzogthums und ihn unterstützte Frankreich, Venedig und der Papst; dagegen aber glaubte Karl Emanuel von Savoyen noch nähere Ansprüche an die Erbschaft zu haben und zu ihm standen Spanien und Oesterreich. Man stritt sich also ein paar Jahre lang recht tüchtig herum, wobei sich das Glück bald dahin bald dorthin neigte; endlich aber, im Frühjahr 1630, eroberten die Oesterreicher die feste Stadt Mantua im Sturm und bei dieser Affaire zeichnete sich Johann Christoph so aus, daß man nicht umhin konnte, ihn zum Rittmeister zu befördern.

Endlich also hatte er sich Bahn gebrochen; allein zur Abkühlung seiner fern fliegenden Hoffnungen gab man ihm zu gleicher Zeit zu verstehen, daß von einem weiteren Avancement keine Rede sein könne, bis er sein Ketzerthum abgeschworen habe. Auch konnte er nicht daran zweifeln, daß man hierin Wort halten würde, denn der Kaiser war damals, wie auch später, rein in den Händen der Jesuiten, nach deren Pfeife die Generäle wie die Staatsräthe tanzen mußten. Was sollte er nun thun? Abschwören und zum Katholizismus übergehen? Er war durchaus nicht engherzig, besonders in religiösen Angelegenheiten, und nicht eine Minute zweifelte er daran, daß man bei jedem Religionsbekenntniß sich den Himmel erwerben könne; allein das Changiren aus Nützlichkeitsgründen kam ihm wie eine Gemeinheit vor und somit stand auch gleich sein Entschluß fest, als Protestant zu leben und zu sterben. Doch was dann? Den Soldatenrock quittiren um nicht ewiger Rittmeister bleiben zu müssen? Nein, das ging auch nicht, denn das Soldatenhandwerk ging ihm über Alles und in damaligen Zeiten galt eigentlich kein Mensch etwas, außer allein der Krieger. Allein siehe da, im Jahr 1630 erschien Gustav Adolph, der Schwedenkönig, in Deutschland und nun wußte er, was er zu thun hatte.

Augenblicklich gab er seine Entlassung ein, und nachdem er dieselbe erhalten, meldete er sich bei Gustav Adolph. Der tapfere König empfing ihn gnädigst und erinnerte sich mit Vergnügen daran, daß ein Zweig der Königsmarke längst in schwedischen Diensten gestanden. Somit erhielt Johann Christoph augenblicklich eine

Schwadron Dragoner und da er sich gleich bei dem ersten Treffen unter den Augen des Königs persönlich hervorthat, so avancirte er sofort zum Major. Von nun an ging's Schlag auf Schlag und selbst der schnelle Tod Gustav Adolphs anno 1633 that seinem Vorrücken keinen Schaden. Im Gegentheil verschaffte ihm seine heldenmüthige Treue bei dem Verrath des Generalmajors Speerreuther anno 1635 dessen Regiment und nun als fünfunddreißigjähriger Cavallerieoberst, fieng er erst eigentlich an zu glänzen.

Anno 1636 erschoß er den Grafen von Wittgenstein, nahm den Grafen von Solms gefangen und hieb ein ganzes Gräflich-Dillenburg'sches Regiment in Stücke. Anno 1637 überrumpelte er den Feind in Stadthagen und nahm ihrer Neunhundert gefangen. Anno 1638 schlug er den Obrist Corasko, zusammen mit Bruay's Cürassiren, und nur Wenige derselben entkamen über die Iller. Anno 1639 brachte er das Eichsfeld in schwedische Gewalt und dabei fiel der Oberst Eppen mit all den Seinigen in seine Hand. Kurz er war eben so glücklich auf seinen Zügen, als unermüdlich in seinen Märschen, und darum beförderte ihn der Feldmarschall Banner anno 1640 zum Generalmajor. Nicht minder große Stücke hielt der Nachfolger Banners, der anno 1641 mit Tod abging, der Feldmarschall Torstenson auf ihn und demgemäß übertrug er ihm die schwierige Aufgabe, Schloß und Stadt Mannsfeld zu entsetzen. Es gelang unserem Helden, obwohl er den Kaiserlichen General Piccolomini zum Gegner hatte, und ebenso gelang ihm auch die Eroberung von Gurau. Gleich darauf versuchte es sein früherer Obrist, der jetzige Kaiserliche General, Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, — derselbe war als Kaiserlicher Obrist zu Gustav Adolph übergegangen, aber nur um sogleich nach dem Tode des großen Königs wieder in Kaiserliche Dienste zu treten — der belagerten Stadt Schweidnitz Hülfe zu bringen; allein Königsmark erfuhr es noch zur rechten Zeit, ging dem Herzog mit seiner geringen Macht entgegen und hielt ihn durch Scharmutziren so lange hin, bis Torstenson heranrücken konnte. Nun kam's zur Schlacht und diese ging nicht nur für die Oesterreicher total verloren, sondern Königsmark

nahm auch den Herzog gefangen — er starb gleich darauf an seinen Wunden — und überdies mußte sich in Folge der Action die Stadt Schweidnitz auf Gnade und Ungnade ergeben.

Noch größere Thatkraft entwickelte Königsmark, der jetzt bereits den Rang eines Generallieutenants erlangt hatte, in der großen Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld am 2. November 1642, welche Feldmarschall Torstenson gegen den Erzherzog Leopold Wilhelm und den General Piccolomini gewann, denn in derselben commandirte er den linken Flügel, gegen welchen der Hauptstoß des Feindes gerichtet war. Er hielt ihn aber so gut aus, daß General Piccolomini selbst nachher nicht umhin konnte, ihn deßhalb zu beloben, und noch mehr zufrieden war, wie man sich wohl denken kann, der Marschall Torstenson mit ihm. Ganz dasselbe ist von seinen Thaten in den nachfolgenden Jahren zu berichten und unter diese Thaten gehörte insbesondere auch die Eroberung von Halberstadt, sowie des festen Städtchens Osterwick. Auch das noch festere Schloß von Torgau nebst der Stadt Stade konnten ihm nicht widerstehen und man ließ ihm daher nur Gerechtigkeit widerfahren, als ihn Feldmarschall Wrangel, der Nachfolger des schwer erkrankten Torstenson, anno 1646 bei Marpurg zum General der Cavallerie ernannte. Endlich kam das Jahr 1648 herbei, welches dem langen entsetzlichen Krieg ein Ende machen sollte; die Hauptaction in diesem Jahre aber war unserem Königsmarke vorbehalten, ich meine die Ueberrumpelung der großen Stadt Prag. Im Mai 1648 nämlich kam der frühere Kaiserliche Obristlieutenant Odowalsky, den man Oesterreichischerseits, weil ihm ein Arm abgeschossen worden war, ohne Pension entlassen hatte, zu ihm und machte ihm den Vorschlag zu dieser Ueberrumpelung. Er that es, um sich an Oesterreich zu rächen, und fähig war er dazu, den Anschlag zu leiten, weil er alle Festungswerke von Prag aus Erfahrung ganz genau kannte. Am 15. Juli 1648, lang vor Tagesanbruch, trat Königsmark, nachdem er Alles so gut als möglich ausgekundschaftet, von Pilsen aus seinen Marsch auf Prag an und um schnell vorwärts zu kommen, versah er auch die 800 Mann Musketiere, welche ihm Wrangel als Succurs schickte, mit

Pferden. Bagage und Artillerie ließ er in Rackonitz zurück und Nachmittags hinter dem Fluß Boberitza drei Meilen von Prag angekommen, versteckte er seine Leute im nahen Walde. Nun erst entdeckte er sich seinen Offizieren und gab die nöthigen Befehle, worunter besonders den, wie man sich gleich zu Anfang der Moldaubrücke zu bemächtigen hätte, damit die sogenannte „Kleinseite" Prags, auf die es abgesehen war, nicht von der Altstadt secundirt werden könnte. Bei Dunkelwerden ward wieder vorwärts marschirt, voraus Odowalsky mit hundert Musquetieren; dann dreißig Sappeurs mit Aexten, Brechstangen und Hämmern, um die Thore einzuschlagen; weiter die übrigen Musquetiere unter dem Obersten Copy; endlich die Cavallerie unter Königsmark selbst; im Ganzen nicht über viertausend Mann, mit welchen er einer Stadt von achtzigtausend Einwohnern, die noch extra mit einer starken Besatzung versehen war, zu Leibe gehen wollte. Gewiß ein wahnsinnig-verwegenes Unternehmen, das jedem der Angreifenden sichern Tod hätte bringen sollen! Aber nein, gerade umgekehrt, das Unternehmen glückte vollkommen und zwar in einer fast unglaublichen Schnelligkeit. „Um Mitternacht," so erzählte nachher der General Königsmark selbst, „langten wir auf dem weißen Berge an, bei dem alldasigen Kloster, und da hörte man den Schall eines Getöses aus der Stadt, welches machte, daß ich glaubte, es seye Lärm. Allein Odowalsky versicherte, es wäre die Haupt-Ronde, und die Mönche würden bald in ihren Kirchen zur Mette läuten. So auch geschahe, und damit wurde der in meinem Gemüth bereits entstandene Unmuth wieder gestillet. In Summa, es ging Alles glücklich von Statten und der Wall von der Kleinseite ward den 16. Juli zwischen 1 und 2 Uhr Morgens von Odowalsky zwischen zwei Bastionen erstiegen. Er kam einer Schildwache auf den Leib, die ihn weder anschrie noch sonst etwas that, und solche ließ er von dem Wall herunter in den Graben stürzen. Dieser unglückselige Mensch wird sonder Zweifel in der Meinung gestanden sein, als fänden sich Gespenster und böse Geister auf dem Wall ein, die ihn umringten, wannenhero er weder Courage zum Schreien noch zum Feuergeben gehabt. Die andere

Schildwache schrie die Meinigen zwar an, gab aber ebenfalls nicht Feuer, sondern lief davon. Die Meinigen säumten nicht, auf das Thor zu der flüchtigen Schildwache nachzueilen, und da kam es mit der Wache, so ein Lieutenant commandirte, zu einem Gefecht, in welchem der feindliche Lieutenant mit den Seinigen niedergestoßen worden. Hierauf erbrachen die Meinigen das Thor, ließen die Zugbrücke fallen, und hieben die Schlagbäume diesseits des Grabens entzwei. Alsdann drunge ich mit dem hellen Haufen ein und eroberte in kurzer Zeit die ganze Kleinseite, welches Alles dermaßen leichte zugieng, daß man Schwedischer Seits an Todten und Verwundeten nicht völlig zwanzig Mann zählen können." Also erzählte nachher der General Königsmark in seiner schlichten Weise nnd setzte dann noch hinzu, daß er sich auch der Altstadt hätte mit Leichtigkeit bemächtigen können, weil die Brücke über die Moldau und das Thor auf der andern Seite sich bereits in den Händen seiner Leute befanden; allein er stand davon ab, da es ihm doch zu gefährlich vorkam, sich gegen zwölftausend bewaffnete Bürger und Studenten nebst einer Garnison von fünfzehnhundert Musquetiren in die Länge halten zu wollen.

Unmittelbar nach der Eroberung der Kleinseite von Prag ging's an die Plünderung derselben und diese Plünderung, welche drei Tage lang andauerte, brachte den Siegern eine wahrhaft unermeßliche Beute. Zum Beweis dessen führe ich nur an, daß allein der Commandant Prags, Graf Rudolph Coloredo, der sich im bloßen Hembe durch seinen Garten flüchtete, an Baarschaft und Kostbarkeiten über eilf Tonnen Goldes verlor. Weiter verlor die Gräfin Wittwe von Zwerby zwei Tonnen Goldes, der Kaiserliche Postverwalter achtzehntausend Ducaten, der Graf von Tschernin einen Kasten voll Rosenobel, der Kaiserliche Hofhandelsmann von Linz vierzigtausend Thaler an Waaren und zehntausend an baarem Gelde, der Graf Schlick seinen Juwelen- und Diamantenschatz im Werth von hunderttausend Thalern, der General Graf von Gallas desgleichen, und so im Verhältnisse noch eine Menge von anderen hervorragenden Personen. Außer dem Geld büßten auch Viele, die sich ihres Eigenthums wehren wollten, das Leben ein, wie z. B. der Obrist-

burggraf von Martinitz, der Fürst von Lobkowitz, der Graf Friedrich von Fürstenberg und der Kammerpräsident Graf von Bareka. Am allerschlimmsten aber kamen die Klöster weg, denn diese wurden von oben bis unten durchwühlt, nachdem man die Mönche und Nonnen davongejagt. Kurz, die Plünderung war eine ganz gründliche und am allergründlichsten verfuhr dabei der General Königsmark selbst. Nicht nur nämlich nahm er den Inhalt der Kaiserlichen Schatzkammer wenigstens zur Hälfte — die andere Hälfte sandte er seiner Königin nach Stockholm — für sich in Anspruch; nicht nur legte er die Hand auf Alles, was man in der Commandantur fand, im Ganzen, wie ich oben sagte, im Werth von eilf Tonnen Goldes; nicht nur ließ er eine Menge von Standespersonen, geistlich wie weltlich, gefangen nehmen und gab sie nachher nur gegen eine starke Ranzion, z. B. den Kardinal Graf von Harrach gegen zwanzigtausend Ducaten, frei; sondern er kaufte auch eine Menge von Kostbarkeiten, welche von seinen Leuten erbeutet worden waren, durch einige Juden unter der Hand zusammen und da die Leute den Werth dieser Kostbarkeiten nicht verstanden, so erhielt er sie oft zu fabelhaft billigen Preisen. Somit wird es wohl nicht zu viel gesagt sein, wenn ich schließlich noch berichte, daß von der ganzen Beute, welche mindestens ihre zwölf Millionen Gulden betrug, etwa der dritte Theil in seine Hände floß, und diese vier Millionen ließ er sofort zu dem früher schon Erworbenen nach Schweden hinüberschaffen.

Drei Monate später, im October 1648, kam der Westphälische Frieden zu Stande, und nun mußte Königsmark seine Eroberung, die er bis dahin aufs kräftigste, trotz seiner geringen Mannschaft, behauptete, aufgeben. Weil er aber durch diese kühne That, die ihm unmittelbar nachher den Marschallsrang eintrug, nicht wenig zum schnellen Abschluß des Friedens beigetragen und zugleich den Schweden sehr günstige Bedingungen errungen hatte, belohnte ihn Christina, die damalige Königin von Schweden, damit, daß sie ihn gleich nach beendigtem Kriege zum Statthalter des Fürstenthums Verden und Herzogthums Bremen mit der Hauptstadt Stade beförderte. Auch ernannte sie ihn im Jahr 1650 zum Schwedischen

Reichsrathe und ertheilte ihm zugleich mit seinen berühmten Kriegsgefährten Horn und Wrangel die erbliche Grafenwürde. Mit dieser Standeserhöhung aber war die Schenkung der Grafschaften Westerwick und Stegeholm am Baltischen Meere, den Gothlandsinseln gegenüber, verbunden, und überdem erwarb sich der neue Graf beträchtliche Güter im Bremischen.

So war denn Johann Christoph Königsmark, der so klein angefangen, ein hochberühmter und hochangesehener Herr geworden, und wenn ihn gleich Manche in Schweden, weil er ein Ausländer war, aus Eifersucht hart anfeindeten, so schlug er doch durch sein mannhaftes Auftreten all' diese Hofcabalen nieder. In Stade selbst herrschte er als der Stellvertreter seiner Königin und ließ es sich nicht im geringsten anfechten, daß die Reichsstadt Bremen oft und viel Klage über ihn führte. Auch erbaute er auf der Linth, einem großen ihm angehörigen Gute bei Stade, eine herrliche Ritterburg, welche er seiner Gattin Agathe — ihr ganzer Name war Maria Agathe geb. von Lersten und er hatte die Hochzeit mit ihr anno 1633 in der Mark Brandenburg auf Schloß Kötzlin gefeiert — zu Ehren „Agathenburg“ taufte, und hielt da einen nicht blos gräflichen, sondern wahrhaft fürstlichen Hof. Er konnte dieß, denn sein Einkommen aus seinen Gütern und Kapitalien betrug nicht weniger als hundertdreißigtausend Thaler des Jahrs und über so viel konnten in damaligen Zeiten, wo das Geld noch einen bedeutenden Werth hatte, selbst manche regierende Herzoge nicht gebieten. Allzulange übrigens war es dem tapferen Herrn nicht vergönnt, auf der Agathenburg die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, sondern der Tod ereilte ihn vielmehr auf einer Reise nach Stockholm bereits am 20. Februar 1663 und in jener Hauptstadt ward er auch begraben. Natürlich aber nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern als ein Graf und schwedischer Reichsrath mit den Ehren eines Feldmarschalls. Auch vergaß man ihn nicht, wie man später dem großen Gustav Adolph in Stockholm auf Norrmalm dem Opernhause gegenüber ein Denkmal setzte. Im Gegentheil, am Fußgestelle des Denkmals ist sein Bildniß zu schauen, hart neben denen Torstensons, Banners und Wrangels.

So viel von dem Leben des Feldmarschalls Grafen Hans Christoph von Königsmark, des glorreichen Begründers einer neuen Linie der Königsmarke in Schweden. Sehen wir nun, wie weit es diese Linie brachte.

Frau Agathe, die geliebte Gattin des Hans Christoph, schenkte demselben fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die Eine der letzteren, zu Leipzig — Frau Agathe folgte ihrem Gatten auf seinen Kriegszügen vielfach nach — geboren, starb schon anno 1650 zu Stade und von ihr ist also nichts zu berichten. Die zweite Tochter ward noch zu Lebzeiten des Vaters die Gemahlin des schwedischen Grafen Pontum de la Gardie und kam also in eine äußerst hochgeborene und angesehene Familie. Doch kann ich auch von ihr nicht viel mehr erzählen, als daß von ihren Nachkommen eine Tochter den schwedischen Grafen Steenbock heirathete und daß eben diese Gräfin Steenbock die Cousine war, von welcher, wie oben erzählt, Maria Aurora, Gräfin von Königsmark, an den Hof nach Dresden begleitet wurde. Um so mehr dagegen verdienen die Söhne des Feldmarschalls — den Mittleren, wie der Vater Johann Christoph geheißen, ausgenommen, welcher schon im Jahr 1653 durch einen unglücklichen Sturz in Rothenburg an der Tauber sein Leben verlor — unsere Aufmerksamkeit, denn auf diese, besonders auf den Jüngsten, Otto Wilhelm, gingen alle die glänzenden Eigenschaften des Vaters über. Ueberhaupt muß constatirt werden, daß verwegene Tapferkeit, verbunden mit großer Körperkraft und einem thatendurstigen ritterlichen Sinn, allen Sprossen des Feldmarschalls inne wohnte; daß sie damit aber auch sämmtlich starke Leidenschaften und eine große Neigung zu Pracht und Ueppigkeit, sowie zu halsbrechenden Abenteuern verbanden. Beständig nach Ruhm strebend, überall gegenwärtig, wo ein Krieg entbrannte, gleichgültig ob zur See oder auf dem Lande, haben sie in den meisten Ländern der Welt, in Deutschland, Schweden, Frankreich, Holland, England, Venedig, Portugal, Griechenland und Afrika mehr oder minder glänzende Rollen gespielt. Ueberall Ruhm, Siegesbeute oder reiche fürstliche Geschenke gewinnend, warfen sie das Geld mit vollen Händen aus und wurden, weil mit

übertriebener Pracht lebend, fast wie Fürsten und Königssöhne geachtet.

Doch um nun Spezielleres von Otto Wilhelm, dem jüngsten Sohne des Feldmarschalls und zugleich dem berühmtesten, sowie auch fleckenlosesten Sprossen des ganzen Geschlechts zu berichten, so ward er am 3. Jan. 1639 zu Minden in Westphalen geboren und erhielt eine fast mehr als sorgfältige Erziehung. Er wuchs nämlich auf unter der Führung des berühmten Esaias Puffendorf, welcher in der politischen wie in der gelehrten Welt allzubekannt ist, als daß ich ein Mehres von ihm zu sagen nöthig hätte, und lebte mit ihm eine Reihe von Jahren auf den hervorragendsten Hochschulen Deutschlands und Frankreichs. Nicht aber als lustiger Student mit Nichtsthun beschäftigt, sondern vielmehr als eifriger Collegienbesucher, dem nichts mehr am Herzen lag, als die Hebung seiner Kenntnisse. Auch machte er wirklich riesige Fortschritte, besonders in der Mathematik, der Gesetzeskunde und den alten Sprachen — so riesige, daß er bereits im Jahr 1654 in Jena, wohin er von Leipzig aus übersiedelte, zum Rector Magnificus creiirt wurde. Noch nicht sechzehn Jahre alt also, erhielt er das höchste academische Ehrenamt und gleich darauf, was noch mehr besagen wollte, ward er unter dem Namen „der Hochgeneigte", Mitglied des Palmenordens, oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückte, der „fruchtbringenden Gesellschaft". In diese Gesellschaft nämlich, welche anno 1617 „zur Erhaltung und Wiederherstellung der Reinheit der deutschen Sprache" auf dem Schlosse zu Weimar gegründet worden war und bei der, um jeden Rangstreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den adelichen oder gar fürstlichen gleichzustellen, jedes Mitglied einen besonderen Namen erhielt, dessen es sich in der Gesellschaft zu bedienen hatte — in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden galt als eine überaus hohe Ehre und selbst regierende Herzoge und Könige buhlten darum. Hieraus ist also zur Genüge ersichtlich, daß Graf Otto Wilhelm den Studien nicht blos auf's eifrigste oblag, sondern daß man ihn auch schon in jungen Jahren als einen hochgebildeten Sohn der Wissenschaft anerkannte. Allein trotzdem darf man nicht glauben,

daß er deswegen die ritterlichen Uebungen vernachlässigt habe; nein im Gegentheil, er cultivirte sie eben so eifrig, wie die Wissenschaften, und man darf sagen, daß er in allem dem, was man die nobeln Passionen — Reiten, Fechten, Schießen, Tanzen, Jagen — nennt, förmlich excellirte. Gewiß also ein außerordentlicher Jüngling und als solchen nahm man ihn auch in der Welt auf!

Neunzehn Jahre alt, trat er in Begleitung seines Esaias Puffendorf die große Tour durch Europa an und auf dieser kam er natürlich vor Allem nach Paris. Doch hier — machte er es hier etwa wie die vielen Hunderte seiner Standesgenossen, welche gleich ihm ebenfalls nach Paris eilten, aber dort, Einer wie der Andere, nichts Besseres zu thun wußten, als den Becher der Lust, der natürlich jedem Fremden credenzt wurde, gleich nach der Ankunft bis auf die Hefe zu leeren? Nein gewiß nicht, sondern er benützte seine Zeit zu etwas Edlerem und die Universität mit ihren Schätzen war es hauptsächlich, die ihn anzog. Deßwegen darf man aber wieder nicht glauben, daß er der Welt mit ihren Freuden gänzlich den Rücken gekehrt hätte; im Gegentheil er lernte das Leben in allen seinen Schattirungen kennen und hiezu verhalf ihm hauptsächlich die genaue Freundschaft, welche er mit dem damals nach Paris geflüchteten Sohne des ermordeten Karls I. von England, dem nachherigen Könige Karl Stuart II. von England schloß. Uebrigens nicht blos dieser lebenslustige Prinz bildete seinen Umgang, sondern auch Männer ganz andern Schlages würdigten ihn ihrer näheren Bekanntschaft, wie insbesondere der damals schon hochberühmte Marschall Turenne und der Cardinal Mazarin, zu jener Zeit der factische Beherrscher von Frankreich.

Von Paris ging Graf Otto Wilhelm nach Spanien, wo er sich ebenfalls längere Zeit aufhielt und von den höchsten Personen in Madrid mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurde. Noch größere Ehre erwies man ihm in Lissabon und als dort der tapfere General Schomberg, der, obwohl ein geborener Heidelberger, unter Ludwig XIV. seine Sporen verdient hatte, anno 1660 den Oberbefehl über die ganze portugiesische Armee übernahm, um die Unabhängigkeit Portugals gegen Spanien zu vertheidigen, konnte der junge

Graf dem Drang, sich auch im Waffenhandewerk zu versuchen, nicht widerstehen. Er trat also als Volontär in die portugiesische Armee ein und entwickelte alsbald ein solch eminent militärisches Talent, daß ihm der Marschall Schomberg eine große Carrière prophezeite. Doch gefiel es ihm bei den Portugiesen nicht in die Länge und als daher zu jener Zeit zwischen Schweden und Dänemark Krieg ausbrach, beschloß er sofort seinem Vaterlande seinen Degen zu weihen. Schnellstens gings nun im Winter 1662 nach Schweden zurück und der tapfere Feldmarschall Wrangel freute sich ungemein, einen Sohn seines langjährigen Waffengefährten Hans Christoph unter seine Fahnen zu bekommen. Auch erkannte er, gerade wie Schomberg, sehr bald das militärische Talent des jungen Otto Wilhelm, und die Folge hievon war, daß letzterer in wenigen drei Jahren bis zum Obersten avancirte. Doch jetzt, anno 1665, sollte sich der kaum sechsundzwanzigjährige junge Mann auch in einer anderen Carrière erproben, und zwar in einer, zu welcher man sonst nur ganz erfahrene Männer zu verwenden pflegt.

Schweden bedurfte nämlich damals wegen seiner sehr verwickelten Verhältnisse eines mehr als gewöhnlich gewandten Diplomaten in Paris, und da man nun zu Stockholm in den Regierungskreisen wußte, daß dies — die Diplomatie — gerade das Fach sei, welches Esaias Puffendorf, der schwedische Kanzler in Bremen, hauptsächlich in dem Grafen Otto Wilhelm ausgebildet hatte, so fiel das Auge der Vormünder des Königs Karl XI. auf ihn. Er erhielt also die Bestallung eines außerordentlichen Gesandten und reiste sofort an den Hof Ludwigs XIV. ab. Dort aber trat er in einer Weise auf, welche nothwendig Eindruck machen mußte, denn in seinem Gefolge befanden sich nicht weniger als fünfzig Edelleute und er umgab sich — Dank dem großen Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen hatte — überhaupt mit einem Glanze, der selbst dem prachtliebenden Ludwig XIV. imponirte. So konnte es, besonders auch weil er nicht verabsäumt hatte, den gewandten Esaias Puffendorf, seinen berühmten Lehrer, als Berather mitzunehmen, nicht fehlen, daß seine außerordentliche Mission ganz nach Wunsch ablief, und darin lag der Grund, daß man ihm das

Jahr darauf, wie er kaum nach Stockholm zurückgekehrt war, sogleich wieder eine außerordentliche gesandtschaftliche Mission auftrug. Diesmal übrigens keine schwierige, sondern blos eine solche, wo es sich darum handelte, mit recht viel Pomp aufzutreten. Er hatte nämlich nach Berlin zu gehen und dem Beherrscher Brandenburgs, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu seiner zweiten Vermählung Glück zu wünschen, was natürlich nicht viel diplomatische Gewandtheit und noch weniger Verstand und Kenntnisse erforderte.

Eben dies übrigens entleidete ihm die diplomatische Carrière und da ihm nun — noch in demselben Jahr 1667, wo er in Berlin gewesen war — der Kurfürst von der Pfalz, der sich in einen Krieg mit dem Kurfürsten von Köln verwickelt sah, die Stelle eines Generalmajors der Cavallerie antrug, so griff er mit Freuden zu, denn er konnte einmal nicht unthätig still liegen. Auch zeichnete er sich in diesem Kriege, besser gesagt in dieser Fehde, als ein tüchtiger Cavalleriecapitän aus und der einzige Unstern dabei war, daß der Kampf so gar schnell sein Ende erreichte. Doch siehe da, jetzt begann Ludwig XIV. seinen Zug gegen die Niederlande, bei welchem Marschall Turenne den Oberbefehl führte, und alsbald stand Otto Wilhelms Entschluß fest, unter diesem Kriegshelden Dienste zu nehmen. Er begab sich also nach Paris und errichtete, dort mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, auf eigene Kosten ein in Deutschland angeworbenes Regiment, das deshalb auch den Titel „Regiment Royal-allemand“ führte. Auch kämpfte er als dessen Führer mehrere Sommer hindurch an Turenne's Seite auf's tapferste und darum überreichte ihm König Ludwig XIV. nach beendigtem Feldzug „zum Andenken“ mit eigener Hand einen kostbaren Degen, indem er ihn zugleich zum Brigadier ernannte.

So vergingen die Jahre und jedes Jahr brachte dem Grafen Otto Wilhelm neue Ehren. Doch wirklich große Thaten, Thaten für die Unsterblichkeit, fehlten immer noch. Da entbrannte anno 1674 der Krieg zwischen Schweden und Kurbrandenburg und augenblicklich stellte sich unser Held seinem Vaterlande zur Verfügung. Karl XI. empfing ihn mit Freuden und ernannte ihn sofort zum

Feldmarschalllieutenant, jedoch mit Unterordnung unter den greisen Wrangel, den oberstcommandirenden Feldmarschall. Darin aber lag kein Glück, denn Wrangel besaß nicht mehr die Energie, welche er im dreißigjährigen Kriege entwickelt, und überdem plagten ihn Gicht und Podagra. Die Folge hievon war, daß die Schweden nicht nur keine Großthaten verrichteten, sondern daß sie sogar mehrmals, besonders bei Fehrbellin, wo der General Waldemar Wrangel, ein Verwandter des Feldmarschalls, commandirte, vom „großen Kurfürsten" geschlagen und hiedurch genöthigt wurden, einen nicht allzuvortheilhaften Frieden einzugehen. Nunmehr trat Feldmarschall Wrangel vom Obercommando ab und dasselbe erhielt der Graf Otto Wilhelm; aber es war zu spät, um den Schaden wieder zu repariren.

Fast unmittelbar nach seiner Ernennung zum Feldmarschall erhielt Otto Wilhelm auch noch den wichtigen Posten eines Statthalters von Pommern und schlug nun seine Residenz in Stettin auf. Allein so ehrenvoll und hoch angesehen auch diese Stellung war, so hatte ihn die Vorsehung doch nicht dazu bestimmt, auf derselben abzusterben. Kaum nämlich saß er ein paar Jahre in Stettin, so ging die Regierung von Schweden mit den sogenannten Reductionen vor und dieses unselige Finanzauskunftsmittel erbitterte den Grafen Otto Wilhelm so sehr, daß er im Jahre 1685 den schwedischen Dienst ganz quittirte. Zu der Zeit nämlich, von der ich spreche, befanden sich die schwedischen Finanzen in einer großen Unordnung, und es wurde jedes Jahr mehr ausgegeben, als eingenommen. Es mußte also Abhülfe getroffen werden, wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte. „Sparen," rief man in erster Linie; allein der Staat hatte einmal gewisse Ausgaben, denen er sich nicht entschlagen konnte, und diesen Ausgaben konnte man mit allem Sparen nicht gerecht werden. „Neue Steuern," riefen Andere. Doch hiegegen wehrten sich die beiden Stände der Bauern und Bürger auf's heftigste und darin hatten sie auch vollkommen recht. In solcher Noth erinnerte man sich daran, daß die Königin Christina unmittelbar nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges an verschiedene Generale und sonstige Notabiltäten

zur Belohnung für ihre geleisteten Dienste eine Menge von „Krongütern" verschenkt habe, wozu sie eigentlich nicht berechtigt gewesen sei, und nun rief man sich zu, daß allen Verlegenheiten auf einmal ein Ende bereitet werde, wenn man diese Krongüter „zurücknehme." Also calculirten gewisse Finanzkünstler und Karl XI. ging sofort auf das Auskunftsmittel ein, obwohl er sich sagen mußte, daß er dadurch eine Menge von hochangesehenen Familien geradezu ruinire. Allein die Regierung brauchte Geld und demnach fort mit allen thörichten Rechtlichkeitsbedenken! So begann man denn die Reduction oder Zurücknahme der einst verschenkten Krongüter und nicht weniger als zehn Grafschaften, siebzig Baronieen und eine große Menge von adeligen Gütern und Kronhufen kamen wieder an den Staat zurück. Diejenigen aber, welche sie zurückgeben mußten — oft die Enkel der Dotirten oder auch solche, welche die Dotationen mit baarem Gelde den Dotirten abgekauft hatten — bekamen nicht die geringste Entschädigung, selbst wenn sie dadurch an den Bettelstab gebracht wurden.

Ein solches Vorgehen der Regierung mußte die Betheiligten nothwendig erbittern und zwar um so mehr, als die Beamten, welche die Reduction vornahmen, sich nicht selten vom Parteihaß und Parteigeist leiten ließen. Auch gegen die Familie Königsmark ging man auf diese Art zu Werk und es wurden nicht blos die zwei Grafschaften Westerwick und Stegeholm, sondern auch noch verschiedene andere ihrer Güter, welche der alte Feldmarschall Hans Christoph seiner Zeit um sein gutes Geld acquirirt hatte, ohne Gnade eingezogen. Natürlich wehrte sich Graf Otto Wilhelm so gut er konnte und eben so thaten auch die übrigen Mitglieder der Familie; allein was half's? Die Gewaltthaten nahmen ihren ungestörten Fortgang und am Ende blieb nichts übrig, als der Prozeßweg. Ja wohl, Prozesse und nichts als Prozesse, bei denen aber voraussichtlich nur wenig herauskam! War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn Otto Wilhelm im Unmuth hierüber anno 1685 den schwedischen Dienst quittirte und, um sich zu zerstreuen, zur kaiserlichen Armee nach Ungarn ging?

Doch das Unglück sollte sein Glück werden. Nachdem er

nämlich dem Feldzug in Ungarn als Volontär beigewohnt, ging er im Spätherbst nach Wien, um den Winter daselbst zuzubringen, und kaum hatte er sich da mit seiner Gattin — sie war eine geborne Gräfin de la Gardie, eine Verwandte seines Schwagers, des Grafen Pontum de la Gardie, und er hatte sie während seines Aufenthalts in Paris als Oberst des „Regiment Royal-allemand" geheirathet — häuslich eingerichtet, so kam ein Antrag an ihn, dessen Annahme ihm in der Folge unsterblichen Ruhm brachte. Der Antragsteller nämlich war kein anderer als der in Wien accreditirte venetianische Gesandte, der edle Cornaro, und der Antrag selbst ging dahin, daß Graf Otto Wilhelm als Oberfeldherr aller venetianischen Land- und Seetruppen in die Dienste des Lagunen-Freistaates treten solle. Gewiß ein höchst ehrenvolles Anerbieten und zugleich ein solches, bei dem sich Großartiges leisten ließ, denn die Republik Venedig befand sich im heftigsten Kriege mit dem Sultan von Constantinopel und es handelte sich um die Erhaltung Morea's, welches die Türken mit Aufbietung all ihrer Streitkräfte dem venetianischen Reiche wieder abnehmen wollten. Der Graf Otto Wilhelm von Königsmark sagte also sogleich zu und ging zu Anfang des Jahres 1686 nach Venedig ab, um sich mit dem Dogen Giustiniani vollends über die Bedingungen zu einigen. Diese aber lauteten sehr glänzend für ihn, indem man ihm außer einer Leibwache von hundert Mann und einer Besoldung von jährlich zehntausend Ducaten die vollkommenste Unabhängigkeit in allen kriegerischen Bewegungen zusicherte. Auch versprach man ihm, daß die Armee, meist angeworbene Deutsche und Schweizer, auf zehntausend Mann gebracht werden solle und daß man ihn nie an dem nöthigen Kriegsmaterial Mangel leiden lassen werde.

Jetzt begann eine neue Periode im Leben Otto Wilhelms, eine zwar sehr kurze, aber auch sehr glänzende. Am 13. April 1686 bestieg er im Hafen von Venedig das Admiralschiff Malomoco und am 3. Mai landete er auf der Insel Santa Maura im griechischen Archipel. Dort übernahm er den Oberbefehl über alle Truppen, zusammen mit der Flotte, welche die Bewegungen der ersteren zu

unterstützen hatte, und gleich den andern Tag führte er die Armee nach dem Peloponnes, welcher im vorigen Jahr zum größten Theil von den Muselmannen in Besitz genommen worden war. Dann schritt er zur Belagerung von Navarino und am zweiten Juni geschah die erste Waffenthat: Navarino ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Das war ein glänzender Anfang und nun erlebte Graf Otto Wilhelm auch die Freude, daß sein tapferer Neffe Karl Johann, von dem später noch des Mehreren die Rede sein wird, sich zu seinen Fahnen begab, um vereint mit ihm den Halbmond zu bekämpfen. Unter solchen Auspicien konnte das Glück nicht untreu werden und ohne Aufenthalt schritt daher der Graf zur Belagerung von Neu-Navarin. Da zog der türkische Seraskier mit seinen Janitscharen heran, um die Festung zu entsetzen, allein Graf Otto Wilhelm rückte ihm rasch mit seinem dreimal so kleinen Heere entgegen und errang innerhalb dreier Stunden einen vollständigen Sieg. Kaum wenige Tausend des türkischen Heeres entrannen und dem Seraskier selbst gelang es nur mit Mühe, sein Leben zu salviren. In Folge dessen ward der in Neunavarin commandirende Pascha von Verzweiflung ergriffen und, um die Festung nicht übergeben zu müssen, sprengte er dieselbe mit der ganzen Besatzung in die Luft.

Das war eine zweite glänzende Waffenthat und auf die zweite folgte die dritte. Kaum nämlich hatte Otto Wilhelm jetzt die Belagerung von Modon begonnen, so übergab sich ihm diese Festung am 8. Juli, und er konnte zur Belagerung von Napoli di Romania schreiten. Allein inzwischen hatte der Seraskier einen großen Succurs aus Constantinopel erhalten und rückte nun dreißigtausend Mann stark in's Feld. Ihm konnte Graf Königsmark nur achttausend Mann entgegenstellen, weil er in den früheren Treffen bereits starke Verluste erlitten hatte; doch wie es nun bei Argos unweit von Napoli di Romania zur Entscheidungsschlacht kam, da trug wiederum die Kriegskunst Otto Wilhelms den Sieg davon und der Seraskier ward zum zweiten Male auf's Haupt geschlagen. Nicht wenig übrigens hatte hiebei die Tapferkeit des Grafen Karl Johann von Königsmark mitgeholfen, denn überall, wo die Gefahr am größten, war er der Vorderste und der beste Beweis hiefür

ist, daß ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden. Der Jubel war groß und sollte bald noch größer werden. Der Seraskier nämlich zog in der Eile alle nur irgend verfügbaren Truppen an sich und stellte sich dem Feldherrn Venedigs von Neuem entgegen. Keineswegs aber mit einem besseren Erfolge, sondern er erlitt vielmehr eine dritte Niederlage, und nun konnte sich auch Napoli di Romania nicht mehr halten. Es ergab sich also in der Mitte des August, jedoch mit der ehrenvollen Bedingung, daß die Besatzung freien Abzug nach Troja erhielt.

Ein solcher Feldzug war unerhört. In drei Monaten drei gewonnene Feldschlachten und vier eroberte Festungen! Die Republik Venedig erkannte dieß aber auch an, denn sie sandte sofort einen ihrer Edelsten, den alten Capitän-General Morosini, an den Grafen Königsmark ab, um ihm den Dank der Republik darzubringen. Auch fügte sie diesem Danke einen sprechenden Beweis bei, nämlich eine große goldene Vase, welche mit sechstausend Ducaten gefüllt war. Leider jedoch mußten jetzt die Operationen total abgebrochen werden, indem die Armee von einem furchtbaren Fieber heimgesucht wurde, welches täglich ihrer Hunderte hinwegraffte. Noch trauriger für den Grafen Otto Wilhelm war es, daß das Fieber auch seinen Neffen, den Grafen Carl Johann, ergriff und ihn nach wenigen Tagen schon, am 28. August 1686, dem Tode zuführte. Ein furchtbar herber Verlust für den Ohm und ein noch herberer für die Armee, welche in ihm den Tapfersten der Tapferen bewunderte. Hundertmal hatte der tollkühne Jüngling dem Tode im Schlachtgetümmel die Stirne geboten und immer war er demselben glücklich entronnen. Und jetzt starb er, statt den Tod des Helden, den Tod auf dem Krankenbette, gleich dem Geringsten der Geringen.

Des Fiebers wegen sah sich Graf Otto Wilhelm von Königsmark genöthigt, die Armee in das gesunde Clima der Insel Zakytho oder Zante zu überbringen, und daselbst die Winterquartiere zu beziehen. So wie jedoch die Krankheit gewichen und die nöthigen Verstärkungen eingetroffen waren, rückte der tapfere Graf wieder in's Feld und das erste, was er im Frühjahr 1687 unter-

nahm, war die Belagerung von Petrasso oder Patras. Schnellstens rückte wieder ein türkisches Heer zum Entsatz heran, allein eben so schnell wurde es in die Flucht geschlagen. Nun ergab sich Patras und gleich darauf Lepanto. Hatte also der alte Marschall Schomberg nicht recht gehabt, als er in dem Jüngling Otto Wilhelm ein großes militärisches Genie witterte?

Die außerordentlichen Erfolge des venetianischen Feldherrn erfüllten den Sultan Muhammed IV. mit Schrecken und Zorn zugleich und alsbald sandte er neue Truppen unter einem neuen Heerführer nach dem Peloponnes. Die Venetianer dagegen schickten ihrem glorreichen Feldherrn ebenfalls Verstärkungen und schloßen nebenbei einen Contract auf weitere sechs Jahre Dienstzeit mit ihm ab, wobei sie seinen Gehalt von freien Stücken auf jährliche achtzehntausend Ducaten erhöhten. Bald kam's nun zur Entscheidung, wem Morea künftig angehören würde, denn Ende Juli trafen sich der Graf Königsmark und sein neuer Gegner vor Korinth. Die Schlacht endete aber nicht anders, als die vorhergegangenen, und unmittelbar nach der Niederlage der Türken mußte sich Korinth, das letzte Bollwerk der Muselmannen auf Morea, ergeben. So war denn die ganze große südliche Halbinsel Griechenlands, von den Alten Peloponnes, von den Späteren Morea genannt, von Königsmark für die Republik Venedig zurückerobert und nun konnte den Helden nichts mehr hindern, über den flachen Rücken des Isthmus von Korinth gegen Athen vorzurücken.

Athen, der Schlussel von Rumelien und vom ganzen continentalen Griechenland bis nach Macedonien und Albanien hinauf — wenn Königsmark auch diese Stadt eroberte, dann durfte der Beherrscher Stambuls in der That erzittern; aber zum Glück hatte Athen seine Acropolis und in dieser fast für unüberwindlich gehaltenen Bergfestung lag eine starke Besatzung. „Hier muß sich der venetianische Feldherr den Kopf einrennen," dachten daher die Muselmannen und der Commandant der Acropolis, ein Pascha von drei Roßschweifen, sah mit Verachtung auf das christliche Heer herab. Graf Königsmark dagegen traf ganz ruhig seine Vorbereitungen und acht Tage, nachdem er vor Athen gerückt, nahm die

Belagerung der Acropolis ihren Anfang. Nach wiederum acht Tagen hatte er Alles zum Angriff vorbereitet und hurrah — schon am 20. August bestrichen seine Kanonen selbst die höchsten Spitzen der Burg. Ein Thurm nach dem andern wurde zusammengeschossen und bald wußte sich der Pascha mit den drei Roßschweifen nicht mehr zu helfen. Endlich zuletzt noch ein Sturm und am 29. Sept. capitulirte die für unüberwindlich gehaltene Festung. Nun bezog Graf Königsmark die Winterquartiere, um auf seinen wohlverdienten Lorbeeren auszuruhen.

Im Frühjahr 1688 eröffnete Graf Königsmark den Feldzug mit der Belagerung und gleich nachherigen Eroberung von Porteporro. Es war dies aber nur ein leichtes Vorspiel gegen das, was sofort nachfolgen sollte, nämlich die Eroberung der großen Insel Euböa nebst ihrer mächtigen und wohlbefestigten Hauptstadt Evripo, wie die Griechen, oder Egribo, wie die Türken, oder endlich Negroponte, wie die fränkischen Abendländer sagen, denn diese Stadt, welche durch mehrere Brücken mit dem ganz nahen Festlande verbunden ist — der dazwischenliegende enge Seecanal ist der durch seine Strömungen viel bekannte Euripus — hatte eine starke Citadelle und in der Citadelle lag eine tüchtige mit Vorräthen aller Art gar wohl versehene Besatzung. Ueberdies wurden die Brücken durch sogenannte Brückenköpfe geschützt und mit Einem Worte man betrachtete Negroponte als die stärkste Festung im ganzen continentalen Griechenland. Graf Otto Wilhelm von Königsmark verhehlte sich also nicht, daß er eine sehr harte Arbeit vor sich habe, und zwar um so mehr, als das Clima für seine Truppen leicht mörderisch werden konnte. Dessen ungeachtet war er gutes Muthes und entwickelte in seinen Belagerungsanstalten die gewohnte Umsicht und Energie. Alles ging auch eine geraume Zeit ganz glücklich von Statten und man rückte zwar langsam, aber stetig vor. Da, wie man sich eben der Brückenköpfe bemächtigt hatte, Mitte Juli, brach in der Belagerungsarmee die Pest aus, welche wahrscheinlich durch ein Proviantschiff von Alexandrien aus eingeschleppt worden war. Graf Otto Wilhelm that Alles, was nur möglich war, um der Krankheit Einhalt zu thun; allein

schon am 2. August fühlte er sich selbst unwohl und dieses sein Unwohlsein steigerte sich schon nach wenigen Tagen so, daß er zu Bette gebracht werden mußte. Nun eilte seine Gattin von Athen herbei — sie begleitete ihn auf seinen Feldzügen — und man kann sich denken, wie sorgfältig sie ihn pflegte. Trotzdem steigerte sich das Uebel und bald ließen die ausgebrochenen Pestbeulen keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß auch er von der tödtlichen Seuche befallen sei. Man mußte also seinem Ende entgegensehen und er selbst wußte es nicht anders. Aber da zeigte es sich, was ein kräftiger Geist vermag, denn während seiner ganzen Krankheit leitete er die Belagerungsarbeiten von seinem Bette aus und nur die letzten paar Tage, wo ihn das Delirium ergriffen hatte, mußte er es unterlassen. Endlich am 15. September 1688 starb er und nun war es jedem Soldaten, als ob ihm sein Vater dahingerafft worden sei. Seine Gattin aber, ach, sie hatte nicht nur den zärtlichsten vorsorglichsten Gemahl zu beweinen, sondern ihr war, da ihre Ehe kinderlos, nicht einmal der Trost gegeben, in einem Sohne des Vaters Heldenebenbild zu erziehen.

Tief und ernst war die Trauer in Venedig, besonders bei dem Dogen Giustiniani, dem Freunde des Verstorbenen. Man bewies dies auf gedoppelte Weise, einmal dadurch, daß man der Wittwe des großen Kriegers die höchsten Ehrenbezeugungen erwies, zum andern dadurch, daß man ihm, dem großen Todten selbst, am Eingang des Arsenals in Venedig eine steinerne Bildsäule setzte, mit der Inschrift: „Semper Victori, dem immer Siegreichen.“ In Schweden dagegen ging der Tod des Helden fast spurlos vorüber, und wenn man davon sprach, so geschah es in einer Art, daß man wohl sah, das Herz habe keinen Antheil dabei. Natürlich, denn Otto Wilhelms Vater war ein geborner Deutscher, und die Schweden — wenigstens der hohe Adel daselbst — sind der bescheidenen Ansicht, daß nur ein Schwede auf der Welt etwas werth sei.

Ruhmreich, sehr ruhmreich war er gestorben, aber kinderlos; darum wird es an der Zeit sein, daß wir uns nun nach dem älteren Bruder Otto Wilhelms, nach dem erstgebornen Sohne des

alten Marschalls Hans Christoph umsehen, um zu erfahren, ob auch er dem Heldenstamme keine Nachkommen erweckte. Derselbe, geboren anno 1634, erhielt in der Taufe den Namen Konrad oder Kurt Christoph und seine, des Aeltesten, Erziehung war ohne Zweifel eine ebenso sorgfältige, als die Otto Wilhelms, des Jüngsten. Doch lesen wir in den Chroniken nicht viel darüber verzeichnet und eben so wenig erfahren wir über die europäische Tour, die er im Jünglingsalter gleich allen seinen Standesgenossen machte. Das dagegen steht fest, daß er schon sehr frühe in schwedische Kriegsdienste trat und in solchen schnell bis zum Reichsfeldzeugmeister vorrückte. Hiezu trug ohne Zweifel, außer dem Namen seines Vaters, nicht wenig auch der Umstand bei, daß er sich, kaum fünf- und zwanzig Jahre alt, mit einer sehr vornehmen schwedischen Dame vermählte, nämlich mit Marie Christine Wrangel, der am 28. August 1638 zu Stockholm gebornen Tochter des berühmten schwedischen Feldmarschalls Graf Hermann Wrangel und der Amalie Magdalena, einer gebornen Prinzessin von der Pfalz, Sulzbacher Linie, denn durch solchen Ehebund kam er theils mit fast allen schwedischen Großen, theils mit sehr vielen deutschen Fürstenhäusern in verwandtschaftliche Verhältnisse. Trotzdem gefiel es ihm in schwedischen Diensten nicht allzulange und da er ebensowenig — was er nach des Vaters Tod füglich hätte können — auf der Agathenburg bei Stade ein Stillleben führen wollte, so ging er um's Jahr 1666 nach Holland, wo ihn die Generalstaaten mit offenen Armen aufnahmen. Man bedurfte ja damals bei den immerwährenden Kämpfen mit dem eroberungssüchtigen Ludwig XIV. tapferer Männer und der Name Königsmark hatte einen Klang in der ganzen Welt! Eine große Rolle zu spielen, ward ihm jedoch nicht vergönnt, und erst als der Prinz Wilhelm III. von Oranien, der nachherige König von Großbritannien, anno 1671 Generalcapitän und Großadmiral des holländischen Freistaates wurde, brachte er es dazu, daß ihm mit der Beförderung zum Generallieutenant das Commando eines kleineren Truppencorps selbstständig übertragen wurde. Das erste mal jedoch schon, da er ein Treffen leitete, das bei Bodegrave anno 1672 nämlich, war

der Erfolg kein glücklicher, sondern er mußte sich eiligst zurückziehen und aus dem Rückzuge wurde sogar am Ende etwas, das einer Flucht auf's Haar gleich sah. Das machte man ihm denn vielfach zum Vorwurfe und es gelang ihm kaum, sich vor dem Prinzen von Oranien zu rechtfertigen. Um so verwegener stürzte er sich dann nachher bei der Belagerung von Bonn in's Treffen, und so kam es denn, daß er anno 1673 durch einen Bombenschuß getödtet wurde.

Also auch er, wie seine beiden Brüder, starb in der Blüthe der Jahre; doch starb er nicht, ohne den Namen Königsmark durch Kinder auf die Nachwelt gebracht zu haben. Ja sogar mit fünf Kindern war seine Ehe gesegnet, mit drei Söhnen und zwei Töchtern, und von jedem der Söhne konnte man glauben, daß er in die Stufen des Großvaters „väterlicher Seits" treten werde, während die Töchter ganz so aussahen, als ob sie den hohen Rang der Großmutter „mütterlicher Seits", der pfälzischen Prinzessin nämlich, geerbt hätten. Allein wer sollte es glauben? Trotz der Fünfzahl dieser Kinder starb mit denselben der vom alten Marschall Hans Christoph gegründete Stamm der Königsmarke aus und es existiren nunmehr nur noch Solche, welche in der alten Heimath, in der Mark, das Licht der Welt erblickten.

Der älteste der Söhne erlebte kaum das Jünglingsalter und ihn kann ich also füglich ganz mit Stillschweigen übergehen. Der Zweitälteste dagegen, Karl Johann, welcher anno 1659 zu Nörnburg auf Fühnen zur Welt kam, war ein ächter Enkel seines Großvaters und ein ebenso ächter Neffe seines Ohms Otto Wilhelm, denn mit der waghalsigsten Tapferkeit und dem großmüthigsten Herzen verband er alle die Eigenschaften, durch welche die Paladine der irrenden Ritterschaft im Mittelalter geglänzt haben. Bis zum Jahre 1674, also bis in sein fünfzehntes Jahr, erhielt er unter den eigenen Augen der Mutter, der hochgeborenen Tochter des Grafen Wrangel, theils auf der Agathenburg, theils in Hamburg, wo die Mutter, um ihrem Gatten näher zu sein, zeitweise ihren Aufenthalt nahm, eine sehr sorgfältige Erziehung, so sorgfältig, als sie seiner Zeit dem Grafen Otto Wilhelm zu Theil geworden war, und Karl

Johann begriff ebenso schnell, wie es sein Oheim gethan hatte. Doch widmete er sich mit weit mehr Feuereifer den ritterlichen Uebungen als den Wissenschaften, und schon in einem Alter, wo ihm noch kein Flaum auf der Oberlippe sproßte, that es ihm nicht leicht Einer in Führung der Waffen zuvor. Damit verband er eine schöne hohe schlanke Gestalt, nebst einem blitzenden Feuerauge, und wen wird es daher Wunder nehmen, daß das schöne Geschlecht ihm schon sehr frühe mit der größten Zuvorkommenheit begegnete? Fünfzehn Jahre alt geworden, ward er nach der Sitte der Zeit auf Reisen geschickt und nachdem er einige Monate in Holland und England zugebracht, begab er sich nach Paris, um dort mit seinem Oheim Otto Wilhelm zusammenzutreffen. Er traf ihn auch richtig und hatte das Glück, den letzten niederländischen Feldzug unter seiner Führung mitmachen zu dürfen; aber gleich darauf ging der Ohm, wie wir wissen, nach Schweden und nun setzte der Neffe seine Reisetour durch Europa fort. Und welche Masse von Abenteuern erlebte er da nicht! Wir müßten ein ganzes Buch vollschreiben, wenn wir auch nur den vierten Theil derselben wiedererzählen wollten, denn fast jeder Tag brachte ein neues. Ganz übergehen aber können wir dieselben nicht, da der Leser sonst keinen Begriff von diesem Tollsten aller toll-verwegenen Kämpen bekäme. Im Jahr 1677 ging er nach Malta, um mit den Malteser-Rittern gegen den Großtürken zu kämpfen, und mit Freuden — der Ruf seiner Tapferkeit war ihm vorangegangen — nahm ihn der Ordensmeister Raphael Cotoner auf. Auch wurde er sogleich im Kampfe verwendet, obwohl nur als Freiwilliger, da er als Protestant nicht in den Orden selbst treten konnte, und der damals erst achtzehnjährige Jüngling verrichtete auf seiner Galeere solch außerordentliche Thaten der Kühnheit und Geistesgegenwart, daß sein Ruhm bald in der ganzen Christenheit wiederhallte. Sein Leben, was galt es ihm? Tagtäglich, wenn die Ordensschiffe mit den feindlichen Geschwadern sich maaßen, setzte er es auf's Spiel und mehr als einmal entrann er dem Tode nur wie durch ein Wunder. Auch gelang ihm, was vor ihm noch keinem gelungen war, das nämlich, daß er, nachdem er ganz allein beim Entern auf das

feindliche Admiralschiff hinübergesetzt und dieses durch Anzünden der Pulverkammer in die Luft gesprengt hatte, doch noch glücklich gerettet wurde, weil man ihn, nach der Luftreise, im Wasser auffing, ihn, den Einzigen von der ganzen Bemannung. Aber freilich, damals trug er von seinem Kampfe mit den Türken so schwere Wunden davon, daß man an seinem Wiederaufkommen verzweifelte, und wäre er nicht der urkräftige Jüngling gewesen, der er war, so hätte er auch nothwendig erliegen müssen. Zwei Jahre lang diente er dem Orden und immer mit gleicher Bravour. Darum, wie er nun durch anderweitige Verhältnisse abberufen, seinen Abschied nahm, geschah auch etwas, was bisher noch nie geschehen war. Der Ordensmeister nämlich decorirte ihn, den Protestanten, mit dem Ordenskreuze an schwerer goldener Kette und nahm ihn, den Protestanten, damit als Ehrenmitglied in die Malteser-Ritterschaft auf!

Von Malta führte ihn sein Geschick zuerst nach Rom, Florenz, Genua und Venedig, dann nach Madrid und Paris, endlich über Holland, Hamburg und Stockholm nach Windsor, wo er dem Könige Jacob II. von England aufwartete. Hier aber wäre bald seinem Leben durch Richterspruch ein frühzeitiges Ende bereitet worden. Im Jahr 1672 nämlich starb erst sechsundzwanzig Jahre alt auf einer Reise in Turin Josceline der eilfte Earl von Northumberland und hinterließ seinen ganzen ungeheuren Reichthum seinem einzigen, damals sechs Jahre alten Töchterchen Elisabeth, denn seine Gattin-Wittwe, eine geborne Gräfin von Southampton, erhielt nur eine ihrem Stande angemessene Jahresrente. Nun heirathete diese Wittwe schon im nächsten Jahre wieder, einen Baronet Ralph Montague, und in Folge dessen setzte es die Großmutter Elisabeths, die alte Herzogin von Northumberland, durch, daß ihr die Erziehung und Obhut der jungen Erbin anvertraut wurde. Die Mutter hatte ja unter ihrem Stande geheirathet und einem solchen Stiefvater konnte man doch nicht eine so überaus reiche Stieftochter überlassen! Kaum war die alte stolze Herzogin von Northumberland zur Vormünderin Elisabeths eingesetzt, so dachte sie auch schon an eine standesgemäße Verheirathung derselben, und noch nicht dreizehn

Jahre alt mußte Elisabeth dem Earl von Ogle, dem einzigen etwa fünfzehnjährigen Sohne des Herzogs von Newcastle die Hand reichen. Reichthum sollte zu Reichthum, und Vornehmheit zu Vornehmheit kommen! Natürlich übrigens eine wirkliche Ehe war dies vor der Hand noch nicht, da die beiden Ehegatten so zu sagen noch dem Kindesalter angehörten. Auch kam es nie zur wirklichen Ehe, weil der Earl von Ogle gleich darauf im Winter von 1680 auf 1681 starb. So trug denn die reiche Elisabeth schon in ihrem vierzehnten Jahre den Wittwenschleier und noch schrieb man nicht den Sommer 1681, so fanden sich schon eine ganze Menge von Freiern ein. Als der bei weitem Reichste unter diesen galt Herr Thomas Thynne von Longleate in Wiltshire, und in der That überstiegen seine Besitzungen die Größe eines Herzogthums, während seine Kapitalien zugleich in die Millionen gingen. Außer diesem seinem horrenden Reichthum aber besaß er nichts Empfehlendes, sondern im Gegentheil waren seine Manieren brutal und man sagte ihm nach, daß er bis jetzt ein sehr wüstes und ungeordnetes Leben geführt habe. Die jungfräuliche Wittwe Elisabeth wollte daher auch längere Zeit nichts von ihm wissen und begegnete ihm auf eine Weise, daß jeder Andere sofort ganz zurückgetreten wäre. Er aber that es nicht, und zwar um so viel weniger, als er wußte, daß die alte geldstolze Herzogin von Northumberland ganz auf seiner Seite sei. So stands im Herbst 1681, in welchem der Graf Karl Johann von Königsmark nach London kam, und nun sollte schnell alles anders werden. Kaum nämlich sahen die Beiden, der ritterliche Karl Johann und die Jungfrau-Wittwe Elisabeth, einander, so erglüthen sie in gegenseitiger Liebe und natürlich wollte die Letztere von Stunde an von keinem anderen Freier mehr etwas wissen. Nein Er, der junge Held von Malta, war plötzlich ihr Ein und Alles geworden, und da auch der König Jakob II. dem Grafen Königsmark sehr wohl wollte, so zweifelte bald Niemand daran, daß der tapfere Jüngling die Hand der englischen Erbin davontragen werde. Doch wie, ein deutscher Graf und die Enkelin eines Herzogs von Northumberland — gab das eine passende Verbindung? Die ganze Verwandschaft der beiden

herzoglichen Häuser Newcastle und Northumberland empörten sich dagegen, denn der deutsche Adel gilt in den Augen des englischen nur sehr wenig, und mit noch größerer Verachtung sieht ein englischer Lord auf das Einkommen eines deutschen Edelherrn herab. Man stürmte also von allen Seiten auf die arme Elisabeth ein und am heftigsten that dies die alte Herzogin, die Großmutter derselben. Ja wie alles nichts helfen wollte, bediente man sich sogar der unlautersten Mittel und um's kurz zu sagen, im December 1681 reichte Elisabeth, die fünfzehnjährige Wittwe des Earl von Ogle, dem Thomas Thynne von Longleate die Hand. Sie that es gezwungen, wie Jedermann wußte, und die ganze fühlende Welt hatte daher auch Bedauern mit ihr. Graf Karl Johann von Königsmark aber beschränkte sich nicht auf's Bedauern, sondern übersandte dem Thomas Thynne eine Herausforderung auf Tod und Leben, wobei er ihm die Wahl der Waffen, sowie alles Uebrige freistellte. Das war ganz den Gesetzen des Ritterthums gemäß, und Graf Karl Johann glaubte daher auch nicht anders, als sein Nebenbuhler werde ihm sofort Zeit und Ort bestimmen. Hierin jedoch täuschte er sich gänzlich. Herr Thomas Thynne nämlich lachte dem Cartelträger höhnisch in's Gesicht und erklärte ihm zugleich, daß er ihn, falls er zum zweiten Male erscheine, von seinen Knechten zum Hause hinauspeitschen lassen werde. Graf Karl Johann wurde wüthend über den Feigling und drohte offen, ihn überall, wo er ihn träfe, vor aller Welt durchzupeitschen, weil ein solcher Tropf eine andere Behandlung gar nicht verdiene. Auch würde die Drohung ohne Zweifel ausgeführt worden sein, wenn nur nicht ein anderes gräßliches Ereigniß dazwischen getreten wäre, nämlich die Ermordung des Thomas Thynne von Longleate. Diese geschah am 12. Februar 1682 am hellen offenen Tage und die Thäter waren ein paar fremde Abenteurer aus Polen, Deutschland und Schweden, mit Namen Boroski, Johann Stern und Christopher Wroats. Es gelang, sich ihrer zu bemächtigen; aber zugleich faßten die Behörden auch den Grafen Karl Johann, denn der Glaube war allgemein, daß er es gewesen sei, welcher die fremden Meuchelmörder gedungen habe. Hiefür lagen starke

Verdachtsgründe vor und so wurde der Graf Karl Johann zusammen mit den drei Bösewichtern vor eine und dieselbe Jury gestellt. Es war ein heißer Tag für den jungen Grafen, dieser Tag vor den öffentlichen Assisen, viel heißer als irgend ein Schlachttag, den er schon durchgefochten hatte, besonders auch weil die öffentliche Meinung sich ganz unbedingt gegen ihn aussprach. Ueberdem weil Tausende in und vor dem Gerichtssaal voll Wuth seine Verurtheilung verlangten. Allein zum Glück besaß er auch Freunde, zuverlässige gute Freunde, die ohne Furcht für ihn zeugten, und zu noch größerem Glücke für ihn blieben die drei Mörder darauf, daß sie auf eigenen Antrieb hin gehandelt hätten, ohne von Karl Johann mit Geld, Worten oder sonst wie aufgestachelt worden zu sein. So konnten die Geschworenen nicht anders, als daß sie ein „Nichtschuldig" über ihn aussprachen, und frei und ledig aller Schuld verließ er den Gerichtssaal, während die Dreie, Boroski, Stern und Wroats ihr Verbrechen am Galgen büßten.

Seines Bleibens war nun übrigens nicht länger in England und er eilte über Frankreich und Spanien nach Tanger in Africa, wo gerade scharfe Kämpfe mit den Muselmannen ausgefochten wurden. Später treffen wir ihn in Gibraltar, sowie nicht lange darauf mit den Engländern vor Algier. Nicht minder wohnte er an der Spitze eines königlich französischen Regiments der Belagerung von Courtrai bei und seiner Tapferkeit verdankte man großentheils die Eroberung dieser Festung. Auch wurde er hier wieder schwer verwundet, aber seine Heilung ging doch schnell genug von statten, um in Catalonien, abermals an der Spitze seines französischen Regiments, neue Heldenthaten zu verrichten. So war er so zu sagen überall und nirgends, allein, wo er auch immer sein mochte, dessen durfte man sicher sein, daß seine Gegenwart eine Niederlage unmöglich machte. Doch wenn ich nun von Niederlagen rede, so darf ich nicht vergessen, daß die Zahl derjenigen, welche er in den Herzen der Damen anrichtete, wirklich Legion war, und von einer dieser Niederlagen will ich schließlich noch sprechen. Mein Gott, der Leser muß doch einen Begriff von der Frivolität bekommen, mit welcher damals Ludwig XIV. die Welt

angesteckt hatte! Es erzählt nämlich Charlotte Elisabeth aus dem Hause Kurpfalz, verwittwete Herzogin von Orleans, die Mutter des Regenten von Frankreich — der Leser kennt sie aus der ersten Abtheilung dieses Werkes — in ihren Briefen an die Prinzessin Elisabeth von Wales, geborne Markgräfin von Anspach folgendes: „Ich habe da den Grafen Karl Johann von Königsmark kennen gelernt, dem war eine junge englische Dame von vornehmer Herkunft in Pagenkleidern nachgelaufen. Er hatte sie bei sich zu Chambord (Lustschloß Ludwigs XIV. bei Paris) und weil kein Platz für ihn im Schlosse war, hatte er ein Zelt im Walde daneben aufschlagen lassen und logirte darinnen. Auf der Jagd erzählte er mir seine Aventure. Ich hatte Curiosität, den Pagen zu sehen und ritt zu seinem Zelte. Er rief den Pagen und präsentirte mir ihn. Ich habe in meinem Leben nichts Artigeres, als das Dämchen in Pagenkleidung war, gesehen; sie hatte große schöne braune Augen, ein nettes Näschen und einen kleinen Mund voller schönen Zähne, denn sie lachte, wie sie mich sahe. Sie merkte wohl, daß ihr Graf mir alles erzählt hatte. Sie trug ihre eigenen Haare, braun mit großen Buckeln, und war herrlich gewachsen. Wie er von Chambord wegzog und nach Italien reiste, kam die Wirthin in einem Wirthshause gelaufen und schrie: „Monseigneur, courrez vite la hâut; votre Page accouche! Sie bekam ein Töchterchen und man brachte nun die Mutter mit dem Kinde in ein Kloster bei Paris. So lange der Graf gelebt, hat er wohl für beide gesorgt. Er starb aber in Morea und der Page hat ihn nicht lange überlebt; sie ist wie eine Heilige gestorben. Das Töchterchen hat ein Freund des Grafen, Madame de Montespan's Neveu, versorgt und nach dessen Tode hat der König dem armen Ding eine Pension gegeben." So erzählt die verwittwete Herzogin von Orleans und was sie erzählte, ist vollkommen der Wahrheit gemäß. Auch setzen wir noch hinzu, daß das Töchterchen den Namen Maria Dorothea d'Hollande von Königsmark führte und später, im Herbst 1726, den Grafen von Cascado, Generallieutenant in französischen Diensten, heirathete.

Doch genug nun von dem Grafen Karl Johann, dessen glän-

zende Laufbahn leider so bald ein trauriges Ende nehmen sollte, denn er ging, wie wir schon weiter oben berichtet haben, anno 1686 nach Morea, um unter dem Panier seines Ohms Otto Wilhelm die Türken schlagen zu helfen, und starb dort am 28. August 1686 am Fieber. Genug also von ihm und wenden wir uns jetzt zu seinem jüngeren Bruder, dem Grafen Philipp Christoph, dem nach Karl Johanns Tode noch einzig übrig gebliebenen männlichen Sprossen der schwedischen Königsmarke. Er war kaum zehn Jahre alt, also noch nicht dem Knabenalter entwachsen, als sein Vater anno 1673 vor Bonn blieb, und somit hatte auch über ihn, wie über seinen älteren Bruder, den Grafen Karl Johann, ganz allein die Mutter zu wachen. Und mit welcher Sorgfalt that sie dies nicht, die Frau Wittwe Maria Christina, geb. Wrangel, — mit welcher Sorgfalt und Liebe, damit dem Knaben kein Leid geschehe! Mein Gott, der ältere, der Karl Johann, stürzte sich, seit er anno 1674 die Agathenburg verlassen, in Abenteuer über Abenteuer und jeden Tag konnte die Nachricht eintreffen, daß er in dieser oder jener halsbrecherischen Unternehmung den Tod gefunden; demgemäß mußte Philipp Christoph um so sorgfältiger gehütet werden, damit doch wenigstens der letzte Sprosse der Königsmarke erhalten bleibe! So ließ denn die Mutter dem Philipp Christoph eine zwar vollkommen standesgemäße Erziehung zu Theil werden; allein eine gewisse Verzärtelung blieb doch an ihm bemerklich und diese erschien um so berechtigter, als derselbe sich durch eine wunderbare Körperschönheit auszeichnete. Eben aber, weil er der Liebling der Mutter war, wollte sie ihn auch lange nicht von sich lassen und das Einzige, was ihm gestattet wurde, beschränkte sich auf den Besuch der kleinen Fürstenhöfe von Celle und Wolfenbüttel, mit welchen die Wittwe des Generallieutenants Kurt von Königsmark auf einem sehr vertrauten, fast gleichberechtigten Fuße stand. Und wie nun vollends die Trauerbotschaft einlief, daß Karl Johann in Morea sein junges Leben ausgehaucht — mein Gott, wie wuchs jetzt erst die Sorgfalt um den Philipp Christoph! Jetzt, wo auf seinen beiden Augen die ganze Zukunft der Königsmarke schwedischen Zweigs beruhte! Trotzdem aber regte sich gerade jetzt

der Königsmark'sche Geist in ihm und da er nunmehr — es ist vom Todesjahr seines Bruders, 1686, die Rede — dreiundzwanzig Jahre alt geworden war, so drängte es ihn gewaltsam, nun endlich ebenfalls auf Abenteuer auszuziehen. Karl Johann hatte in diesem Alter schon die halbe Welt gesehen und er sollte noch länger zu Hause auf der Agathenburg oder auch in Celle und Wolfenbüttel stille sitzen, als wäre er ein verkleidetes Frauenzimmer? Von seines Bruders Heldenthaten sprach schon die ganze Welt, als derselbe die Achtzehn kaum passirt hatte, und von ihm, dem Dreiundzwanzigjährigen, wußte Niemand etwas, seine nächste Umgebung allein ausgenommen! So ging er denn endlich auch auf Reisen und besuchte die verschiedenen Hauptstädte und Hofhaltungen von Frankreich, England, Spanien und Italien. Auch kam auf dieser Tour der Königsmarkische Geist vollends schnell zum Durchbruch und an hochfahrendem Sinn, an Neigung zu Glanz und Verschwendung, sowie endlich an der Sucht nach Abenteuern, besonders mit schönen Weibern, stand ihm bald kein einziger Mitlebender mehr nach. Nicht minder nahm man ihn überall mit offenen Armen auf, ihn, den wunderbar herrlich erblühten Jüngling, der einer der reichsten und berühmtesten Familien angehörte, und besonders freundlich erwies sich ihm, wie wir bereits gemeldet, der Prinz Friedrich August von Sachsen, den er in Madrid kennen lernte. Noch näher befreundet wurde er später auf der Rückreise von Italien, in Wien, mit einem anderen Prinzen, nämlich mit dem jüngsten Sohne des regierenden Herzogs von Braunschweig-Kalenberg-Göttingen zu Hannover, welcher, wie sein Vater, Ernst August hieß, und diese Freundschaft hatte zur Folge, daß Philipp, nachdem seine Mutter am 17. December 1691 gestorben, als Oberster der Fußgarde in hannöversche Dienste trat. Als solcher fungirte er dorten, bis Friedrich August Kurfürst von Sachsen wurde, und erst als ihn dieser mit dem Rang eines Generalmajors in seine Dienste berief, willigte er ein, den Hof von Hannover zu quittiren. Er konnte aber, durch verschiedene Verhältnisse gefesselt — wir werden einstens, wenn wir den Hof von Hannover schildern, auf diese Verhältnisse zurückkommen — nicht

in den ersten Wochen gleich abkommen, oder vielmehr, er besaß nicht Energie genug, im Augenblicke seiner Berufung nach Dresden die Bande abzuschütteln, welche ihn in Hannover festhielten, und so ereilte ihn dorten ein tragisches Geschick gerade in demselben Augenblicke, als er endlich abreisen wollte. Von welcher Art aber dieses tragische Geschick war, werden wir den Augenblick nachher sehen, wenn wir erst vorher seinen beiden Schwestern, die wir noch nicht näher kennen, ein paar Worte gewidmet haben.

Diese Schwestern hießen Amalie Wilhelmine und Maria Aurora, und es erblickte die letztere ohne Zweifel — ganz gewiß weiß man es nicht — in demselben Jahr, in dem ihr Vater starb, also anno 1673, das Licht der Welt, während die erstere um gut fünf Jahre mehr zählte. Ueber ihre erste Jugendzeit läßt sich nicht viel berichten, höchstens das, daß sie beide unter der steten Aufsicht ihrer Mutter aufwuchsen und also natürlich in allem dem unterrichtet wurden, worinnen damals Töchter von hohem Stande überhaupt Unterricht zu bekommen pflegten. Auch zeigten beide bedeutendes Talent, obwohl die jüngere ein viel eminenteres, denn sie erlernte nicht weniger als fünf lebendige Sprachen — die schwedische, deutsche, französische, italienische und englische — und verstand es, zu ihrem schönen Gesang vortrefflich die Gambe zu spielen. Ueberdem malte sie auch ausgezeichnet und machte wunderliebliche Gedichte. Nicht minder excellirte sie in andern nobeln Passionen, wie insbesondere im Tanzen und Reiten, und selbst die Pistole wußte sie nicht ungeschickt zu handhaben. Sicher also erfreute sie sich einer ausgezeichneten Erziehung und eben so sicher steht fest, daß ihre körperliche Ausbildung eine eben so herrliche war. Mit einem hohen und schlanken, aber dennoch vollen und fast üppigen Wuchse nämlich verband sie feurige dunkle Augen, ein reiches schwarzes Haar, einen blendend weißen Teint, eine blühende Gesichtsfarbe, prachtvolle weiße Zähne und einen wunderbar schwellenden Mund. Kurz, sie war eine Erscheinung, die nothwendig schon beim ersten Anblick entzücken mußte, und rechnet man noch dazu eine fast sprudelnde Unterhaltungsgabe, so wird man es begreiflich finden, daß ihre Mutter nebst ihrer ganzen

Umgebung ihr eine Zukunft ohne Gleichen prophezeite. Dagegen darf ich auch nicht verschweigen, daß verschiedene Fehler an ihr hafteten, besonders der der Vergnügungssucht, und eben so sehr beklagten sich Viele, welche mit ihr zu thun hatten, über ihr befehlshaberisches und allzuhochmüthiges Wesen. Solches ist das getreue Bild der Gräfin Maria Aurora von Königsmark und ganz dieselben Fehler und Tugenden besaß auch die Gräfin Amalie Wilhelmine, die ältere Schwester. Nur, was die Tugenden und die Schönheit anbelangt, in ziemlich vermindertem Maaßstabe, die Fehler aber in vergrößertem.

Doch wir kehren zur Geschichte der Königsmark'schen Familie zurück, und knüpfen da wieder an, wo wir vor der Charakter- und Personenschilderung der beiden Schwestern stehen geblieben sind. Ihre Mutter, unter deren alleiniger Obhut sie standen, hielt sich mit ihnen fast stetig auf Schloß Agathenburg auf, so lange der Vater, der Generallieutenant in holländischen Diensten, lebte, denn wenn sie auch hie und da nach Hamburg ging, so war der Aufenthalt dort doch immer nur ein vorübergehender. Bald aber, nachdem der Generallieutenant vor Bonn gefallen war, beschloß sie, ganz nach Hamburg überzusiedeln und schon im Jahr 1674 führte sie diesen Vorsatz aus. Sie hatte dazu verschiedene Gründe. Einmal nämlich lebte es sich nicht mehr ganz sicher in Stade und Umgebung, weil damals der Krieg zwischen Schweden und Kurbrandenburg ausbrach und in Folge dessen die deutsch-schwedischen Besitzungen natürlich Gefahr liefen, vom Feinde occupirt zu werden. Dann konnte sie auch die zum Unterricht ihrer Kinder nöthigen Kräfte in Hamburg viel leichter gewinnen, als auf der Agathenburg oder in Stade. Weiter bildeten die nahen holsteinischen und mecklenburgischen Herzogshöfe, mit denen sie befreundet war, einen nicht geringen Anziehungspunkt, und dazu kam endlich noch, daß in Hamburg selbst sich damals, ihrer Sicherheit wie ihres Vergnügens wegen, viele Familien höheren Rangs aufhielten, mit denen sich Verbindungen — sie hatte auf ihre Töchter Rücksicht zu nehmen — anknüpfen ließen. Also die Frau Gräfin-Wittwe Maria Christina siedelte anno 1674 nach Hamburg über und blieb da bis zum Jahr

1680. In diesem Jahr aber erhielt sie von ihrem Schwager, dem Grafen Otto Wilhelm, wegen der Familiengüter, die, wie wir wissen, von den Reductionen betroffen wurden, so traurige Nachrichten, daß sie sofort nach Stockholm abreiste, um durch persönlichen Einfluß doch wenigstens Einiges zu retten. Mein Gott, das einst so große Vermögen, welches der alte Feldmarschall Hans Christoph hinterlassen, war ja durch Unglücksfälle und schlechte Verwaltung, noch mehr durch die colossalen Verschwendungen seiner Söhne schon äußerst bedeutend reducirt worden und wenn man der Familie nun auch noch die zwei Grafschaften Westerwick und Stegeholm nebst den andern adeligen Gütern, die im Bremenschen lagen, wegnahm, dann war der Ruin ein unausbleiblicher!

Die Frau Gräfin-Wittwe wurde in Stockholm von ihren vielen hohen Verwandten sehr freundlich aufgenommen und selbst der König Karl XI. nebst dem ganzen Hofe erwies sich ihr nicht ungnädig. Allein was half diese äußere Huld? Der größere Theil der Güter ging doch verloren und nur ganz Weniges blieb der Familie. Dagegen ward der Frau Gräfin-Wittwe die Freude, ihre älteste Tochter, die damals einundzwanzigjährige Amalie Wilhelmine, am 5. Februar 1689 an den Grafen Karl Gustav Löwenhaupt zu verheirathen, und da Karl Gustavs Vater Reichsrath und zugleich Gouverneur von Pommern war, so hielt sie natürlich ihr Kind für ganz vortrefflich versorgt. Allein nur zu bald zeigte es sich, daß dem nicht so sei, denn obwohl die Familie Löwenhaupt zu den ersten Schwedens gehörte, so hatte doch gerade der Vater Karl Gustavs, der Reichsrath Karl Mauritz, mit seinem Eigenthum so schlecht gewirthschaftet, daß er bei seinem nur wenige Wochen nach des Sohnes Hochzeit erfolgten Tode fast mehr Schulden als Vermögen hinterließ, und somit blieb dem jungen Grafen nichts übrig, als sofort im Auslande Kriegsdienste zu nehmen. Zum Glück übrigens kannte er den Dienst von früher her, weil er einige Jahre zuvor im französischen Heere als Freiwilliger functionirt hatte, und demgemäß erhielt er augenblicklich in Ungarn bei der kaiserlichen Armee eine Anstellung.

Zwei Jahre später, am 17. December 1691, starb die Frau

Gräfin Maria Christina von Königsmark, geborne Wrangel, nach kaum zurückgelegtem dreiundfünfzigsten Lebensjahre, und da gleich darauf der Graf Löwenhaupt von den holländischen Generalstaaten ein in Deutschland angeworbenes Regiment, das mit der Armee am Niederrhein gegen die Franzosen kämpfen sollte, anvertraut bekam, so beschloß die Gräfin, seine Gattin, wieder nach Hamburg überzusiedeln, weil sie ihm dort viel näher stand, als in Stockholm. Sie traute ihm nämlich nicht ganz und wollte ihn daher ein wenig überwachen. Doch hatte sie, wie es scheint, wenig Grund hiezu, denn obwohl wir uns für seine Moralität — er hatte seine Studien ebenfalls in Paris gemacht — keineswegs verbürgen möchten, so war er doch weniger ein Lüstling, als ein Trinker, Raufer und Spieler. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, die Gräfin Amalie Wilhelmine von Löwenhaupt siedelte im Jahr 1692 nach Hamburg über und natürlich folgte ihr die Schwester Maria Aurora dahin nach. Wohin hätte sich denn letztere sonst wenden sollen? Mein Gott nach dem Tode der Mutter hatte sie keine andere Heimath, als das Haus Wilhelminens und sie hätte also mit ihr zusammenleben müssen, selbst wenn dies ihr zuwider gewesen wäre. Es war ihr aber nicht zuwider, sondern im Gegentheil, sie freute sich dessen ungemein, da sie ihre Schwester sehr liebte. Ueberdem wußte sie, daß das Haus der Gräfin von Löwenhaupt kein Haus der Trauer für sie sein werde, und sie war eine so große Freundin von Lustbarkeiten. Endlich, wer konnte ihr in der Wahl des künftigen Gatten besser mit Rath und That an die Hand gehen, als die ältere und erfahrenere Schwester, vor welcher sie gar keine Geheimnisse zu haben brauchte?

„In der Wahl des Gatten," sagte ich und in der That, darum handelte es sich jetzt bei Maria Aurora, da sie sich den Zwanzigen mit starken Schritten näherte. In Stockholm selbst hatte sich die Sache nicht machen wollen, obwohl auch dort die Zahl der Bewunderer eine große gewesen war; allein in Hamburg lebten so viele fremde Familien höheren Rangs und überdies gab es an den verschiedenen herzoglichen Höfen rings herum eine Menge von Cavalieren, welche das Joch der Ehe noch nicht kannten. Da

war also die Auswahl jedenfalls eine viel größere und eine recht vorsichtige, nach allen Seiten wohl erwogene Auswahl zu treffen, das hatte sich Maria Aurora fest vorgenommen. Sie sah ja an dem Beispiel ihrer Schwester, daß eine Liebesheirath immer viel zu wünschen übrig läßt, und da ihr Herz bis jetzt noch keineswegs in Banden lag, so wollte sie es auch für die Zukunft keine Rolle spielen lassen!

Und in der That, der Wunsch Maria Aurora's in Hamburg einen passenden Gatten zu finden, schien sich mit Leichtigkeit erfüllen zu lassen, denn weil der Ruf ihrer Schönheit und seltenen Geistesgaben ihr von Stockholm vorausgeeilt war, so stellten sich gleich vom ersten Tage an nicht wenige Verehrer bei ihr ein. Allein leider — kein Einziger war darunter, in dessen Person alle Vorzüge, die sie forderte, nämlich Stand, Jugend, Geist, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Reichthum sich vereinigt hätten, und so verzögerte sich natürlich die Entscheidung immer länger. „Der Rechte wird schon noch kommen," dachte die schöne Aurora und fuhr lachend fort, sich an den dargebrachten Huldigungen zu erfreuen. Auch ging sie sonsten dem Vergnügen nicht aus dem Wege, sondern im Gegentheil war sie die Seele aller bessern Gesellschaften in Hamburg und nicht minder durfte sie nie fehlen, wenn an irgend einem der kleinen Höfe in der Runde eine Festlichkeit stattfand. So verherrlichte sie im Februar 1692 das Carnevalsfest am Hoflager von Hannover durch ihre Gegenwart und die Kurprinzessin dorten, die einzige Tochter und Erbin des Herzogs von Celle — auch von ihr wird in einem späteren Bande noch vielfach die Rede sein — mit der sie schon in ihrer Kindheit von der Agathenburg her näher bekannt geworden war, zeichnete sie sichtlich aus. So war sie im November 1692 in Wolfenbüttel und wirkte in einem Ballet mit, welches von den Damen und Herren des Hofes zur Feier des Geburtstages des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel aufgeführt wurde. So kam sie sehr oft an den Hof von Schwerin und glänzte dorten auf allen Bällen als die Erste. Ja selbst die allerhöchsten Personen dieser Höfe, nämlich der genannte Herzog Anton Ulrich, damals ein Herr von sechzig

Jahren, und der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, der kaum siebzehn zählte, huldigten ihr wie einer Königin, wie dies aus den noch vorhandenen — und jetzt sogar gedruckten — Briefen dieser hohen Herren zur Genüge hervorgeht!

Doch nicht blos hochgeborne Grafen, Fürsten und Herzoge huldigten der schönen Aurora, sondern auch Männer ganz anderer Art — Männer, die sich zwar nicht rühmen konnten, einen Adelsfreibrief mit auf die Welt gebracht zu haben, welche dagegen von Gott mit anderen, weit höheren Gaben gesegnet waren, mit den Gaben des Wissens und Schaffens, also mit Fleiß und Gelehrsamkeit, mit Geist und Genie. Ja, auch diese schenkten ihr den Zoll ihrer Bewunderung und einer der merkwürdigsten Tage in dieser Beziehung war für die Gräfin Maria Aurora der siebente Juli des Jahres 1694. An diesem Tage nämlich ward in Hamburg ein neues Schau- und Singspiel aufgeführt, betitelt „Die Töchter des Cekrops" und Text wie Musik rührten von Maria Aurora von Königsmark her. Zur Aufführung dieses neuen Stückes hatte die „fruchtbringende Gesellschaft" großartige Einladungen ergehen lassen und von allen Seiten waren sie herbeigeströmt, die Mitglieder des berühmten Vereins, darunter Namen von hohem Klang in der Welt der Poesie und Wissenschaft. Alle Räume des Theaters füllten sich am Aufführungstage von oben bis unten und der Beifall, welcher der Verfasserin gespendet wurde, ging in's Fabelhafte. Nicht weniger als zehnmal mußte sie vor dem Publikum erscheinen und jedesmal überschüttete man sie förmlich mit Blumen. Das war aber noch nicht das Ende, sondern das Großartigste sollte erst nachkommen. Unmittelbar nach dem Schlusse des Theaters nehmlich ordnete sich eine Art von Siegeszug, angeordnet von dem Directorium der fruchtbringenden Gesellschaft, und dieser Zug ging unter herrlicher Fackelbeleuchtung, ein Musikcorps voran, durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Versammlungshause der Gesellschaft. Es war eine unabsehbare Reihe von Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt und auf jedem Kutschertritte vier Pagen in himmelblauen Kleidern mit rother Schärpe. Den Wagen Aurora's selbst zogen sechs reichgeschirrte Rosse und zu beiden Seiten ritten je sechs

Cavaliere in altdeutscher Tracht mit Flambeaus in den Händen. Vor dem Versammlungshause wurde Maria Aurora feierlichst begrüßt und nicht minder feierlich geleitete man sie in den hellerleuchteten, mit Sinnbildern aller Art geschmückten Saal. Dort empfing sie Musik und Gesang und dann folgte eine Rede, worin sie als zehnte Muse begrüßt wurde. Darauf führte man sie auf einen aus Rosen errichteten Thron und krönte sie förmlich als Dichterin mit einem Lorbeerkranze. Den Schluß endlich bildete ein Bankett, der neuen „Poeta laureata“ zu Ehren, und dieses Bankett währte bis weit über die Mitternachtsstunde hinaus.

Einen solch' herrlichen Tag hatte Aurora von Königsmark noch nie erlebt und sie schwelgte förmlich im Glücke, als sie gegen Tagesanbruch in das Haus ihrer Schwester, der Gräfin von Löwenhaupt zurückkehrte. „Welch ein Erwachen morgen früh!“ dachte sie, sich niederlegend, und ihre Wangen glühten dabei vor Entzücken. Doch welch' ein Erwachen war es? Großer Gott, ich kann es nicht schildern, sondern muß den Leser selbst urtheilen lassen.

Also am frühen Morgen des achten Juli 1694 erwachte Maria Aurora, weil eine Hand sie sanft rüttelte, und wie sie nun die Augen, die sie vor ein paar Stunden so selig geschlossen, öffnete, stand, einen offenen Brief in der Hand, ihre Schwester Amalie Wilhelmine vor ihrem Bette. Wie aber stand sie da? Zitternd am ganzen Leibe, die Augen geröthet von Thränen, die Wangen bleich wie der Tod, eine Marmorstatue des Unglücks.

„Um Gotteswillen, was hast du?“ rief Maria Aurora entsetzt, indem sie sich zugleich hoch aufrichtete.

Stumm deutete die Gräfin Wilhelmine auf den Brief, welchen sie in der Hand hielt, und Aurora glaubte nun den Grund des Schmerzes ihrer Schwester errathen zu haben. „Du hast eine Unglücksbotschaft von deinem Gatten erhalten?“ sagte sie im Tone des tiefsten Mitleids? „Schnell, laß mich nicht länger im Ungewissen.“

„Mein Gatte befindet sich wohl, so viel ich weiß,“ hauchte die Gräfin von Löwenhaupt; „der Brief ist vom Hildebrandt, dem

Secretär unseres Bruders Philipp in Hannover. Der alte Daniel hat ihn gebracht."

„Der alte Daniel?" schrie Aurora laut auf. „Also ein Expreßbrief vom Secretär unseres Bruders? Ha! Dann muß es etwas Furchtbares sein, was er uns zu melden hat!"

So sprechend riß sie den Brief an sich und überflog ihn mit ihren Augen. Kaum aber hatte sie die paar ersten Zeilen gelesen, so stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sank ohnmächtig in die Kissen zurück.

Ja wohl, es war etwas Furchtbares, was der Secretär Hildebrandt schieb, und eben weil der Inhalt so furchtbarer Natur war, will ich dem Leser den Brief wörtlich mittheilen. „Madame," lautete derselbe — er war an die beiden Gräfinnen Schwestern gerichtet, jedoch mit der Ueberschrift an Maria Aurora von Königsmark — „Madame! In einzig unglücklicher Lage, in der ich mich jetzt befinde, sehe ich mich genöthigt, Ihnen zuerst eine traurige Nachricht mitzutheilen; es ist die, daß ich nicht weiß, was aus dem Herrn Grafen, Ihrem geliebten Bruder, geworden ist. Er ging nach der Aussage seines Kammerdieners am Sonntage Abends nach zehn Uhr ganz allein aus seiner Wohnung, ohne bis jetzt zurückzukehren, und versetzte mich in die größte Sorge, in die lebhafteste Unruhe, welche ein Sterblicher haben kann. Was mir das Herz zerreißt, ist, daß ich in Ungewißheit über sein Schicksal ihn verlor; ich weiß nicht, hat eine grausame und verrätherische Hand geheim auf wälsche Weise durch einige Dolchstiche ihn mir geraubt oder welches bejammernswerthe Loos ihn getroffen. Ich möchte immer umherlaufen, ihn zu suchen, ohne das ich weiß, wohin ich mich wenden soll, oder welche Schritte, die den dabei Interessirten nicht nachtheilig sein können, ich wagen darf. Soll ich meinen Gedanken folgen und meinem Verdachte freien Lauf lassen, so finde ich ihn nicht mehr lebendig. Zahlreiche Erwägungen geben aus diesem Labyrinthe keinen Ausweg; ich lege den Finger auf den Mund und überlasse dem Höchsten, ein Räthsel, das mich mit Schrecken erfüllt, zu lösen. Ich war schon daran gewöhnt, daß er zuweilen einen Tag und eine Nacht ausblieb; doch nach-

dem ich nun drei Tage vergeblich gewartet, konnte ich nicht anders, ich wendete mich gestern Morgen an den Generalfeldmarschall Podewils als an denjenigen, welcher, wie ich immer glaubte, besondere Vorliebe für Alles hat, was den Namen Königsmark führt. Ihn setzte ich mit aller Vorsicht in Kenntniß von meiner Angst und fragte ihn um Rath. Er wollte nach seiner Aeußerung nicht, daß ich von dem Vorfall Lärm mache, welches mir die Unzufriedenheit meines Herrn zuziehen könnte. Auch hat er mich verpflichtet, den nächsten Morgen zu erwarten, um die Maßregeln zu erwägen, welche ich nach der Lage der Dinge und meiner Pflicht gemäß einzuschlagen habe. Endlich, Madame, ist dieser unglückliche Tag erschienen und ich bin noch in gleicher Dunkelheit. Ich kann also nicht länger zögern, Ihnen von einem Ereignisse, das mir das Herz zerreißt, Nachricht zu geben. Ich sende Ihnen den Daniel, um Ihnen diesen Brief einzuhändigen, welchen ich der Post nicht anvertrauen kann. Von Ihnen und der Frau Gräfin, Ihrer Schwester, erwarte ich die Anordnungen, was ich in dieser des Raths so benöthigten Lage machen soll. Es darf nichts übereilt werden. Ihre Gegenwart ist so nothwendig und wird mir Hülfe und Trost geben. Sie dürfen auf meine Treue rechnen, auf strenge Gewissenhaftigkeit, welche ohne Eigennutz, gottesfürchtig, nur auf Ehre und Redlichkeit sieht. Wenn Sie, Madame, die Lage eines Mannes erwägen, der höchst beunruhigt dasteht, beistandslos, umgeben vielleicht von feindseligen Gestirnen, welche seine Schuldlosigkeit kaum ahnen, so werden Sie keinen Augenblick anstehen, ihm um so lieber zu helfen, als ich hier in Bedrängniß bin mit einem Gefolge von zweiundfünfzig Pferden und Maulthieren, für welche wöchentlich mehr als dreißig Thaler Kostgeld gezahlt werden muß, bei neunundzwanzig Domestiken und mehreren Handwerkern, welche für ihre Arbeiten Zahlung fordern. Noch gibt es viele Angelegenheiten zu ordnen, welche sich besser mündlich besprechen lassen, als in gewagter Zuschrift, die im Zeitdrange eilig geschrieben ist, während jede Zögerung Gefahr bringt. Die Equipage, welche so vieles Geld kostete, ist bereit, mit dem ersten Befehle abzugehen. Die Dienerschaft, die der Herr Graf, mein

Herr, neuerlich in Dienst genommen hat, ist gekleidet. Wenn des Allmächtigen Gnade mir nicht durch ein Wunder den wieder gibt, welchen ich lebenslang mit heißen Thränen beweine, müssen Maßregeln getroffen werden, um so viele unnütze Mäuler loszuwerden. — Ich habe den Montag abgewartet, ehe ich den Herrn Grafen von Löwenhaupt von allem Vorstehenden benachrichtigte, in der Ueberzeugung, daß er zur Anordnung schleuniger Vorkehrungen bei diesem uns treffenden unerhörten Unglücke zu weit entfernt sei. Sie und Ihre Schwester, die Frau Gräfin, welche hier die Versicherung ehrfurchtsvoller Dienstbeflissenheit erhalten, werden um so weniger zögern, einzuschreiten und der Welt zu zeigen, daß Sie von dem erlauchten Blute der Königsmarke sind, das Ihnen auferlegt, in frommer Liebe, der Natur gemäß und treu den Manen (wenn das Mißgeschick will, daß er nicht mehr am Leben ist), nach einem Bruder forschen zu lassen, der so Vieles versprach, dessen Ruf die Welt mit der zuverlässigsten Erwartung erfüllte, sein Ruf werde einst den seiner Ahnen übertreffen; eines Bruders, fahre ich fort, der für Sie, Madame, und für Ihre Frau Schwester alle erdenkliche Zärtlichkeiten hegte und gewiß erwartete, daß Sie Ihrerseits jede Verpflichtung erfüllen würden. — Ein sächsischer General verliert das Leben auf eine schreckliche Weise, vor der ich erbebe; er verliert es mitten in einer Residenz, im vollen Frieden, an einem Orte, wo man ihn vor der Annahme des neuen Dienstverhältnisses hätte treffen können, wenn man ihn zu treffen beabsichtigte. Welche schwarze, schreckliche, grausame Schandthat! Der letzte Königsmark fällt unter der Hand eines elenden Meuchelmörders und aller Glanz eines erlauchten Hauses erlischt mit ihm. Wie nothwendig ist es, eine so verabscheuungswerthe Fährte zu verfolgen! Zögern Sie noch, meine Damen, seine Schwestern, Ihre Stimme zu erheben, und treibt Sie nicht Ihr Inneres, hierher zu eilen, um den Schleier zu lüften, unter welchem beispiellose Bosheit ihr Spiel treibt? Fordern Sie schleunigst Gerechtigkeit über eine Thatsache, die nicht unbestraft bleiben darf! Fordern Sie einen so plötzlich verschwundenen Bruder zurück und würdigen Sie den Verlust nach seinem unschätzbaren Werthe, wenn Sie nicht

wollen, daß Ihnen Freunde zuvorkommen und sich eine Verpflichtung anmaßen, welche Ihnen allein vorzugsweise obliegt! — Doch wohin reißt mich der Schmerz? Habe ich nöthig, das Blut, das nur in den Adern außerordentlicher Menschen fließt, anzufeuern? Nein, meine Damen, ich bin überzeugt, daß es Ihre Schuld nicht ist, wenn meine Vorstellungen nicht gehört werden. Fertigen Sie, ich beschwöre Sie darum, den Ueberbringer des Briefes schnell ab; zeichnen Sie mir in klaren und bestimmten Worten vor, was ich nach Ihrer Meinung zu thun habe, und benutzen Sie, um zum Zweck zu gelangen, Ihre Zeit so gut, als ich mein Möglichstes thue, daß hier nichts vernachlässiget werde. — Leben Sie wohl, meine Damen! Erwarten Sie keine Trostworte von dem, der über ein Unglück solcher Art untröstlich ist, der nur seufzend spricht und mit einem vom tiefsten Schmerze durchdrungenen Herzen sich nennt, meine Damen, Ihren ganz ergebenen und gehorsamen Diener G. Hildebrandt.

Hannover den 6 Julius 1694. Nachschrift. Warten Sie, meine Damen, die Mittwochs in Hamburg ankommende Post ab, ehe Sie von der Sache Lärm machen. Mit derselben werde ich Ihnen wieder schreiben und Ihnen vielleicht das uns jetzt fehlende Licht geben. — Nachdem ich Obiges schrieb, gehen mir andere Nachrichten zu, welchen zu Folge ich mir schmeichle, daß der Graf, mein Herr, noch am Leben ist, so daß ich, wenn ich nur Zeit gewinne, für dieses Mal ihn noch zu retten hoffen darf. Deshalb, meine Damen, warten Sie noch acht Tage, ehe Sie Jemand etwas sagen, und bewahren Sie, ich beschwöre Sie darum, diesen Brief."

Das war der Brief, dessen Inhalt oder vielmehr dessen erste Zeilen auf die Gräfin Aurora von Königsmark eine solche Wirkung hatten, daß sie bewußtlos in ihre Kissen zurücksank. Ihre Schwester, die Gräfin von Löwenhaupt, bemühte sich jedoch so eifrig um sie, daß sie schon nach wenigen Minuten die Augen wieder aufschlug.

„Habe ich geträumt?" flüsterte jetzt Maria Aurora fast tonlos, indem sie sich mit der Hand über die Stirne fuhr. Aber in demselben Augenblicke richtete sich ihr Auge auf den Brief, den

sie noch immer krampfhaft in den Händen hielt, und nun erneuerte sich ihr Entsetzen. „Todt, ermordet!" schrie sie in herzzerreißender Weise. „Unser Bruder Philipp ermordet, unser einzig noch lebender Bruder, der letzte unseres ganzen Stamms!"

Wie vernichtet sank sie zum zweiten Male zurück und ihr Bewußtsein schien sich abermals umnachten zu wollen. Doch bald stellte sich heftiges Schluchzen ein und endlich fand sie Erleichterung in einem Thränenstrome.

„Meine theure Aurora," flüsterte ihr nun die Gräfin von Löwenhaupt zärtlich zu, nachdem sie sie eine geraume Zeit hatte gewähren lassen; „meine liebste theuerste Schwester, so fasse dich doch. Philipp ist nicht todt, nicht ermordet! Nein, er ist blos auf eine räthselhafte Weise verschwunden."

Die Gräfin Aurora horchte hoch auf und ihre aschfarbenen Wangen rötheten sich wieder. „Nicht todt?" rief sie. „Nicht ermordet? Aber Hildebrandt . . . . ."

„Du hast," unterbrach sie die Gräfin von Löwenhaupt, indem sie ihr beruhigend in's Gesicht sah, „du hast nur den Anfang des Briefes gelesen, nicht aber das Ende. Am Schluß seines Schreibens versichert Hildebrandt ausdrücklich, daß Philipp noch am Leben sei. Also komm', Geliebte, erhebe dich. Dann, wenn du dich gefaßt und beruhigt hast, wollen wir den ganzen Brief langsam Wort für Wort mit einander durchlesen."

Die Gräfin Aurora stützte den Kopf in die Hand, wie um nachzudenken. Dann erhob sie sich rasch und eben so rasch war sie angekleidet, ohne daß sie die Hülfe ihrer Schwester in Anspruch nahm. Kaum aber hatte sie dies gethan, so nahm sie ihre Schwester bei der Hand und beide setzten sich nun hart neben einander, um das lange Schreiben des Secretärs Hildebrandt gemeinsam vorzunehmen.

Und recht langsam lasen sie es durch; recht langsam, Wort für Wort, und manche Stellen wiederholten sie wohl zweimal oder dreimal. Dann aber, wie sie schließlich zu Ende kamen, sahen sie sich lange an, Auge in Auge, ohne daß nur eine Silbe über ihre Lippen gekommen wäre.

„Aurora," fragte endlich die Gräfin von Löwenhaupt, „ich bitte dich, sprich, was ist dein Urtheil? Du bist zwar die Jüngere, aber von Kindheit an hat man dich als die Klügere gepriesen und auf die Entscheidung deines Verstandes will ich mich verlassen."

„Ach, Wilhelmine," erwiederte die Gräfin Aurora, wie aus einem tiefen Traum erwachend, „ich weiß nicht, was ich sagen soll. Mein Verstand sagt mir, daß sie es nicht gewagt haben, ihm an's Leben zu gehen; aber mein Gefühl hat eine ganz andere Stimme. Erinnerst du dich noch," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „was ich dir bei unserer letzten Anwesenheit in Hannover über die Gräfin Platen gesagt habe?"

„Ja," versetzte die Gräfin von Löwenhaupt, „du meintest, die Platen komme dir wie eine Wölfin vor, die im Stande wäre, in ihrer Leidenschaftlichkeit ihre eigenen Jungen zu zerreißen."

„So erschien sie mir," seufzte Aurora, „und so erscheint sie mir noch. Ein furchtbares Weib! Und bedenke, Wilhelmine, diese Platen liebte unsern Bruder!"

„Wohl, wohl," sagte die Gräfin von Löwenhaupt; „das gebe ich vollkommen zu, denn sie trug ihre Leidenschaft offen zur Schau. So offen, daß es Jedermann am Hofe merkte, den Kurfürsten, ihren hohen Liebhaber, allein ausgenommen. Aber .... aber, welche Folgerungen willst du daraus ziehen?"

„Sie liebte den Philipp," fuhr die Gräfin Aurora fort, ohne auf die letzten Worte ihrer Schwester zu hören, „und nicht mit der gewöhnlichen Liebe liebte sie ihn. Nein, sondern mit einer wahrhaft furienartigen Gier, die im Stande gewesen wäre, vor aller Welt ihrer Lust zu fröhnen."

„Auch das gebe ich zu," erklärte die Gräfin von Löwenhaupt ziemlich ungeduldig, „aber sein Benehmen war ein ganz anderes und ... und überhaupt, wohinaus willst du mit dem Allem?"

„Du wirst es gleich sehen," entgegnete die Gräfin Aurora. „Also die Platen liebte ihn mit der sinnlichen Glut einer Südländerin und solche Naturen pflegen eifersüchtiger zu sein, als selbst die Göttin Here es war. Nun denke dir den Fall, unser Bruder habe ihr einen Anlaß gegeben, um ....."

„Aber," unterbrach sie die Gräfin von Löwenhaupt, „ich bleibe darauf, Philipp erwiederte ihre Liebe nicht, oder wenigstens nicht in dem Maße, daß sie ein Recht gehabt hätte, seinen alleinigen Besitz zu verlangen."

„Du solltest mich nicht unterbrechen," sprach die Gräfin Aurora, „und vollends nicht mit einer Einrede, die keinen Werth hat. Was liegt denn daran, ob sie ein Recht besaß, seinen alleinigen Besitz zu verlangen? Recht oder nicht Recht, das Verlangen hatte sie und wenn sie also in Erfahrung brachte, daß er außer ihr noch eine andere im Herzen trage, ja daß er dieser Andern vor ihr den Vorzug gebe, glaubst du dann nicht, daß sie in eine furchtbare Wuth ausgebrochen sein wird, in eine Wuth, in welcher sie fähig war, das größte Verbrechen zu begehen?"

„Ich glaub' es," erwiederte die Gräfin von Löwenhaupt schaudernd. „Aber du sprichst von einer Andern, die unser Bruder geliebt haben soll; wer wäre denn diese Andere?"

„Wie?" rief die Gräfin Aurora. „Hast du denn nichts bemerkt bei unserem letzten Besuche in Hannover, wo wir einmal nach Herrenhausen eingeladen waren? Mein Gott, da müßtest du förmlich mit Blindheit geschlagen gewesen sein! Welche hohe Dame bevorzugte damals unser Bruder vor allen andern Cavalieren und Geladenen?"

„Ach," bemerkte die Gräfin von Löwenhaupt mit einer sehr ungläubigen Miene, „du meinst die Kurprinzessin Sophie Dorothee? Nun ja, sie zeichnete ihn aus, aber vergiß doch nicht, daß Philipp viele Monate und sogar Jahre am Celle'schen Hofe zugebracht hat; daß er so zu sagen der Jugendgespiele Sophie Dorothee's war, wie ich ihre Jugendfreundin. Nein, nein, von Liebe ist zwischen diesen Beiden nicht die Rede, sondern nur von Freundschaft, von einer wieder neu aufgewärmten Freundschaft."

„Wollte Gott," seufzte Maria Aurora tief auf; „wollte Gott, deine Behauptung beruhte auf Wahrheit! Aber erinnerst du dich nicht mehr, wie Sophie und Philipp schon als Kinder Mann und Frau spielten? Erinnerst du dich nicht mehr, wie sogar einmal später stark davon die Rede war, daß Philipp und Sophie ein

Paar werden sollten? Und so wäre es vielleicht geworden, wenn nicht plötzlich der Kurfürst von Hannover für seinen Kurprinzen um die einzige Tochter des reichen Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Celle geworben hätte!"

„Möglich!" entgegnete die Gräfin von Löwenhaupt. „Aber dann ging unser Bruder auf Reisen und erlebte da so viele Abenteuer, daß er den Jugendtraum ganz darüber vergaß."

„Zugegeben," erklärte die Gräfin Aurora; „doch wie Philipp in Hannover Dienste nahm, da erwachte der Jugendtraum wieder, und zwar vielleicht eher in ihr, als in ihm."

„Das glaubst du?" rief die Gräfin von Löwenhaupt, aus deren Gesicht nun auf einmal das ungläubige Lächeln verschwand.

„Ja, das glaube ich," sprach Maria Aurora in sehr bestimmter Weise, „obwohl ich keine eigentlichen Beweise dafür habe. Aber bedenke doch nur, wie unglücklich Sophie Dorothee verheirathet ist. Dieser Kurprinz, wie sehr vernachlässigt er sie nicht! Wie roh benimmt er sich nicht bei jeder Gelegenheit gegen sie! Wie offen buhlt er nicht mit Melusinen von Schulenburg!"

„Und," bemerkte nun die Gräfin von Löwenhaupt in sehr traurigem Tone; „und da meinst du nun, Sophie Dorothee habe sich unsern Bruder auserlesen, um sich schadlos zu halten?"

„Nein," war die Antwort der Gräfin Aurora; „nein, so meine ich es nicht. Aber sie wird die Freundschaft ihres Jugendgespielen in Anspruch genommen haben, um sie aus ihrer Noth zu erretten. Man flüsterte ja in Hannover davon, daß sie zu ihren Eltern nach Celle zurückkehren wolle, und von wem konnte sie Beihülfe zu dieser Flucht erwarten, wenn nicht von Philipp? Sie hatte sonst Niemanden am ganzen Hofe, der treu zu ihr hielt! Doch verstehe mich recht wohl, das sind nur Combinationen, die ich mache, denn Beweise habe ich, ich wiederhole es, keine dafür."

„Weiter, weiter," drängte jetzt die Gräfin von Löwenhaupt. „Wie erklärst du dann das Verschwinden unseres Bruders?"

„Ich habe dir bereits gesagt," fuhr Maria Aurora fort, „daß ich die Platen für fähig halte, in der Wuth der Eifersucht das größte Verbrechen zu begehen, und da ihr nun natürlich nicht ver-

borgen bleiben konnte, daß Philipp und Sophie Dorothee sehr intim mit einander zu werden begannen, so . . . . ."

„So hat sie ihn ermorden lassen," schrie die Gräfin von Löwenhaupt.

„Sie wäre dessen wohl fähig," sprach Maria Aurora, tief Athem holend, „aber wir leben hier nicht in Italien, wo man Dolchstöße nach Belieben erkaufen kann, und überdem," fuhr sie fort, indem sie sich den Angstschweiß von der Stirne trocknete, „wenn unser theurer Bruder ermordet worden wäre, so müßte sich ja nothwendig sein Leichnam gefunden haben. Nein, so weit trieb sie wohl die Schurkerei nicht; aber ohne Zweifel überredete sie den Kurfürsten, mit dem sie ja anfangen kann, was sie will, daß das Verhältniß unseres Bruders zu der Kurprinzessin, und wenn es auch noch so unschuldig war, eine Schmach sei für das kurfürstliche Haus und der Kurfürst, als unumschränkter Monarch machte es sofort wie Ludwig XIV. mit seinen Lettres de cachet."

„Ha! Du glaubst also, daß Philipp noch lebt?" rief die Gräfin von Löwenhaupt mit einem Freudenblicke. „Theure, theure Schwester, du gibst mir mit dieser Hoffnung das Leben wieder! Aber," fuhr sie dann wieder zweifelnd fort, „in Hannover gibt's keine Bastille und überdem, die Verhaftung Philipps hätte doch Aufsehen machen müssen."

„Ja, die Verhaftung!" erwiederte Maria Aurora. „Aber so thöricht waren sie nicht, sondern Philipp wurde ohne Zweifel, nachdem man ihn unter irgend einer Vorspiegelung in's Schloß verlockt, bei Nacht und Nebel durch einige vertraute Trabanten aufgehoben und dann in einer verschlossenen Chaise an einen sicheren Ort gebracht, wo er jetzt heimlich gefangen gehalten wird. Es gibt ja in Hannover der alten Thürme und Schlösser genug, die zu solchen Zwecken passen, und an verschwiegenen Männern zur Bewachung fehlt es einer Person, wie die Platen ist, auch nicht."

Nun schwieg sie, um wieder in tiefes Nachdenken zu versinken, und ebenso that auch die Gräfin von Löwenhaupt. Bald aber erwachte die letztere aus ihrer Träumerei.

„Was sollen wir nun aber beginnen?" fragte sie. „Meinst

du nicht, das Beste wäre, wenn wir Beide gleich nach Hannover reisten, um an Ort und Stelle mit der Nachforschung über das Versteck, wohin man unsern theuern Bruder gebracht, zu beginnen?"

„Auch ich dachte im Anfang so," erwiederte Maria Aurora; „aber ich halte jetzt dafür, wir dürfen es der Sicherheit Philipp's wegen nicht thun. Bedenke, Wilhelmine, wenn wir in Hannover mit unsern Forschungen offen aufträten, müßte nicht der Kurfürst dadurch auf's höchste gereizt werden?"

„Ja," sagte die Gräfin von Löwenhaupt," und er wäre am Ende im Stande, uns auszuweisen."

„Möchte er's thun," rief Maria Aurora mit blitzendem Auge, „ich würde ihm Trotz bieten, ihm und seiner häßlichen Platen. Aber nicht das ist's, was ich fürchte, sondern das, daß er, damit das Versteck unseres Bruders nicht gefunden werden könnte — daß er ihn außer Landes brächte oder gar mit einem Schiff über das Weltmeer nach Amerika. Ja am Ende überredete ihn dieses schreckliche Weib, sich des Gefangenen durch Mord zu entledigen, um ja nichts herauskommen zu lassen, und dann, großer Gott, dann wären wir die indirecte Ursache des Todes unseres Bruders."

Sie schauderte zusammen, als sie so sprach, und auch Wilhelmine von Löwenhaupt ward heftig bewegt, denn beide glaubten wirklich, daß es so kommen könnte.

„Wir wollen," sprach zuletzt die Gräfin von Löwenhaupt, „dem Rathe des Hildebrandt am Schluß seines Briefes Folge leisten, denn es bleibt uns nichts Anderes übrig; da wir aber nur zwei schwache Weiber sind, so halte ich es für nothwendig, meinen Gemahl sogleich durch einen Expressen von Allem zu benachrichtigen, und sein starker Arm wird uns dann in unseren Bestrebungen nicht fehlen."

Diesem Vorschlag stimmte Maria Aurora bei und noch an demselben Tage ging ein Eilbote an den Grafen von Löwenhaupt ab, der damals mit seinem Regimente im Lager von Mont-St.-Andrea in den Niederlanden stand. Gegen sonst Jedermann aber bewahrten die Schwestern das tiefste Stillschweigen und öffentlich

kam der Name ihres Bruders gar nicht über ihre Lippen. Dessenungeachtet sollte das Geheimniß nicht allzulange bewahrt werden.

Das plötzliche Verschwinden des Grafen Philipp von Königsmark nämlich machte in der Stadt Hannover das größte Aufsehen, wie das auch bei seiner Persönlichkeit und bei dem Glanze, mit dem er sich umgeben hatte, nicht anders möglich war. Wohin sollte er gekommen sein? Nur zwei Vermuthungen ließen sich denken. Entweder hatte er sich flüchtig gemacht oder aber war ihm ein Unglück begegnet. Doch — flüchtig gemacht? Läßt man denn Alles zurück, wenn man sich salvirt? Geht man durch ohne Geld und Geldeswerth und sogar ohne irgend einen denkbaren Grund? Pah, Unsinn, davongegangen war der Graf Königsmark nicht. Also ein Unglück! Aber was für ein Unglück? Etwa ein Fall oder Sturz? Allein man wußte, daß er seine Wohnung zu Fuß verlassen habe. Oder Streit mit einem Dritten, ein blutiger Streit und Zweikampf, in welchem er tödtlich verwundet wurde? Mein Gott, derlei Dinge wickeln sich nicht so im Stillen ab, daß kein Mensch auch nur das Geringste davon erfährt. Nein, dahinter steckte etwas ganz Anderes, etwas viel Grausigeres; aber was? Nun darüber erging man sich blos in Vermuthungen und selbst diese Vermuthungen wagte man sich nur leise zuzuflüstern, weil man sich dachte, daß hohe Personen dabei betheiligt seien. Weil man aber in Hannover selbst von dem „Unglück“ nur leise zu munkeln wagte, beeilte man sich um so mehr im Stillen, dem gepreßten Herzen nach Außen hin Luft zu machen und Briefe flogen in alle Welt, in denen das geheimnißvolle Ereigniß besprochen wurde. Auch nach Hamburg kamen solche Briefe, denn viele Familien in Hannover waren mit andern befreundet, welche in Hamburg sich niedergelassen hatten, und überdem wußte man, daß der verschwundene Königsmark in Hamburg Verwandte besitze, welche vielleicht Auskunft geben könnten. So kam es denn, daß, obwohl die beiden Gräfinnen Aurora und Wilhelmine keine Silbe über ihre Lippen brachten, in allen vornehmen Kreisen Hamburgs bald von nichts Anderem die Rede war, als von dem seltsamen Verschwinden des Grafen Philipp von Königsmark, und nach kurzem

schon wandte man sich geradezu an die Gräfinnen, um zu erfahren, was an der Sache sei. Ein längeres Schweigen hatte also keinen Sinn mehr; nein, es mußte gehandelt und rasch gehandelt werden!

Wiederum beriethen sich die beiden Schwestern mit einander und wiederum kamen sie zu dem Schluß, daß ihr persönliches Erscheinen in Hannover unmöglich zum Guten führen könnte. Auch riethen Alle, welche sie darüber befragten, dringend von einem solchen Schritte ab, besonders auch der Graf von Löwenhaupt, von dem inzwischen Antwort eingelaufen war, sowie der Secretär Hildebrandt, welcher sich fortwährend noch in Hannover aufhielt, damit beschäftigt, die Equipage des Verschwundenen zu verkaufen, seine Dienerschaft zu entlassen und überhaupt die Hinterlassenschaft zu ordnen. Somit beschloßen die Schwestern, sich brieflich an den Kurfürsten Ernst August, den Regenten von Hannover, zu wenden und von ihm Gerechtigkeit zu verlangen. Er war der unumschränkte Alleinherrscher in allen inneren Angelegenheiten seines Landes, und ohne seine Zustimmung konnte keine Untersuchung stattfinden, konnte gar kein Gericht einschreiten. Darum blieb für den Anfang gar nichts anderes übrig, als sich an ihn zu wenden, und mit schwerem Herzen entschlossen sich die beiden Schwestern zu diesem Schritt. Mit schwerem Herzen sage ich, denn sie vermutheten ja, daß der Kurfürst bei dem Verschwinden ihres Bruders persönlich betheiligt sei, und konnten sich also zum voraus denken, daß ihre Zuschrift keinen Erfolg haben werde. Ueberdem, wie vorsichtig mußte nicht der Brief abgefaßt sein, um den hohen Herrn nicht merken zu lassen, daß man ihn selbst in einem bösen Verdacht habe — um alle Ausdrücke zu vermeiden, durch welche der Inhaber aller Gewalten in Hannover beleidigt werden könnte! „Monseigneur!“ schrieben die beiden Schwestern — der Brief ist noch im Concept vorhanden — „Die traurige Nachricht, welche uns über das Verschwinden unseres Bruders aus der Residenz Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht zugekommen ist, läßt uns seit zwölf Tagen in Ungewißheit über sein Schicksal. Wir stehen nicht an, bei einem so außerordentlichen Unglücke Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht Schutz zu suchen, indem wir Ihre

große Gnade und hohen Edelsinn, welche die ganze Welt bewundert, anflehen um Ihren Beistand zur Auffindung eines Bruders, des Letzten seines Stammes und der einzigen Hoffnung unserer unglücklichen Familie. Wir sind zwei über dieses schmerzliche Ereigniß bis zum Tode niedergedrückte Schwestern; wir wissen nichts von etwa stattgehabten Vorfällen, noch von getroffenen Anordnungen; doch glauben wir an die Schuldlosigkeit unseres Bruders, nach der Lauterkeit und Rechtlichkeit seiner Gesinnungen. Was ihm daher auch begegnet sein mag, so sind wir doch gewiß, daß er sich durch keine schlechte Handlung dies Unglück zugezogen hat. Desto gewisser ist unser Vertrauen auf Eure Kurfürstliche Durchlaucht bei der unterthänigsten Bitte, mit erbarmenden Blicken auf unsere erlöschende Familie zu schauen und uns zu sagen, was wir in dieser unglücklichen Lage zu thun haben. Finden unsere Bitten und Thränen bei Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht einige Beachtung, so wird Gott alles Ihr Thun segnen zur Belohnung solcher Gnade und wir werden bis zum Tode sein Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht unterthänigste Aurora Gräfin von Königsmark, Wilhelmine Gräfin von Löwenhaupt."

Also schrieben die beiden Gräfinnen an den Kurfürsten von Hannover und mit Schmerzen warteten sie auf eine Antwort. Der ganze Monat Juli aber verging, ohne daß sie eine solche erhalten hätten, und wie dieselbe endlich Anfangs August einlief, was enthielt sie? Einfach die frostige Mittheilung des Grafen Grote, des ersten Hannöver'schen Ministers, daß man in Hannover nicht wisse, was aus dem Grafen Philipp von Königsmark geworden sei! Dagegen aber nicht die mindeste Notiz darüber, daß man eine Untersuchung angestrengt habe; nicht die Spur eines Versprechens, daß man bemüht sein werde, das schreckliche Geheimniß zu ergründen! Nein, nicht einmal eine Beileidsbezeugung oder auch nur ein Wort des Trostes!

Die beiden Gräfinnen hatten sich von der Antwort nicht viel versprochen, allein ein solche Verhöhnung alles Rechts ging doch über jeden Begriff. Sie sahen also ein, daß sie sich um anderweitige Hülfe umsehen müßten und so wandte sich denn Maria

Aurora nach einander an alle ihre hohen Gönner und Freunde, besonders auch an die Herzoge Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, während die Gräfin von Löwenhaupt ihren Gemahl, sowie die mächtigen und vornehmen Verwandten in Schweden aufstachelte. Was war jedoch das Resultat von allen diesen Schritten? Die schwedischen Verwandten sandten die Gräfin von Steenbock, eine Tochter jenes Grafen Pontum de la Gardie, welcher vor Jahren die zweite Tochter des alten Marschalls Hans Christoph geheirathet hatte, also eine Cousine der beiden Schwestern Aurora und Wilhelmine; aber sie sandten sie nur als Verkünderin ihres Beileids. Vielleicht auch, um zu sehen, ob nicht etwas mitzuerben sei. Eben so wenig griff der Graf von Löwenhaupt ein. Im Gegentheil meinte er in jedem seiner Briefe, es sei zwar ein gräßliches Unglück, aber man müsse sich trösten und sich in das Unvermeidliche finden. Auch ermahnte er dann regelmäßig seine Gemahlin, sich doch schnellstens in den Besitz der Güter zu setzen, welche der Verschwundene in Schweden und Deutschland zu eigen gehabt, und sich überdem Alles aushändigen zu lassen, was derselbe in Hannover hinterlassen. Kurz, das schreckliche Schicksal, das seinen Schwager betroffen, schien den Herrn Grafen nicht besonders zu afficiren und jedenfalls widmete er der Beerbung desselben eine größere Sorgfalt, als den Versuchen, ihn wiederzufinden. Noch vergeblicher erwiesen sich die Schritte, welche Maria Aurora that, denn die hohen Gönner und Freunde antworteten zwar alle sehr höflich, mitunter sogar sehr theilnehmend, aber sich einmischen wollte Keiner. „Ich beklage es von Herzen," meinte z. B. der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, „daß dero lieber Bruder so unglücklich gewesen; aber ich habe die gute Hoffnung: er wird sich noch wohl wieder finden. Die Ursache ist hier gar nicht bekannt, doch kann man sich es wohl denken. Die liebe Venus macht manchen unglücklich und kostet ihm wohl gar sein Leben; doch schadet es nicht, wenn es noch der Mühe werth ist." Ganz ebenso ablehnend fiel der Brief des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel aus und noch kälter äußerten sich die übrigen Prinzen und Fürsten, an die sich Maria

Aurora gewendet. Warum sollten sie sich auch die Finger verbrennen in einer Angelegenheit, die sie eigentlich gar nichts anging? Ueberdem was würde es genützt haben, wenn sie in den Kurfürsten von Hannover gedrungen wären, eine genaue Untersuchung anzustellen? Mein Gott, man konnte zum voraus wissen, daß er nie und nimmer in eine solche Untersuchung willigen werde, da ja nach Allem, was man hörte, der Verdacht nahe lag, er sei bei der Königsmark'schen Katastrophe persönlich nahe betheiligt!

So vergingen Wochen und sogar Monate und noch immer war nichts zu Tage gefördert. Noch immer blieb Graf Philipp von Königsmark verschwunden und noch immer that der Kurfürst von Hannover keinen Schritt, um das arge Geheimniß aufzuklären. Ja noch mehr, er ergriff sogar offen Partei gegen den Verschwundenen und dessen Verwandte, denn er ließ schon am 6. Juli einen Theil seiner Effecten, besonders die schriftlichen Sachen, unter Siegel legen und weigerte sich, dieselben herauszugeben. Immer höher stieg daher die Noth der beiden Schwestern und immer gewaltiger regte sich ihr Zorn. Immer heftiger wurde aber auch ihre Verzweiflung und sie waren nahe daran, alle Hoffnung aufzugeben. Da wollte es der Zufall, daß eines Tags am Schlusse des Monats September in einer Gesellschaft, in welche Maria Aurora geladen war, ein Fremder von der Stadt Dresden erzählte und dann übergehend auf den jungen Kurfürsten Friedrich August in eine stürmische Lobesrede dieses ritterlichen Fürsten ausbrach. Der Zufall wollte es, habe ich gesagt, aber ich hätte sagen sollen, das Geschick, denn in Folge dieser Lobrede wurde Aurora plötzlich von einem Gedanken erfaßt, welcher bestimmt war, ihren ganzen Lebensweg in eine andere Bahn zu lenken. „Wie konnte es nur möglich sein," rief sie sich zu, „daß ich nicht gleich von Anfang an darauf kam, die Hülfe dieses Fürsten in Anspruch zu nehmen? Er allein ist ein Mann im wahren Sinne des Worts und wird als ein Mann zu handeln wissen. Er ist aber nicht blos ein Mann, sondern auch ein mächtiger Fürst, der mächtigste nach dem Kaiser, und darum vorwärts zu ihm nach Dresden. Ihm kann dieser schlimme Ernst August von Hannover Red' und

Antwort nicht verweigern, während er uns arme Frauen mit Hohn und Verachtung abweist. Darum noch einmal, es bleibt dabei, wir reisen nach Dresden." Der Entschluß stand fest in ihr, noch ehe sie die Gesellschaft verließ, und noch an demselben Abend theilte sie ihn ihrer Schwester, sowie ihrer Cousine, der Gräfin Steenbock, mit. Diese beiden hatten nun allerdings vielerlei Einwendungen, worunter die hauptsächlichste die war, daß sie alle drei nicht die Ehre hätten, von dem Kurfürsten von Sachsen gekannt zu sein. Maria Aurora erinnerte dagegen daran, daß ihr Bruder Philipp nicht blos eine Zeit lang mit demselben gereist, sondern auch von ihm zum Inhaber eines Regiments Dragoner mit dem Rang eines Generalmajors ernannt worden sei, und so schlug sie alle Gegenreden siegreich ab. Es wurde also abgemacht, sofort die Reise nach Dresden anzutreten, und schon den andern Tag gingen die drei Damen an die nöthigen Vorbereitungen. Einige Tage aber nahmen diese schon in Anspruch und somit schrieb man bereits den 2. October 1694, als sie endlich den mächtigen Reisewagen bestiegen, der sie in die Hauptstadt Sachsens führen sollte.

Drittes Kapitel.

Der erste Carneval in Dresden (1695).

Es war gegen die Mitte des Monats October 1694, als die drei Gräfinnen, von denen am Schluß des letzten Kapitels die Rede gewesen ist, in Dresden ankamen; allein dem ersten Anfang nach zu urtheilen, schien kein Heil in dieser ihrer Reise zu liegen. Einmal nämlich betrachtete sie der Besitzer des Gasthofs, in dem sie abstiegen, mit einem keineswegs sehr ehrfurchtsvollen Blicke, da sie ohne einen dienstthuenden Reisecavalier ankamen, und er war sogar eine zeitlang im Zweifel, ob er die drei einzeln stehenden Damen überhaupt nur behalten sollte. Noch widerwärtiger war, daß von den drei angesehenen Familien, an welche sie von Hamburg aus Empfehlungsbriefe hatten, zwei sich auf dem Lande befanden und vor Ende des Monats wahrscheinlich nicht in die Stadt zurückkehrten, während in der dritten Familie das Oberhaupt schwer krank darnieder lag und hiedurch jeder Besuch zur Unmöglichkeit wurde. Am allerunangenehmsten berührt fühlten sich aber die drei Damen durch die Nachricht von der Abwesenheit des Kurfürsten, der, wie wir wissen, auf der Leipziger

Messe Zerstreuung suchte, und die Gräfin von Löwenhaupt nebst ihrer Cousine Steenbock wäre deshalb am liebsten gleich wieder nach Hamburg zurückgekehrt. Doch hiegegen stemmte sich die Gräfin Maria Aurora mit allen Kräften, denn sie allein verlor den Muth nicht einen Augenblick lang.

„Was will es denn bedeuten," rief sie, „wenn der Kurfürst auf einige Tage oder auch auf Wochen verreist ist? Er muß wiederkehren und dann werden wir ihm unser Anliegen vortragen. Was liegt auch daran, ob wir einige Zeit lang ungekannt oder gar verkannt hier leben müssen? Das wird sich alles schnell ändern, wenn man erst den Zweck unserer Reise kennt, und damit dies geschieht, schreibe ich heute noch an die beiden Kurfürstinnen. Man rühmt sie als zwei hochsinnige und streng tugendreiche Damen und wir dürfen also von ihnen erwarten, daß sie sich von unserem Schmerzgefühle nicht kaltsinnig abwenden."

So sprechend setzte sich Maria Aurora an den Tisch und schrieb zwei lange Briefe, den einen an Ihre Königliche Hoheit, die Kurfürstin-Wittwe Anna Sophia, den andern an Ihre Durchlaucht, die regierende Kurfürstin Christine Eberhardine. Nach dem Abgang der Briefe aber harrte sie ruhig des Erfolgs, und dieser Erfolg sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. Nur wenige Stunden später nämlich fuhr am güldenen Ring auf dem Altmarkt in Dresden eine vierspännige Hofequipage vor und derselben entstieg zum großen Erstaunen des Wirths die Frau Baronesse von Einsiedel, die Gemahlin des Obersthofmeisters der Frau Kurfürstin-Wittwe. „Führt mich nach den Zimmern der drei fremden Damen, welche gestern Abend hier angekommen sind," verlangte die Frau Baronesse und mit einem tiefen Bückling schritt der Gasthofsbesitzer voran. „Es müssen doch wohl keine Abenteurerinnen sein," dachte er jetzt und nahm sich zugleich vor, den drei Damen für die Zukunft eine weit größere Aufmerksamkeit zu schenken. Dazu sollte ihm jedoch keine Zeit werden, denn nach wenigen Minuten schon schritten die Genannten mit der Frau Obersthofmeisterin die Treppe hinab und fuhren mit ihr nach dem Kurfürstlichen Residenzschlosse. Auch kamen sie nicht wieder, sondern ihr Gepäck wurde vielmehr

gleich darauf von einigen Hofdienern abgeholt, „dieweil die drei Gräfinnen — so sagten die Diener — als die Gäste der Frau Kurfürstin-Wittwe im Schloß selbst Wohnung genommen hätten.“

Ja so war es! Die drei Gräfinnen wohnten von jetzt an im Schlosse selbst, denn der Brief Aurora's von Königsmark hatte einen solchen Eindruck auf die Kurfürstin-Wittwe gemacht, daß sie dieselbe nebst ihrer Schwester und Cousine nicht blos augenblicklich zur Audienz abholen ließ, sondern auch, auf's innigste von ihrem Unglück gerührt, alle drei einlud, so lange ihre Gastfreundschaft zu genießen, bis ihre Angelegenheiten geordnet sein würden. „Mein Sohn,“ sagte sie zu ihnen, „wird in wenigen Tagen wieder hier eintreffen, und es müßte ein Anderer sein, als er ist, wenn ihn eine solche Schandthat nicht auf's tiefste empören sollte. Verlassen Sie sich also darauf, er macht Ihre Sache zu der seinigen und dann wird Ihr unglücklicher Bruder, wenn er, wie Sie sagen, noch lebt, bald genug der Freiheit wieder gegeben werden. Nun aber kommen Sie, daß ich Sie meiner vortrefflichen Eberhardine, der Gattin meines Sohnes, vorstelle.“

Die Vorstellung fand sofort statt und die Kurfürstin Eberhardine nahm die fremden Damen fast noch zuvorkommender auf, als ihre Schwiegermutter. Sie hatte ja ein so überaus mitleidendes Herz und überdies interessirte sie sich für diesen Fall noch besonders, weil sie vielleicht Niemanden auf der Welt gründlicher verachtete, als die Gräfin Platen in Hannover, die viel berüchtigte Mätresse des dortigen Kurfürsten Ernst August! Wenn nun aber die beiden Kurfürstinnen den fremden Damen eine so große Theilnahme erwiesen, konnte da der übrige Hof zurückbleiben? Nein, das war rein unmöglich, denn die Herren und Damen an den Höfen haben noch immer ihr Benehmen nach dem der allerhöchsten Herrschaften eingerichtet und werden es auch wohl für alle Zukunft so halten. So kam man denn den drei Gräfinnen von allen Seiten auf's wärmste entgegen und Vornehm wie Gering beeilte sich, ihnen zu hofiren. Einiger Unterschied aber war doch, wie ich nicht verschweigen darf, in dieser Zuvorkommenheit, der nämlich, daß die Gräfin Maria Aurora sichtlich das Doppelte

von Liebe und Freundlichkeit erhielt, und es geschah dies nicht blos deswegen, weil sie sich rühmen konnte, die Schönste und Jüngste zu sein, sondern noch mehr deswegen, weil ihr wunderbar anmuthiges Wesen nothwendig Jedermann, der sich ihr näherte, mit magnetischer Kraft anziehen mußte.

Eines solchen Empfanges waren die beiden Schwestern Aurora und Wilhelmine nebst ihrer Cousine nicht gewärtig gewesen und wie konnte es nun anders sein, als daß sie die freudigsten Hoffnungen faßten? Wenn die beiden Kurfürstinnen, wenn alle am Hofe sie so auszeichneten, dann konnte der Kurfürst selbst, der ritterliche Friedrich August, nicht wohl zurückbleiben und mit ungemeiner Sehnsucht sahen sie daher seiner Rückkehr von Leipzig entgegen. In wenigen Tagen, hatte die Kurfürstin Mutter gesagt, werde er wieder da sein, und dasselbe versicherte auch die Kurfürstin Eberhardine. Aber aus den wenigen Tagen wurde eine ganze Woche und noch immer blieb der Kurfürst aus. Endlich in der letzten Hälfte des October kam eine Botschaft von ihm; die Botschaft meldete aber nicht seine nahe Ankunft, sondern sie brachte vielmehr die Nachricht, daß er sich entschlossen habe, noch einige Zeit lang der Jagd in den Wäldern zwischen Ziegenhayn und Meissen obzuliegen, und also erst gegen das Ende des Monats in Dresden eintreffen werde.

Der Kammerherr von Vitzthum war es, der diese Botschaft brachte, und er konnte sogleich bemerken, daß dieselbe auf die beiden Kurfürstinnen keinen guten Eindruck machte. Bei der regierenden Kurfürstin fand er dies natürlich, denn welche junge Gattin sehnt sich nicht darnach, ihren Gemahl in möglichst kürzester Frist wieder bei sich zu haben? Allein die Kurfürstin-Mutter — was konnte bei dieser für ein Grund obwalten? Er erfuhr ihn übrigens bald genug, denn er hatte noch keine zwei Stunden am Hofe verweilt, so war er natürlich längst in das Geheimniß der Königsmark'schen Tragödie eingeweiht und hieraus schon konnte er schließen, warum die Kurfürstin Mutter die schnellere Rückkehr ihres Sohnes wünschte. Noch deutlicher wurde ihm dies, als er nun bei der Mittagstafel, zu welcher er ebenfalls geladen war,

das große Interesse sah, mit welchem Ihre Königliche Hoheit ihre fremden Gäste behandelte, und endlich nach der Tafel berief ihn die Hoheit gar zu einer Privataudienz, worin sie ihn mit ihren Wünschen in Betreff der schnellsten Rückkehr ihres Sohnes ganz ungeschminkt beauftragte. „Sie werden morgen Abend wieder bei ihm eintreffen, nicht wahr?" schloß sie ihre lange Rede. „Gut, so wiederholen Sie ihm Wort für Wort, was ich Ihnen so eben sagte, und dann hoffe ich wird er keinen Tag länger, als unumgänglich nothwendig, ausbleiben. Nein, das wird er nicht, sondern er wird mit Sturmesflügeln hierher eilen, um sein Schwert für die gekränkte Unschuld zu ziehen und jenes schändliche Weib zu bestrafen, welches die Luft von Hannover verpestet."

Nur einen Tag und eine Nacht blieb der Kammerherr von Vitzthum in Dresden, wohin ihn sein Herr und Freund, der Kurfürst Friedrich August gesandt hatte. Dann eilte er mit Courierpferden nach Meissen, um dort oder in dessen Nähe den Kurfürsten zu treffen, welcher schon seit einigen Tagen von Leipzig abgereist war. Wir eilen ihm aber voraus, und finden Seine Kurfürstliche Durchlaucht in einem kleinen Jagdschlößchen mitten im Walde bei Ziegenhayn.

Es sind nur erst vierzehn Tage, daß der kleine Roman mit Fräulein von Kessel zu Ende gegangen, allein diese vierzehn Tage haben auf den hohen Herrn einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Damals nämlich, als er von Dresden wegritt, um sich auf die Michaelismesse nach Leipzig zu begeben, lag ein unverkennbarer Mißmuth auf seinem sonst so fröhlichen Gesichte und sein Auge sah trübe zu Boden, als wäre ihm die ganze Welt entleidet. Jetzt aber — nun die vierzehn Tage Zerstreuung in Leipzig haben in der That ein Wunder hervorgebracht, denn sein Mund lacht wieder so freundlich, als je zuvor, und aus seinem Auge strahlt es, wie lauter urkräftige Jugendlust. Hieran mögen übrigens nicht blos die vierzehn Tage Zerstreuung Schuld haben, sondern auch das Jagdglück des heutigen Tages und jetzt am Abend die heitere Gesellschaft beim fröhlichen Kreisen des Bechers.

Den Tag zuvor war Friedrich August nur von wenigen Ca-

valieren begleitet, von Leipzig in Meissen eingetroffen, und gleich am andern Morgen hatte die Jagd begonnen, welche jetzt eben in einem lustigen Gelage ihr Ende erreichte. Solche Zechabende liebte nämlich der junge Kurfürst ungemein und — sie lagen ja auch ganz im Geiste der Zeit. Er liebte sie aber nur im Kreise seiner Vertrautesten und der Leser wird daher von mir erwarten, daß ich ihm die wenigen Cavaliere nenne, welche sich im Gefolge des Kurfürsten befanden. Der erste und vornehmste derselben war der Oberkammerherr von Harthausen, zugleich Geheimerathsdirector und als solcher die rechte Hand des regierenden Herrn. Seine vortrefflichen Eigenschaften kennt der Leser längst, ich meine seine Tugenden als Erzieher, Mentor und Minister. Trotzdem aber gehörte er nicht unter die ernsten Griesgrame, welche man sich gewöhnlich unter den Mustern der Tugendsamkeit vorstellt, sondern er liebte es, fröhlich mit den Fröhlichen zu sein und namentlich war er auch den Freuden einer guten Tafel nicht abhold. Den zweiten der Begleiter Friedrich Augusts, den Baron August Ferdinand von Pflug, kennt der Leser auch schon längst, schon von den Zeiten des Kurfürsten Johann Georgs IV. her, welcher ihn, seinen Liebling, zu seinem Oberkammerherrn gemacht hatte. Ebendeßwegen war man auch bei dem Regierungsantritte Friedrich Augusts der Ansicht gewesen, Pflug werde nun in Ungnade fallen, und im Anfang schien sich dies bewahrheiten zu wollen, denn derselbe mußte, wie wir wissen, seine Oberkammerherrnschlüssel dem Baron von Harthausen abtreten und wurde dafür dem Geheimenrathe einverleibt. Allein siehe da, schon nach wenigen Wochen glückte es ihm, sich auch bei dem neuen Kurfürsten vortrefflich zu insinuiren und hiezu verhalf ihm, außer seinem durchdringenden Verstand, insbesondere seine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe. Einen pikanteren Erzähler und zugleich einen schärferen Beobachter von Allem, was bei Hofe vorging, konnte man ja gar nicht finden. Ueberhaupt wo in aller Welt gab es einen besseren Gesellschafter, als ihn, der stets bis auf den letzten Mann aushielt und seine zehn Flaschen Wein ertragen konnte, ohne auch nur im geringsten auf den Füßen wankend zu werden? Als den

Dritten im engeren Kreise des Kurfürsten nenne ich den Hofrath Wolfgang Dietrich von Beuchlingen, welchem wir ebenfalls in dieser unserer wahrhaften Geschichte schon mehrmals begegnet sind, und der Leser wird sich daher erinnern, daß derselbe sich bereits mehrfach als Finanzgenie hervorgethan hatte. Das war aber nicht die einzige Eigenschaft, durch die er sich bei Friedrich August in Gunst zu setzen wußte, sondern er that dies auch durch seinen glänzenden Witz und seine ewig unverwüstliche Laune. Man konnte übrigens gar wohl bemerken, daß zwischen ihm und dem so eben genannten Baron von Pflug nicht gerade das intimste Einvernehmen herrschte, indem sich die Beiden nicht selten durch Stichelworte an einander rieben; allein um es weiter kommen zu lassen, besonders in Gegenwart des Kurfürsten, dazu war jeder von ihnen viel zu klug und so glichen sie weniger zwei feindlichen Brüdern, als vielmehr zweien Eifersüchtigen, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchten. Auf einem wirklich vertrauten Fuße stand dagegen offenbar der Herr Hofrath und jetzt auch Kammerherr von Beuchlingen mit dem vierten Cavalier, welchen ich nunmehr zum ersten Male dem Leser vorführe, nämlich mit dem Oberstlieutenant und Generaladjutanten Baron Jacob Heinrich von Flemming, welcher dazu bestimmt war, in der sächsischen Geschichte eine so überaus bedeutsame Rolle zu spielen. Derselbe, eine kurze untersetzte derbe Gestalt mit einem feurig-listigen Auge und martialisch-kühnem Aussehen, dessen Scheitel nie eine Perrücke trug, nannte Brandenburg — sein Vetter bekleidete die Würde eines preußischen Geheimenraths und sein Oheim, des Geheimenraths Bruder, Haino Heinrich v. Flemming, war, wie wir wissen, anno 1691 preußischer Generalfeldmarschall geworden — sein Vaterland und machte zuerst seine Studien auf der Universität von Frankfurt an der Oder. Dort lernte er sehr viel und sehr schnell, weil er einen überaus offenen Kopf hatte, und besonders excellirte er in den alten wie in den neueren Sprachen. Unwiderstehlich jedoch trieb es ihn in den Militärdienst und schon mit einundzwanzig Jahren anno 1688 (er war den 3. März 1667 geboren) machte er den berühmten Feldzug Wilhelms III. von

Oranien nach England mit. Das Jahr darauf trat er in brandenburgische Dienste und zeichnete sich anno 1690 in der Schlacht von Fleury aus. Weil es ihm aber mit dem Avancement zu langsam vorwärts ging, meldete er sich zu Anfang des Jahres 1694 bei dem Kurfürsten Johann Georg IV. von Sachsen und dieser reihte ihn sofort als Major in die Armee ein. Seine eigentliche Glückszeit übrigens begann erst unter Friedrich August, denn dieser fand nicht blos großes Gefallen an seinen witzigen, oft derben Späßen, welche Niemanden am Hofe verschonten, sondern er erkannte auch sogleich in ihm ein bedeutendes militärisches Talent und beförderte ihn daher sofort zu seinem Generaladjutanten mit dem Range und Gehalt eines Obristlieutenants.

Das waren die vier Genossen Friedrich Augusts auf seiner heutigen Jagdpartie und mit diesen saß er nun Abends beim Pokale beisammen. Auch muß ich dabei bemerken, daß man des Weins durchaus nicht schonte; im Gegentheil, sobald ein Becher leer wurde, füllten ihn die Diener auf der Stelle wieder und so konnte es natürlich nicht fehlen, daß die Unterhaltung nach wenigen Stunden schon sich fast mehr als schicklich belebte.

„Pflug," rief der Obristlieutenant von Flemming, nachdem er soeben wieder einen tüchtigen Schluck gethan, „wenn du einmal stirbst, so mußt du mir deinen Magen vermachen. Soll mich der Teufel holen, wenn ich je Einen kannte, der mehr vertragen konnte, als du."

„Nun, Flemming," lachte Friedrich August, „ich dächte, Sie geben unserm Freunde Pflug nichts nach und wenn Sie etwas länger in Uebung sind, so übertreffen Sie ihn am Ende noch. Aber, Beuchlingen," wandte er sich darauf an diesen, „warum denn auf einmal so still? Ich habe Sie seit einer Viertelstunde kein Wort mehr reden hören."

„Er macht Projecte," versetzte der Geheimerath von Pflug höchst ernsthaft. „Es wäre Unrecht, ihn in seinen Meditationen zu stören."

„Ja," sagte der Hofrath von Beuchlingen, sich aufraffend, denn er hatte eben in etwas genickt; „ja, ich dachte darüber nach,

was ich mit dem Gelde anfangen wollte, das ich heute Abend noch von Ihnen gewinnen werde."

„Hoho!" entgegnete der Baron von Pflug. „Wir haben nur noch eine Stunde bis zehn, und wenn bis dahin der Vitzthum nicht da ist, so bin ich der gewinnende Theil. Im Uebrigen, wollen wir etwa die Wette verdoppeln?"

„Topp, es gilt," rief der Hofrath von Beuchlingen. „Also, statt hundert, zweihundert Ducaten. Hier, meine Hand, und Kurfürstliche Durchlaucht selbst sind Zeuge."

Der Geheimerath von Pflug schlug ein und eben in diesem Momente hörte man den Hufschlag eines galoppirenden Rosses.

„Herr von Pflug, Sie haben verloren," sprach jetzt der Oberkammerherr von Harthausen kaltblütig. „In einer Minute wird Herr von Vitzthum im Zimmer stehen. Haben Sie den Hufschlag seines Rosses nicht gehört?"

„Dann," murmelte der Baron von Pflug; „dann ist er wieder einmal geritten wie der Teufel."

„Nein'" meinte der Kurfürst Friedrich August, der die Worte gehört hatte; „nein, Pflug, nicht wie der Teufel, sondern wie Vitzthum, und beim Himmel," setzte er dann mit einem äußerst freundlichen Lächeln gegen den Eintretenden hinzu, „da ist er ja schon, mein vortrefflicher Stallmeister und Kammerherr. Willkommen, Vitzthum!"

Er war es in Person, der damals noch nicht einundzwanzigjährige Kammerherr und Stallmeister Friedrich Vitzthum von Eckstädt, und er hatte die Tour von Dresden hieher wirklich in einer überraschend schnellen Weise zurückgelegt. Dafür glühte aber auch sein Gesicht, trotzdem es außen ziemlich kalt war, und er leerte daher den Becher, der ihm auf einen Wink des Kurfürsten sofort dargereicht wurde, mit einem einzigen Zuge.

„Setz' dich, Vitzthum," fuhr nun der Kurfürst fort, als die erste Begrüßung vorüber war; „setz' dich und iß und trink. Der Leib will zuerst sein Recht haben. Dann, wenn du dich erholt hast, magst du uns sagen, was Neues in Dresden vorgefallen ist."

„Ich fühle keinen Hunger, Durchlaucht," erwiederte der junge

Mann; „ein zweiter Becher Weins dürfte mir jedoch gut thun. So und nun zu meinem hochwichtigen Auftrag, der mir fast das Herz abdrückt. Die Frau Kurfürstin-Mutter, Königliche Hoheit, macht es Eurer Durchlaucht zur Pflicht, so schnell als thunlich nach Dresden zurückzukehren, denn es haben sich Dinge von der allergrößten Wichtigkeit ereignet, welche Eurer Durchlaucht Gegenwart unumgänglich nothwendig machen. Das sind Ihrer Königlichen Hoheit eigenen Worte, und die Durchlauchtigste Frau Kurfürstin Eberhardine schließt sich denselben vollkommen an."

„Wirklich?" versetzte der Kurfürst nicht ohne Spott. „Meine Frau und Mutter mißgönnen mir also mein kleines Jagdvergnügen! Doch nein, ich vergesse, es sind ja Dinge von der allergrößten Wichtigkeit vorgefallen."

„Ja wohl," referirte Vitzthum in steifer Weise weiter, es sind Thaten begangen worden, schwärzer als das schwärzeste Verbrechen, und die Urheberin dieser Thaten, jenes schändliche freche Weib, welches die Luft von Hannover verpestet . . . . ."

„Ha!" unterbrach ihn der Kurfürst. „Du sprichst von dem geheimnißvollen Verschwinden des armen Grafen von Königsmark? Nun davon hat uns die Fama ja bereits in Leipzig unterrichtet."

„Aber," fuhr der Kammerherr in gleicher Weise wie bisher fort, „unvollständig in Form wie in Materie. Dagegen sind drei glänzende Sterne über Dresden aufgegangen, und von diesen drei Sternen, von denen der Eine leuchtet wie die Sonne in ihrem Aufgang, ist ein neues Licht . . . . ."

„Zum Teufel," unterbrach ihn Friedrich August zum zweiten Mal, und dießmal mit nicht geringer Heftigkeit, „was soll denn der tolle Jargon bedeuten, in dem Du sprichst? Red' vernünftig, Junge, daß wir einander verstehen, oder bist Du vielleicht über Nacht verrückt geworden?"

„Das nicht, Durchlaucht," erwiederte der Kammerherr von Vitzthum lachend; „allein die Frau Kurfürsten-Mutter, Königliche Hoheit, hat mir ausdrücklich befohlen, Eurer Durchlaucht mit allem Pathos, das mir zu Gebot stehe, auf den Leib zu rücken, um Sie zur schnellsten Rückkehr nach Dresden zu bewegen, und was die

drei Sterne anbelangt, so habe nicht ich diesen Namen erfunden, sondern der Obristkammerherr von Einsiedel, der ganz entzückt von denselben ist. Die drei Sterne nehmlich bedeuten drei Damen, die Frau Gräfin von Steenbock, die Frau Gräfin von Löwenhaupt und die . . . . . . Doch halt," verbesserte er sich jetzt selbst, „ich glaube, ich komme eher zum Ziel, wenn ich die ganze Geschichte von Anfang an erzähle, die Geschichte von der Ankunft der drei Sterne in Dresden nehmlich; nur mache ich zum voraus darauf aufmerksam, daß meine Erzählung eine ziemliche Zeit in Anspruch nimmt."

Wiederum leerte er einen Becher und dann fieng er an zu berichten. Zuerst von der Ankunft der drei Gräfinnen in Dresden und was er von dieser und jener Seite darüber erfahren. Dann von dem, was die Gräfin Aurora von Königsmark der Kurfürstin-Mutter geschrieben, und von der darauf erfolgten Uebersiedelung der drei Gräfinnen auf's Schloß. Endlich von dem außerordentlichen Ansehen, in welchem dieselben bei Hofe ständen, und von den großen Hoffnungen, die sie darauf bauten. Es war, wie er selbst zum voraus gesagt, eine sehr lange Geschichte, aber weder der Kurfürst noch seine Gesellschafter wurden müde, zuzuhören, und eben so wenig erlaubten sie es sich, ihn zu unterbrechen.

Endlich war er fertig und nun schaute der Kurfürst seine Cavaliere der Reihe nach an. „Was halten Sie von der Geschichte, meine Herren?" fragte er dann.

„Ich meinestheils," erwiederte der Hofrath von Beuchlingen, „bin der unmaßgeblichen Ansicht, einen recht hübschen Roman gehört zu haben. Auch ist die Gräfin Aurora von Königsmark gar wohl im Stande, einen solchen zu erfinden, da man ihr ja die Ehre angethan hat, aus ihr eine Poëta laureata zu machen."

„Was mich betrifft," meinte der Obristlieutenant von Flemming, indem er sich den Schnurrbart drehte, „so halte ich das Verschwinden des Königsmark für keine Mähr'; aber die vernünftigste Auslegung besteht nach meiner Ansicht in der Annahme eines Duells und so werden wohl die Recht haben, welche uns in Leipzig erzählten, er habe sich mit dem Grafen von der Lippe auf Tod

und Leben geschlagen. Natürlich schafften dann die Secundanten den Leichnam auf die Seite, um sich damit aller Verantwortung zu entziehen."

„Daß der Königsmark nicht mehr lebt, glaube auch ich," ergriff nun der Baron von Pflug das Wort; „nur wird die Ursache und die Art und Weise seines Todes eine andere gewesen sein. Ich kenne die Gräfin von Platen. Sie ist eine Tiegerin in ihrer Rache und daß er diese sozusagen mit aller Gewalt herausgefordert, liegt auf der Hand."

„Mit anderen Worten," bemerkte der Kurfürst, „Sie glauben an einen Meuchelmord. Und nun noch Ihre Meinung, mein lieber Harthausen?"

„Durchlaucht," entgegnete der Oberkammerherr, „ich denke, die Frage ist nicht sowohl die, ob Königsmark lebt oder nicht lebt. Noch weniger die, ob er, wenn er todt ist, durch Meuchelmord fiel oder im ehrlichen Duell. Nein die Frage ist die, ob es für Eure Durchlaucht gerathen ist, sich in diese böse Angelegenheit zu mischen und diese Frage muß ich unbedingt verneinen. Geben Sie den drei Gräfinnen den Rath, sich an den Kaiser in Wien zu wenden, so ziehen Sie sich am besten aus der Schlinge."

„Mir aus der Seele gesprochen, Harthausen," sprach jetzt der Kurfürst mit großer Entschiedenheit. „Ich will es nicht in Abrede ziehen, ich liebte den Königsmark. Er war ein fröhlicher liebenswürdiger Gesellschafter und die Stunden, die wir mit einander verlebten, werden mir daher immer im Gedächtniß bleiben. Allein nicht minder erinnere ich mich auch seines bis in's Wahnsinnige gehenden Leichtsinns, so wie seiner Rücksichtslosigkeit gegen Damen, und so wußte ich schon lange zum voraus, daß er in Hannover, wenn er dort bliebe, in sein Unglück rennen würde. Eben darin lag auch der Grund, warum ich ihm ein Regiment anbot, mit dem Rang eines Generalmajors; er aber, nun er konnte sich von Hannover nicht trennen und so bereitete er sich sein Schicksal durch eigene Schuld. Wie stünde es mir also zu, mich einzumischen? Ueberdem was wäre die Folge, wenn ich mich dazu hinreißen ließe? Ich liebe ihn nicht, meinen Herrn Vetter

Ernst August; nein, ich erlaube mir sogar, ihn wegen seines treulosen hinterlistigen Charakters ein klein wenig zu verachten, und er weiß dieß recht gut. Darum, wenn ich mich nun an ihn wendete, ha, welch' ein Hochgenuß wäre es für ihn, mich recht höhnisch abzuweisen! Beim Himmel, ich erröthe vor Zorn schon bei dem bloßen Gedanken und somit: Conclusum est, die drei Bittstellerinnen abzuweisen. Harthausen, setzen Sie das Nöthige hierüber auf und dann senden wir den Brief Morgen nach Dresden ab."

Alle schwiegen; in dem Gesichte des Kammerherrn von Vitzthum jedoch arbeitete es heftig. „Durchlaucht," rief er endlich, „darf ich ein Wort reden?"

„Sprich," erwiederte Friedrich August.

„So erlaube ich mir die dringende Bitte," fuhr der Kammerherr mit großem Eifer fort, „daß Sie sich nicht definitiv entscheiden, ehe Sie die drei Bittstellerinnen persönlich gesprochen haben."

„Du meinst wohl," lächelte der Kurfürst, „der Anblick der drei Sterne, wie Du sie genannt hast, könnte mich bestimmen, von meinem Conclusum abzugehen?"

„Ja, das meine ich," erklärte Vitzthum mit noch größerem Eifer. „Oder vielmehr nein, ich meine es nicht, sondern ich bin fest davon überzeugt. Ein einziger Blick auf diese Damen, ein einziges Wort aus ihrem Munde, und Sie werden umgestimmt sein. Die Aelteste vielleicht, die Gräfin von Steenbock, macht nicht diesen Eindruck; aber schon die zweitälteste, die Gräfin von Löwenhaupt ist eine entzückende Erscheinung. Vollends aber die dritte, die Gräfin Aurora von Königsmark! Nicht einem Erdenweibe," fuhr er mit einem Feuer sprühenden Blicke fort, „nicht einem Erdenweibe gleicht sie, sondern einem göttlichen Wesen! Ja der Göttin Aurora selbst, von der sie den Namen hat, und es geht ein Zauber von ihr aus, dem ein Sterblicher unmöglich zu widerstehen vermag!"

„Das merke ich," meinte der Kurfürst trocken. „Allein ich habe mir fest vorgenommen, mich durch Schönheit nie mehr bestechen zu lassen."

„Auch muß sie," flüsterte der Obristlieutenant von Flemming dem Hofrath von Beuchlingen spöttisch zu, „eine Schönheit von ganz eigenthümlich frommer Färbung sein, wenn . . . . . ."

„Wenn?" sprach Friedrich August, der jedes Wort gehört hatte, indem sein Auge streng auf dem Obristlieutenant haftete. „Warum stocken Sie Flemming? Heraus mit der Sprache!"

„Nun," erwiederte der Oberstlieutenant unerschrocken, „der Vitzthum hat uns erzählt, daß die drei fremden Gräfinnen von den beiden allerhöchsten Damen des Hofes mit Huld und Freundschaft überschüttet würden, und da nun Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kurfürstin-Mutter sowohl, als Ihre Kurfürstliche Durchlaucht, die Frau Kurfürstin Eberhardine, als zwei Musterbilder von Tugend, Frömmigkeit und Religiosität im Lande gelten, so dachte ich, die Schönheit der Frau Gräfin Aurora von Königsmark müsse ebenfalls etwas vom Glorienschein des Himmels an sich tragen."

Der Kurfürst lachte. „Wenigstens," bemerkte er, „dürfte der Vergleich mit der heidnischen Göttin Aurora nicht ganz am Platze sein. Sei dem übrigens," fuhr er wieder ernsthaft fort, „wie ihm wolle; die äußere Erscheinung der Bittstellerinnen darf auf meinen Entschluß keinen Einfluß ausüben."

„Aber," rief der Kammerherr von Vitzthum mit flehendem Blicke; „aber, Durchlaucht, so hören Sie doch wenigstens vorher . . ."

„Still, still, Vitzthum," unterbrach ihn der Kurfürst; „kein Wort weiter. Du meinst es gut, aber du bist ein junger, heißblütiger Mensch, der in Staatsangelegenheiten kein richtiges Urtheil hat. Harthausen, es bleibt bei dem, was ich bestimmt habe, und nun gute Nacht, meine Herren, damit wir uns frühzeitig genug erheben können."

Sie Alle suchten sofort das Lager; nur in des Oberkammerherrn von Harthausen Zimmer brannte noch längere Zeit ein Licht, da er die bewußte Antwort aufzusetzen hatte. Auch legte er sie den andern Morgen dem Kurfürsten fix und fertig zur Unterschrift vor und eine Stunde nachher ward sie durch einen Reitenden nach Dresden an die Frau Kurfürstin-Mutter weiter befördert. Friedrich

August selbst blieb auf seinem Jagdschlößchen und widmete fröhlich und guter Dinge noch weit über eine Woche den weidmännischen Vergnügen.

Endlich in den letzten Tagen des October entschloß er sich zur Rückkehr nach Dresden und am Abend des einunddreißigsten traf er daselbst in aller Stille ein, ohne daß er seine Ankunft vorher hätte ansagen lassen. Unmittelbar nachher begab er sich nach den Zimmern seiner Gemahlin, allein er fand sie nicht, weil sie den Abend bei der Kurfürstin-Mutter zubrachte. „Um so besser, so kann ich auch gleich meine Mutter begrüßen," dachte Friedrich August und wandte seine Schritte nach dem Flügel, welchen seine Mutter bewohnte. Die Kammerfrauen im Vorzimmer wollten ihn anmelden, aber er duldete es nicht. Vielmehr öffnete er ohne Weiteres die Thüre, und siehe da, vor ihm, um einen hell erleuchteten runden Tisch herum, saß ein ziemlicher Kreis von Damen. Mit einem leichten Aufschrei erhoben sich Alle bei seinem Eintritt.

„Es scheint," sagte er mit seinem gewöhnlichen verbindlichen Lächeln, „ich habe meine Absicht, Sie zu überraschen, erreicht. Aber nun bitte ich, sich nicht weiter stören zu lassen, sondern mir lieber auf eine halbe Stunde einen Platz in Ihrer Mitte zu gönnen."

So sprechend ging er ein paar Schritte vor, um seine Gattin und Mutter besonders zu begrüßen. Die sämmtlichen Damen aber blieben lautlos stehen, ohne sich zu bewegen, und offenbar herrschte große Verwirrung, wenn nicht gar Schrecken, unter ihnen.

Befrembet wandte der Kurfürst den Blick über den ganzen Damenkreis hin. Er kannte sie Alle — aber nein, nicht Alle, sondern Dreie von ihnen hatten ein ganz fremdes Gesicht für ihn, und wie ein Blitz durchzuckte ihn ein Gedanke. Sollten dieß die drei Gräfinnen sein, welche Vitzthum die drei Sterne genannt hatte? Sollten sie es also wirklich, seinem Briefe zum Trotz, gewagt haben, ihn in Dresden zu erwarten? Seine Stirne verfinsterte sich und seine Lippen preßten sich fest auf einander.

„Mein Sohn," brach endlich die Frau Kurfürstin-Mutter das peinliche Schweigen, indem sie vortretend dem Kurfürsten die Hand

reichte; „mein theurer geliebter Sohn, so bist du doch endlich zurückgekehrt! Ich habe dich, nein wir Alle haben dich längst mit großer Sehnsucht erwartet!“

„Diese Sehnsucht,“ erwiederte der Kurfürst trocken, „äußert sich auf eine etwas sonderbare Weise und wie ich sehe,“ fuhr er keineswegs freundlich fort, während sein Blick auf den drei fremden Damen haftete, „haben Sie meinen Befehl . . . . .“

„Ich bitte dich, mein Sohn,“ unterbrach ihn seine Mutter, indem sie sich zu ihm hinneigte; „ich bitte dich innig, nicht ungehalten zu sein, daß ich es wagte, dir zu deinem eigenen Besten ungehorsam zu sein. Ja zu deinem eigenen Besten, denn einem Fürsten von Sachsen muß seine Ehre über Alles gehen. Sieh' hier,“ fuhr sie fort, indem sie die drei fremden Gräfinnen herbeiwinkte, „sieh' hier drei tief bekümmerte Frauen, zwei Schwestern und eine nahe Verwandte, welchen man den einzigen Bruder, den letzten seines ruhmreichen Geschlechts, durch ein schändliches Verbrechen geraubt hat. Ihre Hoffnung bist allein du, weil der Verschwundene in deinen Diensten stand und weil es deine Pflicht ist, auch den Geringsten deiner Diener durch deinen starken Arm vor Gewaltthat zu schützen.“

Sie trat zur Seite und nun warfen sich die drei fremden Damen dem Kurfürsten zu Füßen. Die Jüngste derselben aber, die Gräfin Aurora von Königsmark, schlug flehend ihr Auge zu ihm auf und dieses wunderbar zauberische, nunmehr durch den Glanz der Thränen, die in ihm schimmerten, noch zauberischer blickende Auge machte einen merkwürdigen Eindruck auf ihn.

„Stehen Sie auf, meine Damen,“ sprach er und seine Stimme klang durchaus nicht mehr so unfreundlich, wie zuvor. „Ich bitte Sie, sich zu erheben. Ich bin nicht gewohnt, daß Damen vor mir auf den Knieen liegen.“

„Nicht eher,“ erwiederte Maria Aurora in dem weichen Silbertone, der auch das härteste Herz schmelzen machte; „nicht eher, als bis Sie unser Flehen erhört haben. Auf Erden ist keine Hülfe für uns, wenn auch Sie, Durchlauchtigster Herr, unsere gerechte Klage von sich weisen.“

Der Kurfürst war tief bewegt und so sehr er sich auch Mühe gab, so konnte er es dennoch nicht ganz verbergen. Nicht minder hieng sein Blick mit voller Bewunderung an der schönen Gestalt, die vor ihm kniete, und es kostete ihn eine fast übergroße Ueberwindung, seine Gefühle nicht laut werden zu lassen. „Wenn Ihre Sache eine gerechte ist," sprach er endlich, „so soll Ihnen auch Gerechtigkeit werden. Doch kann ich nichts thun, ohne daß Sie mir vorher die nöthigen Beweise in die Hände liefern, und hiezu will ich auf Morgen Vormittag die zehnte Stunde bestimmt haben."

So sprechend gab er der Gräfin von Königsmark die Hand, um sie aufzuheben, und wandte sich dann gegen seine Gemahlin, mit der er bisher noch nicht Zeit gehabt hatte, ein Wort zu sprechen. Im Uebrigen blieb er sichtlich zerstreut und verabschiedete sich schon nach wenigen Minuten. Der letzte Blick aber, den er in's Zimmer zurückwarf, fiel auf Maria Aurora Gräfin von Königsmark.

In seinem Zimmer angekommen gieng Friedrich August längere Zeit stillschweigend auf und nieder, offenbar in tiefes Nachdenken versunken. Doch plötzlich fuhr er auf. „Was ist das?" flüsterte er dann halblaut. „Sollte diese Sirene mir es auf den ersten Blick angethan haben?"

Er war unzufrieden mit sich selbst und stampfte heftig mit den Füßen. „Sie muß es gemerkt haben," fuhr er drauf in seinem Selbstgespräch fort, „welchen Eindruck sie auf mich gemacht hat; denn Weiber haben in dieser Beziehung einen Scharfblick sonder Gleichen, und . . . und ohne Zweifel waren die Augen Eberhardinens und meiner Mutter ebenfalls scharf genug. Ha!" rief er sofort und stampfte noch heftiger dazu; „dann giebt's wieder eine Scene wie die letzte wegen der Kessel, und ich bin doch ein so abgesagter Feind von Scenen!"

Mit langen Schritten maß er abermals das Zimmer und immer zorniger wurde sein Blick. Doch plötzlich und ohne daß er anders konnte, stand Aurora von Königsmark vor seinem geistigen Auge, und, mein Gott, wie wunderbar schnell änderte sich jetzt seine Stimmung! Ein süßes Lächeln umschwebte seinen Mund und

seine Wangen erglühten förmlich. „Ist sie nicht ein Wunder der Schöpfung?“ flüsterte er leise und strahlendes Blickes. „Dieses Auge und dieser Mund, liegt nicht ein ganzer Himmel von Seligkeit darin? Und dann dieser Wuchs und diese schwellende Formen! Vollends aber ihre Stimme, ihre melodische, sphärengleiche Stimme! Kann ich dafür, wenn Gott mir Gefühl für die Schönheit in den Busen legte? Müßte ich nicht von Marmor sein, wenn ich vor solch' einem Meisterwerk des Allerschaffers nicht anbetend niedersänke? Und dann, wer trägt denn die Schuld davon, daß ich ihr begegnete? Habe ich nicht meiner Mutter ausdrücklich geschrieben, daß sie die drei Gräfinnen abweisen solle? Sie that es nicht, sie im Complott mit meiner so überaus frommen Gemahlin, und folglich, mag daraus werden, was da will, sie Beide haben's zu verantworten.“

Eine geraume Weile hielt diese Stimmung an, aber doch nicht allzulange. Dann siegte wieder das angestammte Rechtsgefühl. „Nein,“ rief er, „die Pflicht gebeut mir zu widerstehen. Am Altare habe ich meiner Gemahlin Treue gelobt und dieses Gelöbniß werde ich halten. Gott soll mich bewahren, daß ich in die Fußstapfen meines verstorbenen Bruders trete, denn ich, der ich ihm so viele Vorwürfe wegen seiner Leidenschaft zu seinem Billchen machte, müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich mich derselben Schwäche theilhaftig machte. Ueberdem welch' ein elender Egoist bin ich, daß ich immer nur an mich allein denke! Würde ich nicht sie, dieses wunderschöne Götterkind, unendlich elend machen? Jetzt noch prangt sie in dem Lichtkleid der Unschuld. Jetzt noch strahlt sie als eine Aurora. Die geknickte Lilie aber ... Ha! Ich Thor! Ich ärmlicher, eingebildeter Thor! Liegt nicht eine Kraft und Hoheit in ihrem Wesen, welche jeden Versucher mit Schmach und Schande abweisen wird? Darum festbeschlossen ist's, ich mische mich nicht in ihre Angelegenheiten und sie soll meinen Hof verlassen. Sie mit ihrer Schwester und Cousine. Gleich Morgen in der Audienz werde ich ihnen diesen meinen Willen kund thun.“

Mit diesem festen Entschlusse legte er sich für heute schlafen.

Aber was meint wohl der Leser? Wird der Entschluß Stand halten?

Den andern Morgen konnte Friedrich August die Stunde kaum erwarten, welche er zur Audienz für die drei fremden Gräfinnen bestimmt hatte, und wie endlich diese Stunde schlug, da schlug sein Herz noch hörbarer, als die Glocke. Dessenungeachtet murmelte er immer noch vor sich hin, er werde ihnen seinen Willen kundthun, daß sie seinen Hof zu verlassen hätten.

Jetzt wurden ihm die drei Damen gemeldet und er versuchte es, eine strenge oder wenigstens gleichgültige Miene anzunehmen. Also gewappnet trat er in das Audienzzimmer, wo die Gräfinnen seiner warteten; aber wie er nun eintrat, so fiel wieder sein erster Blick auf die Gräfin Aurora von Königsmark und ach! wie ward ihm, als er sie ansah! Sie hatte sich wie eine tief Trauernde gekleidet und keinerlei Schmuck war an ihr sichtbar als ein Band schneeweißer Perlen, das sich um ihren Hals schlang. Ihr Gesicht glänzte dagegen, als wäre es in Morgenthau gebadet, und ihr Auge leuchtete wie jener Stern, dem man den Namen der Göttin der Liebe gegeben hat.

Der Kurfürst winkte den Damen näher zu treten und alle drei beeilten sich ihre Kniee vor ihm zu beugen. Dann trat die Jüngste noch näher und überreichte ihm eine Rolle Papier, welche sie in der Hand trug. „Alle deutschen Lande“, sprach sie und ihr Auge ruhte dabei begeistert auf ihm, „sind voll des Ruhmes von Eurer Durchlaucht. Man vergleicht Ihre Stärke mit der des Herkules, Ihre Weisheit mit der des Salomo, Ihre Gerechtigkeit mit der des David, Ihre Schönheit mit der des Absalom. Doch was ist das Alles gegen die Güte, welche Sie Jedermann beweisen, der sich Ihnen nahet! Auf diese Güte und Großmuth vertrauen auch wir, indem wir Ihnen die Denkschrift überreichen, in welcher die Beweise für das an unserem Bruder begangene Verbrechen niedergelegt sind. Sie kannten ihn, Durchlauchtigster Herr, und er durfte sich sogar Ihres gnädigen Wohlwollens rühmen. Sie werden nicht dulden, daß man ihn wie einen Dieb in der Nacht wegfängt, ihn ohne einen Grund, ohne auch nur die geringste

Untersuchung in einen finsteren Kerker, in ein Burgverließ sperrt, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Daß man ihn, den Unschuldigen, in Fesseln verschmachten lassen will, gerade wie der grausame Tyrann Ezzelino mit seinen Gefangenen gethan. Nein das werden Sie nicht dulden, Durchlauchtigster Herr, sondern Sie werden ihn zurückverlangen vom Hannöver'schen Hofe, als Einen, der bei Ihnen in Diensten steht. Sie werden es durchsetzen durch Ihre Kraft, daß man ihn frei gibt, unsern Bruder, und ewig, ewig werden wir Sie hoch preisen, als den Einzigen, welcher einer solchen Großthat fähig war."

So sprechend ergriff sie seine Hand, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Er aber wehrte sie sanft ab und in diesem Bestreben kamen sie sich so nahe, daß sich fast ihre Lippen berührt hätten. Dann fuhren Beide zurück und Beide waren wie mit Blut übergossen.

Es stand eine geraume Zeit an, bis Friedrich August sich sammeln konnte, und es gelang ihm dieß nur dadurch, daß er sich alles das in's Gedächtniß zurückrief, was er sich den Abend zuvor vorgenommen hatte. „Meine theure Gräfin," erwiederte er darauf, indem er es zugleich versuchte, einige Strenge in seine Worte zu legen, „Sie scheinen vorauszusetzen, daß Ihren Bruder gar keine Schuld trifft, aber . . . aber . . . . ."

Hier stockte er verwirrt, denn er konnte es nicht über's Herz bringen, Maria Aurora durch das, was er sagen wollte, zu betrüben. Diese aber, die sich inzwischen ebenfalls gefaßt hatte, verstand ihn dennoch augenblicklich und wie vorwurfsvoll richtete sich der Schmelz ihres Auges auf ihn.

„Ich sehe," sagte sie leise, mit bebender Stimme, „man hat Eure Durchlaucht gegen meinen armen Bruder einzunehmen gesucht und ich bin weit entfernt, ihn in Allem und Jedem vertheidigen zu wollen. Aber," fuhr sie drauf lauter und in siegreichem Tone fort, „wenn er eine wirkliche Schuld auf sich hätte, würde man ihn dann nicht vor Gericht gestellt und nach dem Gesetz haben verurtheilen lassen? Nein, Durchlauchtigster Herr, das einzige Verbrechen des armen Philipp war das, daß er sich der Schlinge

dieses gräßlichen Weibes entzog, dieser Gräfin Platen, welche sprichwörtlich geworden ist durch ihre Schamlosigkeit."

Ein wunderbares Feuer sprühte aus ihrem Auge, wie sie so sprach, und ihr Busen wogte, wie vom Sturm bewegt. Friedrich August aber — großer Gott, ein solch' herrliches Weib hatte er noch nie gesehen und wie trunken ruhte sein Auge auf ihr.

„Ich stimme Ihnen bei, vollständig bei," brachte er endlich nur mühsam hervor, denn alle seine Sinne waren in Aufruhr, „und ... und ... o mein Gott, wie wunderbar schön ist sie!"

Die letzten paar Worte hatte er mehr gehaucht als gesprochen, allein dennoch waren sie dem scharfen Ohr Maria Aurora's nicht entgangen und wiederum färbte eine tiefe Purpurröthe ihre Wangen.

„Man hat auch," ergriff nun die Gräfin von Löwenhaupt das Wort, als wieder eine sehr peinliche Pause eintrat; „man hat auch ausgesprengt, unser Bruder sei nicht mehr am Leben, um damit alles Einschreiten zu seiner Errettung zum voraus abzuschneiden; allein wenn Euer Durchlaucht einen Blick auf die Denkschrift richten wollten, welche Ihnen meine Schwester übergab, so werden Sie sogleich finden, daß jene Aussprengung eine vollständige Lüge ist. Dürfte ich also vielleicht Eure Durchlaucht unterthänigst ersuchen ......"

„Wie? Was?" rief jetzt Friedrich August, wie aus einem schweren Traume erwachend. „Sie wollen doch nicht, daß ich die Denkschrift jetzt durchlese? Nein, nein," fuhr er fort, indem er sich gewaltsam zusammennahm, „jetzt nicht. Jetzt bin ich es nicht im Stande. Aber ... aber, Sie haben hiemit mein feierliches Wort, daß ich Ihre Sache zu der meinigen machen werde. Nicht einen Augenblick lang werde ich zögern, bei dem Hofe von Hannover einzuschreiten und er soll es erfahren, daß ich mich durch das schändliche Verfahren gegen Philipp von Königsmark für persönlich beleidigt erachte. Sie aber, meine Damen," schloß er und dabei ruhte sein Auge glühend auf der Gräfin Aurora, „betrachten Sie meinen Hof von jetzt an als Ihre Heimath und .... und verfügen Sie über mich als über Einen, den das Schicksal dazu bestimmt hat, Ihnen den Bruder zu ersetzen."

Tief aufathmend verbeugte er sich und die Gräfinnen, den Wink verstehend, zogen sich sofort zurück. Wie sie aber fort waren, athmete er noch schwerer auf und preßte zugleich die Hand auf's Herz. Dort pochte es furchtbar — gewaltig; ja so furchtbar — gewaltig, daß er meinte, es zerspringe ihm, und wohl eine ganze Stunde lang bemühte er sich vergebens, den Sturm zu beschwichtigen.

Noch an demselbigen Tage hatte der Kurfürst eine lange Conferenz mit dem Director seines Geheimenrathes, dem Oberkammerherr von Harthausen und merkwürdig, die Ansichten des Kurfürsten über die Königsmark'sche Angelegenheit waren jetzt ganz andere geworden, als vorher. „Lesen Sie diese Denkschrift, mein lieber Harthausen," sagte er zu dem Oberkammerherrn, „und Sie werden finden, daß Philipp von Königsmark noch lebt. Ist er aber am Leben, so gebietet mir die Ehre, ihn, den ich zum Generalmajor in meiner Armee ernannt habe, zu reclamiren, und bei Gott, ich werde es durchzusetzen wissen. So gut als die Freilassung meines Feldmarschalls von Schöning.

Der Oberkammerherr griff nach der Denkschrift und fing an laut vorzulesen. „Kurz nach Königsmarks Disparition," hieß es darin, „hat das erste Licht gegeben Adjudant Tam, welcher zu wissen gethan an den Adjudant Ruttger, daß des Grafen Platen Domestique zu Linden auf des Grafen Landgut, hinter einer Hecke im Garten verborgen, gehört, wie Graf Platen und Vicekanzler Hugo von dem Grafen Königsmark gesprochen, als von einem noch Lebenden, der zwar nach ihrer Meinung das Leben verwirket und dem der Kopf vor die Füße gelegt werden müsse. Ebenso hat der Feldmarschall Podewills zu verschiedenen Malen durch Hildebrand versichern lassen: Königsmark lebet, im Anfange aber dabei erwähnt: er möchte wohl blessirt sein. Prinz Ernst August, der jüngste Sohn des Kurfürsten von Hannover, hat an den Herrn Obrist Banner den Ort angedeutet, wo man nach allen Muthmaßungen ihn verwahrt hielte; auch hat er wollen in die Stadt kommen, ist ihm dieß aber, als einem Freund von Königsmark, abgeschlagen worden. Ein fürstlich Holsteinischer Bedienter, Namens

Wensin, hat von einem vornehmen Cavalier, Herrn von Hoff, welcher in der Gräfin Platen Confidence stehet, vernommen, daß Königsmark lebe; er wäre verwundet und im Schlosse gefangen verwahrt. Auditor Rüdiger hat ausgekundschaftet, daß ein Confiturier vom Hof gar spät einen Menschen bei Lichte durch zwei Cavaliere über die Gallerie leiten sehen, welcher von ihm der Gestalt nach beschrieben worden als ein noch junger Mann, bleich von Gesicht, das Haupt mit einer Serviette verbunden, sein eigenes kurzes braunes Haar tragend, gekleidet in einen braunen Jagdrock und weißes, leinens Camisol, welches eben die Kleidung war, darin sich Königsmark verloren. Der Fourier Stückel in Hannover hat vor wenigen Tagen versichern lassen: er sei bis dato im Glauben gestanden, Königsmark wäre todt, jetzt aber wäre er vom Gegentheile überzeugt. Dieß versicherte er mit den Worten: er wisse, was er sage, denn er sei nun vierzig Jahre an diesem Hofe gewesen. Georg, des Herzogs von Celle Kammerdiener, ein Italiener, welcher dreißig Jahre in des Herzogs Kammer aufgewartet und in großen Gnaden ist, schwört ebenfalls, Königsmark sei am Leben. Capitän Schwarz hat von seiner Schwester, dem Kammerfräulein Schwarz am Hofe, erfahren, Königsmark lebe, sei im Schlosse gefangen, aber schwer blessirt, nehmlich mit einer Hellebarde am Halse und mit einem Degen durch den Arm, mit vielen andern Umständen der Action, in welcher auch ein Trabant, Namens Johann Heinrich Buschmann, tödtlich blessirt worden. Dieser Trabant, wie andere Officiere confirmiren, hat sechs Wochen seine Dienste nicht verrichten können. Solches Alles hat Capitän Schwarz dem Capitän Kotzenberg anvertraut. Des Celle'schen Ministers Bernstorf Kammerdiener versicherte zu verschiedenen Malen: Königsmark sei am Leben. Im September ist der Kurprinzessin von Hannover Kammerdiener, Namens Anjeau, von der Kurprinzessin heimlich gesandt, in der Nacht insgeheim in's Haus der Gräfin von Löwenhaupt gekommen mit diesem Befehle: er solle Königsmarks Schwestern allenthalben aufsuchen und ihnen zu wissen thun, ihr Bruder lebe, welches sie sich nicht sollten ausreden lassen, sondern beständig um seine Freiheit anhalten. Er wäre eben blessirt

und La Rosa hätte ihn verbunden. Sie wisse solches ganz gewiß und lasse es den Schwestern zum Troste wissen. Man sagt freilich, er müsse todt sein, weil man so lange nichts von ihm vernommen; aber dieses folget gar nicht, sondern nur, daß er in starkem Verhaft ist. Daß man redet er sei todt, ist gefaßtes Dichten und sie bringen es auf in der Hoffnung, Sachsen werde hierdurch desistiren, seine Freilassung zu verlangen."

„Nun, Harthausen?" rief der Kurfürst, als sein Oberkammerherr jetzt zu lesen aufhörte. „Nunmehr werden Sie doch mit mir übereinstimmen, daß Königsmark noch am Leben ist? Die Beweise sind wahrhaft schlagend genug."

„Beweise?" entgegnete der Oberkammerherr mit einem bedeutsamen Kopfschütteln. „Auch nicht ein einziger Beweis ist hiefür beigebracht. Nichts als Gerüchte und Vermuthungen. Und überdem meist von ganz untergeordneten Personen."

„Aber," wandte der Kurfürst ein, „die Kurprinzessin von Hannover versichert es doch ebenfalls?"

„Hm!" meinte der Oberkammerherr noch ungläubiger als zuvor. „Die Frau Kurprinzessin versichert Etwas, was sie vermuthet, nicht Etwas, was sie beweisen kann. Nein, nein, mein allergnädigster Herr; mich will es vielmehr jetzt, nachdem ich die Denkschrift gelesen, bedünken, als ob kein Zweifel darüber herrschen könne, der Graf sei insgeheim auf höheren Befehl vom Leben zum Tode gebracht worden, denn die verschiedenen Aussagen sprechen ja alle von schweren Blessuren, die er im Schlosse erhalten."

Der Kurfürst war aufgestanden und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Harthausen," sagte er dann, indem er hart vor dem Oberkammerherrn stehen blieb, „seien Sie offen; Sie möchten mich gern um jeden Preis davon abhalten, mich in den bösen Handel zu mischen?"

„Ja, das wünschte ich," erwiederte Herr von Harthausen in sehr bestimmtem Tone, „und ich wünschte es aus zwei Gründen. Einmal, weil doch nichts dabei herauskommt, und zum zweiten, weil das jetzt schon sehr schwierige Verhältniß zu dem Kurfürsten von Hannover dadurch noch schwieriger wird."

„Aber," sprach Friedrich August, „ich habe mein Wort gegeben, in der Sache einzuschreiten, und dieses mein Wort muß ich halten."

„Ja, dann ist es ein Anderes," war die Antwort des Oberkammerherrn. „Dann bleibt nichts übrig, als einen außerordentlichen Gesandten nach Hannover zu senden und bei der Wahl dieses Gesandten so klug als möglich zu Werke zu gehen."

Schon den andern Morgen wurde es bekannt, daß der Kurfürst Friedrich August einen außerordentlichen Gesandten nach Hannover senden werde, um vom dortigen Kurfürsten Ernst August die Herausgabe des Generalmajors von Königsmark zu fordern, und ein unendlich dankbarer Blick Maria Aurora's lohnte den sächsischen Kurfürsten dafür. Noch viel flammender wurde ihre Dankbarkeit, als man weiter erfuhr, daß dieser Gesandte kein anderer sein werde, als der Freiherr Georg von Werther, denn dieser Staatsmann hatte sich bereits auf's beste bewährt, und man durfte also gewiß sein, daß er das erwünschte Ziel erreichen werde, wenn nehmlich dieses überhaupt zu erreichen war. Damit übrigens begnügte sich Friedrich August noch nicht, sondern außer dem officiellen Gesandten, der sofort, nachdem er seine Vollmachten erhalten, nach Hannover abging, schickte er auch noch heimlich einen eben so klugen als vertrauten Agenten in jene Hauptstadt, um unter der Hand auf diesem oder jenem Wege den Ort auszukundschaften, in welchem der Graf Königsmark etwa gefangen gehalten werde, und da er den Agenten oder besser gesagt Spion hinlänglich mit baaren Mitteln versah, so ließ sich auch von dieser Seite das Beste hoffen. Doch was war nun das Resultat? Ich will es dem Leser lieber gleich jetzt mittheilen, um seine Neugierde nicht allzu lange auf die Folter spannen zu müssen.

Der geheime Agent oder Detective, wie man in unseren weiter vorgeschrittenen Tagen sagen würde, machte zwar seiner Gewandtheit und Schlauheit keine Unehre und auch das Geld sparte er nicht; allein so genau er herumspionirte, mit so vielen Leuten, von denen er hoffen konnte, daß sie etwas wüßten, er sich auch bekannt machte, immer erfuhr er nur Muthmaßungen, nie etwas

Sicheres. Ja Viele belogen ihn geradezu und nach Verfluß von zwei Jahren, denn so lange dauerte seine Mission, kehrte er nach Dresden zurück, ohne auch nur irgend etwas Nennenswerthes ausgerichtet zu haben. Nicht viel besser oder vielmehr ganz eben so schlecht erging es dem Freiherrn Georg von Werther, dem außerordentlichen Gesandten Friedrich August's. Zwar allerdings seine erste Forderung, die nehmlich, eine amtliche Nachforschung anzustellen, wohin der Graf von Königsmark gekommen sei, konnte man ihm nicht abschlagen, weil man sich sonst allzusehr bloßgestellt hätte, und mit dieser Nachforschung beauftragte der Kurfürst Ernst August den Vicekanzler Hugo, welcher seinerseits wieder den Secretär Zach zu Hülfe nahm. Allein die Leute, die gehört wurden, sagten nur ganz Ungenügendes aus, und so erfuhr man lediglich Nichts, als daß Philipp von Königsmark — was man längst wußte — am Sonnabend den 1. Juli Nachts zwischen 10 und 11 Uhr aus seinem Quartier gegangen sei, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Wohin er jedoch gegangen und was nachher mit ihm geschehen sei, darüber wußte auch nicht Einer der berufenen Zeugen etwas auszusagen, und somit war die ganze Untersuchung nichts weiter als ein Gaukelspiel. Freilich begnügte sich der Freiherr von Werther damit nicht, sondern stellte vielmehr privatim und unterhand Untersuchungen an. Allein er kam damit nicht weiter als der Detective, von dem wie oben gesprochen, indem diejenigen, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, so still schwiegen, wie das Grab, während alle Uebrigen blos Vermuthungen hatten. Ein noch vergeblicherer Schritt war es, daß sich der Gesandte endlich an den Kurfürsten selbst wandte und denselben für das Verschwinden Königsmarks verantwortlich machte, denn nun warf sich Ernst August in die Brust und spielte den Tiefbeleidigten. „Der Graf von Königsmark," erklärte er, „sei ein Mensch gewesen, der sich von einer Ausschweifung in die andere gestürzt habe, und für das Leben eines solchen Wüstlings zu haften, sei ein thörichtes Verlangen. Wahrscheinlich sei derselbe mit irgend einem eifersüchtigen Ehemann in Collision gekommen und dieser habe sich seiner durch einen Dolchstoß oder auf andere Weise entledigt." Ja endlich kam's gar noch so weit,

daß Ernst August so wohl wegen seiner selbst als auch besonders wegen der Gräfin Platen, über die man sich in Dresden höchst despectierlich äußerte, Satisfaction forderte und mit dem Verfolg dieser Sache ebenfalls einen außerordentlichen Gesandten beauftragte, nehmlich den Baron J. H. von Ilten, der sofort nach Dresden abging. Kurz der Oberkammerherr von Harthausen hatte ganz recht gehabt, wenn er seinem Herrn damals abrieth, sich in diesen schlimmen Handel zu mischen, denn das Verhältniß der beiden Kurfürsten zu einander wurde dadurch noch schwieriger, als zuvor, während in Betreff des Grafen von Königsmark Alles in Dunkel gehüllt blieb. Auch lüftete sich der Schleier dieses schauderhaften Geheimnisses erst viele, viele Jahre später und ich werde dem Leser das Nähere hierüber mittheilen, wenn wir auf die „Geschichte des Hannöverischen Hofs“ zu sprechen kommen werden.

Ein Gutes übrigens hatte der Eifer, den Friedrich August in der Königsmark'schen Sache zeigte, für denselben, das nehmlich, daß die drei fremden Gräfinnen vom äußersten Dankgefühl gegen ihn erfüllt werden mußten. Ja bei der Einen von ihnen, bei Maria Aurora, steigerte sich sogar dieses Gefühl noch höher; bis zur Bewunderung nehmlich und am Ende bis zur — Liebe.

Das Wort ist heraus, ich kann es nicht zurücknehmen. An manchem Hofe war Maria Aurora schon gewesen, wie in mancher größeren Stadt, und viele Männer hatte sie da kennen gelernt; junge und alte, vornehme und geringe, gewöhnliche und ungewöhnliche. Auch wollen wir gar nicht in Abrede ziehen, daß nicht wenige dieser Männer ihr mit aller Courtoisie, die man nur gegen Damen zeigen kann, entgegengekommen waren, so wie umgekehrt, daß sie manches Compliment mit einem süßen Lächeln belohnt hatte; mit einem süßeren vielleicht, als am Platz gewesen wäre. Diese Schuld hatte Maria Aurora auf sich liegen; doch wer wollte sie deßhalb verdammen, sie die jetzt einundzwanzig Jahre zählte und deren Schönheit Jeden anlockte, den das Schicksal in ihre Nähe führte? Die wirkliche Liebe dagegen kannte sie, ehe sie nach Dresden kam, nicht, denn Keiner von all' ihren bisherigen Bewunderern hatte es verstanden, einen tieferen Eindruck auf sie zu

machen, und von einer andauernden Fesselung war ohnehin nicht die Rede.

Doch jetzt sah sie den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und — ha wie schlug ihr das Herz schon bei dem allerersten Anblick! Mit einem solchen Manne war sie noch nie zusammengetroffen! Mit dieser männlichen Schönheit, mit dieser ritterlichen Kraft konnte sich kein Einziger der damals Lebenden messen! Weiter diese wunderbare Frische und Fröhlichkeit, die nur möglich war bei hoher geistiger Begabung! Dann diese herablassende Leutseligkeit, welche gar nicht merken ließ, welch' hohen Stand auf Erden er einnahm! Endlich dieses großmüthige Herz, das fähig war, für die Freundschaft Alles zu opfern! Nein, mit einem solchen Manne war Maria Aurora noch nie zusammengetroffen und es kostete sie die größte Mühe, sich nicht gleich den ersten Abend zu verrathen!

Und von nun an sah sie ihn jeden Tag, sei's bei einer der beiden Kurfürstinnen, zu denen die drei Gräfinnen bei jeder Gelegenheit eingeladen wurden, sei's auch in den Zimmern ihrer Schwester, der Gräfin von Löwenhaupt, welche als verheirathete Dame Gäste empfangen konnte. Jeden Tag sah sie ihn und jeden Tag entdeckte sie eine neue herrliche Eigenschaft an ihm. Darum richtete sich auch ihr Blick voller Bewunderung auf ihn, so bald sie sich unbemerkt glaubte; aber scheu sah sie stets zur Erde, wenn Andere sie beobachteten. Noch tiefer senkte sich ihr Blick, wenn ihr Auge mit dem seinigen zusammentraf, und eine tiefe Röthe lagerte sich dann regelmäßig auf ihrem Antlitz. Mit einem Worte also sie liebte ihn, und zwar mit der vollen Gluth der ersten jungfräulichen Liebe; zum vollen Bewußtsein dieser Liebe aber kam sie natürlich in den ersten Wochen nicht, sondern sie hielt vielmehr ihre Gefühle für ein Produkt der Dankbarkeit, welche sie dem Kurfürsten mit Recht zollte.

So stand es um sie, um Maria Aurora von Königsmark. Wie nun aber um ihn, den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen? Nun hierüber haben wir schon das Nöthige gesagt und wir können daher nur wiederholen, daß sein Herz von der herr=

lichen Erscheinung Auroras gleich vom ersten Augenblick an bezwungen wurde. Er sträubte sich dagegen, so gut er konnte, und rief sein moralisches Pflichtgefühl zum Bundesgenossen herbei. Allein die Liebe blieb, er mochte machen, was er wollte, und sie steigerte sich sogar zu seinem tiefinnigsten Schrecken mit jeder Stunde. Endlich konnte er sich's nicht mehr verhehlen, daß sein Lebensglück davon abhänge, die schöne Aurora zu besitzen, und nun die Leidenschaft diese Höhe in ihm erreicht hatte, nun fühlte er sich unendlich unglücklich. „Sie ist so gut und sanft, meine Gemahlin Eberhardine," sprach er in solchen Augenblicken zu sich selber; „so gut und sanft und dazuhin so unendlich fromm. Gewiß es wäre eine Sünde, sie nicht zu lieben und noch eine größere Sünde wär's, wenn ich mich hinreißen ließe, ihr die Treue zu brechen. Auch werde ich mich wohl hüten, zum zweiten Male die Versuchung an mich herantreten zu lassen. Allein, o mein Gott, welch' ein unendlicher Gegensatz zwischen ihr, meiner Gattin, und der herrlichen Aurora! Hier bei Aurora Blüthe, Leben und Wonne, dort bei Eberhardine Ruhe, Kälte und Erstarrung! Trotzdem aber — nun man nennt mich ja den starken August und so wird es mir ein Leichtes sein, über diese thörichte Liebe Herr zu werden."

Das war der Seelenzustand des Kurfürsten; allein da wir nun auch diesen kennen, so gut wie den der Gräfin Aurora, so dürfte die Frage wohl am Platze sein, was der Hof zu dem Allem sagte? Oder merkte er vielleicht gar nichts, der Hof, weder von der Liebe Auroras, noch von der des Kurfürsten? Meinte er vielleicht, die Beiden seien einander auch innerlich so gleichgültig, wie sie es zu sein sich äußerlich den Anschein gaben? Mein Gott, der Hof und nichts merken! Der Hof, wo jedes Auge doppelt sah und jedes Ohr doppelt hörte! Der Hof wußte vom ersten Augenblicke an, daß Friedrich August eine tiefe Leidenschaft für die Gräfin Aurora gefaßt hatte, und nicht minder wußte er auch, daß die Gräfin diese Leidenschaft eben so feurig erwiederte. Trotzdem aber schwieg der Hof, denn er sah, daß die beiden Liebenden ihre Liebe zu bezwingen suchten. Er schwieg, weil der Augenschein zeigte, daß es noch zu keinem Verständniß zwischen Friedrich

August und Maria Aurora gekommen sei. Er schwieg aber nicht nur, sondern er stellte sich auch, als ob er rein gar nichts merke, und dazu hatte er seine ganz besonderen Gründe. Merkwürdig nehmlich, die Gunst, in welche sich die drei Gräfinnen vom ersten Augenblicke an bei den beiden Churfürstinnen zu setzen verstanden hatten, nahm im Verlaufe der Zeit keineswegs ab. Nein, im Gegentheil, sie nahm zu und insbesondere wurde Aurora von Königsmark von ihnen mit einer Auszeichnung behandelt, welche bei der Kurfürstin Eberhardine den Charakter der zärtlichsten Freundschaft annahm. Sie also, die beiden Kurfürstinnen, waren — so viel stand fest — bisher blind geblieben und offenbar waren sie glücklich in dieser ihrer Blindheit. Darum, wäre es nicht eine Niederträchtigkeit gewesen, ihnen die Augen zu öffnen? Ueberdem, wenn sich auch vielleicht der Eine oder der Andere nicht gescheut hätte, diese Niederträchtigkeit zu begehen, so bald er einen Nutzen daraus ableiten konnte — mußte sich nicht Jeder sagen, daß er den Zorn des Kurfürsten nothwendig auf sich laden müsse, wenn er es wage, das bisher so glückliche Einvernehmen durch seine giftige Zunge zu stören? Grund genug also zu schweigen! Grund genug, sich zu stellen, als ob man keine Ahnung davon habe, daß Friedrich August und Maria Aurora sich liebten!

So kam der Winter herbei und man schrieb 1695 ohne daß sich in diesem so eben von mir geschilderten Verhältnisse auch nur das Geringste verändert hätte. Trotzdem sich nun aber dieser Winter von 1695 sehr kalt anließ, so fehlte es am Hofe zu Dresden doch nicht an Vergnügungen, sondern im Gegentheil, es folgte ein Concert und ein Ballfest dem andern und dazwischen hinein gab's lustige Schlittenfahrten oder sonstige Kurzweil in Menge. Natürlich, denn Friedrich August liebte ja das Vergnügen und überdem hätte er geglaubt eine Tod-Sünde zu begehen, wenn er nicht Allem aufbot, den Damen seines Hofs und vor allem der Gräfin Aurora von Königsmark das Leben so sehr als möglich zu versüßen.

Eine ganz eigenthümliche Abwechslung brachte der 28. Januar 1695, ein Kampfspiel zwischen Löwen, Leoparden und Tigern.

Schon seit längerer Zeit nehmlich bestand in Dresden ein Kurfürstlicher Thiergarten und Friedrich August hatte denselben durch Ankäufe, die er in Hamburg und Rotterdam machen ließ, bedeutend vermehrt. Plötzlich kam ihm eine Erinnerung an Madrid und Lissabon und er beschloß sofort, die Thiere mit einander kämpfen zu lassen. Doch nur die Wildesten und Unbezähmtesten unter denselben. Augenblicklich wurde also der Altmarkt in Dresden zur Arena eingerichtet und am 28. Januar fand das Kampfspiel statt. Natürlich in Gegenwart des ganzen Hofes, für welchen hohe Tribünen errichtet waren, so wie unter einem ungeheuren Andrang von Fremden. Eigenthümlich übrigens, wie man jetzt die Behälter öffnete, in welchen man die Löwen, Tiger und Leoparden auf die Arena gebracht hatte, wollten die Thiere nicht heraus! Noch eigenthümlicher, wie man sie endlich durch heftige Stöße mit spitzigen Eisen dazu vermocht hatte, in die Arena zu springen, legten sie sich sogleich nieder, ohne zu einem gegenseitigen Angriff auch nur einen Versuch zu machen! Man spornte sie nun natürlich auf alle Weise an und endlich gelangs in der That, sie so weit zu bringen, daß sie auf einander losgingen. Allein die rechte Wuth war's nicht und nach wenigen Minuten schon hatten sie sich zum zweiten Male friedlich gelagert. Was sollte das bedeuten? Löwen, Leoparden und Tiger in einem verhältnißmäßig engen Raum zusammengesperrt und kein Kampf, kein Blutvergießen, kein Mord? Das ging nicht mit rechten Dingen zu! Nein unmöglich, sondern die Thiere mußten verhext sein!

Man sah aber bald ein, daß hier keine Hexerei im Spiele war; nein gewiß nicht, wohl aber ein anderes sehr naturgemäßes Motiv. Die armen Löwen, Tiger und Leoparden nehmlich froren ganz entsetzlich, denn ihnen, den Kindern der heißen Sonne Afrikas und Asiens, war es am wohlsten bei dreißig Grad Wärme und in Dresden stand an jenem Tage der Thermometer auf achtzehn Grad Kälte! Das war der einfache Grund, warum sie nicht kämpfen wollten, und der Kurfürst Friedrich August, solches einsehend, ließ sie sofort in ihre warmen Ställe im Thiergarten zurückbringen.

Das Kampfspiel, von dem man sich eine so großartige Wirkung prophezeit hatte, verlief also ziemlich kläglich; indirekt aber sollte es doch einen sehr nachhaltigen Erfolg haben. Am Abend dieses Tages nehmlich gab die Kurfürstin Mutter, Königliche Hoheit, Gesellschaft und hier drehte sich natürlich das Gespräch hauptsächlich um das Kampfspiel von heute Morgen. Dieß führte aber ganz von selbst auf den Gegensatz von Süden und Norden überhaupt, so wie speciell auf den großen Charakterunterschied zwischen den Menschen der verschiedenen Zonen und Ländern.

„Im Süden ist Alles Poesie," rief ein Cavalier, der erst vor kurzem aus Italien zurückgekehrt war, „und Scherz wie Ernst zieht ein dichterisches Gewand an. Man sollte meinen, den Leuten dorten fließe ein ganz anderes Blut in den Adern."

„Es ist auch ein anderes," erwiederte die Gräfin von Steenbock, welche immer eine gewisse Strenge zur Schau trug; „aber ganz gewiß kein so treues, redliches und ehrliches, wie im Norden."

„Ich glaube, meine theure Cousine," warf Maria Aurora ein, „daß es überall treue, redliche und ehrliche Menschen gibt, auch da wo der Himmel in ewigem Blau prangt, wie zum Beispiel in Italien. Es muß prächtig dort sein, besonders in Venedig zur Carnevalszeit," setzte sie mit einem kleinen Seufzer hinzu.

„Sie waren also nie dort?" fragte sie Friedrich August, der den ganzen Abend fast kein Auge von ihr verwandte.

„Nein," entgegnete Maria Aurora, „und ich gestehe, ich kann mir auch keinen rechten Begriff von einem solchen Carneval machen. Bei uns im Norden gibt's ja nichts Aehnliches."

„Sie würden also Vergnügen daran finden," versetzte Friedrich August, „einen Carneval mit anzusehen? Nun wohl, mein Fräulein, in acht Tagen feiern wir den Carneval von Venedig in Dresden."

Es war ein schneller Einfall des Kurfürsten, nur dadurch hervorgerufen, daß er der Gräfin Aurora damit eine Freude zu bereiten hoffte; allein er blieb bei seinem Worte: der Carneval von Venedig sollte in Dresden gefeiert werden. Zwar allerdings hatte man in Sachsen bis jetzt keinen Begriff von einem solchen

Dinge, das Carneval hieß, und überdem durfte man wohl zum voraus annehmen, daß die Kosten nicht gering sein würden. Doch was that's? Friedrich August war es als Prinz schon gewohnt gewesen mit den Goldstücken umzugehen, als wären es Rechenpfennige, und jetzt, da er Kurfürst geworden war, sollte er anfangen zu rechnen? Ferner, wenn die Dresdener nichts von einem Carneval verstanden, ei nun, so verstand Friedrich August, der zweimal längere Zeit in Venedig gewesen war, um so mehr davon und von ihm, so wie von dem jungen Vitzthum konnte man also die genaueste Auskunft erhalten. Darum vorwärts, so schnell als möglich, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen!

Gleich den andern Tag wurde das Programm ausgegeben. Es lautete: „Sechster Februar, großer Maskenball im Riesensaal des Kurfürstlichen Schlosses mit Zutritt für alle anständigen Masken. Siebenter, achter und neunter Februar, öffentliche Redoute auf dem Altmarkt bei brillanter Beleuchtung wiederum mit Zutritt für alle anständigen Masken. Zehnter Februar, großer Götter- und Göttinnenaufzug in Masken durch die Hauptstraßen Dresdens bis in den Riesensaal; Zutritt in den letzteren beschränkt auf die, welche Karten erhalten. Endlich elfter Februar, Schlußmaskenball mit Zutritt für alle anständig Maskirten.“ Das war das kurze Programm zum ersten Dresdener Carneval und man kann sich denken, welch' ungeheures Aufsehen es machte. Wohl schüttelten die älteren ehrsamen Bürger der Hauptstadt den Kopf und auch den Herren Beamten wollte die Sache vielfach nicht gefallen. Wohl eiferten die Geistlichen wie Ein Mann gegen die Neuerung und meinten, das Ding rieche nach eitel Papismus und Romanismus. Wohl gab es sogar am Hofe unter den im Alter Vorwärtsgeschritteneren Welche, die innerlich mit der Sache gar nicht harmonirten und nur deßwegen stille schwiegen, weil die Ehrfurcht vor der Kurfürstlichen Durchlaucht ihnen den Mund zuhielt. Im großen Ganzen dagegen herrschte allgemeiner Jubel und wer es nur irgend möglich machen konnte, der wollte den Carneval mitmachen. Darum fand sich auch fast kein einziges Haus in der Stadt, wo nicht vom Morgen bis zum Abend geschneidert und genäht

worden wäre, um die Maskenanzüge fertig zu bringen, und vielfach arbeitete man sogar bis tief in die Nacht hinein. Noch weit geschäftiger ging's natürlich am Hofe selbst zu und selbst die höheren Damen nähten drauf los, als wären sie Nätherinnen von Profession gewesen. Trotz dieses ungeheuren Fleißes wäre man übrigens doch nicht fertig geworden, wenn man nicht aus der ganzen Nachbarschaft Alles requirirt hätte, was mit Scheere und Nadel umgehen konnte. Noch mehr Schwierigkeiten machten die Gesichtsmasken; doch schnell entschlossen fertigte man sie aus hellem Papier, welches dann die Herrn Cavaliere auf ziemlich groteske Weise bemalten. Kurz man half sich wie man konnte, und angefeuert von Friedrich August, dem über diese Zeit die Eigenschaft der Allgegenwart zu Gebot zu stehen schien, wußte man selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Wie ein Augenblick verschwand die Zeit und ehe man sich's versah, schrieb man den sechsten Februar 1695. Doch, dem Himmel sei Dank, man war mit Allem fertig geworden, und somit schwamm ganz Dresden in einem Meer voll Wonne. Ja wohl ganz Dresden, obwohl natürlich von der Einwohnerschaft sich nur der kleinere Theil die Maskenkleider hatte verschaffen können. Allein blieb den Andern nicht das Zuschauen?

Um fünf Uhr Abends, also mit dem Eintritt der Dunkelheit sollte das Fest des ersten Tages, der große solenne Maskenball beginnen und zwar im Riesensaal des Kurfürstlichen Schlosses. „Im Riesensaal!" Schon dieses Wort zündete, denn nur das Kurfürstliche Schloß in Dresden konnte einen solchen Saal — ich habe ihn dem Leser bereits früher beschrieben — aufweisen! Jetzt freilich existirt derselbe nicht mehr in der ursprünglichen Form, sondern ist in verschiedene Parade- und Audienzsäle abgetheilt und den immensen silbernen Kronleuchter, der längst seinen Weg in die Münze genommen, hat man mit Leuchtern aus Krystall ersetzt. Damals aber prangte der Saal noch in all' seiner Glorie und ihn nur sehen zu dürfen mußte schon beglücken. Wie viel mehr noch die Erlaubniß in ihm zu tanzen, gerade wie die allerhöchsten Herrschaften! Doch ich will den Leser nicht länger

hinhalten und sage ihm also in kurzem, wie der erste Tag des Festes, der große Maskenball im Riesensaale, verlief.

Genau um fünf Uhr öffnete man die Eingangs-Thüren. Schon lange zuvor hatte sich eine unermeßliche Volksmenge auf den Straßen eingefunden und wie nun die ersten Masken kamen, um sich nach dem Schlosse zu begeben, wurden sie mit unendlichem Halloh empfangen. Mit demselben Jubel begrüßten die Zuschauer auch die folgenden, und dieselben verdienten es auch, zum großen Theil schon wegen ihrer Absonderlichkeit. Wie aber diese Vermummten, meist Angehörige von Dresden, darunter übrigens auch nicht wenige Fremde, in den Riesensaal traten, da fanden sie es doch etwas anders, als sie gedacht hatten. Sie waren nehmlich der Ansicht gewesen, sie dürften mit den allerhöchsten Herrschaften „zusammen tanzen,“ allein siehe da, der mächtige Saal war in zwei abgesonderte Tanzplätze abgetheilt, in den „für die allgemeinen und bürgerlichen Masken“, und in den „für die Herrschaften des Hofs“. Auch hatte man vorsichtigerweise zwischen beiden Plätzen einige Posten von Fußtrabanten in Parade aufgestellt, und es durfte sich dem Raum, welcher für den Hof reservirt blieb, Niemand nahen, ohne vor dem Trabantenhauptmann die Maske abzunehmen. Erwies sich nun die Maske als „hoffähig“, gut, so durfte sie passiren; gehörte sie aber dem Bürgerstande an, so wurde sie einfach zurückgewiesen. Mit andern Worten also, die adeligen und Hof-Herrschaften konnten sich nach Belieben im ganzen Saal herum bewegen und auch an den Tänzen der Bürgerlichen Theil nehmen; die letzteren aber sahen sich auf ihren Raum beschränkt und wenn Einer sich erfrecht hätte, dawiderzuhandeln, so würde er sich bald im Freien gesehen haben.

Und wie nun in dieser Beziehung der Adel ein bedeutendes „Voraus“ hatte, so auch noch in manchen anderen Dingen. In dem anstoßenden Audienzsaale nehmlich standen so viel Tische als nur hineingiengen und alle diese Tische waren mit Speisen und Getränken aller Art bedeckt. In den besagten Saal hineinzugehen aber erlaubten die Trabanten wiederum nur den adeligen Herrschaften und folglich durften nur diese sich einer festlichen Be-

wirthung erfreuen. Ganz eben so wurde es mit dem Eintritt in die Spielzimmer gehalten, welche unmittelbar an den herrschaftlichen Tanzcircus anstießen, und es war somit dafür gesorgt, daß kein Bürgerlicher sein Geld verlieren konnte. Kurz, man hütete sich gar wohl, den Standesunterschied irgendwie außer Auge zu lassen, denn selbst bei Vergnügungen sollte das bürgerliche Element fühlen, daß sein Menschenthum ein anderes sei, als das Derer, so mit einem „Von" vor dem Namen auf die Welt zu kommen das Glück hatten. Trotz allem dem war das Vergnügen auch der „allgemeinen und bürgerlichen Masken" ein ungeheures. Mein Gott, man konnte ja tanzen nach Herzenslust und dazu noch hin im Kurfürstlichen Riesensaale! Ueberdem gewährte es meist eine ganz eigenthümliche, noch nie dagewesene Lust mit Masken zu tanzen, also mit Solchen, welche man eben ihrer Maske wegen nicht kannte? Dann, welch' ein himmlisches Gaudium, wenn man nach langem vergeblichen Forschen das Geheimniß einer Maske ergründete, oder auch wenn Zwei sich glaubten erkannt zu haben und es nachher sich herausstellte, daß sie einander ganz fremd seien! Endlich noch, hatte man nicht den Hochgenuß, die hohen Herrschaften, deren Tanzplatz um ein paar Stufen erhöhter lag, als der Tanzplatz des Bürgerpacks, stundenlang genau, wenn auch etwas von Ferne beobachten und sich an ihren reichen Costümen weiden zu können? Ja konnte man sie nicht sogar zum Theil ganz in der Nähe sehen, da Einzelne von ihnen sich zeitweise unter die Bürgerlichen mischten und sogar manchmal sich so weit herabließen, mit der einen oder der andern Maske, die Gnade vor ihnen gefunden, im Saale herum zu wirbeln?

War nun aber das Vergnügen der Bürgerlichen schon groß, so überstieg das der hohen und höchsten Herrschaften alle Grenzen. Welch' eine Pracht in den Anzügen! Zwar allerdings hatten sich es Viele leicht gemacht, indem sie einfach als Domino's erschienen; allein die andern Alle, die Charactermasken trugen, mein Gott, da konnte man nur staunen und bewundern! Und nicht blos die Pracht der Anzüge war es, welche Bewunderung verdiente, sondern noch mehr oft der feine Geschmack, welcher gerade die Maske

wählte, die zum Wuchse und Gliederbau am herrlichsten paßte. Ueberdem welche Eleganz in den Tänzen! Und dann welche kostbar-komische Impromptü's, wenn ganz gleich gekleidete Masken auf einander stießen! Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich mich in nähere Details einließe und so genüge es denn daran zuletzt noch anzuführen, daß selbst die fromme Eberhardine, des Kurfürsten Gemahlin, dem Drange nicht widerstehen konnte, auf dem Feste zu erscheinen. Freilich aber kam sie ganz ohne Maske, in einfachem weißen Gewande und blieb nur eine kleine halbe Stunde lang.

Fünf Uhr Morgens war es, als die Musik endlich aufhörte zu spielen, und um diese Zeit erst entfernte sich der Kurfürst Friedrich August. Er hatte sich wunderbar gut amüsirt, obwohl er beinahe ausschließlich nur mit einer einzigen Maske tanzte, einer Spanierin von untadelhaftem Wuchse und mit dem Anstand einer Königin. Wer diese war? Nun ich denke, der Leser wird es bereits errathen haben.

Am zweiten, dritten und vierten Festtage sollte, wie wir wissen, auf dem Altmarkte öffentliche Redoute stattfinden, und dieser Platz war daher gänzlich umgemodelt worden. Die Ummodelung aber hatte Friedrich August selbst überwacht, denn seine Absicht war, den weltberühmten Sanct Marcusplatz in Venedig wenigstens im Kleinen wiederzugeben, und diese Absicht gelang ihm auch beinahe vollständig. Schon am Morgen strömte daher alle Welt zusammen, um sich den Platz zu betrachten, und am Mittag, nachdem die Fremden aus Nah und Fern dazugekommen waren, stieg die Menge in's Grandiose. Wie's jedoch dunkel zu werden begann, mußte Jedermann den Platz räumen, damit man mit der Beleuchtung beginnen könnte, und von nun an — die Fußtrabanten handhabten wieder die Polizei — hatte Niemand mehr Zutritt, als wer eine anständige Maske trug.

Wie sah nun aber der Platz aus? In der That feenhaft, so daß das Auge förmlich geblendet wurde! In der Mitte des Marktes nehmlich waren nach allen vier Himmelsgegenden hin vier mächtige Pyramiden errichtet und da an einer jeden dieser Pyra-

miden je neunzig weithin strahlende Lampen hingen, so kann man sich denken, daß der ganze Platz, trotz seines bedeutenden Umfangs so hell erleuchtet war, als sonst beim Sonnenscheine. So glänzend aber auch die Beleuchtung sein mochte, so bildete sie doch eigentlich nur die Folie zum Hauptfeste und für dieses selbst war dadurch gesorgt, daß der ganze Altmarkt sich nach italienischer Art mit allen Sorten von öffentlichen Localen bedeckt hatte. Bude an Bude stand da; jede übrigens ziemlich weit ab von den vier Pyramiden und wiederum eine jede von der andern durch einen bald schmäleren bald breiteren Durchgang getrennt. Auch mußte jede mit nicht weniger als fünfzehn Lampen beleuchtet sein, damit das Auge noch mehr geblendet wurde, und in keiner durfte sich ein Raum befinden, den man nicht durchaus frei übersehen konnte. Was enthielten nun aber die Buden? Nun in der Einen, der größten, deren Raum einem Saale glich, wurde getanzt und zwar wiederum mit genauer Einhaltung des Standesunterschieds, wie gestern auf dem großen Maskenballe. Andere waren als Wirthschaften eingerichtet und man konnte da außer den verschiedensten fremden Weinen und Liqueuren die feinsten Leckerbissen haben. In vielen Andern lagen Goldwaaren und Schmucksachen aller Art zur Schau, denn es sollte keinem Cavalier die Gelegenheit fehlen, seine Dame mit einem Geschenk zu überraschen, und selbst den Bürgerlichen war dieß nicht verboten. Endlich gab es auch noch Glücksbuden, oder, wie man sich damals ausdrückte, Buden, in denen ein „Glückshafen“ aufgestellt war, wo man gegen seinen Einsatz alles Mögliche, Werthvolles und Werthloses unter einander, gewinnen konnte. Mit einem Worte, der Kurfürst Friedrich August hatte dafür gesorgt, daß Alles so zuging, wie auf dem St. Marcusplatze in Venedig, nur mit dem Unterschied, daß man in den Buden auf dem Altmarkt zu Dresden gut sächsisch und nicht italienisch sprach.

Mit dem Schlag fünf Uhr war man mit der Beleuchtung fertig und nun öffnete man zu gleicher Zeit alle neun Zugänge, die auf den Altmarkt führen. Nur der zehnte Zugang, der durch die Schloßstraße, blieb dem Hofe und den Hofleuten vorbehalten

und wurde durch Fußtrabanten abgesperrt. Wie schnell sich nun aber der Altmarkt füllte! Von allen Seiten her, von der Scheffelgasse, der Webergasse, der Pfarrgasse, der Seegasse — von überall her strömten sie herbei, die „allgemeinen und bürgerlichen Masken“, zum Theil einzeln, zum Theil paarweise, zum Theil in kleinen Gruppen. Bald füllten sich die sämmtlichen Räume und wie nun vollends die „Herrschaften des Hofes und die andern hohen fürstlichen, gräflichen und adeligen Herrschaften“ durch die Schloßgasse eingerückt waren, da gab es ein Gedränge, durch das man sich kaum durchwinden konnte. Auch benahmen sich die Masken heute bereits viel ungenirter, als gestern beim Balle, und der Begriff „Maskenfreiheit“ begann sich Bahn zu brechen. Ebendamit aber wuchs auch das Vergnügen und die sämmtlichen Boutiqueninhaber konnten sich über Mangel an Zuspruch nicht beklagen. So ging die Nacht vorüber, ehe man sich's versah, und vor der Morgendämmerung dachte fast kein Mensch an's Nachhausegehen.

Die zweite Redoute, am achten Februar, verlief auf ganz gleiche Weise, wie die erste. Nur bewegte man sich heute noch freier und noch ungenirter, als gestern, denn man hatte sich bereits so ziemlich in den Carneval hineingelebt. Mit dieser kurzen Bemerkung übrigens will ich mich über diesen zweiten Redoutentag hinwegsetzen und gehe nun gleich auf den dritten Tag, den neunten Februar, über.

Auch dieser ließ sich ganz so an, wie sein Vorgänger, aber das Gedränge war wo möglich ein noch tolleres. Das kam daher, weil sich heute weit mehr Fremde eingefunden hatten, und so konnte es nicht fehlen, daß es hie und da eine Stockung gab. Doch löste sich der Wirrwarr immer wieder in Gemüthlichkeit auf und wenn auch da oder dort ein Kleid etwas stark nothlitt, so lachte man nur über einen so kleinen Unfall. War übrigens die Menge der Masken heute eine größere, so hatte sich im selben Verhältniß auch die Varietät derselben gesteigert und besonders zeichnete sich der Hof durch ganz neue Erscheinungen aus. Ja Viele der Herren und Damen vom Adel gefielen sich darin, ihre Anzüge heute Nacht zwei, dreimal zu wechseln, um sich gegenseitig desto sicherer necken

zu können, und so stieg die bacchantische Lust auf einen immer höheren Grad.

Unter diejenigen, welche ihr Costüme heute Nacht mehrmals verwandelten, gehörte auch Friedrich August, und es machte ihm unendliches Vergnügen, wenn er gänzlich unerkannt in der Menschenmenge, oft hart an den ihm nächst Stehenden vorbeistreifend, sich herumtreiben konnte. Ich sagte, es habe ihm unendliches Vergnügen gemacht, und dieß war auch wirklich verschiedene Stunden lang der Fall. Nach und nach jedoch wurde sein Blick ernster und es zeigte sich eine unverkennbare Mißstimmung. Auch blieb er nur zeitweise an diesem oder jenem geeigneten Platze stehen, und warf einen scharfen Blick über das ganze Gewühl hin, wie um da Jemanden herauszufinden. Gleich darauf aber stürzte er wieder fort, mitten in dieses Gewühl hinein, und arbeitete sich durch dasselbe hindurch, ohne auf irgend Jemanden Rücksicht zu nehmen. „Seit vier Stunden nun suche ich sie," murmelte er endlich vor sich hin, „und immer vergeblich. Das kann nicht anders, das muß ein absichtliches Ausweichen sein, denn sie weiß nur zu gut, daß es mir nirgends mehr wohl ist, als in ihrer Gesellschaft. Doch Gott sei Dank, es geht jetzt gegen zwei Uhr und ich werde also Vitzthum, wie verabredet, in der italienischen Caffébude treffen. Hoffentlich ist er glücklicher gewesen, als ich." Wiederum stürmte er vorwärts, mitten durch die Menge hin, und es kostete ihn oft viele Mühe hindurchzukommen. Es kannte ihn ja Niemand in seinem weiten grauseidenen Domino, den er jetzt eben trug, eben folglich machte ihm auch Niemand Platz!

Endlich erreichte er die vorhin von ihm bezeichnete Bude und richtig an einem Ecktischchen fand er eine Maske, welche der seinigen vollständig entsprach. Ein weiter grauseidener Domino, ein Barett mit einer rothen Hahnenfeder und einer schwarzen Maske von Sammt. Beide Männer waren nur durch die Verschiedenheit ihres Wuchses und ihrer Größe zu unterscheiden.

„Nun, Vitzthum," flüsterte Friedrich August leise, nachdem er sich hart neben seinen Doppelgänger gesetzt und sich eine kleine Erfrischung hatte reichen lassen; „nun, Vitzthum, hast du sie entdeckt?"

„Nicht die Spur,“ erwiederte dieser eben so leise. Ich weiß gewiß von einer ihrer eigenen Kammerfrauen, daß sie und ihre Schwester, die Löwenhaupt, sich als Gärtnerinnen in kurzen grünen Röckchen verkleidet hatten; aber die zwei Gärtnerinnen in Grün sind verschwunden, wie von der Erde weggeblasen.“

„Dann,“ versetzte der Kurfürst in übelster Laune; „dann haben sie sich vielleicht zurückgezogen.“

„Nein,“ war die Antwort des Kammerherrn, „denn weil ich auf dieselbe Vermuthung kam, war ich vor noch nicht einer Viertelstunde im Schloß und fragte den wachehabenden Officier. Allein außer der Obristhofmeisterin von Einsiedel und ihren Nièces befinden sich noch alle Damen von Belang auf der Redoute.“

„Wirklich?“ rief der Kurfürst, und in diesem Ausruf lag etwas ungemein Bitteres. „Doch,“ murmelte er dann kaum hörbar vor sich hin, „was konnte ich auch Anderes erwarten? Sie hat mich ja gestern ebenfalls sichtlich gemieden und konnte, nachdem ich sie endlich gefunden, kaum dazu gebracht werden, den kleinen Brilliantring anzunehmen, den ich am Glückshafen für sie gewann. Die andern sechs oder sieben Damen in ihrer Begleitung griffen sämmtlich mit Freude nach den Schmucksachen, welche ich ihnen bot; sie aber — oh es ist gewiß, sie hat einen tiefen Haß auf mich geworfen.“

So sprechend stützte er den Kopf in die Hand, wie um sich dem Nachdenken zu überlassen. Doch kaum eine Minute lang war ihm dieß möglich, denn der Lärm um ihn herum ging in's Grandiose. Ja jetzt ließ sich gar aus nächster Nähe eine Musik vernehmen, welche durch Mark und Bein drang. Es waren Schallmeien und Pfeifen, welche grell durcheinander tönten, und dazwischen hinein schrillte lautes Juchheien, wie von betrunkenen Bauernburschen. Nicht minder aber wurde das Pfeifen und Juchheien von einem tollen Gelächter begleitet und zum weiteren Accompagement von einem mächtigen Hurrahgeschreie.

Offenbar gab's also da, woher der Lärm drang, etwas Absonderliches zu sehen, und eben deßhalb entleerte sich auch die Bude, in welcher sich Friedrich August befand, in der Minute.

Natürlich, man mußte doch sehen, was draußen vorging, und so drängte sich alle Welt der tollen Musik entgegen.

„Nun, Vitzthum," sprach jetzt der Kurfürst in melancholischem Tone, „willst du dem Spaß nicht auch nachrennen? Ich sehe dir's an, du brennst vor Neugierde. Aber halt, was ist das?" fuhr er plötzlich auf. „Die zwei Masken dort muß ich mir doch des Nähern ansehen und, beim Himmel, ich glaube ich finde endlich, was ich schon so lange suchte."

Er stürmte hinaus, mitten in's Gedränge hinein; aber nicht auf's Geradewohl, sondern in einer bestimmten Richtung, obwohl es ihm schwer wurde, diese Richtung einzuhalten. Hart hinter ihm darein brach sich Vitzthum Bahn.

Doch wer waren nun die zwei Masken, welche den Kurfürsten so urplötzlich electrisirten? Dem Anschein nach nichts Besonderes, nur zwei Schäferinnen in durchaus ländlicher Tracht. Der feine Stoff dagegen, aus dem die Kleider gefertigt waren, ließ vermuthen, daß sie keineswegs den geringeren Ständen angehörten, und überdem zeichneten sie sich, besonders die Eine von ihnen, durch einen ungewöhnlich hohen und schlanken Wuchs aus. All' dieß hatte der Kurfürst mit seinem scharfen Auge unterschieden, obwohl der Abstand zwischen ihm und den beiden Masken ein beträchtlicher war.

Also vorwärts stürmte Friedrich August, in der Richtung nach den beiden Masken. Allein ehe er noch weit gekommen war, drängte sich ein abenteuerlicher Zug zwischen ihn und sie, derselbe Zug, welcher den Mord-Spektakel machte, wie ich ihn so eben beschrieben. Voraus acht Musikanten, vier mit Schallmeien und vier mit Pfeifen, und alle Achte blasend, daß man sich nur wundern mußte, wie es ihre Lungen aushielten. Hinter ihnen ein mächtig langer Kerl in Schäfertracht und bewaffnet mit einer Schippe, deren Stiel wohl seine zwanzig Fuß messen mochte. Dann eine ganze Compagnie von Schäfern und Schäferinnen, aber alle viel kleiner, als er, seine Knechte und Mägde vorstellend. Endlich um sie herum ein großer Rudel Hunde, die alle bellten wie Hunde und richtig vierfüssig gingen, denen man es aber wohl ansah, daß sie dem Hundegeschlecht nicht angehörten.

Dieser Zug schob sich plötzlich zwischen den Kurfürsten und die oben beschriebenen zwei Schäferinnen; so wie er aber so weit gekommen war, erspähte der Führer desselben die genannten zwei Schäferinnen und alsobald donnerte er den Seinen ein Halt zu.

„Ich ersehe hier," schrie er, mit seiner Schippe nach den zwei Schäferinnen deutend, „zwei Abtrünnige meines Reichs; zwei Schäferinnen, die sich dem Zug ihres Königs, meiner Majestät, fern halten. Hollah, meine Leute, holt sie mir herbei, mit Güte oder Gewalt. Die Eine von ihnen hat einen so schlanken Wuchs, daß ich Lust verspüre, sie zu meiner Königin zu erheben."

Alsobald gehorchten ihrer Sechs oder Acht dem Befehle und drangen, gefolgt von eben so vielen Hunden, nach den beiden Schäferinnen hin. Auch gelang es ihnen schon nach kurzem, sie zu erreichen, da die Umstehenden ihnen Platz machten, und nun umringten sie dieselben, während die Hunde furchtbar bellend an ihnen hinaufsprangen.

„Hülfe, Hülfe!" riefen die beiden Schäferinnen, die sich vergeblich der Hunde zu erwehren suchten.

„Folgt uns zu unserem Könige," schrie Einer der acht Schäfer. „Folgt uns freiwillig, oder wir sind genöthigt, euch in Ketten und Bande zu werfen."

„Hurrah, Hurrah!" brüllten die Umstehenden und wollten sich vor Lachen über die Angst der beiden Schäferinnen fast ausschütten.

Ob nun übrigens die Schäfer wirklich die Absicht hatten, ihre Drohung mit Gewalt durchzuführen, kann ich nicht sagen, denn mit unwiderstehlicher Kraft drängten sich jetzt die beiden Masken in den grauseidenen Domino's, die größere voran, durch die Menge und standen im Augenblicke neben den zwei Schäferinnen.

„Zurück," donnerte der größere der Domino's, indem er einem der Hunde einen Schlag auf die Schnauze gab, daß er blutend über und über kollerte. „Zurück, denn dieß geht über den Maskenscherz. Nehmen Sie meinen Arm," flüsterte er dann der Einen der beiden Schäferinnen zu, der ungewöhnlich hohen und schlanken, während sein Begleiter sich der Andern zur Seite stellte. „Diese Leute hier sind in ihrer Trunkenheit zu Allem fähig, aber ich bringe Sie sicher aus dem Gedränge."

Alsobald schob die Schäferin ihren Arm unter den seinigen, und diesen fest an sich pressend drang der grauseidene Domino durch die Menge, um aus dem Gewühl zu kommen.

„Auf ihn! Auf ihn!“ schrie der Schäferkönig. „Er entführt mir meine Königin!“ Allein weder seine Schäfer noch seine Hunde schienen Lust dazu zu haben, ohne Zweifel aus Furcht, ebenfalls einen Schlag abzubekommen, und so gelang es dem Domino ohne allzuviel Mühe die Entführung zu Stande zu bringen. Ob ihm übrigens sein Begleiter, der andere Domino in Grau, nachfolgte, darum schien er sich gar nichts zu bekümmern, denn er schaute sich nicht einmal nach ihm um.

„Dem Himmel sei Dank!“ athmete die Schäferin tief auf, als sie das Getümmel, zugleich aber auch den Altmarkt hinter sich hatten. „Ich bin in der That durch diese tollen Leute arg erschreckt worden. Aber mein Gott,“ rief sie dann von neuem heftig erschreckend, „ich sehe ja meine Schwester nicht und . . . und“ fügte sie plötzlich stehen bleibend hinzu, indem sie zugleich ihren Arm zurückzuziehen versuchte; „mein Herr, wohin führen Sie mich?“

„Sie ists! Sie ists!“ jubelte ihr Begleiter, ihren Arm fester und fester drückend. „Ich habe mich also nicht getäuscht, es ist Aurora von Königsmark! Wie hätten mich aber auch meine Augen trügen können,“ fuhr er leiser, doch in nicht minder feuriger Weise fort, „da es nur Eine Aurora auf Erden gibt! Nur Eine, die alle Sterblichen zwingt, anbetend vor ihr niederzusinken und sie zu verehren als das Meisterstück der Schöpfung! Doch Sie böse, böse Fee, wie konnten Sie so furchtbar grausam gegen mich handeln und sich die ganze lange Nacht meinen Blicken entziehen? Oh, wenn Sie wüßten, mit welchem Eifer ich Sie gesucht habe! Wenn Sie wüßten, wie öde und einsam ich mich fühlte, da ich Sie nicht fand! Ja, Aurora, himmlisches Wesen, mein Herz sagte mir es längst, daß ich Sie liebe; aber daß das Leben eine Qual ist, ohne Sie, daß ich lieber vernichtet sein will, als Sie nicht besitzen, das ist mir erst diese Nacht zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Ha,“ setzte er plötzlich erschrocken hinzu, „Sie zittern am ganzen Leibe. Ist Ihnen unwohl, mein süßes Leben?“

„Ich weiß nicht," hauchte sie kaum hörbar; „die Maske . . . ich glaube zu ersticken."

Schnell löste er das Band, welches die Maske festhielt und während er es löste, fühlte er, daß der Kopf Auroras glühte. Er selbst aber glühte ebenfalls und so riß er sich die Maske auch ab. Jetzt sahen sie sich Auge in Auge und — ein Moment, so hatte er sie an sich gezogen. Er konnte nicht anders; nein diesem Zauber konnte er nicht widerstehen. Er preßte sie an sich, fest, Brust an Brust und seine heißen Lippen suchten die ihrigen.

Und sie? Tadle sie, wer da will; sie vergaß in diesem Momente Himmel und Erde und ihre Lippen brannten auf den seinigen!

Maria Aurora war die Erste, die aus diesem Taumel erwachte; „Großer Gott, was machen Sie?" hauchte Sie und suchte sich aus seinen Armen loszuwinden. Er aber, nein dieser Moment war zu süß für ihn und abermals und abermals fanden sich ihre Lippen.

„Du liebst mich Aurora, du liebst mich!" flüsterte er endlich und voll Entzücken hingen seine Augen an ihr. „Sage es mir nur ein einziges Mal mit deinem eigenen süßen Munde, und ich will gerne auf alles weitere Erdenglück verzichten."

Sie sah ihm in's Auge, stumm, aber selig. Und freiwillig umfing sie ihn nun und freiwillig drückte sie ihren Mund auf den seinigen. Dann aber stieß sie ihn heftig zurück und all' ihre Kraft zusammennehmend versuchte sie zu entrinnen. Vergeblich! Ihre Füße versagten ihr den Dienst und ein heftiges Beben erschütterte ihren ganzen Körper. Sie wäre zusammengesunken, wenn er sie nicht mit seinen starken Armen aufgefangen hätte!

„Aurora!" bat er nun schmeichlerisch. „Aurora, sei nicht so grausam gegen mich!"

Doch jetzt hatte sie sich gefaßt. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, schonen Sie mich," rief sie. „Hören Sie? Dort kommen Leute die Straße herab. Wenn man uns so träfe! Wollen Sie mich zu Grunde richten?"

Er sah ihre Todesangst und reichte ihr ihre Maske. Hastig

band sie dieselbe um und eben so hastig that er dasselbe. Dann reichte er ihr den Arm, um sie auf den Altmarkt zurückzuführen. „Nein, nein, nicht dorthin,“ flehte sie. „Nach dem Schlosse, den nächsten Weg nach dem Schlosse! Ich muß mit mir allein sein.“

Stillschweigend gehorchte er und sie gingen die große Frauengasse hinab. Dann lenkte er durch ein Quersträßchen in die breite Schloßgasse und nach fünf Minuten hatten sie die Residenz vor sich. Jetzt riß sie sich los und einen Moment nachher war sie im Schlosse verschwunden. Er starrte ihr nach; lange, sehr lange. Doch jetzt kamen Masken mit Fackeln und nun eilte er vorwärts, in der Richtung des Altmarkts. Er fand dort seinen Doppelgänger, den Kammerherrn von Vitzthum, welcher die zweite Schäferin, die frühere Begleiterin Maria Auroras am Arme führte, und alsobald schloß er sich ihnen an. „Schöne Maske,“ flüsterte er dann der Schäferin zu, „wenn du die bist, für welche ich dich halte, so wirst du Morgen etwas von mir hören, was dir nicht unangenehm sein dürfte. Auch will ich dir sagen, daß du um deine verlorne Schwester nicht besorgt zu sein brauchst. Sie befindet sich bereits in ihren Zimmern im Schlosse.“ So sprechend drehte er sich hastig um und verschwand, um für heute nicht mehr gesehen zu werden.

Wie die Gräfin Aurora von Königsmark die Nacht zubrachte, kann ich dem Leser nicht sagen. Nur das weiß ich, daß sie erst nach langen Stunden und nachdem sie sich todmüde geweint, einen unruhigen Schlaf fand. Nicht so ihre Schwester, die Frau Gräfin von Löwenhaupt, welche der Leser längst in der zweiten Schäferin erkannt haben wird. Sie hatte sich sogleich nach der kurzen Ansprache des Kurfürsten vom Kammerherrn von Vitzthum nach dem Schlosse geleiten lassen und dort angekommen war es ihr Erstes an dem festverschlossenen Zimmer ihrer Schwester Aurora zu klopfen. Ihr Klopfen jedoch wurde nicht beantwortet und so nahm sie an, ihre Schwester sei längst fest entschlafen. Sie suchte also ebenfalls ihr Lager, aber in einer äußerst glücklichen Stimmung. „Du wirst morgen etwas von mir hören, was dir nicht unangenehm sein dürfte,“ wiederholte sie sich mehr als zehnmal und ihre Au=

gen strahlten von froher Erwartung. In gleich gehobener Stimmung erhob sie sich nach einigen Stunden eines gesunden Schlafes und um zehn Uhr den andern Tag in der Früh war sie schon vollständig angekleidet. Jetzt kam ein Kurfürstlicher Kammerdiener und brachte ihr einen Brief, welchen sie hastig erbrach. Wie aber lachte nun ihr Auge, als sie die Zeilen durchflog! Sie fühlte sich glücklich, sehr glücklich!

In diesem Augenblicke trat ihre Schwester Maria Aurora bei ihr ein; aber welch' ein Gegensatz zwischen den beiden Schwestern! Die Gräfin von Löwenhaupt strahlend; Maria Aurora bleich wie eine Sterbende, aber doch mit fest entschlossenem Auge!

„Theure, theure Aurora," rief die Gräfin Wilhelmine und sprang auf, ihre Schwester zu umarmen, „da lies und freue dich mit mir. Ich wollte so eben zu dir hinüber, um dir mein Glück anzukündigen. Denke dir, der Kurfürst hat die Gnade gehabt, meinen Gatten zum Generalmajor in seinen Diensten zu ernennen und ihm zugleich die Stelle eines Geheimenraths zu verleihen. Ich werde sogleich einen Expressen mit der frohen Botschaft an ihn abfertigen und . . . aber mein Gott," unterbrach sie sich da selbst, „du bist ja so eisig kalt und wie furchtbar blaß du aussiehst!"

Sie hatte dieß bisher in ihrer Aufregung nicht bemerkt; nun aber wurde sie ernstlich besorgt, denn sie glaubte nicht anders, als Maria Aurora sei über Nacht schwer erkrankt.

„Du brauchst dich nicht zu ängstigen," erwiederte Aurora ruhig, fast gemessen. „Ich bin nicht krank, sondern blos überwacht. Aber rufe unsere Cousine herbei, denn ich habe Euch beiden höchst Wichtiges mitzutheilen. Wir müssen sogleich von hier abreisen. Hörst du, sogleich, noch diesen Vormittag."

Die Gräfin von Löwenhaupt gehörte nicht unter die Frauen, welche sich nicht zu beherrschen verstehen, und eben so wenig war sie das, was man sonst mit schwachnervig bezeichnet. Aber bei diesen Worten ihrer Schwester verlor sie doch alle Fassung und sie starrte dieselbe an, als wäre sie eine Erscheinung aus der andern Welt. „Abreisen von hier?" schrie sie endlich. „Jetzt

gleich, diesen Vormittag noch von hier abreisen? Der Himmel bewahre deinen Verstand; aber nein, ich habe nur falsch gehört oder du bist heute zu Possen aufgelegt."

„Du hast," entgegnete Maria Aurora noch kälter und bestimmter als zuvor; „du hast ganz richtig gehört und mir war nie ernster zu Muth als jetzt. Aber ich wiederhole dir, wir müssen sogleich abreisen."

Die Gräfin von Löwenhaupt schlug die Hände über dem Kopf zusammen und trat dann um ein paar Schritte zurück, um ihre Schwester prüfend zu betrachten. „Bei Gott, es ist ihr Ernst," sagte sie dann; „ihr wirklicher, wahrhaftiger Ernst! Aber wo hat man je von einer solch' tollen Laune gehört?"

„Laune?" rief Maria Aurora in wehmüthigem Tone. „O Gott, Laune, wo meine Ehre auf dem Spiele steht!"

„Ha!" versetzte die Gräfin von Löwenhaupt. „Du bist beleidigt worden? Wer konnte dieß wagen? Hier, unter den Augen des Kurfürsten, der uns mit seiner Gnade überschüttet! Aber komm, Schwester, setze dich zu mir und erzähle mir Alles. Dann wollen wir mit einander berathen und möglicherweise stellt sich die Sache doch ganz anders heraus, als du jetzt im ersten Zorne annimmst. Also vor Allem, wer war es, der dich so schwer verletzte?"

Aurora kämpfte mit sich selber und schon öffneten sich ihre Lippen. Aber dann schloß sie sie wieder gewaltsam und schüttelte nur leise mit dem Kopfe.

„Du willst nicht?" fuhr nun die Gräfin von Löwenhaupt auf. „Nicht einmal deiner Schwester willst du dich anvertrauen? Vielmehr soll ich dir nur so blindlings den Willen thun? Ich soll mein Glück, das Glück meines Gemahls und meiner Kinder mit Füßen treten, weil es dir nun so beliebt? Nein, vor einem solchen Wahnsinn bewahre mich Gott der Herr! Der Kurfürst hat meinem Gemahl eine höchst ehrenwerthe und nicht minder einträgliche Laufbahn eröffnet und dem Himmel sei für diese gnädige Schickung gedankt. Aber nicht blos ich, sondern auch du solltest hiefür auf deinen Knien danken, denn meine Heimath ist ja

auch die deinige, seit wir keine Mutter und keinen Bruder mehr haben."

Sie hatte sich in einen großen Zorn hineingeredet und ging nun mit heftigen Schritten auf und nieder. Maria Aurora aber stand blaß und regungslos und ihre Augen suchten den Boden.

„Ich habe dir gesagt," sprach endlich die letztere leise, „meine Ehre erfordere meine Abreise und ich wiederhohle es dir jetzt. Wirst du meinem Worte Glauben schenken?"

„Ohne jede nähere Aufklärung?" rief die Gräfin von Löwenhaupt. „Das kannst du einem Kinde zumuthen, aber nicht mir, deiner älteren Schwester."

„Du willst also nicht mit mir abreisen?" fuhr Maria Aurora fort.

„Nein," war die sehr kategorische Antwort.

„Gut," versetzte Maria Aurora, „so werde ich allein gehen. Doch nein, Cousine Steenbock hat vielleicht mehr Zutrauen zu mir und versagt mir ihre Begleitung nicht."

Entschlossen machte sie ein paar Schritte der Thüre zu, ohne Zweifel, um ihre Cousine aufzusuchen. Die Gräfin von Löwenhaupt aber vertrat ihr den Weg. „Bei meiner ewigen Seligkeit," rief sie, „du wärst im Stande und führtest deine Drohung aus. Aber hast du auch bedacht, welch' eine Fülle von Undankbarkeit darinnen liegt? Bedenke doch, wie gütig wir hier aufgenommen wurden. Bedenke, mit welchem Eifer der edle Kurfürst die Sache unseres unglücklichen Bruders in die Hand nahm. Bedenke, wie großmüthig er sich erst heute gegen uns erwies, da er meinen Gatten zum Generalmajor und Geheimenrath ernannte. Bedenke endlich die hohen Ehren, deren er uns und besonders dich bei jeder Gelegenheit würdigte. Und für das Alles willst du ihm dadurch danken, daß du seinem Hofe ohne einen Grund nahmhaft zu machen verächtlich den Rücken kehrst? Bei Gott ich begreife dich nicht! Nein, ich werde völlig irre an dir! Und vollends heute willst du gehen, wo das große Maskenspiel, der Olymp, aufgeführt werden soll. Jenes Maskenspiel, in dem wir Dreie, du, unsere Cousine und ich so bedeutende Rollen übernommen haben und welches den

Kurfürsten bereits so große Summen kostete. Beim Himmel, sollte man da nicht meinen, es sei deine Absicht das ganze Spiel zu verderben, da es ohne uns nicht aufgeführt werden kann?"

So redete sie sich, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Thränen ihrer Schwester bereits reichlich flossen, immer mehr in den Zorn hinein und würde wahrscheinlich noch heftigere Worte gebraucht haben, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Diener Seine Durchlaucht, den Kurfürsten, gemeldet hätte. Ja Seine Durlaucht den Kurfürsten, der ihm auf den Füßen folge und vor dem er auch sofort die Flügelthüre weit aufriß!

Es war eigenthümlich die Wirkung zu sehen, welche diese Meldung auf die beiden Damen hervorbrachte. Die Gräfin von Löwenhaupt bezähmte im Moment ihre Zunge und suchte ein Lächeln auf ihre Lippen zu rufen. Die Gräfin Aurora dagegen stürzte wie mit Blut übergossen der Thüre zu, offenbar in der Absicht zu entrinnen. Doch bereits stand Friedrich August auf der Schwelle und verhinderte so ihre Flucht.

„Ich wollte," sprach der Kurfürst, dessen Auge sogleich sah, daß hier etwas Ungewöhnliches vor sich gegangen sei; „ich wollte, meine Damen, noch einmal Rücksprache mit Ihnen nehmen wegen des heute Abend stattfindenden Maskenzugs, allein ich kam, wie es scheint, sehr zur Unzeit. Wie? Auf Ihrer Stirne, Frau von Löwenhaupt, Unwillen und Zorn, und Sie, Fräulein Aurora, in Thränen und Trauer? Wollen Sie," fuhr er fort, indem er die letztere zärtlich bei der Hand nahm und sie nach einem Lehnstuhl führte; „wollen Sie mir nicht mittheilen, was Sie so heftig bewegt hat?"

„Das will ich, Kurfürstliche Durchlaucht," erklärte die Gräfin von Löwenhaupt, „obwohl es meiner Schwester keineswegs zur Ehre gereicht. Denken Sie sich, sie wollte heute noch von hier abreisen, ohne sich auch nur zu verabschieden."

Voll tiefer Trauer senkte sich der Blick des Kurfürsten auf Aurora und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. „Das wollten Sie wirklich?" flüsterte er. „So namenlos unglücklich wollten Sie mich machen?"

Maria Aurora saß stumm, keines Wortes mächtig; um so lebhafter sprudelte es dagegen aus dem Munde der Gräfin von Löwenhaupt heraus. „Ja das wollte meine Schwester, trotzdem ich ihr Himmel und Hölle vorstellte", rief sie. „Und nicht einmal die letzte hohe Gnade, die uns Eure Durchlaucht erwiesen .... Herr und mein Gott, was werden Eure Durchlaucht denken! Ich habe Ihnen noch nicht einmal für diese hohe Gnade gedankt und ......"

„Nicht doch, nicht doch", unterbrach er sie. „Sie sind mir keinen Dank schuldig, denn ich ließ den Verdiensten Ihres Gemahls nur Gerechtigkeit wiederfahren. Allein um wieder von dem Zweck zu reden, der mich hierher führte, so versammeln sich die neun Musen jetzt um elf Uhr bei der Frau Baronesse von Haugwitz, um ihre Costüme zu probiren, und da Sie Frau von Löwenhaupt, nebst der Frau Gräfin von Steenbock heute Abend auch zu dieser Gruppe gehören, so würden Sich mich verbinden, wenn Sie mit Ihrer Frau Cousine ...."

Er brauchte nicht auszureden, denn bereits sprang Frau von Löwenhaupt der Thüre zu, um seinem Befehle nachzukommen. „Wir werden die Damen nicht warten lassen," rief sie; „nein keine Minute lang, und indessen ich meine Cousine hole", setzte sie lachend hinzu, „gelingt es vielleicht Eurer Durchlaucht, diesem eigenwilligen querköpfigen Wesen hier einige Vernunft beizubringen."

„Wilhelmine, verlaß mich nicht," preßte Maria Aurora mühsam heraus; aber die Gräfin von Löwenhaupt hörte die Worte nicht mehr, da sie das Zimmer bereits verlassen hatte.

Jetzt waren sie allein, der Kurfürst Friedrich August und die Gräfin Maria Aurora von Königsmark. Ja ganz allein waren sie, ohne befürchten zu müssen, daß man sie störe. Und so wie sich die Thüre hinter der Frau Gräfin von Löwenhaupt geschlossen hatte, ließ sich Friedrich August auf ein Knie vor Maria Aurora nieder und sein Blick tauchte sich in den ihren. „Aurora, du mein Alles," flüsterte er dann; „hat sie die Wahrheit gesprochen, du wolltest mich verlassen?"

Sie erwiederte abermalen nichts, denn sie war es nicht im

Stande; aber ihre Brust hob sich zum Zerspringen und einen Augenblick darauf hielt er sie in seinen Armen.

Jetzt wußt' er's auch ohne Antwort. Nicht ihm hatte sie entfliehen wollen, sondern sich selbst. Sie fühlte, daß ihre Liebe zu stark sei, als daß sie ihm, wenn sie ihn noch einmal sehe, noch länger wiederstehen könne, und so wollte sie durch Flucht ihre Ehre retten.

Als nach zwei Stunden die beiden Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steenbock von der Musenprobe zurückkehrten fanden sie, daß der Kurfürst seine Zwiesprache mit der Gräfin Maria Aurora noch immer nicht beendet hatte. Die Beiden saßen Seite an Seite, Hand in Hand, traulich miteinander kosend. Aurora aber war nicht mehr blaß und leidend, sondern sie blühte, wie eine Rose, und ihre Augen glänzten in einem eigenthümlichen Schmelz.

„Es ist mir gelungen," sprach sofort der Kurfürst aufstehend und die beiden Gräfinnen begrüßend, „meine Freundin Aurora zu überzeugen, daß sie keinerlei Ursache hat, meinen Hof zu fliehen. Sie wird vielmehr fortfahren die erste Zierde desselben zu bilden. Ja wohl auf Lebenszeit", setzte er mit einem trunkenen Lächeln hinzu.

Was soll ich nun von dem weiteren Verlauf der Redoute sagen? Sie wurde ganz dem Programm gemäß durchgeführt und besonders glänzend fiel der große Maskenzug des Olymps aus. Alle Götter und Göttinnen Griechenlands, meist in wunderreichen Costümen, waren dabei vertreten und die Gräfin Aurora gab die Rolle der Venus. Und wie gab sie diese Rolle? Nun Jedermann zollte ihr seine Bewunderung, der Kurfürst Friedrich August aber vergötterte sie förmlich. Nicht minder tiefe Huldigungen brachte er ihr den Tag darauf, am Schlußmaskenball dar. Denn er forderte nur wenige andere Damen zum Tanze auf und kam ihr fast während der ganzen Ballnacht nicht von der Seite. So konnte das Liebesverhältniß der Beiden dem Hofe nicht länger ein Geheimniß bleiben und wer je noch gezweifelt hätte, den mußte der herrliche Schmuck, den die Gräfin Aurora auf dem Balle trug, von der Wahrheit des Verdachtes überzeugen. Der Schmuck nehmlich

bestand aus einem Bouquet von Brillanten, Rubinen, Smaragden und Perlen und war so kostbar, daß nur ein hochfürstlicher Herr, wie Friedrich August, ein Geschenk damit machen konnte.

Unmittelbar nach beendigtem Carneval reiste die Gräfin von Steenbock eilends nach Schweden ab. Sie war eine Dame von strengen Grundsätzen und ihr gefiel daher das neue Verhältniß ihrer Cousine ganz und gar nicht. Die Gräfin von Löwenhaupt dagegen bezog in der Erwartung ihres Gemahls ein eigenes großes Hôtel, wie man sagte ein Geschenk des Kurfürsten, und die erste Etage in demselben bewohnte Maria Aurora für sich allein.

Solche Folgen hatte der erste Carneval in Dresden.

Viertes Kapitel.

Die Allmacht Maria Aurora's (1695—97).

Sie waren jetzt ein Liebespaar, der Kurfürst Friedrich August und die Gräfin Aurora von Königsmark, gerade wie das Fräulein von Neitschütz und der Kurfürst Johann Georg IV. ebenfalls ein Liebespaar gewesen waren. Aber doch — welch himmelgroßer Unterschied! Fräulein von Neitschütz unwissend, ungebildet, wollüstig-frivol, auf Geld und Geldeswerth erpicht, mit keinem Erfolg sich begnügend, nicht einmal mit dem gräflichen Rang und dem Besitz einer Grafschaft; insbesondere aber gemein und trotzig gegen die rechtmäßige Gemahlin ihres Liebhabers, ohne irgend Scham zu fühlen, und dazuhin secundirt von einer noch gemeineren Mutter, welche nur für Eines Sinn hatte, für's Zusammenraffen von großen Reichthümern. Die Gräfin von Königsmark dagegen eine ganz außergewöhnliche Erscheinung, höchst geistvoll und höchst gebildet, mit dem Anstand einer Königin und der Bescheidenheit eines Veilchens, nie etwas für sich forderud, als nur die Liebe ihres Geliebten, und was besonders hervorzuheben, stets voll Ehrerbietung gegen die regierende Kurfürstin, sowie gegen die Kurfürstin-Mutter. Mit einem Worte, das Fräulein von Neitschütz war eine anmaßende

Maitresse, noch anmaßender selbst als die Dübarri; die Gräfin von Königsmark aber eine Mischung von Lavallière und Pompadour. Von jener hatte sie die Gesinnung, von dieser die glänzenden Eigenschaften.

Und doch wie groß war nicht ihre Macht! Wie sehr hätte sie dieselbe mißbrauchen können, wenn es nur irgend in ihrem Willen gelegen gewesen wäre! Der Kurfürst Friedrich August stand ja in selbem Verhältniß zu ihr, wie Herkules zur Omphale, und nur einen Wunsch durfte sie äußern, so suchte ihn ihr Geliebter auch schon zu erfüllen! Wohin gingen aber ihre Wünsche? Ich will es dem Leser sagen oder vielmehr die nachstehenden Geschichten sollen es ihm klar machen.

Es war am 15. April des Jahres 1695. Der Frühling hatte sich dießmal frühzeitig, schon mit dem Ende des März, eingestellt und überall fing es an zu grünen. So überkam denn den Kurfürsten die Lust, ein Fest im Freien zu geben, und zum Schauplatz dieses Festes erwählte er das nur drei Stunden von Dresden entfernte, im Friedwalde gelegene Kurfürstliche Jagd- und Lustschloß Moritzburg. Augenblicklich eilte er also dahin, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und recht glänzend wollte er sie treffen, denn das Fest galt seiner geliebten Aurora. Ja wohl ihr, die er mehr liebte, als sein Leben, ihr galten jetzt alle seine Feste, aber nie wurde dabei ihr Namen genannt, weil sie Alles vermied, was ihr offen vor aller Welt den Stempel einer Maitresse hätte aufdrücken müssen!

Also nach der Moritzburg eilte Friedrich August schon in den ersten Tagen des April, um dort ein ländliches Fest zu arrangiren, und der Platz war wirklich außerordentlich gut gewählt. Besagtes Schloß nehmlich lag in einer lachenden Landschaft auf einer Anhöhe, vor welcher ein Teich oder See im Umfang einer Stunde sich ausdehnte, die Hinterseite aber umrahmte ein mächtig großer Wald, der Friedewald, mit seinen ernsten schwarzen Baumriesen, die Herberge von Tausenden von Hirschen und Rehen, des kleineren Gewildes gar nicht zu erwähnen. Kurfürst Moritz hatte das Schloß der Jagd wegen anno 1542 anlegen lassen und der Erbauer war der

Oberlandesbaumeister Hans von Dehnen-Rothfelsen. Vollendet aber wurde es erst vom Kurfürsten Christian I. anno 1589 und nun stand es wirklich stattlich genug da. Auch fand man hier herrliche Anlagen mit schattigen Spaziergängen und in dem großen See lagen Gondeln und Schiffleins, um damit Lustfahrten zu machen. Die Hauptsache aber blieb immer die Jagd, die hohe wie die niedere, und ebendeßwegen waren auch die schönsten Zimmer im Schlosse, besonders der große Speisesaal, mit den seltensten Arten von Hirsch- und Elenngeweihen verziert.

Schon fast zwei Wochen lang hatte Friedrich August mit einem ziemlichen Theil seiner Cavaliere seinen Aufenthalt auf der Moritzburg genommen und immer noch ließ er nichts von sich hören. Im Gegentheil sein ganzes Thun und Treiben hüllte sich in ein tiefes Geheimniß und man wußte nur, daß eine Menge von Handwerksleuten Tag und Nacht im Schlosse arbeiteten. Auch ritten immer Boten hin und her, welche Allerlei in Dresden einzukaufen hatten, und endlich holte gar der Geheimerath von Pflug seine Gemahlin nach der Moritzburg hinaus, weil der Kurfürst sie wegen Verschiedenem zu Rathe zu ziehen wünsche. Diese Dame nehmlich, ein geborenes Fräulein von Brockdorf, zeichnete sich, abgesehen von ihren übrigen empfehlenswerthen Eigenschaften, durch ein großes Talent im Arrangiren aus, und wenn am Hofe lebende Bilder oder etwas dem Aehnliches aufgeführt wurden, so war sie es sicherlich, deren coquetter Sinn die treffendsten Situationen erfand.

Das war Alles, was man von dem Thun und Treiben auf der Moritzburg wußte, und eben weil man so wenig wußte, steigerte sich die Neugierde mit jedem Tage höher. Endlich am 14. April 1769 am späten Abend ritt der Kammerherr von Vitzthum im Schlosse zu Dresden ein und brachte die frohe Botschaft, daß den andern Tag die Feste in Moritzburg beginnen würden. Der ganze Hof war geladen, das heißt die sämmtlichen hoffähigen Damen und Herrn, vor Allem natürlich die Frau Kurfürstin Eberhardine nebst Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kurfürstin Mutter. Daß letztere Beide übrigens sich entschuldigen würden, konnte man sich

schon zum voraus denken, denn der Frau Kurfürstin Eberhardine verbot ihre große Frömmigkeit, sich an rauschenden weltlichen Freuden zu betheiligen, und die Frau Kurfürstin Mutter hatte schon ihres Alters wegen keinen rechten Sinn mehr dafür. Auch kam es richtig so, wie man es sich gedacht hatte; das heißt die beiden Kurfürstinnen schlugen die Einladung aus. Dieß hatte aber zur Folge, daß diejenigen Damen und Herrn, welche in ihren besonderen Diensten standen, ebenfalls in Dresden zurückbleiben mußten, und somit beschränkte sich die Zahl der Theilnehmer und Theilnehmerinnen so ziemlich auf die jüngere und lebenslustigere Generation.

Am fünfzehnten, Morgens neun Uhr, fuhr man vom Schlosse in Dresden ab, nachdem der Kammerherr von Vitzthum, als Reisemarschall, den Zug geordnet hatte, und natürlich geschah es nicht ohne Absicht, daß die Gräfin Aurora von Königsmark im ersten Wagen ihren Sitz bekam. In rascher Eile gings vorwärts, vom schönsten Wetter begünstigt, und nach etwa anderthalb Stunden lenkte man in die breite Allee von Moritzburg ein. Doch siehe da, plötzlich sah man den Weg durch einen palastähnlichen Bau abgesperrt, den kein Mensch vorher je hier gesehen zu haben sich erinnerte, und in der That, es war auch ein neuer Bau, welchen Friedrich August in aller Schnelligkeit aus dem Nichts, oder besser gesagt aus Brettern, Dielen und Balken hervorgezaubert hatte. Die Wägen mußten also anhalten und wie sie anhielten, öffnete sich das große Portal des Zauberschlosses. Aus diesem Portale aber trat, gefolgt von Jägern und Jägerinnen, Diana, die Göttin der Jagd, und — man erkannte in ihr ohne Mühe die Frau Baroneß von Pflug — näherte sich sofort dem Wagen, in welchem die Gräfin von Königsmark saß. „Willkommen Aurora, Göttin der Morgenröthe," rief sie, indem sie ihr einen goldenen Pfeil aus ihrem Köcher darreichte; „sei hoch willkommen in meinen Revieren und geruhe einzutreten in meinen Palast, damit dir dort die Götter des Waldes ihre Huldigungen darbringen können."

Also ließ sich die Göttin Diana vernehmen und natürlich beeilte sich die Gräfin von Königsmark, der Einladung Folge zu

leisten. Ebenso thaten auch die übrigen Herren und Damen und die ganze Gesellschaft ward nun in einen Saal geführt, der auf's herrlichste geschmückt war. Kaum übrigens hatten sie Alle den Saal betreten, so öffnete sich in der Mitte der Fußboden und herausstieg eine mächtige runde gedeckte Tafel, gerade wie in dem Märchen von Aladins Wunderlampe. Ja auf und nieder so, auch was die köstlichen Speisen und Getränke betrifft, und sofort lud Diana ihre Gäste ein, an der Tafel Platz zu nehmen. Allein noch saßen sie keine Minute, so erscholl ganz in der nächsten Nähe eine durchdringende Musik, bei welcher Pfeiffen und Schallmaien die Hauptrolle spielten, und hereintrat der schönste aller Götter, Phoibos Apollo, gefolgt von einer Schaar Waldgötter, nebst verschiedenen Faunen, Panen und Satyrn. Wer den Gott Apollo vorstellte, brauche ich dem Leser wohl nicht erst zu sagen; das aber darf ich nicht verschweigen, daß Friedrich August in seiner reichen Götterkraft sich wirklich herrlich ausnahm, und darum wie nun der goldgelockte Phoibos Apollo sich neben der „strahlenden Morgenröthe“ niedergelassen hatte, waren alle Anwesenden einig, daß noch nie ein schöneres Paar gesehen worden sei. Uebrigens nicht blos der herrliche Apollo ließ sich an der Tafel nieder, sondern auch die Herren, Faunen und Pane oder wie sie sonst heißen, und es war merkwürdig mit anzusehen, wie prächtig ihnen die menschlichen Speisen, sowie besonders auch die menschlichen Getränke mundeten.

So vergingen ein paar Stunden in der ungebundensten Fröhlichkeit. Doch horch, was war das? Hundegebell und Hörnerklang fast unmittelbar unter den Fenstern! Dazu ein lautes Jägerhalloh und das Krachen von Flintenschüssen!

„Halloh! Halloh!“ rief nun auch Phoibos Apollo, seine Götterrolle ganz vergessend, und lud die sämmtlichen Anwesenden ein, die Jagd mitzumachen. Der „strahlenden Morgenröthe“ aber gab er den Arm und führte sie die Treppe herab zum Portale. Da standen gesattelte Pferde für die Herren und offene Jagdcaleschen für die Damen. Es war also für Alles gesorgt und — Hurrah, jetzt gings los, den Hirschen nach, welche, von den Hunden aufgejagt, in rasender Eile dem großen Schloßsee zuflohen.

Die Herren ritten gestreckten Galopps; etwas langsamer fuhren die Calechen. Wie nun aber die letzteren den Schloßsee erreichten, fanden sie Gondeln vor, in welche sie die Göttin Diana bat einzusteigen. „Wir werden," sagte sie, „noch gerade rechtkommen, um auf der großen Insel in der Mitte des See's, dem Hallali beizuwohnen, und nachher," setzte sie mit einem vielsagenden Lächeln hinzu, „wartet unsrer vielleicht eine neue Ueberraschung."

Sie setzten sich also in die Gondeln und fuhren nach der Insel hinüber; die Ueberraschung aber, von welcher Diana gesprochen, blieb in der That nicht aus. In der Mitte der Insel nehmlich erblickten sie neben einigen kleinen Baracken ein großes Zelt nach türkischer Art, und schon dieser Anblick erregte ihre Bewunderung. Noch mehr das Innere des Zeltes, denn die reichsten Teppiche schmückten dasselbe und ebenso kostbar war die übrige Einrichtung. Doch horch! War das nicht Janitscharenmusik? Ja wohl, eine rasselnde, prasselnde Janitscharenmusik, welche im Geschwindschritte sich nahte, und siehe da, wer erschien jetzt unter den weitzurückgeschlagenen Vorhängen des Zeltes? Kein Anderer als der Sultan-Großherr in prachtvoller, von Edelsteinen blitzender Kleidung, und dicht hinter ihm die Groß-Officiere des Serails, gefolgt von Janitscharen und Spahis. Das war wirklich eine Ueberraschung!

Kaum war der Kurfürst-Großherr — denn daß Friedrich August den Sultan vorstellte, verstand sich natürlich von selbst — eingetreten, so gab er seinem Kislar-Aga, dem Kammerherrn v. Vitzthum einen Wink, und sofort trat dieser vor Aurora von Königsmark, um ihr knieend ein wunderbar reichgesticktes Schnupftuch zu überreichen. Damit war sie zur Favorit-Sultanin erklärt und wie nun der Kurfürst-Großherr sich auf einen hohen Polsterdivan, der eine Art von Thron vorstellte, niederließ, mußte sie hart an seiner Seite Platz nehmen. Die andern Damen erhielten niedrigere Sitze und die Herren ließen sich auf dem Boden zu ihren Füßen nieder. In wenigen Minuten war Alles in Ordnung und nun hüpften urplötzlich auf ein Zeichen des Kurfürsten-Sultan ein Dutzend leichtgeschürzter Odalisken herein, um wunderbar verschlungene Tänze aufzuführen. Man hatte diese reizenden jungen Wesen ausdrück-

lich von Leipzig verschreiben müssen, weil in Dresden keine solche vorhanden waren, und so kam der Spaß ziemlich theuer zu stehen; allein sie tanzten in der That wunderlieblich und was lag also an dem Kostenpunkt?

Doch auch dieses Vergnügen ging zu Ende und nun führte der Sultan-Kurfürst seine Favorit-Sultanin unter Begleitung der ganzen Gesellschaft, eine rauschende Janitscharenmusik voran, in eine herrlich geschmückte Gondel, um endlich nach der Moritzburg, die man bisher noch nicht betreten, hinüberzufahren. Nur die Bevorzugtesten seines Gefolges fanden in der Gondel Platz; für die Andern lagen andere Schiffchen parat, und so bildete das Ganze eine recht stattliche Flotille. Am Ufer angekommen bestieg der Sultan-Kurfürst mit seiner Gesellschafterin einen bereitgehaltenen offenen Wagen, und auch für das übrige Gefolge, wenigstens die Damen, gab es der Caleschen eine hinreichende Zahl; die Groß-Officiere des Serails aber nebst den Janitscharen und Spahis setzten sich zu Pferde und ritten ihrem Großherrn im Galopp voran. So erreichte man die Moritzburg in wenigen Minuten und nun erhielten die Damen ihre Zimmer angewiesen, um sich für die Abendfestlichkeiten umzukleiden. Natürlich aber ward auch hiebei wieder die Favorit-Sultanin vor allen andern bevorzugt und namentlich übertraf ihr Schlafgemach an Pracht Alles, was man bisher in Sachsen gesehen. Ueberdem fand sie einen Ballstaat vor, welcher wirklich Staunen erregen mußte, ein Kleid von rothgelber Seide, über und über gestickt mit ächten Perlen, und als Kopfschmuck einen Stern von Rubinen, in deren Mitte ein unschätzbarer Diamant funkelte. So gekleidet stellten sich die Griechen die Göttin Aurora vor und wahrhaftig eine herrlicher strahlende Morgenröthe konnte es nicht geben, als Aurora von Königsmark, wie sie in diesem Kleide prangend am Arme des Kurfürsten wieder erschien.

Die Abendfestlichkeiten bestanden in Schauspiel, Souper und Ball. Um nehmlich das Vergnügen seiner Gäste vollständig zu machen, hatte der Kurfürst einen Saal der Moritzburg in ein Theater umschaffen lassen und die Schauspieler und Schauspielerinnen waren zugleich mit den Tänzerinnen aus Leipzig angekommen. Heute

Abend gab man „Psyché avec ses Agréments“ und ein passenderes Stück hätte gar nicht gewählt werden können. Nach dem Theater wurde das Souper eingenommen, wobei die Köche sich selbst übertrafen, und eine Stunde später begann im großen mit Hirschgeweihen aller Art geschmückten Saale der Ball, welcher den heutigen Festtag auf eine würdige Weise abschloß. Natürlich übrigens, die Königin des Balles war die „strahlende Morgenröthe“ in ihrem rosagelbseidenen Gewande und der Kurfürst huldigte ihr als wäre sie seine rechtmäßige Herrin und Gebieterin.

So verging der erste Tag auf der Moritzburg und auf den ersten folgte ein zweiter, dritter, vierter und fünfter, von denen jeder seiner Vorgänger an Herrlichkeit und Pracht zu übertreffen suchte. Doch soll ich nun jede einzelne dieser Festlichkeiten des Näheren beschreiben? Ich glaube nicht, daß der Leser ein großes Vergnügen daran finden dürfte, denn dieselben glichen einander alle fast bis auf's Haar, und nur selten, sehr selten gelang es, etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes zu produciren. Lassen wir sie also bei Seite und begleiten wir lieber den Kurfürsten auf einem Spaziergang, den er am Morgen des sechsten Tages mit seiner geliebten Aurora dem See entlang machte. Der Spaziergang brachte die Beiden auf eine kleine Rotunda, von welcher man eine herrliche Aussicht über die ganze Umgebung hatte, und eben hierin schien der Grund zu liegen, warum Friedrich August seine strahlende Morgenröthe gerade nach diesem Plätzchen führte.

„Ist es nicht schön hier, Theuerste?“ fragte der Kurfürst, nachdem er sich mit seiner Geliebten auf einer Ruhebank niedergelassen hatte.

„Wundervoll, herrlich,“ erwiederte die Gräfin von Königsmark, deren Augen vor Entzücken strahlten.

„Ja meine Moritzburg ist eine Perle auf meinem kurfürstlichen Hute,“ fuhr Friedrich August fort, „aber die Perle genügt mir nicht, ich werde sie in einen strahlenden Diamanten umschaffen.“

So sprechend langte er in die Tasche seines weiten Morgenrockes und brachte eine pergamentene Rolle daraus hervor, welche er sofort vor Aurora ausbreitete.

„Ha!“ rief diese sichtlich überrascht. „Der Plan eines großartigen Schlosses mit einer Masse von Nebengebäuden.“

„So ist es,“ nickte Friedrich August, mit einem Blicke der stolzesten Befriedigung. „Den Plan hat mir mein Oberlandbaumeister und Geheimer Kämmerier, der Daniel Pögelmann, entworfen und er gefällt mir so gut, daß ich ihn sofort zur Ausführung bringen werde.“

„Wunderbar herrlich und großartig!“ wiederholte die Gräfin von Königsmark, indem sie dem Plane eine verdoppelte Aufmerksamkeit schenkte.

„Ich wußte es zum voraus,“ fuhr Friedrich August vor Glück strahlend fort, „daß der Plan den Beifall meiner prächtigen Aurora finden würde. Das Schloß wird, wenn vollendet, nicht weniger als zweihundert Zimmer nebst sieben Sälen enthalten, die Gallerien, Gänge und Gewölbe gar nicht gerechnet, und beispielsweise führe ich noch an, daß der Tanzsaal eine Länge von sechsunddreißig, eine Breite von dreißig und eine Höhe von vierundzwanzig Ellen bekommt. Eine fast gleiche Größe bestimme ich dem Audienzsaal und so im Verhältniß den sämmtlichen Gemächern. Was aber die Ausstattung anbelangt, nun auch damit gedenke ich Ehre einzulegen und ebenso mit den Stallungen und Remisen.“

„Es soll also,“ sprach jetzt Aurora von Königsmark in sehr ernstem Tone, „die Moritzburg ein zweites Versailles werden?“

„Vielleicht,“ erwiederte Friedrich August, „etwas kleiner, aber mindestens eben so prächtig und durch seine Lage an dem großen See jedenfalls viel schöner. Oh,“ fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „alle Welt soll mein sächsisches Versailles anstaunen und nicht minder soll alle Welt huldigend niederknieen vor der Königin meines Versailles, denn diese wird keine andere sein als die strahlende Morgenröthe, meine angebetete Maria Aurora von Königsmark.“

Er glühte vor Aufregung und seinen Arm um die Geliebte schlingend preßte er sie an sich, als wollte er sie erdrücken. Auch ihre Wangen hatten sich geröthet und einen Augenblick lang schien sie sein Glück zu theilen. Aber nur einen Augenblick lang, denn

gleich darauf lagerte sich ein noch größerer Ernst auf ihrem Gesichte und in ihren Augen lag sogar Schmerz und Trauer.

„Mein theurer Herr und Fürst,“ sprach sie dann langsam, fast feierlich, „war es ein Glück für Frankreich, daß Ludwig XIV. Versailles erbaute?“

Betroffen sah Friedrich August auf und eigenthümlich, er konnte ihren schmerzlichen Blick nicht aushalten, sondern schlug fast beschämt die Augen nieder.

„War es ein Glück für Frankreich, daß Ludwig XIV. Versailles erbaute?“ wiederholte sie dann im früheren Tone. „Nein, sondern umgekehrt, denn mit jenem Bau fing die Verschwendung am Hofe des großen Königs an und eben damit begann das Elend von Frankreich. Soll Sachsen, das schöne, blühende Sachsenland einem ähnlichen Schicksale entgegengehen? Ha, und was würde die Nachwelt dann von mir sagen? Sie, Aurora von Königsmark, die Königin des sächsischen Versailles, sie war es, welche den Kurfürsten Friedrich August zuerst auf den Weg der Verschwendung brachte; sie ist die Verderberin des Sachsenlandes gewesen; sie trug die Schuld, daß das Mark des Landes ausgesogen wurde!“

Ein längeres Schweigen trat ein, als die Gräfin von Königsmark geendet und tief nachdenkend stützte Friedrich August den Kopf in die Hand. Dann nahm er den Plan seines Ober-Landbaumeisters, wickelte ihn langsam zusammen und versenkte ihn wieder in seiner weiten Tasche. „Ich denke,“ sprach er darauf entschlossen, indem er seiner Geliebten die Hand reichte; „ich denke, die Moritzburg soll bleiben, was sie ist, und nun — wird meine Morgenröthe wieder strahlen?“

Und wahrhaftig, sie strahlte, heller denn je, und zugleich belohnte das süßeste Lächeln den Kurfürsten für die Zurücknahme seines Bauplans. Auch blieb Friedrich August, wie ich jetzt schon bemerken will, fest bei dieser Zurücknahme, so lange Aurora von Königsmark seine Gunst genoß und sogar noch einige Jahre später. Wie aber dann andere Weiber sein Herz beherrschten, Weiber von ganz entgegengesetzten Gesinnungen, da verschwand die Verschwendungsangst sozusagen über Nacht und die Moritzburg wurde sofort

genau so, vielleicht sogar noch prächtiger, als der Ursprungsplan war, ausgebaut. Auch gereichte der Bau keineswegs zum Segen des Sachsenlandes, wie es die Gräfin von Königsmark ganz richtig prophezeit hatte, denn er kostete den Kurfürsten verschiedene Millionen und noch viel, viel mehr kosteten die glänzenden Jagden und Feste, welche er von da an alljährlich dort veranstaltete.

Schon hieraus ersieht man, welche große Gewalt die schöne Aurora über den Kurfürsten hatte; noch mehr aus dem, was ich jetzt erzählen will.

Am 21. April war Friedrich August mit all' den Damen und Cavalieren, welche die Moritzburger Feste mitgefeiert hatten, nach Dresden zurückgekehrt und man meinte nun allgemein, er werde den ganzen Sommer daselbst zubringen; allein es sollte ganz anders kommen, und daß es anders kam, davon trug ganz allein die Gräfin von Königsmark die Schuld. Vier Tage nehmlich nach der Rückkehr von der Moritzburg ließen sich noch spät Abends, also zu ziemlich ungewohnter Stunde, zwei Herren bei der Gräfin melden, und wie sie deren Namen hörte, stieg auf ihre Wangen ein höheres Roth.

„Graf Harrach, sagst du?" fragte sie die Kammerzofe, welche die Herren anmeldete. „Graf Harrach, der österreichische Gesandte am hiesigen Hofe? Und wie nannte sich der Andere?"

„Philipp Wilhelm Freiherr von Boimburg, Kaiserlich-Oesterreichischer Reichshofrath," erwiederte die Zofe. „Die beiden Herren lassen sich entschuldigen, daß sie zu so später Stunde . . . ."

„Gut, gut," unterbrach sie Maria Aurora. „Führe sie in den kleinen Salon und sage ihnen, daß ich im Augenblick zu ihrer Verfügung stehe. Dann aber sorge dafür, daß wir nicht gestört werden."

Zwei Minuten später, nachdem sie an ihrer Kleidung das Nöthige geordnet, ging sie in den kleinen Salon hinüber.

„Legen Sie es uns," ergriff sofort der Graf von Harrach, der Nachfolger des Grafen von Sternberg, das Wort, indem er sich tief vor der Eintretenden verneigte; „legen Sie es uns nicht als Unzartheit aus, daß wir Sie so spät am Abend belästigen;

aber es drängte mich unwiderstehlich, Ihnen meinen Freund, den Herrn Reichshofrath von Boimburg, heute noch vorzustellen. Er ist erst vor einer halben Stunde direct von Wien gekommen."

„Die Begierde," setzte sofort der Reichshofrath, der sich trotz seiner grauen Haare immer noch sehr der Galanterie befleißigte, mit einem süßen Lächeln hinzu; „die Begierde, eine so hochberühmte Dame kennen zu lernen, ließ mir keinen Augenblick lang Ruhe und so drang ich in den Grafen . . . . . ."

„Bitte, meine gnädigen Herren," unterbrach ihn die Gräfin von Königsmark mit einer leichten Verbeugung, „wozu die vielen Umstände? Nehmen wir lieber Platz und sprechen wir frischweg von der Angelegenheit, die Sie hergeführt hat. Wie nahm des Kaisers Majestät meinen Vorschlag oder besser gesagt meinen Gedanken auf?"

„Der Gedanke, wie die gnädigste Gräfin sich auszudrücken belieben," erwiederte Freiherr von Boimburg, „gefiel des Kaisers Majestät gleich im ersten Augenblick ganz ausnehmend und sein Sohn, der König Joseph, ein persönlicher Verehrer des Herrn Kurfürsten, war förmlich entzückt darüber. Auch die Kaiserlichen Minister nebst dem Hofkriegsrath konnten nicht umhin, allem dem beizupflichten, was der Herr Graf Harrach in seinem Berichte zur Unterstützung des Vorschlags beigebracht hat, und ich darf wohl hinzusetzen, daß der Herr Graf den Gedanken der gnädigsten Gräfin mit großer Wärme zu unterstützen wußte. Allein es gab doch schwere Bedenken."

„Wie?" rief Aurora von Königsmark. „Ist der Muth und die Kraft des Herrn Kurfürsten Friedrich August nicht sprichwörtlich in ganz Europa? Hat er nicht schon als Jüngling in den Feldzügen am Rhein die Bewunderung der ganzen Armee erregt? Beim Himmel, der kühne Krieger steht ihm auf die Stirne geschrieben und bald wird sein Feldherrnruhm über alle Länder erschallen!"

Ihr Auge blitzte, als sie so sprach und man sah ihr wohl an, daß sie für das, was sie sagte, mit Leib und Seele einzustehen bereit war. Die beiden Herren kamen deßhalb auch in ziemliche Verlegenheit und zögerten eine Weile, ihr Antwort zu geben.

„Gnädigste Gräfin," versetzte endlich der Graf von Harrach, „Sie legen die Sache falsch aus. Gegen die hohen kriegerischen Eigenschaften des Herrn Kurfürsten und besonders gegen seine ritterliche Kühnheit, unterstützt durch eine riesige Kraft — hiegegen einen Einwand zu machen, wäre Wahnsinn und das fiel also auch in Wien Niemanden ein. Dagegen gibt es dorten einen altbewährten Feldherrn, den man doch nicht nur so ohne weiteres beseitigen kann, und von diesen Rücksichten wollte mein Freund, der Herr Reichshofrath sprechen."

„Ja," stimmte Herr von Boimburg bei, „so ist es. Der Graf Caprera hat dem Kaiserhause schon große Dienste geleistet und man konnte sich also denken, daß seine Ehrliebe schwer darunter leiden würde, wenn man ihn, den im Felde erprobten Krieger, zu Gunsten eines viel Jüngeren, obwohl allerdings viel Hochgeboreneren, als Oberbefehlshaber abdankte. Allein, dem Himmel sei Dank, man kam über diese Schwierigkeit weg."

„Und wie?" fragte die Gräfin von Königsmark.

„Oh," versetzte der Reichshofrath, „durch ein einfaches Auskunftsmittel. Graf Caprera wird fortfahren, die Oestreichische Armee als Chef zu commandiren, dagegen unter dem Oberbefehl Seiner Kurfürstlichen Gnaden als Generalissimus. Das heißt vorausgesetzt, daß der Herr Kurfürst den Oberbefehl übernimmt."

„Vorausgesetzt, sagen Sie?" meinte nun die Gräfin, offenbar durch die Worte sehr unangenehm berührt. „Es scheint also, Sie haben Bedingungen, auf welche einzugehen dem Kurfürsten schwer fallen möchte?"

„Wir wollen," entgegnete der Reichshofrath ausweichend, „die Sache streng nach der Ordnung verfolgen. Also, wie gesagt, das erste Bedenken wurde noch ziemlich leicht beseitigt; viel mehr Schwierigkeiten aber machte das zweite. Sie wissen, gnädigste Gräfin," fuhr er darauf mit etwas unsicherer Stimme fort; „Sie wissen, daß wir im Kaiserstaate sehr gut katholisch gesinnt . . . . ."

„Ha, ha, ha, ha!" lachte die Gräfin laut auf, als der Andere hier stockte. „Das zweite Bedenken lag also darin, daß der Kurfürst protestantisch ist? Glaubt man denn im Kaiserstaate, daß

der Heldenmuth von der Religion abhängt? Nun, bei Gott, das ist denn doch etwas stark!"

Abermals lachte sie laut auf und betrachtete die beiden Herren mit einem spöttischen Blicke.

„Sie müssen die Sache von einer andern Seite betrachten," erwiederte sofort der Graf von Harrach. „So einseitig und engherzig denkt man im Kaiserstaat nicht; wenigstens nicht unter den Gebildeteren und Höherstehenden. Allein man hat dort Rücksichten zu nehmen, besonders auch Rücksichten auf Rom, und überdem wissen Sie ja .... Nun, warum sollen wir es verhehlen? Der Einfluß des ehrwürdigen Pater Wolf, des Kaiserlichen Beichtvaters, darf nicht unterschätzt werden und hinter dem Pater Wolf steht eine mächtig große Partei, welche ....."

„Welche," unterbrach ihn die Gräfin hastig; „welche erklärt, die Religion sei in Gefahr, wenn ein protestantischer Held den Muselmann auf's Haupt schlägt? Nicht wahr so lautet der Katechismus der frommen Väter vom Orden Jesu in Wien? Doch ich will Ihnen etwas sagen, meine Herren," fuhr sie dann mit großem Ernste fort, „die Republik Venedig rühmt sich auch ein gut katholischer Staat zu sein, aber sie trug nicht einen Augenblick lang Bedenken, meinen tapfern Oheim, den Grafen Otto Wilhelm von Königsmark trotz seines protestantischen Glaubensbekenntnisses zum Oberfeldherrn all' ihrer Land- und Seetruppen zu berufen, und wie er gefallen war setzte sie ihm ein steinernes Denkmal mit der Inschrift: Semper Victori."

„Dasselbe Beispiel," erklärte sofort der Reichshofrath von Boimburg, sich tief vor der Gräfin verneigend, „hat auch König Joseph, der Thronerbe von Oestreich, im Ministerrathe angeführt und seinen freisinnigen Worten ist es gelungen, das Bedenken der Kaiserlichen Majestät zum Schweigen zu bringen. Somit steht auch von dieser Seite, von Seiten der Religion meine ich, kein Hinderniß mehr entgegen."

„Auch von dieser Seite?" rief die Gräfin. „Also gibt es doch noch eine Seite, welche Hindernisse bereitet?"

„Ich kann es nicht läugnen," erwiederte der Reichshofrath; „allein diese Seite ist nicht in Wien zu suchen."

„Wie?" fragte die Gräfin. „Nicht in Wien? Also hier? Ha, ich errathe, Sie meinen den Feldmarschall von Schöning."

„Offen gestanden, ja," erklärte der Graf von Harrach. „Der Feldmarschall ist uns seit Jahren feindlich gesinnt und übt einen großen Einfluß auf Seine Durchlaucht, den Kurfürsten aus."

„Aber," wandte die Gräfin eifrig ein, „dieser Einfluß ist doch nicht so groß, daß . . . ."

Sie schwieg still ohne zu vollenden.

„Wie groß," fuhr der Graf von Harrach fort, „der Einfluß des Feldmarschalls auf den Kurfürsten ist, wollen wir nicht näher untersuchen; doch sicherlich faßt Seine Durchlaucht in Militaribus keinen definitiven Entschluß, wenn er nicht von seinem Feldmarschall gebilligt wird."

„Der Kurfürst," erwiederte die Gräfin von Königsmark in bestimmter Weise, „wird in seinem Willen, den Oberbefehl der deutschen Armee gegen die Türken in Ungarn zu übernehmen, nicht mehr wankend gemacht werden können, denn er glüht für die Aussicht, ein großer Feldherr zu werden."

„Möglich," versetzte der Graf von Harrach, der sein Ziel mit großer Hartnäckigkeit verfolgte; „allein nicht blos möglich, sondern gewiß ist, daß der Kurfürst, wenn er in's Feld rückt, den Feldmarschall als seinen Unterbefehlshaber, oder besser gesagt, als seinen ersten Berather mit nimmt, und daß also Herr von Schöning auf alle Kriegsoperationen den umfassendsten Einfluß hätte. Sie werden das selbst zugeben müssen, gnädigste Gräfin."

Die Gräfin erwiederte eine Zeitlang nichts, aber man sah ihr an, daß sie dem Grafen rechtgebe. „Wenn," bemerkte sie endlich; „wenn dem so wäre, wie Sie sagen, was dann weiter?"

„Dann," sprach der Graf Harrach in sehr entschiedenem Tone, „dann wären alle Operationen schon zum voraus gelähmt, denn der Graf Caprera und der Feldmarschall von Schöning stünden sich ewig feindlich gegenüber."

„Man verlangt also," versetzte die Gräfin von Königsmark,

„daß der Feldmarschall von Schöning den Kurfürsten unter keinen Umständen begleite?"

„Ja, das verlangt man Kaiserlicherseits," erwiederte der Reichshofrath sehr offen.

„Gut," sagte die Gräfin nach einigem Nachdenken; „der Kurfürst wird ohne den Feldmarschall in's Feld rücken. Es wäre dem alten Soldaten viel zu viel zugemuthet, jetzt noch, wo ihn Gicht und Steinschmerzen alle Augenblicke auf's Krankenlager werfen, einen Feldzug mitzumachen. Dieß wird der Kurfürst einsehen und . . . und," setzte sie gleich darauf in lebhafter Weise hinzu, „wenn ich's recht überlege, so braucht kein Mensch, am wenigsten der Feldmarschall von Schöning, jetzt schon etwas von unseren Projecten zu erfahren. Gewiß, wir lassen die Sache erst laut werden, wenn wir, das heißt wenn Seine Durchlaucht über Alles mit Ihnen in's Reine gekommen ist. Sie haben doch eine Generalvollmacht, Herr Reichshofrath von Boimburg?"

„Gewiß," erwiederte derselbe; „eine solche Vollmacht besitze ich; allein was das Geheimhalten unserer Unterhandlungen anbelangt, so dürfte es damit seine bedeutenden Schwierigkeiten haben. Schon meine Anwesenheit hier am Hofe zu Dresden muß zu gewissen Vermuthungen Anlaß geben und . . . ."

„Ganz richtig, mein lieber Herr Reichshofrath," unterbrach ihn die Gräfin von Königsmark lächelnd, „und ebendeßwegen werden Sie auch sogleich, ohne daß Sie sich irgendwo zeigen, zur Kur nach Karlsbad abreisen. Dort kann Ihr Aufenthalt Niemanden auffallen und ebensowenig wird man sich etwas Besonderes dabei denken, wenn Seine Kurfürstliche Durchlaucht sich in sechs oder acht Tagen ebenfalls zur Kur nach Karlsbad begibt. Also, meine Herrn, auf fröhliches Wiedersehen an den heißen Quellen des Teplthales!"

Die Herren verstanden den Wink und verabschiedeten sich; den andern Morgen aber in aller Frühe reiste der Reichshofrath von Boimburg von Dresden ab, ohne daß er sonst Irgendjemandem einen Besuch abgestattet hätte. So galt er also für nichts weiter, als für einen durchreisenden Fremden, und kein

Mensch legte seiner so überaus kurzen Anwesenheit irgend eine Wichtigkeit bei.

Wenige Tage später verlautete, daß die Aerzte dem Kurfürsten angerathen hätten, die Wasser von Karlsbad zu trinken. Die Leute lachten darüber, denn Friedrich August sah so kerngesund aus, daß von einer Krankheit bei ihm keine Rede sein konnte; allein nach kurzem überzeugte man sich von der Wahrheit der Nachricht, indem sofort in Karlsbad selbst die großartigsten Vorbereitungen getroffen wurden. Improvisirte man doch im genannten Badeorte — abgesehen von den Wohnungen, die man miethete — sogar ein eigenes Lusthaus, allerdings nur von Balken und Brettern, aber doch ein eigenes Lusthaus, das man zugleich so ausstattete, daß darinnen Feste der Art, wie sie der Kurfürst liebte, abgehalten werden konnten!

Die Vorbereitungen nahmen eine Woche und länger in Anspruch und so kam es, daß die Abreise des Kurfürsten bis zum 4. Mai 1695 verzögert wurde; an diesem Tage aber ging sie mit großem Eclat vor sich. Friedrich August nehmlich liebte es nicht, sich nur von Wenigen begleiten zu lassen, sondern er nahm nach der Sitte der damaligen Zeit einen großen Theil des Hofes mit sich und zwar Damen wie Herrn, obwohl die beiden Kurfürstinnen, seine Mutter und seine Frau, in Dresden zurückblieben. Ueberdem lud er auch noch verschiedene Höhergestellte, besonders aus dem Militärstande, zu seiner Begleitung ein und unter diese gehörte auch der Geheimerath und Generalmajor Graf von Löwenhaupt, der seit kurzem seine neue Funktionen angetreten hatte. Daß aber der Graf nicht ohne seine Gemahlin, und diese nicht ohne ihre Schwester, der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, sein konnte, nun das verstand sich doch von selbst und kein Mensch konnte es auch nur auffallend finden.

Es begann also jetzt ein sehr lustiges Leben in Karlsbad, so lustig, daß alsbald eine Menge von Fremden dahin strömte, trotzdem die eigentliche Kurzeit dorten sonst erst mit dem Ende, und nicht mit dem Anfang des Monats Mai zu beginnen pflegt. Allein es hätte können Winter sein, diese Sorte von Kurgästen wäre doch gekommen, denn der splendide Friedrich August von Sachsen ging

mit den schweren Dublonen um, als wären sie Rechenpfennige, und die Feste, die er in seinem über Nacht hervorgezauberten Lusthause gab, übertrafen Alles, was man sonst in Karlsbad sehen konnte. Kurz also, man vergnügte sich in Karlsbad ganz außerordentlich und die Königin all' dieser Lustbarkeiten war natürlich keine Andere, als Maria Aurora von Königsmark.

Ja wohl, sie war die Königin und es schien, als ob sie für gar nichts Sinn habe, als nur für's Spielen, Tanzen, Lachen und Tollen. Wer sie jedoch genauer beobachtete, dem konnte es nicht entgehen, daß unter all' diesem Lachen und Tollen ein tiefer Ernst verborgen sei; ja daß sie damit am Ende nur beabsichtige, ihre wirklichen Zwecke mit einer undurchdringlichen Maske zu bedecken. Es verging nehmlich fast kein Tag, an dem nicht der Reichshofrath von Boimburg in Begleitung des Grafen Harrach sie besuchte, und bei allen diesen Besuchen, die oft mehrere Stunden in Anspruch nahmen, war regelmäßig auch der Kurfürst anwesend. Ueberdem der Oberkammerherr und erste Minister von Haxthausen, sowie der Generalwachtmeister Graf Reuß, mit seinem ganzen Namen Heinrich VI. Graf Reuß-Greitz genannt, ein tapferer Herr, der schon von Jugend an im sächsischen Militär diente. Was hatten diese Herren so oft und so lang bei Maria Aurora zu thun? Waren es etwa blos Höflichkeitsbesuche? Oder besprachen sie mit der Gräfin und dem Kurfürsten die Feste, welche zunächst gefeiert werden sollten? Nun am 23. Mai kam's zu Tage, denn eben an diesem 23. ward der Vertrag unterzeichnet, über welchen nun schon seit Wochen zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser von Oesterreich unterhandelt worden war. Dieser Vertrag enthielt eine Menge von Punkten, über welche ich, weil sie dem Leser höchst gleichgültig sein würden, ganz füglich mit Stillschweigen hinweggehen kann; die Hauptpunkte aber waren zum ersten: engste Allianz Sachsens mit dem Kaiserhause, zum zweiten: Ernennung des Kurfürsten Friedrich August zum Oberfeldherrn gegen die Türken, zum dritten: Stellung von 8000 Mann von Seiten Sachsens, zum vierten endlich Ernennung des Grafen Reuß zum Commandanten dieser 8000 Mann mit Uebergehung des Feldmarschalls von Schöning.

Das waren die vier Hauptpunkte des Vertrags und kaum hatten die beiden Contrahenten denselben unterzeichnet, so ging man auch an dessen Ausführung. Ja wohl, und mit welchem Eifer ging man daran! Mit einem Eifer, der den Kurfürsten unendliche Summen, das Land Sachsen aber unendliche Thränen kostete. Die Summen kann man darnach ermessen, daß das Gefolge des Kurfürsten aus nicht weniger als sechshundert Personen mit zusammen achthundert Pferden bestand, und die Thränen darnach, daß die achttausend Mann genommen wurden, wo man sie vorfand. Verheirathet oder unverheirathet, unentbehrlich für die Familie oder gar auch einzige Söhne von Wittwen — Alles einerlei, die Werber fingen alle junge Männer weg, die ihnen tauglich erschienen, und drangen selbst in die Kirchen, wenn sich dieselben dahin geflüchtet hatten. Kurz es war eine förmliche Menschenjagd und es konnte also gar nicht anders sein, als daß eine Menge von Familien dadurch in die tiefste Trauer versetzt wurden.

Ein Gutes übrigens hatte diese gewaltthätige Art von Rekrutirung, das nehmlich, daß die erforderliche Mannschaft in unglaublich kurzer Zeit auf den Beinen stand, und so wurde es möglich, daß Friedrich August bereits am 17. Juni über seine 8000 Mann in Töplitz, wo man sie concentrirte, große Heerschau halten konnte. Unmittelbar darauf trat die Armee unter dem Grafen Reuß — die Cavallerie führte General Rosen, die Infanterie General Birkholz — ihren Marsch nach Oestreich an und schon am 24. Juni folgte ihr der Kurfürst selbst mit seiner ganzen Equipage nach. Vorwärts, war jetzt die Losung; vorwärts in's Feld, um hohen Kriegsruhm zu erwerben!

Die Gräfin Aurora von Königsmark hatte nun endlich erreicht, nach was sie getrachtet, seit sie sich mit Friedrich August in Liebe verbunden. Sie hatte es so weit gebracht, daß ihr Geliebter an die Spitze einer großen Armee gestellt wurde, und nicht einen Augenblick lang zweifelte sie, daß sein Name bald die ganze Welt erfüllen müßte. Wie schwoll ihr jetzt das Herz bei diesem Gedanken! Wie laut auf jubelte sie in ihrem Innern, sie die nichts Höheres kannte, als seine Größe, seine Ehre, seinen Ruhm! Der

Leser aber, der dieß weiß — wird er sie verwechseln wollen mit jenen Gunstdamen gewöhnlichen Schlags, welche an nichts dachten, als an ihre eigene Erhöhung, ihr eigenes Wohlleben, ihren eigenen Reichthum? Ja wird es ihm nur möglich sein, jetzt noch mit Verachtung auf sie niederzusehen, weil sie das große Verbrechen beging, eine Liebe im Herzen zu tragen, welcher die Kirche ihre Sanction versagte? Doch, kehren wir zu Friedrich August zurück, um zu sehen, ob er die großen Hoffnungen wahr machte, welche seine geliebte Aurora auf ihn setzte!

Zu Anfang Juli kam derselbe in Wien an und um ihm einen Beweis seiner Hochachtung zu geben, fuhr ihm der Kaiser Leopold mit seinem Erstgeborenen, dem römischen König Joseph, bis zur Donaubrücke entgegen. Dann war große Tafel im Sommerpalais Favorite in den Apartements der Kaiserin, wobei die Aufwartung, statt von der Dienerschaft, von den Hofdamen besorgt wurde, und durch solche Auszeichnung fühlte sich Friedrich August so geehrt, daß er die Gesundheit des Kaisers stehend ausbrachte. Der Kaiser dankte ebenfalls stehend und am Abend ließ er seinen Gast in seinem eigenen Gallahofwagen nach dessen Wohnung in der großen Garten-Villa des Reichshofraths von Schaller bringen. So verging der erste Tag und der zweite begann ebenfalls gleich wieder mit Festlichkeiten. Nicht minder der dritte, vierte, fünfte und sechste, so daß es fast scheinen wollte, Friedrich August sei nicht des Kriegs wegen nach Wien gekommen, sondern rein blos, um sich vom Kaiser festiren und mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäufen zu lassen. Doch nicht blos der Kaiser erwies sich so ungewöhnlich zuvorkommend gegen Friedrich August, sondern fast noch mehr dessen Erstgeborner, der römische König und nachherige Kaiser Joseph, welcher, wie dem Leser schon von früher her bekannt ist, dem Kurfürsten von Sachsen mit glühender Bewunderung anhing und daher Allem aufbot, um demselben den Aufenthalt in Wien so angenehm als möglich zu machen. Ueberdem ist nicht die Kaiserstadt an der Donau von jeher durch die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer Bewohnerinnen berühmt gewesen und wird man es daher nicht ganz in der Ordnung finden, daß die Schönsten der Schönen am

Hofe einander den Ruhm streitig machten, das Herz des sächsischen Hercules erobert zu haben? Ja wohl, sie machten sich den Ruhm streitig und am meisten Mühe gab sich in dieser Beziehung Fräulein Lambert, die Nichte des Grafen Harrach, eine Dame von wunderbar herrlichen Körperformen. Doch gelang ihr die beabsichtigte Eroberung? Nun Friedrich August war ein Mann voll sinnlicher Gluth und kannte die unwandelbare Treue in der Liebe nur vom Hörensagen. So hätte er sich sicherlich kein Gewissen daraus gemacht, trotz aller Schwüre, die Maria Aurora von ihm empfangen, mit Fräulein Lambert ein wenig zu sündigen; allein ihr fehlten die Augen der Gräfin von Königsmark und noch mehr fehlte ihr der Geist, der aus jenen Augen leuchtete. Weil ihr aber dieß fehlte, wurde es ihr nicht möglich, das Bild Aurora's aus dem Herzen Friedrich Augusts zu verdrängen, und noch weniger brachte dies eine der anderen Schönheiten am Kaiserlichen Hoflager zu Stande. Damit will ich übrigens nicht gesagt haben, daß der sächsische Kurfürst gleich einem Anachoreten in Wien lebte; im Gegentheil schwelgte und tollte er mit König Joseph oft ganze Nächte hindurch und verdankte es nur seiner riesigen Kraft, daß seine Gesundheit darunter nicht nothlitt.

So vergingen die Tage in Wien in lauter Herrlichkeit und Freude und der eigentliche Zweck, wegen dessen Friedrich August in die Kaiserstadt gezogen war, schien gänzlich vergessen zu sein. Endlich aber am 27. Juli, nachdem den Tag zuvor das Geburtsfest des Königs Joseph auf's solenneste begangen worden war, traf die Nachricht ein, daß die Kaiserliche Armee vereint mit dem großen sächsischen Corps den Türken gegenüber schlagfertig an der unteren Donau stehe, und nun natürlich mußte von den Freuden Wiens geschieden werden. Am 28. in der Früh brach also Friedrich August auf und die ganze Bevölkerung der großen Stadt war auf den Beinen, um bei dem Abzug des Oberfeldherrn, dessen kriegerische Begleitung fast die Größe eines Regimentes hatte, gegenwärtig zu sein. Nach wenigen Tagen erreichte er die Armee und nun übernahm er sogleich das Obercommando. „Sieg oder Tod" war seine Losung und „Drauf und Dran" seine Parole!

Doch was soll ich nun von dem Feldzuge berichten? War er wirklich ein so glorreicher, als man von demselben erwartet hatte? Nein er war es nicht, sondern im Gegentheil, es wurden gar keine großen Resultate erreicht. Freilich als einen tapferen Helden erwies sich Friedrich August und in der Schlacht stand er überall voran. Ja mit solcher Kühnheit drang er in den Feind, daß die Muselmannen ihn nur den Demir Delhe, das ist die Eiserne Hand nannten und überall auseinanderstoben, wo seine Heldengestalt erschien. Allein obschon er damit bewies, daß er als ein anderer Roland zu kämpfen und diesen sogar noch vielleicht an riesiger Kraft und Tollkühnheit zu übertreffen wisse, so wurden damit doch keine Siege zu Stande gebracht und von dem Hinauswerfen der Türken aus Ungarn war ohnehin keine Rede. „Das Heer, welches man dem Kurfürsten Friedrich August anvertraut," meinten seine Anhänger, „sei allzugering gewesen, als daß er der Uebermacht Mustapha's II. hätte die Oberhand abgewinnen können, und überdem sei Graf Caprera, der Befehlshaber der österreichischen Truppen, aus Neid und Eifersucht, weil er den Oberbefehl nicht erhalten, jeder erfolgreichen Operation immer hemmend in den Weg getreten." Andere freilich waren der Ansicht, die Hauptschuld des unsiegreichen Feldzugs sei darin zu suchen gewesen, daß Friedrich August zwar wohl die Eigenschaften eines Ritters ohne Furcht und Tadel, aber keineswegs die eines Strategen und Feldherrn besitze, und der Kaiser habe daher sehr unrecht gethan, einem solchen Manne, blos weil er als ein Prinz und Kurfürst geboren worden sei, das Schicksal einer Armee anzuvertrauen. Doch sei dem, wie ihm wolle, in der Mitte des October bezogen die Truppen die Winterquartiere und am 23. selbigen Monats traf Friedrich August nach kaum dreimonatlicher Abwesenheit wieder in Wien ein, um sich von neuem verschiedene Wochen lang in die Lustbarkeiten jener durch ihren Leichtsinn sprüchwörtlich gewordenen Stadt zu stürzen. Auch ehrte ihn der Kaiser, als wären große Siege errungen worden, und König Joseph ohnehin wich ihm fast gar nicht von der Seite.

So wurde es Mitte December 1695 und immer noch hielt

man ihn in Wien fest. Da aber brach endlich die Sehnsucht nach Maria Aurora durch und schnellstens traf er nun seine Anstalten zur Abreise. Eben so schnell machte sich die Reise selbst und schon am 21. December hielt er seinen Einzug in Dresden. Wie aber wurde er da empfangen? Natürlich nicht anders, denn wie ein Held, der in hundert Schlachten gesiegt, nach dem Beispiel Ludwig's XIV., der auch immer aus seinen Feldzügen als Triumphator in der Stadt Paris einzog! Weit mehr übrigens, als bei diesem großartigen Empfang, empfand sein Herz, als er seine Maria Aurora zum ersten Mal wieder sah, und die Beiden schwelgten in einem Glücke, das ich nur dadurch richtig bezeichnen kann, wenn ich es ein unaussprechliches nenne. Ja um so mehr muß ich es so nennen, als sie sich alle Mühe gaben, ihre Liebe vor der Welt zu verbergen, denn um keinen Preis hätte es die Gräfin von Königsmark über sich gewonnen, öffentlich vor den Augen der beiden Kurfürstinnen als die Gunstdame Friedrich Augusts aufzutreten. Darum wohnte sie auch noch immer bei ihrer Schwester, der Frau Gräfin von Löwenhaupt, ohne auf ein eigenes Palais mit eigener Hofhaltung, wie die französischen Maitressen thaten, Anspruch zu machen.

Es war nun wieder Alles beim Alten, seit der Kurfürst nach Dresden zurückgekehrt war, und Feste folgten auf Feste, gerade wie im vergangenen Jahre. Auch prangte auf diesen stets Maria Aurora als die Königin des Vergnügens und der Kurfürst huldigte ihr auf eine Weise, daß man über ihr gegenseitiges Einverständniß nicht im Zweifel sein konnte. Allein was geschah, das geschah auf eine Weise, daß der Anstand nie verletzt wurde, und noch weniger kam es je zu einem öffentlichen Aergernisse. Insbesondere aber konnte sich die Frau Kurfürstin, die Gemahlin Friedrich Augusts, nie darüber beklagen, daß ihr Gatte ihr kalt oder gleichgültig oder gar wegwerfend begegne, und was die Gräfin von Königsmark selbst anbelangte, so benahm sie sich stets als die Bescheidenste und Ehrerbietigste von allen Damen des Hofes. Nun aber, war es wirklich ganz allein das Vergnügen, welchem sich Friedrich August während des Winters von 1695 auf 1696 an seinem Hofe zu

Dresden hingab? Aeußerlich schien es so; wer ihn jedoch genauer beobachtete, der konnte sich überzeugen, daß hinter dem Vergnügen ein tiefer Ernst verborgen sei, denn in aller Stille wurden die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge getroffen. Friedrich August nehmlich hatte es mit dem Kaiser abgemacht, daß er in diesem Jahre abermalen den Oberbefehl gegen die Türken führen solle, und zwar ganz unter denselben Bedingungen, wie das Jahr zuvor, nur mit dem Unterschied, daß dießmal das sächsische Contingent auf 12,000 Mann zu bringen sei.

Im April 1696 marschirte das sächsische Contingent unter dem Commando des Grafen Reuß ab und am 2. Mai folgte Friedrich August mit seinem großen Gefolge. Auch hielt er sich dießmal nur wenige Tage in Wien auf und traf daher schon am 12. Mai bei der Armee in Ungarn ein. Der Fehler des vorigen Jahres, den Feldzug allzuspät begonnen zu haben, sollte dießmal vermieden und den Türken keine Zeit gegeben werden, sich in Uebermacht zu sammeln! Man hegte also große Hoffnungen von dem heurigen Kampfe und in Dresden wie in Wien horchte man gespannt nach den Zeitungen von den kommenden Ereignissen. Allein leider — eine erfreuliche Botschaft wollte nicht kommen und nicht einmal die Belagerung von Temeswar führte zu einem Resultate, obwohl Friedrich August dabei den Türken seine eiserne Hand mehr als einmal in rauher Weise zu fühlen gab. Endlich am 27. August kam's zur Schlacht von Olasch und diese fiel so blutig aus, daß über 6000 Muselmannen nebst mindestens ebenso vielen Christen auf der Wahlstadt blieben. Friedrich August verrichtete während des Kampfes Wunder der Tapferkeit und schonte sein Leben so wenig, daß er trotz seiner riesigen Stärke sogar nahe daran war, getödtet zu werden oder doch in Gefangenschaft zu gerathen. Dessenungeachtet behauptete der Feind das Schlachtfeld und in Folge dessen mußte die Belagerung von Temeswar definitiv aufgegeben werden. Wer trug nun hieran die Schuld? Dießmal nicht Friedrich August, darüber herrschte in seiner Umgebung die größte Einstimmigkeit, sondern vielmehr einzig und allein der General Graf Caprara, der mit seinem Truppencorps nicht gehörig einwirkte, weil er dem

Oberfeldherrn den Ruhm eines Siegs mißgönnte. Vom heftigsten Zorne erfaßt, verließ also sofort Friedrich August die Armee und begab sich spornstreichs nach Wien, um seinen Feldherrnstab in die Hände des Kaisers zurückzugeben. Ja noch mehr, er wollte auch das Bündniß, das er mit dem Kaiser geschlossen, lösen und sein ganzes Contingent nach Sachsen heimmarschiren lassen!

Doch hiezu kam es nicht, denn der Kaiser, dem unendlich viel an der Beihülfe und Freundschaft des mächtigsten Kurfürsten im deutschen Reiche gelegen war, begegnete ihm mit einer Zuvorkommenheit, die seinen Zorn entwaffnen mußte, und noch mehr trug hiezu die Freundschaft bei, welche der König Joseph ihm in aufrichtigster Weise zollte. So blieb also Friedrich August in Wien und wiederum folgte ein Fest dem andern, um im Rausche derselben allen Groll vollends hinwegzuschwemmen. Auch gelang dieß wirklich und es wurde deßhalb an dem bisherigen Verhältniß auch nicht das Geringste geändert, das allein ausgenommen, daß die Oberfeldherrnstelle gegen die Türken nunmehr in die Hände eines anderen Fürsten gelegt wurde, nehmlich in die des Prinzen Eugenius, welcher bald darauf die Welt mit seinem Ruhm erfüllte.

Tag für Tag verlebte also Friedrich August in Herrlichkeit und Freude; ihren Culminationspunkt aber erreichte diese Lust am 21. October 1696. Am besagten Tage nehmlich erhielt er einen Courier aus Dresden, und dieser Courier brachte ihm die Nachricht, daß einige Tage zuvor, am 17., die Kurfürstin seine Gemahlin ihm einen Sohn geboren habe, den nachherigen August III., von welchem der Leser noch Manches erfahren wird. Einen Sohn und Nachfolger schenkte ihm seine Gemahlin, und dazuhin einen gesunden kräftigen Sohn; wie hätte er da nicht aufjauchzen sollen vor Lust? Ja würde es nicht sogar jetzt alle Welt für ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn er alsobald in seiner Freude gen Dresden aufgebrochen wäre, um den Erstlings-Sprossen seines Ehestandes in die Arme zu schließen und der Taufe desselben in Person beizuwohnen? Hiezu jedoch traf er keineswegs Anstalt, sondern er blieb vielmehr in Wien, sich damit begnügend, einen Beglückwünschungs-Courier nach Dresden zurückzusenden und in seinem Palais

in Wien selbst ein großes Fest zu Ehren der Geburt seines Thronerben zu veranstalten. Etwas Weiteres geschah nicht und vom 23. October an lebte er wieder ganz wie früher.

So vergingen abermalen vierzehn Tage. Da am 9. Novbr. 1696 erhielt Friedrich August einen Brief auf dem ganz gewöhnlichen Wege durch die Post, und über diesen Brief gerieth er ganz außer sich vor Entzücken. Mehr als hundertmal drückte er ihn an's Herz und mehr als dutzendmal las er ihn immer wieder von neuem durch. Ja noch mehr, er gab nun sogleich Befehle zur Abreise und ließ sich durch keine Vorstellungen des Kaisers, durch keine Bitten des Königs Joseph dazu bewegen, noch länger zu bleiben. „Unaufschiebbare Pflichten rufen mich nach Dresden zurück," erklärte er ganz unumwunden; aber worin diese Pflichten bestünden, darüber ließ er sich nicht weiter vernehmen und ebensowenig machte er gegen Irgendwen eine Mittheilung über den Inhalt des empfangenen Briefes. Selbst der Kammerherr von Vitzthum, vor dem er doch sonst gar keine Geheimnisse hatte, erfuhr nichts davon, und somit mußte die Nachricht, die er bekommen hatte, ein äußerst wichtiges Geheimniß enthalten. Und nun, worin bestand das Geheimniß? Ich will es dem Leser anvertrauen, obgleich der Schleier erst verschiedene Jahre später für das Publikum gelüftet wurde. Es bestand einfach darin, daß dem Kurfürsten von Sachsen am 28. October noch ein zweiter Sohn geboren wurde, und zwar von der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, welche noch immer den Abgott seiner Seele bildete.

Friedrich August war also jetzt kurz nach einander Vater von zwei Söhnen geworden; allein welch' ein mächtiger Unterschied in der Geburt von diesen Beiden! Der Erste, der am 17. October zur Welt kam, wurde gleich mit sechzig Kanonenschüssen begrüßt und in den sämmtlichen Kirchen des sächsischen Landes sandte man für sein Gedeihen die heißesten Gebete gen Himmel. Die hohe Wöchnerin aber beglückwünschte man von allen Seiten und alle größeren Städte des Landes, Dresden und Leipzig voran, sandten eigene Deputationen an sie ab. Natürlich, denn ihr Sohn war ja ein rechtmäßiger und mußte, wenn er am Leben blieb, dereinstens

den Kurhut von Sachsen erben; wie hätte man also über ein solch' frohes und zugleich hochwichtiges Ereigniß nicht jubiliren sollen? Ganz anders stand es dagegen um die Geburt des zweiten Knaben, welcher nichts war als ein Spurius, das heißt ein Bursche, der gar kein legitimes Recht zur Existenz besaß. Wir wissen, wie sehr sich Maria Aurora scheute, öffentlich als die Gunstdame Friedrich August's zu gelten, und wie sie insbesondere Alles vermied, was irgend Aergerniß geben konnte. Darum, so bald sie merkte, daß sie sich in anderen Umständen befinde, that sie Alles, um ihren Zustand zu verbergen, und es gelang ihr dieß so gut, daß selbst die eigene Schwester nichts davon inne wurde. Später, als die Zeit der Entbindung immer näher rückte, reiste sie, wie sie auch früher schon öfter gethan, in's Stift nach Quedlinburg zu der dortigen Aebtissin, deren Freundschaft sie sich zu erwerben gewußt hatte, und kein Mensch fand hierin irgend etwas Auffallendes. Auch merkten die Stiftsdamen nicht das Geringste, so gut wußte sie sich zu kleiden, und die Aebtissin selbst, die gute Anna Dorothea, von Geburt eine Prinzessin von Weimar, auf die wir später zurückkommen werden, hätte selbst noch nach Jahren ihr Leben darauf verwettet, daß Maria Aurora nie und nimmer Mutter geworden sei. Kaum übrigens war die Gräfin von Königsmark einige Wochen in Quedlinburg, so schützte sie vor, in geschäftlichen Angelegenheiten schnell nach Hamburg reisen zu müssen, und reiste auch, nur von ihrer vertrauten Kammerfrau begleitet, sogleich ab. Doch nicht nach Hamburg, sondern nach Goslar, wo sie sich für die Frau eines vornehmen fremden Officiers ausgab und im Hause des Bürgers Heinrich Christoph Winkel einmiethete. Hier nun hielt sie ihr Wochenbett, aber ganz in aller Heimlichkeit, so daß über diesen Actus das Taufregister der Goslaer Marktkirche nur Folgendes berichtete: „Den achtundzwanzigsten October im Jahre 1696 Abends zwischen sieben und acht Uhr ist von der vornehmen Frau in N. Heinrich Christophs Winkel's Hause ein Söhnchen geboren und den 30. ejusdem Abends im Hause von Magister S. Alb mit dem Namen Mauritius dem Herrn Jesu einverleibt worden. Gevatter haben gestanden Herr Dct. Trumph, N. N. Dusings und N. Heinrich

Christoph Winkel." Also sogar ihren eigentlichen Namen verheimlichte Maria Aurora, um nur nichts über ihr Wochenbett zu Tage kommen zu lassen, und schon acht Tage nach demselben befand sie sich wieder in Quedlinburg. Natürlich aber ohne ihren Mauritius oder Moritz, sondern diesen übergab sie ganz in der Stille einer Amme und ließ ihn zunächst unter fremdem Namen auf einem Dorfe bei Halle auferziehen.

Auf solche verschiedene Weise ging es zu bei der Geburt der beiden Söhne des Kurfürsten Friedrich August; allein, wir wiederholen es, bei der Nachricht von der Geburt des legitimen Prinzen blieb Friedrich August ruhig in Wien, bei der Nachricht von der Geburt des illegitimen Sprößlings dagegen trieb es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, die Mutter des Knaben zu umarmen, und schon am 26. November 1696, fast zu derselben Stunde, da auch Maria Aurora von Quedlinburg zurückkehrte, traf er in Dresden ein. Auch darf ich nicht versäumen, hier gleich hinzuzusetzen, daß Friedrich August von nun an den Sohn Maria Aurora's nie mehr aus den Augen verlor, obwohl er denselben erst verschiedene Jahre später als seinen eigenen legitimirte; daß er ihn aber nicht aus den Augen verlor, dazu hatte er die gegründetste Ursache, denn dieser Sohn war kein Anderer, als der nachher so berühmt gewordene Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich, der Erbe Türenne's im Feldherrngenie.

Also am 26. November 1696 war Friedrich August nach Dresden zurückgekehrt und nun natürlich durfte man gewiß sein, daß wieder die großartigsten Festlichkeiten stattfinden würden. Der junge Kurfürst hatte ja eine so große Vorliebe für dergleichen Vergnügungen und überdem besaß er ein eigenes Talent im Arrangiren derselben. Wie hätte er also stille sitzen sollen, besonders da die Carnevalszeit in Aussicht stand, welche nach italienischer Art zu feiern er in Venedig so gründlich gelernt hatte? Doch ehe noch rein der Freude gelebt werden konnte, waren verschiedene, während der Abwesenheit des Kurfürsten liegen gebliebene, sehr wichtige Geschäfte in Ordnung zu bringen und insbesondere mußten zwei Aemter, das des Kriegs- und des Premierministers, denn der

Feldmarschall von Schöning war am 28. August 1696 und Freiherr von Harthausen gleich darauf gestorben, besetzt werden. Friedrich August hatte also in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr alle Hände voll zu thun und selbst, wie er endlich fertig zu sein glaubte — er hatte den Baron und Generallieutenant Adam Heinrich von Steinau zum Feldmarschall-Kriegsminister und den Freiherrn von Gersdorf zum Geheimeraths-Director ernannt — gab's wieder eine neue Abhaltung. Ganz unversehens nehmlich kam der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., am 14. December auf Besuch nach Dresden, aber nicht der Kurzweil wegen, sondern um wichtige Staatsgeschäfte abzumachen. Ja wohl sehr wichtige und geheime, und eben deßwegen hatte er auch nicht im Schlosse zu Dresden selbst, sondern auf der Moritzburg zu logiren gewünscht. Somit sah sich Friedrich August genöthigt, ebenfalls auf die Moritzburg hinauszuziehen, und in Folge dessen wurde es in dieser Zeit am Hofe zu Dresden so still und düster, daß man glaubte, vor Langeweile sterben zu müssen. Dazu kam noch ein eben so düsterer Himmel, denn es stürmte, regnete und schneite den ganzen Tag durcheinander, so daß den armen Hofleuten am Ende nichts übrig blieb, als einsam und verlassen hinter dem warmen Ofen sitzen zu bleiben.

Gerade so hielt es auch Maria Aurora von Königsmark, und am Morgen des 17. Decembers war sie eben mit dem Ordnen von Briefschaften beschäftigt, als man ihr den Obersten von Flemming meldete. Die schöne Gräfin sah etwas verwundert auf, dieweil der besagte Herr ihr bis jetzt, wie es schien absichtlich, ziemlich fern geblieben war. Trotzdem nahm sie seinen Besuch an und gleich darauf trat der Oberst klirrenden Trittes in's Gemach.

Der Oberst von Flemming war derselbe Baron Jacob Heinrich von Flemming, welchen ich dem Leser schon einmal vorgeführt habe, und mit seiner Person hatte sich diese Zeit her nichts verändert, als daß er jetzt Cavallerieoberst-Epauletten trug. Der Kurfürst Friedrich August nehmlich hatte ihm mit dem Beginn des ersten Ungarischen Feldzugs ein Dragoner-Regiment verliehen und als Commandant desselben hatte Flemming sowohl anno 1695 als

1696 tapfer mitgekämpft. Auch war seine Tapferkeit nicht unbemerkt geblieben, denn Friedrich August übersah in dieser Beziehung nicht leicht Etwas, und ebendeßwegen wunderte man sich allgemein, daß es der Herr Oberst bis jetzt noch nicht zum General hatte bringen können. Zum General, der er sicherlich so gerne geworden wäre, da ihm der Ehrgeiz auf die Stirne geschrieben stand! Aber freilich, er zählte noch keine dreißig Jahre und in solchem Alter gelang es nach der damaligen Ordnung der Dinge gewöhnlich nur sehr hochgeborenen Herren, eine so hervorragende Stellung zu erringen.

„Gnädigste Gräfin," begann der Oberst, nachdem er auf einen Wink Maria Aurora's ihr gegenüber Platz genommen hatte, „ich bitte es nicht als Zudringlichkeit auszulegen, wenn ich mich bei Ihnen zur Audienz habe melden lassen. Ich wünschte über Hochwichtiges mit Ihnen zu reden."

„Sprechen Sie, mein Herr Obrist; ich bin ganz Ohr," erwiederte die Gräfin von Königsmark.

„Zuvörderst," fuhr der Oberst in seiner etwas derben Weise fort, „möchte ich mir die Frage erlauben, ob Sie überzeugt sind, daß ich ein unbedingt treuer Anhänger Seiner Durchlaucht, unseres Kurfürsten bin, und ich frage dieß, weil ich mir erlauben werde, Dinge zur Sprache zu bringen, die eigentlich weit über meinen Horizont gehen, denn, wie Sie sehen, bin ich blos einfacher Dragonerobrist."

„Sie werden es aber," meinte die Gräfin mit einem verbindlichen Lächeln, „bald weiter gebracht haben, denn bei Ihren Verdiensten muß man schnell vorrücken. Auch weiß ich zuverlässig, daß unser gnädigster Kurfürst Ihnen besonders wohl gewogen ist, besonders seit Ihrem heldenmüthigen Zweikampf mit dem Obristlieutenant von Löbel."

Mit diesem Zweikampf verhielt es sich, wie ich zum Verständniß des Lesers einfließen lassen muß, folgendermaßen. Der Obristlieutenant Baron von Löbel hatte sich unmittelbar nach der Zurückkunft von der Ungarischen Campagne im Jahr 1696, also erst vor etwa anderthalb Monaten, in öffentlicher Gesellschaft über die

Kriegführung Friedrich Augusts mißliebig ausgesprochen und Oberst von Flemming erlaubte sich, ihn derb dafür zurechtzuweisen. Darüber kam es zu einem heftigen Auftritt und endlich forderte Herr von Löbel, ein bekannter Raufbold und Schläger, der noch in keinem Duell unterlegen war, den Obersten von Flemming auf Leben und Tod. Flemming nahm die Forderung augenblicklich an und der Zweikampf fand sofort auf einem freien Felde in der Nähe von Dresden statt. Zuerst schossen die beiden Gegner ihre Doppelpistolen in wildem Anlauf auf einander ab; dann warfen sie sich dieselben beiderseitig voll Wuth an den Kopf, weil keiner getroffen hatte, und griffen zum Schwerte. Nun aber erhielt Löbel nach wenigen Gängen schon einen Stich durch's Herz und war die Minute d'rauf eine Leiche.

Das war der Zweikampf, auf welchen Maria Aurora anspielte, und natürlich verneigte sich der Obrist des empfangenen Lobes wegen auf's tiefste. „Ein jeder anderer Officier," meinte er dann kaltblütig, „würde an meiner Stelle ebenso gehandelt haben und mein ganzes Verdienst dabei ist, daß ich mich von dem Renommisten nicht einschüchtern ließ."

„Nein, nein," rief die Gräfin von Königsmark; „das weiß ich aus dem Munde des Kurfürsten selbst besser. Sie hätten gar nicht nöthig gehabt, sich mit dem Eisenfresser zu schlagen, sondern hätten ihn festnehmen und vor ein Kriegsgericht stellen lassen können. Aber Sie ließen es sich nicht nehmen, den schlimmen Gesellen persönlich zu züchtigen, trotzdem er der beste Schläger und Schütze in der Armee war, und das ist es eben, was Ihnen Seine Durchlaucht nie vergißt. Rechnen Sie also darauf, in der nächsten Campagne, wenn unser glorreicher Friedrich August den Oberbefehl über die Armee am Rhein übernimmt .... Aber halt," unterbrach sie sich da selbst, „bald hätte ich zu viel gesagt, denn diese Sache ist bis jetzt noch ein Geheimniß und ich bitte Sie daher dringend, von meinen Worten keinen weiteren Gebrauch zu machen."

„Hm!" erwiederte der Oberst trocken. „Ein so tiefes Geheimniß ist die Sache nicht, denn auch ich, obwohl blos Dragoneroberst, habe davon gehört."

„Sie haben davon gehört?“ versetzte Maria Aurora mit leichtem Kopfschütteln. „Und durch wen, wenn ich fragen darf?“

„Hm!“ meinte der Oberst von Flemming noch trockener. „Die letztere Frage möchte ich am liebsten unbeantwortet lassen. Was aber das bewußte Geheimniß selbst anbelangt, so sagte man mir, der Kurfürst von Brandenburg sei hierhergekommen, um Seiner Durchlaucht, unserem Kurfürsten, nicht nur das Commando seines eigenen Contingents von 20,000 Mann anzutragen, sondern sich zugleich verbindlich zu machen, ihm, unserem Kurfürsten, das Obercommando über die ganze Rheinarmee beim Kaiser auszuwirken, sobald Seine Durchlaucht das Gegenversprechen gebe ......“

Hier hielt er plötzlich inne und sah die Gräfin von Königsmark mit einem schlauen Lächeln an.

„Weiter, weiter,“ rief diese höchst aufgeregt. „Welches Gegenversprechen soll Friedrich August geben?“

„Der Kurfürst von Brandenburg,“ fuhr der Oberst mit großer Kaltblütigkeit fort, „welcher sich zugleich auch einen Herzog von Preußen nennt, ist neuester Zeit auf den Gedanken gekommen, daß es sich sehr schön ausnehmen würde, wenn selbiger Herzogstitel in einen Königstitel umgewandelt würde. Diesen Wunsch aber kann er nur realisiren, wenn der Kurfürst von Sachsen in Wien nicht gegen ihn operirt, und nun denke ich,“ schloß er mit einem abermaligen schlauen Lächeln, „kennen Sie das Gegenversprechen oder soll ich mich noch deutlicher ausdrücken?“

„Nein, nein,“ sprach die Gräfin von Königsmark sehr ernst, „aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen zu gestehen, daß es mich in das höchste Erstaunen setzt, Sie so gut unterrichtet zu sehen. Es muß einen Verräther in der nächsten Umgebung des Kurfürsten .....“

„Bitte, meine gnädigste Gräfin,“ unterbrach sie der Oberst ohne Umstände, „ereifern Sie sich nicht, sondern erinnern Sie sich lieber daran, daß der Graf Heino Heinrich von Flemming, der Generalfeldmarschall des Kurfürsten von Brandenburg, mein leiblicher Oheim ist. Doch lassen wir das und sprechen wir lieber

von der Sache selbst, denn gerade dieser Sache wegen habe ich eine Unterredung bei Ihnen nachgesucht."

„Gut," versetzte Maria Aurora, die sich nun plötzlich wieder besänftigte, als sie die Quelle erfuhr, woraus der Oberst geschöpft hatte; „gut, sprechen Sie."

„Vor Allem," erklärte der Oberst, „machen wir uns die Sache klar. Der Kurfürst von Brandenburg will König von Preußen werden und verlangt hiezu die Fürsprache unseres Kurfürsten beim Kaiser. Dafür verspricht er, daß unser Kurfürst das Obercommando am Rheine erhält, und zwar dießmal das unumschränkte Commando ohne den Untercommandanten Caprera. Nicht wahr, so ist es?"

„Ja, so ist es," nickte die Gräfin von Königsmark.

„Ein solcher Handel aber," fuhr der Oberst fort, „däucht mir ein sehr ungleicher zu sein. Brandenburg wird ein Königreich, der Beherrscher von Sachsen erhält blos einen Feldherrnstab."

„Auch hierin stimme ich bei," nickte wiederum Maria Aurora. „Der Vortheil ist ganz auf Seiten Brandenburgs; aber Sachsen besitzt kein außerdeutsches Herzogthum, welches in ein Königreich verwandelt werden könnte."

„Nein," versetzte der Oberst von Flemming, „allein wie nun, wenn es sich Eines erwürbe? Ich meine nicht ein Herzogthum, sondern ein Königreich, das schon fix und fertig dasteht."

„Ha!" rief die Gräfin von Königsmark, indem sie plötzlich aufsprang und hart vor den Obersten hintrat. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Damit," entgegnete der Oberst trocken, „will ich sagen, daß Johann Sobiesky von Polen schon seit dem 17. Juni dieses Jahres verstorben ist und also in jenem Lande demnächst ein neuer König auf den Thron gesetzt werden muß."

„Ha!" rief Maria Aurora zum zweiten Male, aber dießmal viel heftiger als zuvor und ihre Augen funkelten dabei wie Sterne. „Ha, mein Traum! Ja wohl," setzte sie dann langsam und mit trauriger Stimme hinzu, „derselbe Traum, den ich auch schon träumte; aber deßwegen doch nichts weiter als ein Traum."

„Und warum denn nur ein Traum?“ sagte der Oberst von Flemming. „Polen ist ein freies Wahlreich; eine Republik, die sich zum König setzen kann, wen sie will.“

„Eine Republik?“ entgegnete Maria Aurora in ziemlich verächtlicher Weise. „Ja eine Adelsrepublik, in welcher der Bürger und Bauer Sklave ist. Aber abgesehen davon, die Polen haben einen innern Haß gegen die Deutschen, einen Nationalhaß, wenn ich so sagen darf, und nie und nimmer werden sie einen deutschen Fürsten zu ihrem Könige machen. Ueberdem hat Johann Sobiesky drei Söhne hinterlassen, von denen der älteste, Jakob, längst volljährig ist. Er und kein Anderer wird König von Polen werden, es müßte denn,“ bemerkte sie zuletzt noch achselzuckend, „alles Ehr- und Dankgefühl gegen den Helden Sobiesky in den Herzen der sarmatischen Herren erstorben sein.“

Der Oberst von Flemming heftete seine Augen durchdringend auf sie. „Darf ich frisch von der Leber weg reden?“ fragte er dann kurz.

„Ich liebe die Winkelzüge nicht,“ bemerkte die Gräfin von Königsmark.

„Nun denn also reinen Wein,“ sprach der Oberst, indem er sich den Schnurrbart drehte. „Sie lieben die Polen nicht und haben auch keine große Achtung vor ihnen. Davon habe ich mich aus Ihren Worten und Mienen gründlich überzeugt, und wenn ich ehrlich sein will, so muß ich Ihnen beipflichten. Die Meisten der stolzen Herren führen eine so lieberliche Wirthschaft, daß sie eigentlich gar nichts mehr besitzen als ihren Hochmuth. Aber eben deßwegen werden sie den Jakob Sobiesky in keinem Fall zu ihrem Könige wählen. Weder ihn noch den Constantin, noch den Alexander, wie seine beiden jüngeren Brüder heißen.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ meinte Maria Aurora. „Also, wenn ich bitten darf, noch reineren Wein.“

„Damit kann ich aufwarten,“ polterte der Oberst v. Flemming. „Schon der Hochmuth verbietet den polnischen Herren, einen Landsmann zu wählen, denn jeder von ihnen meint in eigener Person der Königskrone würdig zu sein. Vollends aber einem

Sobiesky ihre Stimmen zu geben, ist für sie ganz unthunlich, da jeder mit seiner Stimme Geld machen will und die Sobiesky's ihnen nichts oder wenigstens nicht genug bieten können."

Die Gräfin von Königsmark starrte den Oberst an. „Ich sehe," sagte sie dann, „Sie verachten die polnischen Herren noch tiefer als ich."

„Das nicht, gnädigste Gräfin," erwiederte der Oberst trocken, „sondern ich beurtheile sie blos wie sie sind. Darum wiederhole ich, die Meisten von ihnen und zwar von der Geistlichkeit wie vom Adel, werden bei der nächsten Königswahl ihr Wahlrecht dahin mißbrauchen, daß sie ihre Stimme so theuer als möglich verkaufen. Wer sie kauft, ist ihnen so ziemlich gleichgiltig; am liebsten aber geben sie sie doch einem Ausländer, nur damit kein Landsmann über ihnen steht."

„Also auch möglicherweise einem deutschen Fürsten?" fragte Maria Aurora mit steigendem Interesse.

„Versteht sich, auch einem Deutschen," nickte der Oberst; „vorausgesetzt, daß er den höchsten Preis bezahlt."

„Aber," wandte die Gräfin von Königsmark ein, „ich habe mir sagen lassen, daß es in Polen fünf oder sechs große Adelsgeschlechter gebe, welche einen vielsagenden Einfluß auf den niederen Adel ausüben, und somit dürfte dieser niedere Adel doch nicht so leicht zu gewinnen sein, als Sie voraussetzen."

„Die fünf oder sechs Geschlechter, von denen Sie sprechen," erklärte der Oberst, „sind außer den Sobieskys die Sapiehas, die Zamoiskys, die Radziwills, die Lubomirskys und endlich die Oginskys. Dieselben gehen aber nie einig zusammen, sondern stehen sich vielmehr meist aus Eifersucht feindselig gegenüber und ihr Anhang wechselt deßhalb jeden Augenblick, je nach der Aussicht auf Vortheil. Ueberdem sind auch diese vornehmen Herren zugänglich, nur muß man ihnen statt mit Baargeld mit hohen Würden und Ehrenstellen beizukommen suchen. Sie sehen, gnädigste Gräfin," setzte er lächelnd hinzu, „ich habe die polnische Frage genau studirt."

„Aber," fragte Maria Aurora verwundert, „wie war Ihnen

dieß möglich? Sie hielten sich doch meines Wissens nie in Polen auf."

„Nein," meinte der Oberst mit stoischer Ruhe; „aber ich habe unter den polnischen Großen einen Vetter, den Starost Johann von Przebendowski, Castellan von Culm. Derselbe ist es dadurch geworden, daß er sich vor zehn Jahren schon mit meiner sehr lieben Cousine, Margarethe Elisabeth, der Tochter des Feldmarschalls Grafen von Flemming verheirathet hat, und ich stehe sowohl mit ihm als mit seiner Gattin in stetem Briefwechsel."

„Ah," rief die Gräfin von Königsmark, „jetzt begreife ich; aber, mein Gott, Sie hätten mir das früher sagen sollen, dann hätte ich mich nicht so rückhaltlos . . . . . ."

„Ha, ha, ha, ha," lachte der Obrist von Flemming; „ich denke, nicht minder rückhaltlos gesprochen zu haben. Im Vertrauen gesagt übrigens, Frau Gräfin, mein Vetter, der Castellan, ist um kein Haar besser als die Andern und wird ebenfalls seinen Preis fordern. Dagegen können wir ihn mit Leichtigkeit für uns gewinnen, weil seine Gemahlin, meine mir sehr befreundete Cousine, einen großen Einfluß auf ihn hat, und wenn wir ihn gewinnen, so gewinnen wir damit auch seine ganze Sippschaft, namentlich der Lubomirskys, welche ihrerseits wieder mit den Sapiehas und andern Geschlechtern auf intimem Fuße stehen. Aber freilich ein Heidengeld wirds kosten und dann," setzte er, plötzlich sehr ernst werdend hinzu, „dann ist auch noch eine große Gegenpartei zu überwinden, die sogenannte französische, welche ihr Augenmerk auf den Prinzen Conti geworfen hat. Dieser letztere wird von Frankreich in Compagnie mit den Jesuiten unterstützt und ich gestehe es offen, die schwarzen Patres machen mir etwas bange, denn sie dominiren gewaltig im Polenlande."

Die Gräfin von Königsmark erwiederte im Augenblick nichts, sondern legte wie nachsinnend mehrmals die schöne weiße Hand an die Stirne. „Es ist," sprach sie endlich mehr zu sich als zu ihrem Gegenüber; „es ist ein tief herabgekommenes, durch Parteiungen aller Art schwer zerrüttetes Reich, dieses Polenreich; aber wenn der starke August König desselben würde, so könnte er es wieder

emporbringen. Er könnte die Parteien unter seine Füße treten und durch eine sächsische Armee Frieden und Ordnung wiederherstellen. Dann wäre das einst so mächtige Land wieder groß und gefürchtet und Er, der Regent eines verhältnißmäßig so kleinen deutschen Kurfürstenthums stünde unter den Beherrschern Europas als einer der mächtigsten und tonangebendsten da. Beim Himmel, ein solcher Preis ist eines Kampfes werth und vorwärts also," rief sie begeistert, „wir wollen den Kampf aufnehmen. Mein Herr Obrist v. Flemming," wandte sie sich sofort an diesen, „Sie haben einen großen Gedanken erfaßt und hier meine Hand, was in meinen Kräften steht, soll aufgeboten werden, ihn durchzuführen. Doch nunmehr wollen wir etwas kühler überlegen. Sie sprechen von großen Geldmitteln, die nöthig sein werden. Sachsen ist reich und für einen großen Zweck ist es im Stande große Opfer zu bringen."

„Hm!" meinte der Oberst. „Auf Sachsen selbst mit seinen Landständen habe ich kein allzugroßes Zutrauen. Man muß da zu außergewöhnlichen Mitteln greifen, um es dahin zu bringen, daß außergewöhnliche Quellen fließen. Solches aber zu bewerkstelligen kenne ich nur Einen und gerade dieser Eine dürfte in den Augen meiner allergnädigsten Gräfin . . . . . ."

„Sie meinen den Hofrath von Beuchlingen," unterbrach ihn Maria Aurora. „Gut, ich bin damit einverstanden, obwohl mir der Mann sonst nicht recht gefallen will. Aber nur weiter. Was denken Sie sich als unsere nächste Aufgabe?"

„Vor Allem natürlich muß Seine Durchlaucht selbst . . . . ."

„Seine Durchlaucht den Kurfürsten wollen wir ganz aus dem Spiele lassen," unterbrach ihn die Gräfin zum zweiten Male. „Friedrich August glüht für den Gedanken künftiger Größe und . . . und . . . . nun", setzte sie freimüthig hinzu, „ich werde ihn noch heute sprechen."

„Das Herzogthum Preußen," fuhr jetzt der Oberst sichtlich erleichtert fort, „gränzt in seiner ganzen Breite an Polen und selbstverständlich übt also der Kurfürst von Brandenburg einen nicht geringen Einfluß . . . . "

„Der Kurfürst Friedrich August," unterbrach ihn die Gräfin zum dritten Male, „wird den Kurfürsten Friedrich III. in seinen Plänen auf die preußische Königskrone unterstützen und folglich ist es nicht mehr als billig, daß Friedrich III. für den Kurfürsten von Sachsen all' seinen Einfluß aufwendet, um ihm die polnische Königskrone zu verschaffen. Hiegegen wird der Kurfürst von Brandenburg keinen Einwand haben, dafür stehe ich. Doch," fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „die Hauptsache dürfte sein, den Stock einer Partei in Polen selbst zu bilden, und wie wäre es nun, wenn wir den Herrn von Przebendowski, den Castellan von Culm, mit seiner Frau Gemahlin, Ihrer Cousine, und seinen Vettern den Lubomirskys auf den nächsten Carneval hieher einladen würden? Darin läge nichts Auffallendes und während der Carnevalsfreuden könnte alles Nöthige insgeheim besprochen, unser ganzer Feldzugsplan entworfen werden."

„Ich bewundere Sie, Frau Gräfin," rief der Obrist von Flemming, „und mit Ihrer Genehmigung sende ich noch heute einen Eilboten an meine Cousine ab. Sie soll all' ihre einflußreichen Verwandten unter den Polen mitbringen."

„Ganz gut," fuhr Maria Aurora fort, „und während wir mit dem Castellan und seiner Sippschaft unterhandeln, wird Beuchlingen das nöthige Geld aufbringen. Dann aber fängt Ihre Mission an, mein Herr Oberst von Flemming. Sie nämlich werden den Castellan von Culm und die Lubomirskys in ihre Heimath begleiten, um dort mit den von Beuchlingen aufgebrachten Schätzen unter den Polen zu wirken. Hiezu sind Sie ganz der Mann, denn Sie wissen nicht nur mit den Leuten umzugehen, sondern Sie sprechen auch die lateinische Sprache, die Umgangssprache unter den Gebildeten in Polen, als wären Sie zu den Zeiten Cicero's geboren."

„Sie haben eine sehr günstige Meinung von mir," erwiederte der Oberst mit einer tiefen Verbeugung. „Im Uebrigen verfügen Sie über mich nach Gutdünken."

„Natürlich reisen Sie in Polen nur zu Ihrem Vergnügen, nur um Ihre Verwandten zu besuchen," setzte Maria Aurora

hinzu, „denn unsere Gegner dürfen nicht zu früh auf uns aufmerksam gemacht werden, und ebenfalls zu seinem Vergnügen begiebt sich Seine Durchlaucht der Kurfürst unmittelbar nach beendigtem Carneval nach Wien, um den dortigen Hof für sich zu gewinnen. Dieß dürfte ihm nicht allzuschwer fallen, weil der römische König Joseph ganz auf seiner Seite steht, und überdem liegt es ja im Vortheil des Kaisers, einen ihm treu ergebenen Fürsten auf dem polnischen Throne zu sehen. Der Krieg mit Frankreich muß dadurch eine ganz andere Wendung nehmen, wenn kein Feind im Rücken von Deutschland steht, und Leopold I. wird deßhalb Allem aufbieten, um die französische Partei in Polen zu schlagen, mit andern Worten, um die Wahl des Prinzen Conti-Bourbon zu hintertreiben. Wenn aber der Kaiser ernstlich zu uns steht, so werden uns auch die von Ihnen so sehr gefürchteten Patres vom Orden Jesu kein ernstliches Hinderniß bereiten, denn die Politik der Jesuiten geht seit Jahrhunderten mit der Politik der Habsburger Hand in Hand."

„Gnädigste Gräfin," rief der Oberst von Flemming begeistert, „ich kann nicht anders, ich muß Ihnen die Hand küssen. Aber ich wußte es zum voraus, daß meine nur halbfertigen Gedanken alsbald einen festen sicheren Halt bekommen würden, so bald die glorreiche Maria Aurora von Königsmark sich herabläßt, auf dieselben einzugehen. Doch nun, was habe ich zunächst zu thun?"

„Nichts," sprach Maria Aurora, „als gegen Jedermann reinen Mund zu halten und sofort den Eilboten an Ihre Cousine abzufertigen. Aber halt, noch Eines; schicken Sie den Beuchlingen sofort zu mir, damit ich die nöthige Rücksprache mit ihm nehme."

So endete die Unterredung, welche am Morgen des 17. Dez. 1696 der Oberst Jacob Heinrich von Flemming mit der Gräfin Maria Aurora von Königsmark hatte, und von welch' ungeheurer Tragweite diese Unterredung sein sollte, werden wir gleich in der nächsten Zukunft sehen. Für jetzt übrigens war äußerlich nichts sichtbar, und selbst als der Kurfürst von Brandenburg kurze Zeit darauf Moritzburg wieder verließ, um nach Berlin zurückzukehren, wurde über die getroffenen Vereinbarungen so wenig ruchbar, daß

alle Welt glaubte, der Besuch Friedrichs III. sei ein rein freundschaftlicher gewesen. Noch weniger träumte man von kommenden größeren Ereignissen, denn unmittelbar nach des Kurfürsten Abreise beschäftigte sich Friedrich August dem Anschein nach mit Nichts, als mit den Vorbereitungen zum Carneval, der am 7. Februar 1697 seinen Anfang nehmen sollte. Und recht großartig waren diese Vorbereitungen, so großartig, daß man hoffen durfte, etwas noch nie Dagewesenes zu sehen! Tag und Nacht arbeiteten die Handwerksleute auf dem Altmarkt von Dresden, um ihn in den Venetianischen Marcusplatz zu verwandeln, und ebenfalls Tag und Nacht saßen Hunderte von Schneidern und Schneiderinnen in ihren Boutiquen, um die Costümes zusammenzunähen, welche von den verschiedenen Mithandelnden getragen werden sollten. Am Hofe selbst war man eben so thätig und vom Ersten bis zum Geringsten herab hatte Jeder seinen besonderen Wirkungskreis. Was Wunder also, wenn sich das Gespräch Tag und Nacht um nichts Anderes drehte, als um die bevorstehenden Carnevalsfreuden, und wenn Jeder, der an den Tänzen und Aufzügen nicht in Person theilnehmen durfte, schon jetzt darauf sann, wie er sich einen recht guten Platz zum Zuschauen sichere!

Zu Ende des Monats Januar 1697 kam der polnische Starost Johann von Przebendowski, der Castellan von Culm, mit Gemahlin in Dresden an und ihn begleiteten verschiedene andere polnische Magnaten, worunter der Fürst Georg Dominic Lubomirsky, der Sohn des verstorbenen polnischen Krongroßfeldherrn, mit seiner wunderschönen Gemahlin, der erst siebzehnjährigen Ursula Katharina, einer geborenen von Bockum — sie war die Tochter des Stolnicks von Litthauen, eines nach Polen eingewanderten Nordländers — hauptsächlich hervorragte. Diese Fremden erregten schon durch die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung großes Aufsehen, noch mehr durch die Pracht, welche sie entfalteten, und überall, wo sie öffentlich erschienen, schaute man ihnen voll Bewunderung nach. Etwas Besonderes aber dachte man sich auch hiebei nicht, denn es verlautete bald, daß die Frau Castellanin, nebenbeigesagt eine, wenn auch nicht mehr ganz junge und auch keineswegs schöne, doch

immerhin sehr anziehende Frau, deren blaue Augen mit merkwürdiger Lebendigkeit in die Welt hineinschauten und welche sich überdem durch eine eminente Unterhaltungsgabe auszeichnete — also daß die Frau Castellanin von Culm, eine nahe Anverwandte des Obersten von Flemming, aus keinem andern Grunde mit ihrem Gemahle nach Dresden gekommen sei, als um ihren lieben Vetter zu besuchen. Ueberdem warum sollten nicht auch vornehme Polen zu dem Carneval nach Dresden kommen, da ja dieser Carneval eine solche Anziehungskraft ausübte, daß aus allen Theilen Deutschlands und der angränzenden Länder die Elite der hochgebornen Welt dort zusammenströmte? Also wie gesagt, etwas Besonderes dachte man sich bei dem Besuche der Polen nicht und wenn es auch Einzelnen auffiel, daß der Kurfürst Friedrich August dieselben vor vielen Andern auszeichnete, so wie daß das Ehepaar Przebendowski mit dem Obersten von Flemming und der Gräfin von Königsmark ausnehmend viel verkehrte, so konnte dieß höchstens zu Vermuthungen führen, zu etwas Weiterem nicht.

Am 7. Februar 1697 nahm der Carneval seinen Anfang und gleich am ersten Tag fand ein großer „Nationenaufzug" durch alle Hauptstraßen Dresdens statt. Die sämmtlichen hervorstehenderen Damen und Cavaliere des Hofes nahmen daran Theil und somit war der Zug an sich schon ein sehr imposanter. Noch mehr imponirte er durch den Reichthum und die Verschiedenheit der Costüme, denn alle Nationen der Welt bis auf die wilden Indianer Amerikas waren dabei vertreten. Am zweiten Tage — doch soll ich nun in der That die sämmtlichen Festlichkeiten in allen ihren Einzelnheiten beschreiben? Gewiß, es müßte dieß den Leser im höchsten Grade ermüden und außerdem waren ja alle jene Bälle, Ballette, Carroussels, Maskeraden, Hochzeiten, Ritterspiele und wie sie sonst hießen, denjenigen nachgebildet, welche zur Zeit Ludwigs XIV. in Versailles aufgetischt wurden. Warum also das, von dem ich bereits früher ein Bild gegeben, nochmals wiederkäuen? Nur eines der Feste darf ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, nicht wegen des Festes selbst, sondern wegen der inhaltsschweren Folgen, die es später haben sollte. Ich meine das maskirte Ringelstechen

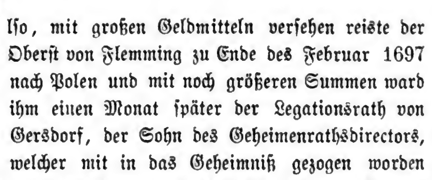
oder Carroussel, welches am 12. Februar in dem vor dem Reithause in Dresden errichteten großen Amphitheater aufgeführt wurde. Der Kurfürst Friedrich August erschien dabei in einer mit Juwelen überladenen Kleidung als türkischer Sultan, umgeben von Spahis und Janitscharen als seiner Leibgarde, und man konnte in der That nichts Schöneres und Ritterlicheres sehen, als diesen türkischen Sultan. Unglücklicherweise aber ritt er ein sehr wildes Pferd, das er trotz seiner riesigen Stärke und seiner bewährten Reitkunst nicht bändigen konnte, und so kam es denn, daß er sich mit dem tollen Thiere überstürzte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr allen Anwesenden, denn man glaubte nicht anders, als es sei um Friedrich August geschehen, weil er unter das Roß zu liegen kam und dieses wie rasend um sich schlug. Ja eine der Zuschauerinnen, die wunderschöne Fürstin Lubomirska, deren Augen die ganze Zeit her bewundernd an dem herrlichen Reiter gehangen hatten, nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie ohnmächtig niedersank und kaum wieder zu sich gebracht werden konnte! Todt war übrigens der Kurfürst nicht, sondern nur ziemlich schwer am linken Bein verwundet und man mußte ihn daher gleich zu Bette bringen. Nachdem er übrigens vierundzwanzig Stunden darin zugebracht, ließ er sich, damit die Festlichkeiten ihren ungestörten Fortgang hätten, nicht länger halten und stand, obwohl die Wunde sich noch keineswegs geschlossen hatte, sofort wieder auf. Noch mehr, er betheiligte sich sogar an den sämmtlichen folgenden Aufzügen, als wäre gar nichts geschehen, und kümmerte sich auch nicht das Geringste weder um Wunde noch Schmerzen. Solche gewaltsame Auflehnung gegen die Gesetze der Vernunft aber sollte sich später furchtbar an ihm rächen und nicht minder sollte auch aus der Ohnmacht, in welche die schöne Fürstin Katharina Lubomirska fiel, etwas sehr Gewichtiges hervorgehen, denn eine Dame verliert nicht das Bewußtsein wegen der Gefahr eines Mannes, der ihrem Herzen vollkommen gleichgiltig ist.

Am 24. Februar endlich ging der Carneval mit einer großen „Jägerei", bei welcher auch Tiger und Bären von Türken geführt auftraten, unter Führung des Oberjägermeisters von Erdmanns-

dorf, zu Ende und nun reisten die meisten Fremden schnell nach einander ab. Auch die polnischen Herren mit ihren Damen thaten dieß, nachdem sie noch vorher vom Kurfürsten Friedrich August in einer Privataudienz empfangen worden waren, und ihr Begleiter war der Oberst Jacob Heinrich von Flemming. „Er wolle seiner Cousine und ihrem Gemahl den Besuch gleich heimgeben," sagte er öffentlich; seine wahre Absicht aber mußte doch eine ganz andere sein, denn er führte eine schwere Menge Goldes theils in Baarem, theils in Wechseln mit sich und auch Creditive hatte er, welche ihn als eine Art von Plenipotentiaire des Kurfürsten von Sachsen legitimirten. Doch hievon wußte außer den wenigen Eingeweihten Niemand etwas und so blieb man wenigstens in Sachsen über die Dinge, die sich vorbereiteten, ganz im Dunkeln. Eins aber fiel sehr auf: am 5. März 1697 reiste Friedrich August selbst in aller Schnelligkeit, und nur von Wenigen begleitet, nach Wien ab. Was hatte er dort zu thun, fragte sich Jedermann. Doch für jetzt fragte man sich vergeblich, denn erst nach einigen Monaten sollte man Aufklärung hierüber erhalten.

Fünftes Kapitel.

Der Aufenthalt in Wien (1697).



Also, mit großen Geldmitteln versehen reiste der Oberst von Flemming zu Ende des Februar 1697 nach Polen und mit noch größeren Summen ward ihm einen Monat später der Legationsrath von Gersdorf, der Sohn des Geheimenrathsdirectors, welcher mit in das Geheimniß gezogen worden war, nachgeschickt. Woher kam nun das Geld? Ei, der Hofrath von Beuchlingen, welcher von Friedrich August mit einer Generalvollmacht versehen worden war, trieb es auf und zwar auf eine sehr einfache Weise. Vor Allem nahm derselbe Verpfändungen vor. So die des Amtes Kloster-Pforta an Weimar für 100,000 Thaler, die des Amtes Borna an Gotha für 300,000 Thaler und die der Grafschaft Mannsfeld an Hannover für 600,000 Thaler. Nach diesem ging es an's Verkaufen und es erhielt Brandenburg das Amt Petersberg für 40,000 Thaler, sowie die Schutzvogtei über Stadt und Amt Quedlinburg für 300,000 Thaler. Am meisten trug der Verkauf der Ansprüche auf das Herzogthum Lauenburg ein, denn Braunschweig zahlte dafür 1,100,000 Thlr. Das waren zusammen genommen schon ganz beträchtliche Summen, allein sie genügten immer noch nicht und so griff der Herr Hof-

rath zuletzt noch zu dem Mittel der Anlehen und reiste deßhalb in Person nach Amsterdam zu den dortigen Bankjuden. Auch erhielt er da richtig, was er brauchte, natürlich aber nur gegen ungewöhnlich hohe Zinse und nicht ohne daß der sächsische Hofjude Berendt Lehmann Bürgschaft geleistet hätte.

Wozu aber brauchte der Oberst von Flemming das unendlich viele Geld? Nun sein Vetter, der Castellan von Culm, hatte in Dresden den Ausspruch gethan, daß Einer, der König von Polen werden wolle, drei Dinge nöthig habe: zum ersten Geld, zum zweiten wiederum Geld und zum dritten nochmals Geld, und diesem Ausspruch gemäß handelte der Oberst. Eigentlich verschwenderisch ging er übrigens mit seinen Vorräthen nicht um und keiner der vielen Wähler erhielt mehr, als seine Stimme werth war; aber er mußte doch die Mitbewerber um die Königskrone überbieten und deren waren es, als Flemming in's Land kam, nicht weniger als acht. Ja wohl acht Prinzen bewarben sich um die polnische Königskrone und Kurfürst Friedrich August war der neunte! Sechse dieser Herren aber traten bald zurück, fünfe aus Mangel an den nöthigen Mitteln und der sechste, der Kurfürst Maximilian Emmanuel von Baiern, der Tochtermann des verstorbenen Königs Sobiesky, aus Rücksichten für seinen Schwager, den Prinzen Jacob Sobiesky. So blieben nach der Ankunft des Obersten von Flemming in Warschau nur noch zwei Mitbewerber, der eben genannte Jacob Sobiesky und Franz Ludwig, Prinz von Conti-Bourbon, der Vetter Ludwigs XIV. Aber diese zwei waren furchtbare Gegner, besonders der letztere, welcher seinem Generalbevollmächtigten, dem Abbé und nachherigem Cardinal Polignac nicht weniger als zehn Millionen polnischer Gulden zur Verfügung stellte, um seine Wahl durchzusetzen. Jacob Sobiesky dagegen konnte mit Anstrengung all' seiner Kräfte nur fünf Millionen aufbringen und auch darauf durfte er bei seinen Landsleuten, deren Undankbarkeit längst sprüchwörtlich geworden war, nicht rechnen, daß der Name seines tapferen Vaters, des hochberühmten Türkenbesiegers, für ihn besonders schwer in's Gewicht fallen würde. Schließlich hatte also der Kurfürst von Sachsen nur noch

den Prinzen Conti zu besiegen und gegen diesen wandte sich sofort der Obrist von Flemming mit all' der Energie, die er in so hohem Maße besaß. Ein Anderer vielleicht hätte es für unmöglich gehalten, ihn je aus dem Felde schlagen zu können, denn auf seiner Seite stand der Fürstprimas von Polen, Michael Radziejowsky, Cardinalerzbischof von Gnesen und als solcher der Direktor der Gesammtgeistlichkeit des Reichs. Trotzdem verzweifelte der unermüdliche Flemming nicht einen Augenblick lang und unterstützt von seinem Vetter, dem Castellan von Culm, welchem die Kronschatzmeistersstelle versprochen worden war, so wie von den Lubomirskys und Anderen, gewann er immer festeren Boden, besonders nachdem endlich Domsky, der Viceprimas und Bischof von Cujavien zu ihm übergetreten war. Mein Gott aber, was mußte er, außer den Geldspendungen, nicht Alles versprechen! Welche Ehrenstellen und sonstigen Vortheile für die Einzelnen! Welche Leistungen für Polen selbst, mit blos sächsischen Truppen, ohne die Hülfe des Reichs in Anspruch zu nehmen! So z. B. die Wiedereroberung der Moldau und Wallachei von den Türken und dann die der Ukraine nebst Podolien von den Russen! Und doch, trotz allem dem erschien die Wahl Friedrich Augusts noch zweifelhaft und konnte nur dadurch unzweifelhaft gemacht werden, wenn Oesterreich, das gut katholische Oesterreich, seine schwere Hand zu Gunsten des sächsischen Kurfürsten mit in's Gewicht legte!

Wenden wir uns also zu Friedrich August selbst, der, wie wir wissen, am 5. März 1697 schnell nach Wien abgereist war, und sehen wir, ob es ihm gelang, das Haus Oesterreich-Habsburg für sich zu gewinnen.

Er nahm seine Wohnung wieder wie früher in dem großen Gartenhause des Reichshofraths von Schaller und kaum hatte er sich einigermaßen von den Strapatzen der Reise erholt, so machte er dem römischen König Joseph seine Aufwartung. Auch nahm ihn dieser, wie zu erwarten stand, nicht blos freundlich, sondern mit wirklicher Liebe und Zuvorkommenheit auf und als ihn dann Friedrich August ohne weitere Umstände in seine Absichten einweihte, so versprach er sofort mit Herz und Mund, allem, was

in seinen Kräften stehe, aufzubieten, um seinen Vater zu Gunsten des sächsischen Kurfürsten zu stimmen. Nun wandte sich letzterer theils persönlich, theils durch seinen Gesandten, den Baron Friedrich von Gersdorf, einen Neffen seines Geheimenrathsdirectors, an den damals allmächtigen Minister des Kaisers, den Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz und auch dieser gab eine ziemlich ermuthigende Antwort. Endlich, obwohl erst nach mehreren Wochen, erhielt Friedrich August eine Audienz beim Kaiser selbst, der natürlich längst von der Sache unterrichtet war, und richtig, selbst der Kaiser machte ihm Hoffnung. Nur wollte er sich für jetzt noch nicht definitiv verbindlich machen, „denn" — so sagte er, — „es biete zwar die Wahl Jacob Sobieskys dem Kaiserhause vielleicht nicht ganz so viele Vortheile, als die Wahl des Kurfürsten von Sachsen; allein der Vater des Fürsten Jacob habe sich bei der Entsetzung Wiens von den Türken so viele Verdienste um das Kaiserhaus erworben, daß schon aus Pflichten der Dankbarkeit der Sohn nicht ohne äußerst gewichtige Gründe bei Seite gesetzt werden dürfe." So ward Friedrich August über einen Monat lang hingehalten, ohne eine bestimmte Zusage bekommen zu können; nun aber, wie er eben glaubte, das letzte Hinderniß besiegt zu haben, kam plötzlich der Baron von Gersdorf in der größten Bestürzung zu ihm, um ihm zu melden, daß alle und jede Hoffnung, den Kaiser zu gewinnen, eine vergebliche sei. Der Kanzler Kinsky habe ihm nehmlich so eben die Mittheilung gemacht, der Kaiser sei nunmehr fest entschlossen, für den jungen Fürsten Sobiesky zu wirken und der österreichische Gesandte in Warschau, der so sehr einflußreiche Graf Lamberg, welcher durch die Bemühungen seiner Freunde, der Jesuiten, nachher Cardinal wurde, werde sofort Instructionen in besagtem Sinne erhalten.

Diese Nachricht wirkte wie ein kalter Schlag aus heiterem Himmel und voll Zorn stampfte Friedrich August mit den Füßen. „Ich muß," rief er, „einen geheimen, aber sehr mächtigen Feind an diesem Hofe haben, der hinterlistig alle meine Pläne durchkreuzt; allein ich werde diesen Feind kennen lernen und ihm dann wie einer Schlange den Kopf zertreten."

Augenblicklich ließ er einspannen und fuhr nach der kaiserlichen Burg. Doch wie er nun um eine Audienz bei Leopold I. nachsuchte, ward er abschläglich beschieden und sogar ohne daß man ihm nur einen Grund angab. „Seine Majestät sei für heute nicht mehr zu sprechen,“ hieß es kurzweg und damit konnte er seiner Wege gehen.

Abermals stampfte Friedrich August mit den Füßen, aber die Absicht, die ihn in's Schloß geführt, gab er deßwegen doch nicht auf. „Wenn der Kaiser nicht will,“ sagte er zu sich selbst, „so soll mir der König Joseph Rede stehen und er wird es auch thun, vorausgesetzt, daß er in das Geheimniß eingeweiht ist.“ So sprechend ging er nach dem Flügel der alten Burg, in welchem die Zimmer des jungen Königs lagen; allein beinahe wäre es ihm hier eben so gegangen, wie vorhin bei Kaiser Leopold. Wie er nehmlich in das Vorzimmer, das zu den Königlichen Gemächern führte, eintrat, kam ihm der dienstthuende Kammerherr mit äußerst bestürzter Miene entgegen und erklärte ihm, daß er strengsten Befehl habe, Niemanden, er sei, wer es wolle, vorzulassen. „Der junge König, mein allergnädigster Herr,“ setzte er dann gleichsam zu seiner Entschuldigung hinzu, „hat eine äußerst schlechte Nacht gehabt und bis an den lichten Morgen kein Auge zugethan. Auch jetzt noch befindet sich Allerhöchstderselbe sehr übel und der Leibarzt hat daher strengste Ruhe und Abgeschlossenheit anbefohlen.“

„Wie?“ rief Friedrich August von tiefer Theilnahme bewegt. „Mein junger Freund, der König Joseph, der gestern noch die Gesundheit selbst war, ist plötzlich schwer erkrankt? Da gebietet mir schon die Pflicht nach ihm zu sehen und gewiß werde ich ihm auch willkommen sein. Ich bitte also, mich sogleich anzumelden.“

Nur zögernd gehorchte der Kammerherr; aber Friedrich August hatte recht gehabt, der König Joseph war hoch erfreut über den Besuch und ließ ihn bitten, sofort einzutreten. Doch wie erschrak nun Friedrich August, als er des jungen Königes ansichtig wurde! Das war nicht mehr der frische, lebenslustige Joseph von gestern, sondern bleich und zerstört lag er da, mit matten erloschenen Augen, als sei plötzlich der Hauch des Grabes über ihn ergangen.

„Mein Gott, wie konnte das so schnell kommen?“ rief Friedrich August, indem er sich dem Bette näherte und eine der Hände des jungen Königs ergriff. „Das muß eine schreckliche Krankheit sein, die Solches über Nacht zu bewerkstelligen im Stande war!“

„Ach, mein Freund,“ erwiederte Joseph, „wie freue ich mich, daß Sie nach mir sehen! Schon den ganzen Morgen sehnte ich mich nach Ihnen und wagte es doch nicht, nach Ihnen zu senden, weil die Aerzte mir strengste Ruhe anbefohlen hatten. Uebrigens ist es keine Krankheit, die mich befallen hat, sondern mein jetziger Zustand rührt von etwas ganz Anderem her.“

„Von etwas ganz Anderem?“ rief Friedrich August nicht wenig verwundert. „Was könnte dieß sein?“

„Ich will es Ihnen anvertrauen,“ sagte der König leise, „denn einmal müssen Sie es ja doch erfahren. Mein Zustand rührt vom Schrecken her.“

„Vom Schrecken?“ entgegnete Friedrich August noch verwunderter. „Pah, mein junger Freund, das ist unmöglich. König Joseph, in so jugendlichem Alter er auch noch steht, ist ein Mann im vollen Sinne des Worts und hat dieß schon vor Jahren in meinem eigenen Beisein bewiesen. König Joseph wird nicht bleich vor Angst und Schrecken.“

„Und doch verhält es sich so, wie ich sagte,“ flüsterte König Joseph, indem er sich zugleich ängstlich umschaute. „Aber freilich war es nichts Menschliches, was mir diesen Schrecken einflößte, sondern eine Erscheinung aus der andern Welt.“

Friedrich August, der bisher ruhig neben dem Bette des Königs gesessen, sprang jählings auf, als er diese Worte hörte. „Haben Sie Fieberhitze, mein König?“ sagte er dann. „In diesem Falle wird es nöthig sein, den Arzt herbeizuholen.

„Nein, ich bin bei ganz kaltem Blute,“ entgegnete König Joseph mit einem tiefen Seufzer, „aber ich wiederhole Ihnen, eine Erscheinung aus der andern Welt hat mich so furchtbar erschreckt. Setzen Sie sich, mein Freund,“ fuhr er darauf gefaßter fort; „setzen Sie sich ganz hart zu mir her und hören Sie zu, was ich Ihnen anvertrauen will.“

Der Kurfürst Friedrich August gehorchte und setzte sich hart an das Bett. Der König Joseph aber ergriff eine seiner Hände und hielt sie während seiner ganzen Erzählung fest. „Gestern Abend," begann er dann, „legte ich mich zu gewohnter Stunde zu Bette und war gleich darauf fest eingeschlafen. Da, nach drei oder vier Stunden, weckte mich ein Geräusch und ich hörte deutlich meine Thüre gehen. Wer ist da? rief ich, jedoch ohne den Vorhang des Bettes zurückzuschlagen, denn ich glaubte natürlich nicht anders, als es sei einer meiner Kammerdiener. Ist es schon Zeit aufzustehen? setzte ich dann hinzu, indem ich mich im Bette umbrehte. Ich erhielt jedoch keine Antwort, dagegen hörte ich jetzt deutlich ein dumpfes Kettengerassel."

„Ein Kettengerassel?" rief Friedrich August, der sich kaum bezwingen konnte, zum zweiten Male aufzuspringen.

„Ja ein Kettengerassel," wiederholte König Joseph, indem er die Hand seines Freundes noch fester drückte. „Natürlich," fuhr er dann tief Athem holend fort; „natürlich erschrak ich nicht wenig; allein meine Besonnenheit verlor ich deßwegen doch nicht, sondern schlug sofort die Bettvorhänge auseinander. Was erblickte ich nun aber bei dem matten Schein meiner Lampe? Eine ganz weiße Erscheinung, die an Händen und Füßen gefesselt und über und über mit Ketten behangen war. König Joseph, sprach die Erscheinung mit einer hohlen Grabesstimme, ich bin eine Seele, welche die Qualen des Fegfeuers wegen ihrer Sünden erdulbet; aber Gott hat mir gestattet, auf die Erde heraufzusteigen, um deine eigene Seele zu erretten. König Joseph, du stehst vor einem Abgrunde. Du hast ein Bündniß der Freundschaft geschlossen mit Einem, der die einzig wahre Religion verleugnet. Entsage diesem Bündniß oder deiner wartet die ewige Verdammniß."

Hier hielt König Joseph einen Augenblick inne, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, denn was er erzählte, hatte ihn wieder sehr ergriffen. Friedrich August aber sah äußerst kaltblütig aus, ohne seine Miene irgend verändert zu haben, und nur um seine Lippen zuckte es, als wollte der Spott hervorbrechen.

„Natürlich," sprach der König Joseph weiter, nachdem er sich wieder erholt hatte; „natürlich hatte ich auf diese Anrede keine Antwort, denn die Zunge war mir vor Schreck wie gelähmt. Da hub das Gespenst abermals zu reden an und seine Stimme klang noch hohler und schauriger, als zuvor. Du schweigst, König Joseph? sagte es. Geschieht dieß deßwegen, weil du dich nicht entschließen kannst, dem Willen Gottes zu gehorchen? Oder solltest du vielleicht nicht verstanden haben, vor wem ich dich verwarne? Ich nenne dir den Verlornen, dem du anhängst; es ist der Kurfürst von Sachsen, das Oberhaupt der Ketzer, welchen Gott zum ewigen Feuertode bestimmt hat. Willst du der Freundschaft zu ihm entsagen oder willst du den ewigen Tod mit ihm erleiden? Ich gebe dir eine kurze Bedenkzeit, damit du in dich gehest und dich mit dir berathest. Aber nach dreien Tagen kehre ich wieder und wehe dir, wenn du bis dahin nicht schwören kannst, dich gänzlich und für immer von dem Sohne der Finsterniß losgesagt zu haben. Also rief das Gespenst, indem es dabei furchtbar mit den Ketten rasselte, und einen Augenblick darauf war es verschwunden, mich mehr todt als lebendig zurücklassend."

Erschöpft sank König Joseph zurück, und abermals standen kalte Schweißtropfen auf seiner Stirne. Der Kurfürst Friedrich August aber konnte sich jetzt nicht mehr halten, sondern brach in ein convulsivisches Gelächter aus, das mehrere Minuten lang anhielt.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte er endlich, nachdem er nur mit Mühe über seinen Lachkrampf Herr geworden war; „aber ich konnte nicht anders, denn das über und über mit Ketten beladene Gespenst, das so pathetisch zu sprechen wußte, kam mir doch gar zu komisch vor!" Und wiederum brach er in ein lautes Gelächter aus, das in dem stillen Zimmer gar fröhlich wiederhallte.

„Mein Herr Kurfürst," sprach nun König Joseph, sichtlich verletzt, „ich sehe wahrhaftig nicht ein, was es hier zu lachen geben kann."

„Gewiß," erwiederte Friedrich August sich plötzlich zusammen-

nehmend, als er sah, wie äußerst unangenehm sein Freund sich berührt fühlte; „gewiß ich bin im Unrechte. Aber halten Sie dieß einem hartgesottenen Ketzer, wie ich einer bin, zu gut. Um übrigens ernsthaft zu reden, mein Freund, glauben Sie wirklich an das, was man Gespenster oder Geister nennt?"

„Die Satzungen meiner heiligen Religion gebieten mir dieß," war die kurze Antwort des Königs Joseph.

„Hm!" versetzte Friedrich August trocken. „Ich kannte in Paris Einen, der als ein gut katholischer Christ galt; aber dieser meinte, der ganze Gespensterglaube sei ein Hokuspokus, ersonnen von den Mönchen und Pfaffen, um uns damit zu schrecken. Doch lassen wir das und beantworten Sie mir lieber meine zweite Frage. Sind Sie wirklich heute Nacht vollkommen wach gewesen oder hat Ihnen vielleicht blos geträumt."

„Ich war so wach, als ich jetzt bin," entgegnete König Joseph sehr ernst.

„Dann," sprach Friedrich August eben so ernst; „dann sage ich Ihnen, es hat sich irgend Jemand erlaubt, ein niederträchtiges Possenspiel mit Ihnen zu treiben."

„Was sagen Sie?" rief König Joseph in seinem Bette auffahrend. „Ein Possenspiel mit mir? Wer dürfte dieß wagen? Aber nein, es war die reine klare Wirklichkeit und nur Ihr Unglaube kann Sie zu einer solchen Behauptung verleiten."

„Mein theurer Königlicher Freund," erklärte Friedrich August, „ich bin kein Ungläubiger in dem Sinne, wie Ihre Priester mich vielleicht darstellen, wohl aber in dem Sinne, daß ich die mir von Gott verliehene Vernunft höher achte, als Alles, was mir die Pfaffen, sie mögen einer Religion angehören, welcher sie wollen, vorschwatzen. Auf diesen Standpunkt der Vernunft nun bitte ich Sie, sich ebenfalls, wenigstens auf einen Augenblick lang zu stellen, und mir zu sagen, wie Sie sich die Geister vorstellen. Nicht wahr als körperlose Wesen?"

„Natürlich," versetzte König Joseph, „denn der Körper ruht ja im Grabe."

„Gut!" sprach Friedrich August weiter. „Wie kann aber ein

Wesen ohne Körper Ketten tragen? Wie kommen überhaupt eiserne Ketten in jene Räume, welche man die andere Welt nennt? Müssen Sie nicht zugeben, daß das Ding sehr nach dieser Welt schmeckt?"

König Joseph hatte sich ganz aufgerichtet und sah seinen Freund groß an. „Ich kann es nicht läugnen," sagte er dann nach einigem Nachdenken, „die Ketten haben etwas, was mich unwillkührlich an die irdischen Gefängnisse erinnert. Aber noch einmal, wer dürfte es wagen, in solch' plumper Weise mit mir zu spielen?"

„Hm!" meinte jetzt Friedrich August. „Hat Sie Ihr Beichtvater noch nie vor dem Umgang mit mir, vor Ihrer innigen Freundschaft zu mir gewarnt?"

„Bei Gott!" rief König Joseph, aus dessen Augen ein Lichtstrahl blitzte. „Erst vor drei Tagen drohte er mir sogar mit der Verweigerung der Absolution, wenn ich fortfahre, Sie in Ihren Plänen zu unterstützen."

„Ich dachte mir's," entgegnete Friedrich August, „und jetzt," setzte er in bitterer Weise hinzu, „jetzt weiß ich auch, wer Ihren Vater vermocht hat, mir urplötzlich seine Beihülfe zur Erwerbung der polnischen Königskrone rundweg zu verweigern. Die Geistlichkeit, vor Allem die Herren Patres vom Orden Jesu sind gegen mich und das ganze Possenspiel, das man mit Ihnen trieb, war darauf berechnet, auch Sie von mir abwendig zu machen."

Er war aufgesprungen und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann stellte er sich plötzlich wieder vor das Bett des Königs Joseph. „Lieben Sie mich wirklich, mein Freund?" sagte er zum Könige.

„Wie könnte ich anders?" erwiederte dieser. „Sie, der Sie mein Leben retteten und den ich wegen seiner hohen Ritterlichkeit von ganzer Seele bewundere!"

„Wenn," fuhr Friedrich August fort; „wenn dem so ist, so werden Sie mir auch eine Bitte nicht abschlagen. Lassen Sie mich übermorgen Nacht bei Ihnen in Ihrem Bette schlafen. In dieser Nacht hat der Geist versprochen, wieder zu kommen, und ich möchte dann ein Wörtlein mit ihm sprechen. Wollen Sie? Aber keinen

Mund gehalten gegen Jedermann, gegen Ihre Bedienung so gut als gegen Ihren Beichtvater. Letzterer darf nicht einmal erfahren, daß Sie mir das Geheimniß von heute Nacht mittheilten."

„Es gilt," sagte der König, in die dargebotene Hand des Kurfürsten einschlagend. „Wenn ich wirklich so gröblich betrogen worden bin, so ist nicht mehr als billig, daß der Betrüger seinen Lohn bekomme."

Nun besprachen sie sich noch näher darüber, wie sie es möglich machen wollten, daß der Kurfürst übermorgen Abend unbemerkt in das Schlafzimmer des Königs gelangen könnte, und dann trennten sie sich als innigere Freunde, denn je zuvor.

Der bestimmte Abend kam heran und zur gewohnten Stunde zog sich König Joseph in sein Schlafzimmer zurück. Kaum aber hatte sich der dienstthuende Kammerdiener entfernt, so erhob sich der König wieder von seinem Lager und trat in das anstoßende Garderobezimmer, um eine geheime, nach dem Corridor führende Thüre zu öffnen. Durch diese schlüpfte gleich darauf tief in seinen Mantel gehüllt der Kurfürst von Sachsen herein und bald befand er sich hinter den Bettvorhängen neben König Joseph. Beide blieben natürlich wach, unterhielten sich aber nur ganz leise flüsternd mit einander, so daß ihnen auch das geringste Geräusch nicht entgehen konnte. Lange Zeit ließ sich nichts vernehmen und sie glaubten schon, der Geist werde nicht erscheinen; da gegen zwei Uhr Morgens ertönte plötzlich ganz in der Nähe ein lautes Rasseln von Ketten und wie nun Friedrich August durch eine kleine Spalte der Bettvorhänge hinaussah, erblickte er ganz deutlich eine große durchaus in weißes Linnen gehüllte Gestalt, welche an Händen und Füßen so wie über den Rücken schwere Ketten trug. Die Gestalt stand aufrecht mitten im Zimmer und hatte den einen Arm drohend erhoben; mit dem andern Arm aber schüttelte sie die Ketten, daß sie dumpf klirrend an einander schlugen.

„König Joseph erwache," rief jetzt die Gestalt in schauerlichem Tone.

Der König machte nicht die geringste Bewegung und eben so wenig der hart an seiner Seite befindliche Friedrich August.

„König Joseph, ich rufe dich," rief die Gestalt noch schauerlicher und trat einen weiteren Schritt vor. „Verlorner Sohn eines gottbegnadeten Geschlechts, Gott sendet mich, dir dein Urtheil ......"

Doch ehe die Gestalt noch ausgesprochen, sprang Friedrich August hinter den Vorhängen hervor und packte sie mit seinen eisernen Händen.

„Heiliger Franziskus, was ist das?" jammerte jetzt die Gestalt und wollte auf ihre Kniee niedersinken. Allein Friedrich August schlang seinen Arm um sie und hob sie leicht empor, als wäre sie nur ein Wickelkind.

„Du bist," schrie er ihr in's Ohr, „eine Seele aus dem Fegfeuer; also kehre dahin zurück, von wannen du gekommen."

„Jesus Maria und Joseph, laßt mich los und ich will Alles bekennen," bat die Gestalt noch jammervoller und strengte alle ihre Kräfte an, sich freizumachen.

Es war aber Alles vergebens. Hoch empor hielt sie Friedrich August mit seinem starken Arme, riß mit dem andern die Flügelfenster auf, und warf sie kopfüber hinab in den Schloßgraben, zwei Stockwerke tief unter dem Fenster.

„Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht," rief jetzt König Joseph, ebenfalls aus dem Bette springend. „Es war ohne Zweifel ein Gesalbter des Herrn und er muß in der Tiefe seinen Tod gefunden haben."

Doch so schlimm stand es nicht, denn in demselben Momente schon hörten sie lautes Jammergeschrei vom Schloßgraben herauf und wie sie nun zum Fenster hinaussahen, konnten sie sich überzeugen, daß die nächste Schildwache bereits zur Hilfe des Jammernden herbeigeeilt war. Auch füge ich zur Orientirung des Lesers gleich jetzt hinzu, daß die Gestalt, als man sie sofort, nachdem noch Mehrere von der Wache requirirt worden waren, aus dem Graben herauszog, sich als keinen Andern entpuppte, denn als einem dicken Mönch aus dem nahen Kapuzinerkloster, ein blindes Werkzeug des Kaiserlichen Beichtvaters Menegati, und der Bursch hatte sich nicht weiter verletzt, als daß er einen Fuß ober dem Knie brach.

Lange standen die beiden fürstlichen Freunde am Fenster, so lange bis sie gewiß wußten, daß der Elende, welcher den Geist vorgestellt, ganz sicher mit dem Leben davon kommen werde.

„Nun, mein Freund," sagte jetzt Friedrich August lächelnd, „glauben Sie noch an Geister und Gespenster?"

„Nein," erwiederte der König, „Sie haben mich gründlich curirt. Nicht minder gründlich," setzte er dann heftig hinzu, denn der Zorn über das unwürdige Spiel, das man mit ihm getrieben, fing jetzt an, sich Bahn zu brechen; „nicht minder gründlich aber weiß ich nunmehr, was die ganze Pfaffenrotte werth ist, und ich werde bei meinem Vater darauf dringen, daß die strengste Strafe über die Schuldigen verhängt wird."

In der That verlangte er solches auch gleich den andern Tag vom Kaiser; allein dieser hörte ihn an, ohne ihm nur ein Wort darauf zu erwidern. Unmittelbar nachher hatte Leopold eine lange Unterredung mit dem Pater Menegati, seinem Beichtvater, und es scheint dabei sehr lebhaft zugegangen zu sein. Wie jedoch Menegati den Kaiser verließ, lag ein Zug des Triumphs in seinem Gesichte und von der ganzen häßlichen Geschichte war von nun an nicht mehr die Rede. Leopold I. wollte es so haben und seinem Willen konnte sich natürlich König Joseph nicht widersetzen. Uebrigens auch Friedrich August dachte bald nicht mehr an das Abenteuer, und zwar einfach deßwegen, weil sein Herz wie sein Kopf nunmehr von ganz andern für ihn viel wichtigeren Dingen in Anspruch genommen wurde.

Zwei Tage nach dem so eben geschilderten Abenteuer, zu Anfang der letzten Woche des April 1697, saßen in einem kleinen Zimmer des Klosters hinter Maria Stiegen vier Männer in eifriger Berathung bei einander und mit diesen vier Männern muß ich mich schon etwas eingehender beschäftigen. Zwei derselben, obwohl einander sonst sehr unähnlich, trugen den langen schwarzen Rock der Jesuiten und ich stelle sie dem Leser hiemit als die beiden Patres Menegati und Wolf vor. Der erstere, ein schmaler Mann mit einem listigen Italienergesichte, bekleidete die hochwichtige Stelle eines Kaiserlichen Beichtvaters und der zweite, dessen blaue

Augen und blonde Haare nebst der breiten untersetzten Gestalt auf süddeutschen Ursprung hinwiesen, fungirte als der Provinzial des Ordens Jesu in der Stadt Wien. Der dritte, ein starker großer Mann mit hoher vorgedrängter Stirne und einem breiten aber wohlgeformten Munde, stack in einer schwarzen Augustinerkutte mit langen weiten Aermeln und diese Kutte wurde durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten. Was ihn aber besonders auszeichnete, das war der sarkastische Humor, der aus seinen hellen Augen hervorleuchtete, so wie das etwas barock zusammengefaltete Gesicht, das jeden Augenblick seinen Ausdruck wechselte. In ihm sehen wir den berühmten Kanzelredner Abraham à Sancta-Clara, der aber von Haus aus Hans Ulrich Megerle hieß, installirt seit 1669 als Oberhofprediger an der Burgpfarrkapelle in Wien und weit und breit bekannt durch seine beißende Satyre, welche er in eine eigenthümliche Sprachweise zu kleiden wußte. Der Vierte endlich trug sich ziemlich weltlich; aber an dem schwarzen Sammtkäppchen, das seine Tonsur deckte, so wie an dem schwergoldenen Kreuze, das an einer eben so schweren Kette herabhing, konnte man sogleich den höheren Geistlichen erkennen und in der That war er kein Anderer als Christian August, Bischof von Raab, aus dem gut protestantischen Fürstengeschlechte derer von Sachsen-Zeitz. Geboren anno 1666 als ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Moritz Wilhelm trat er schon sehr jung in österreichische Kriegsdienste, in der Hoffnung, da seine Carrière zu machen, denn eine Carrière brauchte er, weil seine Apanage nicht genug eintrug, um nur halbwegs anständig davon leben zu können. Mit dem Vorrücken gings jedoch sehr langsam, um so schneller dagegen mit den Schulden. Da wurde der junge Prinz mit dem Deutschmeister Ludwig Anton aus dem strengkatholischen Hause Pfalz-Neuburg näher bekannt, und dieser überzeugte ihn bald, daß eine schnelle Carrière für einen armen Prinzen nur im geistlichen Stande zu finden sei. Natürlich aber nicht im geistlichen Stande der protestantischen Kirche mit ihren einfachen Pfarreien, sondern in dem der katholischen, wo es Bischofs- und Erzbischofssitze gab, die Cardinalshüte auch nicht zu vergessen. Nun quittirte

Prinz Christian August den Militärdienst und ging nach Rom, um sich mit dem Katholicismus etwas näher bekannt zu machen. Kaum aber kam er hier an, so ward der Pabst Alexander VIII. darauf aufmerksam gemacht, daß es ein großer Vortheil für die katholische Kirche sein würde, wenn es gelänge, einen Prinzen aus dem sächsischen Hause, und sei es auch der geringste, für den wahren Glauben zu gewinnen — denn Sachsen war ja der Hort des Ketzerthums — und somit erhielt der Domherr von Plettenberg eigens den Auftrag, den jungen Prinzen zu convertiren. Das nicht sehr schwere Werk gelang in Bälde und anno 1689 trat Christian August ganz in der Stille zum katholischen Glauben über. Gleich darauf erhielt er ein Kanonikat in Lüttich nebst andern Pfründen, und nun hatte er es wenigstens so weit gebracht, gemächlich leben zu können. Allein in die Länge sagte dieß dem Ehrgeiz des Convertiten nicht zu und somit machte er sich anno 1693 abermalen nach Rom auf. Dort empfing ihn Innocenz XII., der inzwischen Pabst geworden war, sehr gnädig und da er ihn brauchbar fand, so empfahl er ihn dem Kaiser Leopold durch ein eigenhändiges Schreiben. Dieß hatte zur Folge, daß Christian August anno 1696 zum Bischof von Raab ernannt wurde und nun war endlich die erste Stufe zu den höheren Kirchenämtern erreicht. Auf solcher jedoch gedachte er keineswegs stehen zu bleiben, sondern er strebte vielmehr weit höher hinauf und um hinaufzukommen, wollte er eine That vollbringen, welche ihm die besondere Gunst und Dankbarkeit des Pabstes sichern mußte. Das war seine Absicht, und blos, um diese seine Absicht zü realisiren, war er eben jetzt von seinem Bischofssitze Raab nach Wien geeilt.

Der Leser kennt jetzt die vier Männer, welche in dem Kloster hinter der alten Kirche Maria Stiegen bei einander saßen und nun wollen wir hören, was sie mit einander besprachen. Den Anfang ihrer Unterhaltung übrigens können wir nicht mehr belauschen, da sie sich wohl schon vor einer Stunde zusammengefunden hatten.

„Meine Brüder," sagte der Bischof von Raab, „ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mittheilungen, denn ich kenne nun die

Sachlage ganz genau. Allein ich kann zugleich nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß es mich im höchsten Grade frappirt, wie Sie zu einem solch' plumpen — ich will keinen andern Ausdruck brauchen — Mittel greifen konnten, um den König Joseph mit meinem Vetter, dem Kurfürsten von Sachsen, zu entzweien."

„Das Mittel war gut genug," erwiederte etwas pickirt der Pater-Provincial Wolf, „obwohl ich nicht in Abrede ziehe, daß der gute Bruder, den wir mit der Ausführung beauftragten, etwas allzuderb zu Werke ging."

„Auch," setzte der Pater Menegati mit schlauem Lächeln hinzu; „auch haben wir, und das ist die Hauptsache, unsern Zweck dennoch erreicht. Die Candidatur des Kurfürsten in Polen wird vom Hause Habsburg nicht unterstützt werden."

„Und wer wird sich dann jene Krone aufsetzen," fragte der Bischof von Raab, indem er seine Augen von Einem zum Andern wandern ließ.

„Wer?" erwiederte der Pater-Provincial Wolf. „Nun, meiner Berechnung nach der Fürst Jacob Sobieskу, der es sehr gut mit unserem Orden, mit unserer heiligen Kirche, will ich sagen, meint."

„Nie," sprach der Bischof von Raab in sehr entschiedener Weise. „Nie und nimmer wird Jacob Sobiesky zum König von Polen erwählt. Der höhere Adel dorten stimmt aus Neid und Eifersucht wie Ein Mann gegen ihn und den niederen zu gewinnen, dazu gehören größere Geldmittel, als dem jungen Fürsten zu Gebote stehen. Die Politik also, die Sie, meine ehrwürdigen Brüder, verfolgen, führt zu keinem andern Ziele, als zu der Erwählung des französischen Prinzen Conti."

„Es könnte," versetzte der Pater Menegati mit einem lauernden Blicke; „es könnte vielleicht so kommen; allein was wäre es dann weiter? Weder unser Orden, noch unsere Kirche würde etwas dabei verlieren, denn Frankreichs allerchristlichster König ......"

„Also dahinaus wollen Sie, mein Herr Pater?" unterbrach ihn der Bischof von Raab mit einigem Ungestüm. „Sie unterstützen insgeheim die Pläne Frankreichs? Desselben Frankreichs, das seit Jahrhunderten keinen anderen Zweck verfolgt, als sich

vermittelst der Demüthigung Oesterreichs zur tonangebenden Macht Europas zu machen, zu welchem Behufe es sich schon so oft mit den protestantischen Mächten Deutschlands verbündet hat? Nein, beim Himmel, dahin darf es nicht kommen, und eigens deßwegen, daß es nicht dahin kommt, bin ich heute von Raab hierher geeilt."

Eine tiefe Stille trat ein, als der Bischof geredet, und die beiden Jesuitenpatres warfen sich fragende Blicke zu. „Euer Eminenz," sprach endlich der Pater-Provincial Wolf, „sind schon jetzt eine Säule unserer heiligen Kirche und ich weiß es, Seine Heiligkeit, der Pabst, hat Sie zu noch Größerem ausersehen. Auch darf unser Orden sich rühmen, daß Sie seine Wichtigkeit noch nie unterschätzt haben, und somit können wir nie principielle Gegner sein. Wohlan denn also, Herr Bischof, sagen Sie uns gerade heraus, was in dieser hochwichtigen Angelegenheit Ihre Willensmeinung ist; dann können wir uns vielleicht verständigen."

„Meine Willensmeinung ist," sprach der Bischof von Raab sehr entschieden, „daß der Prinz Conti-Bourbon nie König von Polen werden darf, und ich will Ihnen auch sagen warum. Das Ableben des Königs Karls II. von Spanien steht nach menschlichem Ermessen in nächster Aussicht und mit Karl II. erlischt die spanisch-habsburgische Linie. Was wird die nächste Folge hievon sein? Die, daß Frankreich und Oesterreich in einen großen Krieg darüber gerathen, wer die spanische Königskrone erben soll. Ludwig XIV. wird sie verlangen für seinen Enkel Philipp von Anjou; Leopold I. aber für seinen jüngeren Sohn Karl. Darüber kann kein Zweifel obherrschen und eben so wenig darüber, daß von den beiden mächtigen Gegnern derjenige den Sieg davon trägt, welcher die meisten Verbündeten hat. Was geschieht nun, wenn Franz Ludwig, Prinz von Conti-Bourbon, der Vetter Ludwigs XIV., König von Polen wird? Nichts anderes, als daß er sofort eine enge Allianz mit Frankreich schließt, und in diese Allianz wird naturgemäß auch Schweden hereingezogen. Dann sind die Kräfte Oesterreichs schon zum voraus lahm gelegt, weil es einen starken Gegner im Rücken hat, und darum, ich wiederhole es, darf der Prinz von Conti nie König von Polen werden."

Wiederum trat eine tiefe Stille ein, und wiederum warfen sich die beiden Jesuitenpatres fragende Blicke zu. „Aber," meinte darauf der Pater-Provincial Wolf, „wer soll denn jene Krone erhalten, da Sie den Conti nicht wollen und der Prinz Sobiesky nach Ihrem Dafürhalten keine Aussicht hat?"

„Wer?" sprach der Bischof von Raab mit großem Nachdrucke. „Kein Anderer, als der Kurfürst von Sachsen."

„Nie, nie," rief der Pater Menegati mit von Haß sprühenden Augen. „Wir sollen dulden, daß ein Ketzer und noch dazu das Oberhaupt der Ketzer in Deutschland sich auf den Königsthron eines gut katholischen Landes setzt? Das wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist selbst."

„Und eben so gegen den gesunden Menschenverstand," ergänzte der Pater-Provincial. „Es kostete schon Mühe genug, das Ketzerthum in Polen zu unterdrücken und wenn wir jetzt zugäben, daß Friedrich August dort Regent würde, so müßten die Dissidenten bald wieder die Oberhand erhalten. Nein, mein Herr Bischof, dazu werden wir uns nie herbeilassen; das hieße den Nagel in's eigene Fleisch bohren."

„Aber," sprach der Bischof mit einem überlegenen Lächeln, „wer sagt Ihnen denn, daß der ketzerische" — er legte einen großen Nachdruck auf dieses Wort — „daß der ketzerische Friedrich August über Polen herrschen soll?"

„Ha!" rief der Pater-Provincial Wolf. „Sie meinen ..... Aber, nein," verbesserte er sich gleich darauf selbst, „es wird nie möglich sein, den Kurfürsten zu überreden, daß er in unsere hochheilige Religion zurücktritt. Wir Beide, mein Bruder Menegati und ich, haben das ebenfalls früher mit einander besprochen, allein nachdem wir uns die Sachlage klar gemacht, hielten wir es für verlorene Zeit, auch nur einen Versuch zu wagen."

„Und warum denn?" meinte der Bischof von Raab höchst kaltblütig.

„Warum?" entgegnete der Pater Menegati. „Der Kurfürst ist ein Freigeist und kann also nie ein guter katholischer Christ werden."

„Hm!“ lächelte der Bischof von Raab. „Der innere Glauben dürfte allerdings nie sehr stark in ihm werden; allein genügt Ihnen nicht der äußere? Ich denke, für unsere Zwecke dürfte derselbe hinreichen.“

„Zugegeben, mein Herr Bischof,“ sprach der Pater-Provincial; „aber welche Maschinen wollen Sie denn in Bewegung setzen, um den Kurfürsten zu einer Aenderung seines Glaubensbekenntnisses zu überreden? Ich gebe ihm die Aussicht auf die polnische Königskrone, werden Sie mir antworten. Allein ist diese Krone so viel werth, als die Stellung, welche der Kurfürst gegenwärtig in Deutschland einnimmt? Jetzt hat er die Führerschaft der protestantischen Stände und das will so viel heißen, als: er ist der König des protestantischen Theils von Deutschland. Wird er aber katholisch, so verliert er diese Führerschaft und mit dem protestantischen Königthum hat es dann ein Ende.“

„Das wäre noch zu beweisen,“ lächelte wieder der Bischof von Raab, „denn die Organisation des heiligen römischen Reichs ist eine gar eigenthümlich schwerfällige und der Kurfürst könnte sich ja als Stimmführer der Protestanten auf dem Reichstage in Regensburg durch einen Dritten vertreten lassen. Aber gesetzt auch, Sie hätten recht, glauben Sie denn, der Kurfürst von Sachsen werde hierauf so großes Gewicht legen? Da kenne ich meinen Herrn Vetter besser. Er verlangt äußern Glanz und jene Führerschaft gibt ihm diesen nicht. Wohl aber erhält er ihn durch die Herrschaft über ein Reich von 12,000 Quadratmeilen mit zwölf Millionen Einwohnern und darum sage ich Ihnen, er greift zu, wenn wir es ihm schwarz auf weiß geben, er werde König von Polen, so bald er zu uns übertrete.“

„Ich pflichte der Eminenz bei,“ ergriff nun zum ersten Mal der Pater Abraham à Sancta Clara das Wort, „denn wie sagte jener große Ketzer Heinrich IV.? Die Königskrone von Frankreich wird doch auch noch eine Messe werth sein, sagte er, und schwur das Ketzerthum ab.“

Der Bischof von Raab nickte. „Ganz meine Ansicht,“ meinte er, „und ich glaube mein Wort darauf geben zu können, daß ich

meinen Vetter von Sachsen in kurzem so weit gebracht haben werde, als der Herzog von Sully den König Heinrich."

„Sie sprechen," entgegnete kopfschüttelnd der Pater-Provincial Wolf; „Sie sprechen sehr zuversichtlich und ich habe große Achtung vor Ihrer Ueberredungsgabe; aber .... aber ..."

„Hm!" bemerkte der Pater à Sancta Clara sehr trocken, als der Vorredner hier stockte. „Die Aussicht auf den Königsthron wirds allerdings nicht allein thun. Dagegen hat der starke August eine gewisse sehr schwache Seite, welche ihn nothwendig zu Falle bringen muß."

„Welche?" fragte der Pater Menegati.

„Es giebt," erwiederte der Pater Abraham à Sancta Clara, „ein Wörtlein mit vier Buchstaben, das ist von gar besonderer Kraft. Dasselbe hat den Herodes zu einem halben Narren gemacht und den Ammon zu einem ganzen. Den Simson aber machte es zu einem doppelten Narren und den Holofernes zu einem dreifachen. Wie heißt nun dieses Wörtlein? Weib heißt es. Und noch ein anderes Wörtlein mit vier Buchstaben gibt es, das nicht minder wirksam ist. Dasselbige hat dem allerweisesten Salomon den Verstand verrückt; dasselbige hat dem frommen David den Uriasbrief diktirt und dasselbige hat den Feldherrn Antonius um die Weltherrschaft gebracht. Wie heißt nun dieses Wörtlein? Lieb heißts, Lieb zum Weib und das ist die schwache Seite, von der ich gesprochen. Auch wird," setzte er mit einem spöttischen Blick auf den Peter Menegati zu; „auch wird der Kaiserliche Herr Beichtvater schon eine Dame am Hofe herauszufinden wissen, welche geeignet wäre, den Herrn Bischof in seinem Bekehrungswerke zu unterstützen."

Der Bischof und die beiden Jesuitenpatres sahen einander an und konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. Dann reichte der Pater Menegati dem Pater Abraham à Sancta Clara stillschweigend die Hand.

„Nun," sprach jetzt der Bischof von Raab, „sind wir darüber einverstanden, daß Friedrich August die Krone Polen erhält?"

„Ja," erwiederte der Pater-Provincial, „unter der Bedingung, daß Sie ihn in unsere Kirche zurückführen."

„Und was sagen Sie zu dem Vorschlag des Herrn Hofpredigers?" wandte sich der Bischof an den Pater Menegati.

„Was ich sage?" lächelte dieser. „Nun ich stelle Ihnen eine Coadjutorin im Bekehrungsgeschäft und ich denke, Sie sollen mit derselben zufrieden sein."

So trennten sie sich und noch an demselben Abend machte der Bischof von Raab dem Kurfürsten Friedrich August seinen Besuch. Er kam aber nicht als Bischof und noch weniger als Proselytenmacher, sondern einfach als Prinz von Sachsen-Zeitz und Friedrich August nahm den Herrn Vetter auf's freundschaftlichste auf. Natürlich übrigens führte sie das Gespräch gleichsam von selbst auf die Königswahl in Polen und die Freude Friedrich Augusts war keine geringe, als der Bischof von Raab sich mit großer Energie für ihn, den Kurfürsten von Sachsen, aussprach. „Ich will es nur gestehen," sagte der Bischof im Verlauf der Unterhaltung, „daß ich eigens von Raab hierhergereist bin, um für Sie thätig zu sein, und da ich einigen Einfluß auf den Kanzler Kinsky, die rechte Hand des Kaisers, besitze, so denke ich, sollte mein Wirken kein vergebliches sein. Sie sagen mir nun zwar allerdings, daß der Wind hier am Hofe auf einmal in eine für Sie ganz ungünstige Strömung gerathen sei; allein was thut das? Wir werden es bald heraushaben, worin der Grund dieser veränderten Windrichtung liegt, und kennen wir erst den Grund, ei nun, dann findet sich ganz gewiß auch das Mittel, denselben zu beseitigen."

Also subtil ging der Bischof von Raab am ersten Tage zu Werk und eben damit erwarb er sich die Freundschaft Friedrich Augusts gleichsam im Sturme. Ja nicht blos seine Freundschaft, sondern auch sein vollständiges Vertrauen und mit dem Vertrauen die Gewißheit, daß es mit ihm, dem Kurfürsten, Niemand ehrlicher meine, als der Vetter Christian August, der nunmehrige Bischof von Raab. Ueberdem, wie tolerant erwies sich nicht dieser Vetter in religiösen Fragen! Mein Gott, er dachte hierüber gerade so freisinnig, als der Kurfürst selbst, und nannte das äußere Religionsbekenntniß eine leere Formsache, die blos für

den Ungebildeten Werth habe. Noch mehr, er gestand seinem Vetter ganz ungenirt aus freien Stücken, er selbst sei blos des materiellen Vortheils halber zur katholischen Kirche übergetreten, und setzte dann lachend hinzu, er müßte Jeden für einen engherzigen Thoren halten, der in ähnlicher Lage Bedenken tragen würde, eben so zu handeln. So rückte er Schritt vor Schritt seinem großen Ziele, der Bekehrung Friedrich Augusts, näher und hiebei kam ihm natürlich der religiöse Indifferentismus, den der Kurfürst während seines Aufenthalts in Paris und Venedig eingesogen hatte, nicht wenig zu Statten. Trotzdem ist es zweifelhaft, ob nicht der Kurfürst von Sachsen im Gedanken an dieses sein Kurfürstenthum dennoch sich zwei- und dreimal besonnen hätte, den Protestantismus öffentlich abzuschwören, wenn dem Raaber Bischof nicht jene Coadjutorin zu Hilfe gekommen wäre, von welcher der Pater Menegati gesprochen.

Den Tag nach dem ersten Besuche des Bischofs von Raab wurde in der Wohnung Friedrich Augusts von einem Laquai, der sich ohne auf Antwort zu warten, sogleich wieder entfernte, ein Paquetchen mit der Aufschrift: „An den Kurfürsten von Sachsen“ abgegeben, und dieses Paquetchen war ganz dazu angethan, die Neugierde des Kurfürsten zu wecken. Wie er es nehmlich öffnete, fand er nichts darin, als einen kleinen Schlüssel und ein Briefchen folgenden Inhalts: „Es kostet mich fast das Leben, die Scham zu überwinden, welche ich beim Schreiben dieser Zeilen fühle. Ich habe Sie nur ein einziges Mal gesehen, aber dieses eine Mal hat über mich entschieden, obwohl Sie keinen Blick für mich hatten. Seit gestern bezog ich mein Landhaus im Helenenthal bei Baden und ich lebe da äußerst einsam. Würden Sie mir wohl eine Stunde von Ihrer unschätzbaren Zeit schenken? Meine Wohnung ist mit einer andern nicht leicht zu verwechseln, denn dieselbe zeichnet sich durch grüne Jalousieen und einem großen in Blumen gehüllten Balkon aus. Im Hause selbst jedoch kann ich Sie nicht empfangen, weil ich von Argusaugen bewacht werde. Aber wenn Sie von Baden her kommend links um das Haus herum und der Gartenmauer entlang gehen, so finden Sie ein kleines Pförtchen

und dieses Pförtchen öffnet der innliegende Schlüssel. Um drei Uhr Morgen Mittag erwarte ich Sie und ich wage es zu hoffen, daß Sie kommen werden. Wenn Sie aber nicht kämen, o mein Gott, eine solche Verachtung könnte mich wahnsinnig machen. Verbrennen Sie dieses Billet, denn meine Ehre gebietet mir, daß Alles in das tiefste Geheimniß gehüllt bleibe.“ Also lauteten die Worte des Briefchens; Unterschrift aber hatte dasselbe keine. Ueberdem war die Handschrift eine offenbar verstellte und man konnte nicht einmal klug daraus werden, ob in Wahrheit eine weibliche Hand die Feder geführt habe. Was Wunder demnach, wenn Friedrich August ganz über die Maßen neugierig wurde! Doch wozu sich den Kopf zerbrechen? Der morgende Tag mußte ihm ja Gewißheit bringen, denn so erhaben war der Kurfürst über Alles, was mit Furcht Aehnlichkeit hatte, daß er gleich von der ersten Minute an fest entschlossen war, das Abenteuer zu bestehen.

Den andern Mittag präcis ein Uhr bestieg Friedrich August seinen kräftigsten Renner und ritt von Hause fort, ohne selbst, was er sonst selten that, den Kammerherrn von Vitzthum mitzunehmen. Als er Wien hinter sich hatte, ließ er sein Roß ausgreifen und so erreichte er das durch seine warme Quellen berühmte Städtchen Baden schon eine gute Viertelstunde vor drei Uhr. Nun stieg er im nächsten besten Wirthshause ab und ging dann, nachdem für sein Pferd gesorgt war, im Orte herum spazieren. Drauf fragte er einen Bürger im Vorbeigehen nach der Wegrichtung in's Helenenthal und nach wenigen Minuten schon hatte er das hübsche Landhaus mit den grünen Jalousieen und dem mit Blumen bedeckten Balkon vor sich. „Bis jetzt bin ich nicht mysticirt,“ sprach er sofort zu sich selbst und ging links um das Haus herum, der Gartenmauer entlang. Bald war das Gartenpförtchen entdeckt und leise steckte er den Schlüssel in's Schloß. Bevor er aber öffnete, lockerte er den Degen, den er trug, in seiner Scheide und fühlte auch nach der Taschenpistole, welche er zur Vorsorge mitgenommen hatte. Nun betrat er den Garten, das Pförtchen wieder sorgfältig hinter sich schließend, und auf's Gerathewohl

ging er vorwärts. Der Weg führte an einem Springbrunnen vorbei, woselbst Bänke angebracht waren; aber Niemand saß dort und überhaupt schien der ganze Garten ausgestorben zu sein. „Wohin nun?" dachte er, als der Weg sich jetzt in zwei Pfade abtheilte, von denen der eine in's Landhaus selbst zu gehen schien, während der andere links abzweigte. Er wählte den letzteren und nach etwa hundert Schritten befand er sich vor einer Laube, welche so dicht verwachsen war, daß man nur schwer in ihr Inneres sehen konnte. Er lauschte; aber nicht das Geringste ließ sich vernehmen. Nun erlaubte er sich, ein paar Zweige auseinander zu biegen und Himmel und Erde, welch' herrliche Erscheinung hatte er jetzt vor sich! Auf einem von grünem Moose gebildeten Divan ruhte ein weibliches Wesen, das er mit nichts Anderem vergleichen konnte, als mit dem Bilde der Venus, wie er es im mediceischen Palaste in Florenz gesehen. Das Gesicht, ungemein zart, wie aus Duft gewoben; die tiefblauen Augen von einem Schmelze, wie er ihn schmachtender und doch zugleich feuriger noch nie gesehen; der Mund süß lächelnd, wie lauter Anmuth und Wonne, und eine Reihe von perlengleichen Zähnen zeigend; die Haare glänzend blond und zu beiden Seiten in zierlichen Locken herabfallend, auf der Stirne aber durch ein Diadem zusammengehalten; der Hals blendend weiß und offen bis auf die Hälfte des üppig wallenden Busens; die Hüften kräftig und voll, in die zierlichsten Füßchen auslaufend; endlich die ganze Gestalt in ein florartiges rosafarbiges Kleid gehüllt, das die wunderbaren Reize weniger verbarg, als bloslegte. Also sah das jugendliche Wesen aus, das sich jetzt den Augen des Kurfürsten präsentirte und in all' seine Pulse ein elektrisches Feuer goß!

Lange schaute Friedrich August, ohne die geringste Bewegung zu machen. Endlich aber schwellte ein tiefer Seufzer seine Brust und der Seufzer trat über seine Lippen. „Wie wunderbar herrlich und schön," lispelte er zugleich halblaut; „eine wahre Venus Urania!"

Die junge Dame hatte bis jetzt, ein Buch in der Hand, ganz stille gelegen; nun aber bei diesem Seufzer und den nachfolgenden

halblauten Worten schreckte sie auf und ihre Augen irrten rings herum. „Wer ist hier?" rief sie dann laut und lauschte.

Nunmehr kam Friedrich August wieder zu sich und schnell einige Schritte vorgehend kam er an den Eingang der Laube; so wie aber seine Gestalt da sichtbar wurde, schreckte die junge Dame heftig zusammen und stand im nächsten Augenblicke auf ihren Füßen.

„Mein hochedles Fräulein," stotterte sofort Friedrich August, welcher vor Verlegenheit kaum die passenden Worte fand, „es scheint, ich habe Sie erschreckt, und ich mache mir deßhalb die größten Vorwürfe. Allein . . . . allein . . . . nun, mein Gott, Ihre himmlische Erscheinung hat mich ganz außer Fassung gebracht und Sie müssen meinem armen Kopfe Zeit gönnen, seine geistigen Kräfte wieder zu sammeln."

„Kurfürstliche Durchlaucht," erwiederte die junge Dame, die sich von ihrem Schrecken schnell zu erholen begann, „erlauben Sie mir die einzige Frage, wie sind Sie in diesen Garten gekommen?"

„Wie?" rief Friedrich August. „Sie kennen mich? Sie, eine auf die Erde herabgestiegene Göttin, nannten so eben meinen Namen und in einer Weise, als ob Sie völlig vertraut seien mit den ärmlichen Verhältnissen dieser Welt!"

Ueber diese Sprache des Kurfürsten mußte die Dame unwillkührlich lächeln. „Ich hatte," sagte sie dann; „ich hatte vor kurzem das Vergnügen, Euer Durchlaucht in einer Gesellschaft zu sehen, bei der auch ich gegenwärtig war, und wer dem ritterlichen Kurfürsten von Sachsen nur einmal nahe gekommen ist, der kann sein Bild nie mehr vergessen."

„Sie haben mich gesehen und ich Sie nicht?" sprach Friedrich August tief Athem holend. „Dann hat ein böser Geist an diesem Tage meine Augen verblendet gehabt, denn . . . . ."

„Bitte, Euer Durchlaucht," unterbrach ihn die Dame mit einem zweiten Lächeln, „Ihre Augen waren keineswegs verblendet, sondern Sie fanden es nur nicht für nöthig, sie auf eine so unbedeutende Person, als ich bin, zu richten. Doch," setzte sie sofort ernsthafter hinzu, „Sie haben mir meine Frage noch nicht beant-

wortet, auf welche Weise und aus welchem Grunde verirrten Sie sich in diesen meinen Garten?"

Der Kurfürst starrte die schöne Sprecherin an, und war offenbar verlegen um die Antwort. „Sollten Sie das in der That nicht wissen?" flüsterte er endlich. „Der Schlüssel zu dem Gartenpförtchen ......" Er hielt inne, ohne zu vollenden.

„Ha!" rief die junge Dame. „Der Schlüssel, der mir seit gestern fehlt, und dessen unerklärliches Verschwinden mir so viel Kopfzerbrechens machte, was ist's mit ihm? Sollten Sie etwa in seinen Besitz gekommen sein? Und, ich bitte, schnell, schnell, wie geschah dieß?"

„Ich .... ich ...." erwiederte der Kurfürst, den der Anblick der wunderschönen Dame noch immer nicht ganz zu sich selbst kommen ließ; „ich erhielt ihn von unbekannter Hand, mit der Einladung, mich um drei Uhr hier einzufinden."

„Um drei Uhr?" kreischte die Dame, die nun plötzlich tödtlich erblaßte. „So ist es schon drei Uhr? Um diese Zeit wollte mein Gatte hier sein und ha, wenn er Sie träfe! Seine Eifersucht übersteigt alle Gränzen. Um Gotteswillen, Durchlaucht, fort, schnell fort; sonst bin ich auf immer verloren."

Sie hob die Hände jammernd empor und ihr Blick traf ihn so flehend, daß er verwirrter als je wurde. „Aber ich begreife nicht," stotterte er. „Und dann, Sie sprechen von einem Gatten; Sie, die Sie kaum als Jungfrau erblüht sind? Nein," erklärte er plötzlich entschlossen, „ich weiche nicht, mag daraus entstehen, was da will."

„Um Gott und seiner Heiligen," flehte die Dame, „erbarmen Sie sich meiner. Sie wissen nicht, welcher Gefahr Sie mich aussetzen und, Jesus, Maria und Joseph, ich höre einen Wagen fahren. Im Augenblicke wird mein Gatte hier sein und dann, großer Gott, was soll dann aus mir werden."

Thränen erglänzten in ihren Augen und diesen konnte der Kurfürst unmöglich widerstehen. „Ich gehorche Ihren Befehlen," sagte er, „und werde mich entfernen; aber vorher versprechen Sie mir, daß ...."

„Gewiß, gewiß," unterbrach sie ihn, indem sie ihm ihre beiden Hände reichte, „wir werden uns wiedersehen und .... und ... aber nun, um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich."

Er hatte sie fest umschlungen, als sie ihm die Hände reichte, und es schien ihm, als ob sie keinen Widerstand leiste. Aber schon in der nächsten Sekunde stieß sie ihn von sich und rannte den Weg entlang, der zu dem Landhause hinführte.

Wie bezaubert sah er ihr nach; dann entfernte er sich langsam in der Richtung nach dem kleinen Pförtchen. Eine Minute drauf ging er um das Landhaus herum und richtig, hier hielt ein mit vier Pferden bespannter Wagen.

„Wessen Eigenthum ist dieses Landhaus?" fragte er sofort einen der bei der Equipage stehenden Diener in einer höchst gleichgiltigen Weise. „Es gehört dem Herrn Grafen Hieserle von Chodau, Kammerherr bei Seiner Majestät dem Kaiser," war die volltönende Antwort.

Abends um fünf Uhr hatte Friedrich August sein Palais in Wien wieder erreicht; aber seine Umgebung wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte. Er war träumerisch und gab auf die einfachsten Fragen oft die verkehrtesten Antworten. Offenbar beschäftigte sich sein Geist mit ganz anderen Dingen, als die ihm zunächst lagen.

Zwei Tage später gab der König Joseph dem Kurfürsten von Sachsen zu Ehren einen solennen Ball und alle Welt sprach von nichts Anderem, als von den großartigen Vorbereitungen, welche zu demselben getroffen wurden. Friedrich August aber, welchen doch die Sache zunächst anging, blieb völlig gleichgiltig, und als die Stunde kam, in welcher er zu Hofe fahren mußte, mußte man ihn sogar förmlich treiben, damit er die rechte Zeit nicht versäumte. Auch während des Balles selbst blieb er zerstreut, obwohl sich König Joseph alle Mühe gab, ihn zu unterhalten, und selbst vom Tanzen, das sonst sein Hauptvergnügen bildete, wollte er dießmal nichts wissen. Doch wie es nun zum Souper ging, da fiel sein Blick plötzlich auf eine junge Dame, welche hinter dem Sessel der

Kaiserin stand, und nun fing sein Auge mit einem Male zu glühen an, während eine Purpurröthe über sein Gesicht flog.

„Endlich," lächelte König Joseph; „endlich kommt doch einiges Leben in Sie. Ich habe Sie den ganzen Abend nicht wieder erkannt."

Der Kurfürst erröthete noch tiefer, konnte aber trotzdem den Blick nicht von der Dame abwenden. „Sagen Sie mir, mein Freund," flüsterte er dann dem Könige zu; „sagen Sie mir um Gotteswillen, ist sie wirklich verheirathet?"

„Wer?" flüsterte der König erstaunt zurück und folgte dann den Augen des Kurfürsten. „Aha, die Dame dort hinter dem Sessel meiner Mutter? Ja sie ist die Gattin des Grafen Hieserle von Chodau, eines der Kammerherrn meines Vaters."

„Und . . . und," war die weitere leise Frage des Kurfürsten, „sie liebt ihren Gatten?"

„Wahrhaftig," lachte König Joseph, „da bin ich überfragt, denn der Herr Graf, ihr Gatte, hält sie dem Hofe ziemlich fern. Am besten ist's wohl, Sie suchen der Sache selbst auf den Grund zu kommen und zu diesem Behufe will ich Ihnen nach Tisch den Kammerherrn mit seiner jungen Gemahlin vorstellen. Aber," setzte er boshaft hinzu, „nehmen Sie sich zusammen, man sagt, der Graf sei schrecklich eifersüchtig."

Die Vorstellung fand denn auch richtig gleich nach dem Souper statt und der Kurfürst richtete einige gütige Worte an den gräflichen Kammerherrn. Dessen Gattin aber behandelte er, als hätte er sie in seinem Leben nie gesehen, und ein dankbarer Blick aus ihrem schönen Auge belohnte ihn dafür. Mit der Eifersucht des Gatten hatte es also, dieß sah er sogleich ein, seine volle Richtigkeit; wie nun aber mit ihrer Liebe zu demselben? Mein Gott, diesen Menschen mit dem armseligen Leibe, der so wenig Mannhaftes an sich hatte, diesen Menschen, aus dessen Gesicht nichts hervorleuchtete, als geckenhafte Anmaßung, verbunden mit Geiz und Neid — diesen Mann konnte sie doch unmöglich lieben und gewiß hatte sie ihn nur geheirathet, weil sie ihn hatte heirathen müssen!

Er ließ Beide von jetzt an nicht mehr aus den Augen, obwohl er sich stellte, als ob er ihnen keinen Blick schenke, und je länger er sie betrachtete, um so mehr fand er seine erste Ansicht bestätigt. Die Gelegenheit dagegen, der Gräfin ein paar Worte in's Ohr flüstern zu können, wollte sich lange nicht geben, so sehr er auch darnach dürstete und schon war er nahe daran, alle Hoffnung fahren zu lassen. Da sah er, daß sie Arm in Arm mit einer Freundin in einem der Nebenzimmer verschwand und einen Augenblick darauf befand er sich auch in diesem Zimmer. Die Gräfin stand an einem Fenster und ihre Freundin neben ihr. So wie sich aber der Kurfürst raschen Schrittes näherte, zog sich die Freundin in den Hintergrund zurück, wie wenn sie dort etwas zu suchen hätte.

„Endlich, gnädigste Gräfin," sprach der Kurfürst in leidenschaftlichem Tone, „endlich begünstigt mich das Schicksal und ich darf Ihnen sagen, welch' eine unendliche Sehnsucht ...."

„Um Gottes willen, Durchlaucht," unterbrach ihn die Gräfin ängstlich, „wenn man Sie hörte! Was müßte man von mir denken?"

„Nichts Anderes," fuhr Friedrich August etwas minder laut, aber in fast noch leidenschaftlicherer Weise fort, „als daß ich Sie verehre, wie man eine Gottheit verehrt, und daß ich sterben werde, wenn Sie nicht Ihr Wort halten, mir eine Zusammenkunft zu gewähren."

„Sie vergessen sich, Durchlaucht," erwiederte die Gräfin, „und, großer Gott, ich höre Tritte."

Sie wollte forteilen, aber er erfaßte ihre Hand und ließ sie nicht von der Stelle. „Grausames Wesen," rief er, „wollen Sie meinen Tod? Sie sehen, daß ich vor Liebe glühe und Sie sind kälter als Eis."

Jetzt näherten sich wirklich Tritte und rasch entriß sie ihm ihre Hand. „Morgen früh zehn Uhr im Helenenthal," flüsterte sie leise, kaum hörbar, und war dann im Momente verschwunden.

Abermals, wie vor zwei Tagen, starrte er ihr einem Ver-

zückten gleich nach, und hörte es nicht einmal, daß jetzt eben der König Joseph hart an seine Seite trat.

„Hier treffe ich Sie in der Einsamkeit, fast im Dunkeln?“ sagte der König, indem er seinem Freunde die Hand auf die Achsel legte. „Gewiß, Sie sind krank, mein Bruder, und wir müssen die Aerzte in Berathung ziehen?“

„Krank?“ erwiederte Friedrich August, nun plötzlich zum Leben erwachend. „O mein Freund, ich fühle mich so wohl und glücklich, wie nie früher in meinem ganzen Leben.“

Und in der That, sein Antlitz strahlte, als er gleich darauf Arm in Arm mit dem Könige in den Ballsaal zurückkehrte! Die Gräfin Hieserle übrigens sah er an diesem Abend nicht mehr, denn sie hatte gleich nach ihrer Zusammenkunft mit ihm das Fest verlassen.

Morgens um vier Uhr kam Friedrich August von dem Balle nach Hause; aber um acht Uhr stand er schon wieder gestiefelt und gespornt.

„Ich werde allein ausreiten,“ sagte er zu dem Kammerherrn von Vitzthum, der ihn durchaus begleiten wollte.

„Und wann werden Euer Durchlaucht zurückkehren?“ fragte der Kammerherr. „Die fürstliche Eminenz von Raab ließ anfragen, ob sie Ihnen um zehn Uhr ihre Aufwartung machen könne.“

„Bescheide meinen Vetter auf heute Abend,“ erwiederte der Kurfürst und eilte die Treppe hinab, um sich auf's Pferd zu schwingen.

Fort sprengte er auf der Straße nach Baden, und nach nicht viel mehr als einer Stunde langte er daselbst an, so schnell war er geritten. Wiederum gab er sein Pferd im Wirthshause ab und wiederum besah er sich die Umgegend zu Fuße. So schön sie aber war, so fand er doch kein Interesse an derselben, und jeden Augenblick zog er seine Uhr, ob sich die Zeit der zehnten Stunde noch nicht nähere. Mein Gott, der Zeiger wollte gar nicht vorwärts und die Minuten deuchten ihm Ewigkeiten zu sein. Doch endlich, endlich kam die ersehnte Stunde heran und ha! wie

flüchtig eilte er nun dem Helenenthale zu! Das Haus rechts lassend ging er an der Mauer hinab und jetzt hatte er das kleine Pförtchen vor sich. Rasch zog er den Schlüssel hervor, um zu öffnen, aber seine Hand zitterte so heftig, daß er sich erst fassen mußte, ehe er das Oeffnen zu Stande brachte. Nun vorwärts den Pfad entlang, der dichtverwachsenen Laube zu! Doch so kurz auch der Weg war, er mußte mehrmals anhalten, um Athem zu schöpfen, denn sein Herz pochte zum Zerspringen. Endlich stand er vor der Laube und noch zwei Schritte, so hatte er den Eingang erreicht. Er stand aber wie angewurzelt und seine Wange wurde blaß wie der Tod. „Wenn sie nicht da wäre?" murmelte er. „Wenn sie mich zum Besten gehalten hätte?" Seine Finger sträubten sich, die Zweige aus einander zu biegen; endlich aber brachten sie's doch zu Stande und fast hätte er jetzt laut aufgejubelt. Prangend in all' ihrer Schönheit ruhte die Gräfin auf dem Mooslager und wie träumerisch hielt sie die Augen geschlossen. Ein Moment und er lag vor ihr auf den Knieen.

Zwei Stunden später treffen wir sie hart neben einander auf dem Mooslager sitzend, ihre Hände fest verschlungen.

„Verlaß mich jetzt, mein Leben," hauchte die Dame, „denn wenn du länger bliebest, so liefen wir Gefahr, entdeckt zu werden."

„Schon jetzt, du Seele meiner Seele?" flüsterte er zurück, indem er sie mit glühenden Blicken betrachtete und dann seinen Arm um sie schlang.

„Es muß sein," sprach sie, einen Kuß auf seine Lippen drückend; „aber vergiß nicht, was du mir versprochen."

„Noch heute," erwiederte er, den Kuß zurückgebend; „noch heute kündige ich den Meinigen meinen Umzug nach Baden an und an einem guten Vorwand fehlt es mir zum Glück nicht. Dann aber," setzte er wie trunken hinzu, „dann sind wir unzertrennlich, denn auf deine Kammerfrau kannst du dich ja verlassen."

„Wie du auf deinen Vitzthum," lächelte sie ihm zu. „Sonst aber muß unsere Liebe für Jedermann ein Geheimniß bleiben."

Noch einmal umschlangen sie sich, als wären sie in einander verwachsen; dann aber riß sie sich los und trieb ihn ernstlich zum

Aufbruch. So mußte er endlich gehorchen und bald darauf schloß sich das Pförtchen hinter ihm. Mittags zwei Uhr langte er wieder in Wien an.

Welch' ein Gegensatz nun aber zwischen dem Friedrich August von Heute und dem Friedrich August von Gestern und Ehegestern! Gestern und Ehegestern zeigte er sich verstimmt, träumerisch, niedergeschlagen, ohne an irgend Etwas Antheil zu nehmen. Heute erglänzte sein Auge von Wonne und auf seinen lächelnden Wangen blühte die frische Rose des Glückes. Sein Gang war elastisch, als wollte er hüpfen und springen, und seine Stimme erklang hell und fröhlich, wie die eines lustigen Waidmanns.

„Eure Durchlaucht müssen einen Glückswurf gethan haben,“ sagte der Kammerherr von Vitzthum zu ihm. „So, wie heute, habe ich Sie schon lange nicht mehr gesehen.“

„Ich fühle mich auch glücklicher als je,“ erwiederte der Kurfürst seinem Vertrauten, indem er ihm die Hand drückte. „So wohl und glücklich, daß ich alle Welt umarmen könnte. Doch, nein, halt,“ setzte er plötzlich in gänzlich verändertem Tone hinzu, „ich bin ja krank, sehr krank und muß mich sogleich zu Bette legen.“

„Krank?“ rief der Kammerherr von Vitzthum, indem er um zwei Schritte zurückfuhr und dem Kurfürsten einen erstaunten Blick zuwarf. „Krank sind Sie und sehen so aus?“

„Ja wohl, bedeutend krank bin ich,“ bestätigte Friedrich August, indem er sein Gesicht in Falten zu legen suchte, „und du wirst daher sogleich zum Arzte senden. Du weißt, ich habe mir bei dem letzten Ringelrennen in Dresden, am 12. Februar glaube ich, das linke Bein verletzt und dieses Bein schmerzt mich sehr. Es war ein großer Fehler, daß ich damals nicht die gehörige Zeit das Bett hütete, um die Wunde gänzlich ausheilen zu lassen.“

Der Kammerherr erschrack sichtlich. „Um Gott,“ sprach er tief bekümmert, „Eure Durchlaucht leiden und ich wagte es so eben noch, mit Ihnen zu scherzen. Aber nun schnell zu Bette und dann eile ich selbst zum Arzte, damit auch nicht ein Augenblick versäumt wird.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Friedrich August laut auf. „So mache

doch kein so klägliches Gesicht, als ob ich schon am Sterben wäre! Siehst du, die Wunde — nun allerdings das Bein thut mir hie und da weh, aber kaum, daß ich's spüre, und so ist die Wunde nur ein Vorwand. Das Wahre an der Sache besteht vielmehr darin, daß ich um jeden Preis morgen schon nach Baden übersiedeln will und da sollen die Aerzte mir die dortigen warmen Bäder verordnen. Nun merkst du noch nichts?"

„Ah," versetzte der Kammerherr, leicht aufathmend, „ein Abenteuer, das Eure Durchlaucht verschleiern wollen."

„Etwas der Art," erwiederte Friedrich August. „Ich habe eine Fee gefunden, welche ein böser Hausdrache nach Baden verbannt hat, und weder dieser Hausdrache noch Irgendwer sonst darf eine Ahnung davon bekommen, daß ich der Fee halber dorthin übersiedle. Doch das Alles erzähle ich dir später ausführlicher. Für jetzt rufe nur meinen Kammerdiener und dann eile zum Arzt. Im Vorbeifahren vergiß auch nicht meinen Juwelier zu benachrichtigen, daß er mir morgen in aller Früh mit einer hübschen Auswahl von Schmucksachen aufwarte. Mit Schmucksachen für Damen meine ich," setzte er zum Schluß noch hinzu, indem er seinem Kammerherrn vertraulich zunickte.

Am Abend dieses Tages treffen wir den Kurfürsten von Sachsen im Bette und hart an seiner Seite saß sein Vetter von Sachsen-Zeitz, der joviale Bischof von Raab.

„Also der Arzt," sagte der Vetter von Sachsen-Zeitz, „hat Ihnen Ihres Fußleidens wegen die warmen Quellen von Baden verordnet? Wahrhaftig, wie sich das oft wunderbar trifft! Auch mir ist eine Cur in Baden dringend anempfohlen worden und ich werde mich schon morgen oder übermorgen dahin begeben. Wie freue ich mich da, Ihrer Gesellschaft genießen zu dürfen! Doch à propos, nehmen Sie Ihr ganzes Gefolge mit?"

„Nein," erwiederte der Kurfürst; „nur meinen Kammerherrn von Vitzthum und einige wenige Dienerschaft mit einem Halbdutzend Pferde. Alles Uebrige bleibt hier."

„Gerade so werde auch ich es halten," meinte der Bischof, „und ich freue mich, daß unser Geschmack auch hierin übereinstimmt.

Aber wissen Sie, was, mein Durchlauchtigster Vetter? Ich kenne in Baden ein ganz stilles Quartier, den Mariazeller Hof, wo man ganz ungenirt ist. Nehmen Sie dort den unteren Stock, während ich den oberen beziehe; so sind wir Beide bei einander und doch kann Jeder treiben, was er will. Einverstanden, mein Herr Vetter?"

„Topp!" sagte der Kurfürst von Sachsen, dem der Vetter von Zeitz mit jedem Tage mehr gefiel, und streckte demselben die Hand entgegen.

Natürlich ward nun sogleich das Nähere abgemacht und als sich dann später die beiden Herrn Vettern trennten, so geschah es mit einer Freundlichkeit, als wären sie geschworene Brüder. Am meisten Ursache zur Zufriedenheit hatte übrigens der Bischof von Raab, denn das, wornach er seit der letzten Woche unablässig gestrebt, die Isolirung Friedrich Augusts von seiner mitgebrachten protestantischen Umgebung, war ihm heute mit einem einzigen Schlage gelungen. „Nunmehr," flüsterte er sich beim Nachhausefahren mit einem frohlockenden Gesichte zu; „nunmehr befindet er sich ganz in meinen Händen, und wenn mich, wie mir der Pater Menegati versprochen hat, die Gräfin Hieserle nach der ihr gewordenen Anweisung unterstützt, so kann es gar nicht mehr fehlen. Ja wohl, ehe vier Wochen umgehen, ist er zu unserer Kirche übergetreten und der Kaiser wie der Pabst müssen mir dafür zum höchsten Danke verpflichtet sein."

Den andern Tag, wie abgemacht war, bezog Friedrich August das untere Stockwerk des Mariazellerhofes in dem Städtchen Baden und die große Welt in Wien glaubte nicht anders, als es geschehe dieß einer Cur wegen, welche dem Kurfürsten die Aerzte dringend angerathen hätten. Auch blieb das kurfürstliche Gefolge richtig in Wien zurück, denn Friedrich August erklärte, nur allein seiner Cur leben zu wollen, und nahm daher außer seinem Kammerherrn von Vitzthum nur einen Kammerdiener nebst einigen anderen niedereren Bediensteten mit. Unmittelbar nachher siedelte der Bischof von Raab ebenfalls nach Baden in das obere Stockwerk des Mariazeller Hofes über, aber er that es mit so wenig Ge-

räusch, daß das größere Publikum gar nichts davon inne wurde, und überdem, was lag denn daran, ob der Bischof in Wien oder in Baden domicilirte? So kam das große Ereigniß, von dem ich nun zu berichten habe, für Jedermann ganz unerwartet und kein Wunder demnach, wenn selbiges Ereigniß in der ganzen Welt das ungeheuerste Aufsehen erregte!

So bald Friedrich August sein neues Quartier bezogen hatte, bediente er sich zwar allerdings der warmen Bäder, um die Welt in dem Glauben an seine Curzwecke zu erhalten; in Wahrheit aber lebte er nur seiner neuen Liebe, und viele Stunden des Tags wie der Nacht, wo man ihn in seinem Zimmer wähnte, brachte er in jener Gartenvilla zu, welche ich dem Leser bereits geschildert habe. Ueberdem liefen zwischen ihm und seiner Geliebten beständig Briefchen hin und her, welche Vitzthum der Kammerfrau der Gräfin vermittelte, und zu den Briefchen kamen reiche Präsente, bestehend in Juwelen und anderen Werthsachen. Dafür aber besaß er auch ihre Liebe in ganz unbeschränkter Weise und mein Gott, wie verstand sie zu lieben! War es also unter solchen Umständen ein Wunder, wenn Friedrich August ganz ausschließlich seiner Liebe lebte? Und doch wenn ich sagte „ganz ausschließlich," so habe ich um ein Gutes zu viel gesagt, denn zur Steuer der Wahrheit muß ich gestehen, daß die weltlichen Sorgen ihn ebenfalls nicht wenig in Anspruch nahmen. Er bewarb sich ja um die Krone Polen und sein dortiger Agent, der Obrist von Flemming, schickte ihm fast täglich von Warschau aus Berichte, welche natürlich wieder ihre Antwort verlangten! Wie lauteten nun aber diese Berichte? Nicht ungünstig im Allgemeinen, aber doch auch wieder nicht so, wie er sie gewünscht hätte. Nein, keineswegs so, sondern es stellte sich vielmehr mit jedem Tag deutlicher heraus, daß die Geistlichkeit Polens in ihrer großen Mehrzahl gegen ihn operirte, und nicht minder gewiß war, daß diese Geistlichkeit nicht gewonnen werden konnte, wenn nicht vorher das geschah, was auch Heinrich IV. gethan hatte. Oft und viel schüttete Friedrich August sein bekümmertes Herz vor seinem neuen Freunde, dem Bischof von Raab, aus und ebenso oft und viel vor seiner süßen Freundin, der

schönen Gräfin von Hieserle. Merkwürdig aber, worin bestand ihr beiderseitiger, ganz übereinstimmender Rath? Darin, daß sie meinten, ein Königreich sei wohl eine Messe werth! Ueberdem wie verlockend wußte es nicht die Gräfin ihrem Geliebten auszumalen, wie herrlich es wäre, wenn sie Beide mit einander, ganz unberührt von dem Gerede der Dresdener, in Warschau residirten, und wie wunderbar fein verstand es nicht der Bischof, die Uebertrittspille zu verzuckern, so daß sie all' ihren bitteren Geschmack verlor!

Doch wozu die vielen Auseinandersetzungen? Genug, nach wenigen Wochen sah Friedrich August ein, daß seine Wahl zum Könige von Polen nie und nimmer durchgesetzt werden könne, wenn er nicht vorher die katholische Religion annehme, und mit dieser Gewißheit stand sein Entschluß fest, den Protestantismus abzuschwören. Auch zauderte er nun nicht mit der Ausführung und die Ceremonie selbst ging am 1. Juni 1697 vor sich. An diesem Tage nehmlich begab sich der Bischof von Raab in die Lorettokapelle zu Baden und holte sich da eine geweihte Hostie. Mit dieser kehrte er in den Mariazeller Hof zurück, woselbst der Pater Menegati inzwischen in einem der Zimmer Friedrich Augusts einen Beichtstuhl improvisirt hatte. Nun legte der Kurfürst vor dem Bischof seine Generalbeichte ab und dann erhielt er von demselben, nachdem der Kammerherr von Vitzthum als Zeuge hereingerufen worden war, das heilige Abendmahl nach römischem Ritus. Damit war die ganze Ceremonie beendet.

Man sieht, der gute Bischof von Raab machte seinem Herrn Vetter den wichtigen Schritt ziemlich leicht und vermied namentlich das Omen einer Bekehrung in öffentlicher Kirche. Ja sogar die Verkündigung des Geschehenen von der Kanzel herab wurde vermieden, denn es war der Wunsch des Kurfürsten, daß von der Sache so wenig als möglich Geräusch gemacht werde. Dagegen gingen alsbald nach allen Weltgegenden Staffeten mit der ausführlichen Meldung des Geschehenen ab. So nach Rom an seine Heiligkeit den Pabst und an den hochmächtigen General des Ordens Jesu. Sodann nach Wien an den Kaiser Leopold und natürlich

auch an dessen Sohn, den König Joseph. Endlich nach Warschau an den päbstlichen Nuntius Davia sowie an den Viceprimas Domsky, den Bischof von Cujavien; verschiedene andere hervorragende Personen, als zum Beispiel den Obersten von Flemming und den Castellan von Culm natürlich ebenfalls nicht zu vergessen.

Unendlich rasch flogen die Staffeten und ebenso rasch machten sich auch die Wirkungen geltend. Der Kaiser Leopold und sein Sohn fuhren alsbald nach Baden hinaus und gratulirten dem Kurfürsten persönlich. „Was Sie gethan, ist ein Glück für Deutschland," sagte der Kaiser zu ihm, „denn hoffentlich folgt bald ganz Sachsen und daraufhin das übrige protestantische Gebiet Ihrem Beispiel. Ist aber erst die Einheit des Glaubens wieder hergestellt, so kommt ganz sicherlich auch die Einheit des Regiments und mit der unseligen Spaltung in unserem großen Vaterlande, einer Geburt der Reformation, hat es ein Ende. Im Uebrigen mein ganz besonders geehrter Herr Kurfürst, habe ich meinem Gesandten in Warschau, dem Grafen Lamberg, bereits die nöthigen Weisungen zukommen lassen und Sie dürfen nun mit voller Gewißheit darauf rechnen, daß Sie bei der bevorstehenden Königswahl in Polen alle die Stimmen erhalten, welche mein Einfluß Ihnen verschaffen kann." Das war die erste Folge des kurfürstlichen Uebertritts und die zweite erwies sich als nicht minder wichtig. Der Pabst nehmlich gab dem Neuconvertirten in einem eigenen Schreiben seinen Segen und legte ihm zugleich eine Abschrift der Ordre bei, welche der Nuntius Davia in Warschau erhalten hatte. Nach dieser Ordre aber durfte Friedrich August hoffen, daß die Geistlichkeit in Polen von nun an in ihrer großen Mehrzahl für ihn sein würde und damit war natürlich unendlich viel gewonneu. Den allerwichtigsten Einfluß übrigens auf die polnische Königswahl hatte die Art und Weise, wie die Gesellschaft Jesu die Convertirung Friedrich Augusts aufnahmen, denn was that diese Gesellschaft? Sie streckte dem Kurfürsten alsobald eine Million Thaler in Baarem vor und dieses Geld, welches unmittelbar vor der Wahl flüssig wurde, gab, wie wir gleich sehen werden, bei letzterer selbst den Stichentscheid.

Friedrich August hatte also alle Ursache, mit den Wirkungen,

welche seine Convertirung hervorbrachte, äußerst zufrieden zu sein; aber dennoch, trotz allem dem, kam gerade jetzt, wenigstens zeitweise, eine Stimmung über ihn, die vom Glücke sehr weit entfernt war. Der Abstimmungstag in Polen nehmlich rückte näher und näher und er mußte nothgedrungen vor demselben in Dresden eintreffen. Ja es stand Alles auf dem Spiel, wenn er dies nicht that, denn so bald die Abstimmung günstig für ihn ausfiel, hatte er augenblicklich mit einer sächsischen Armee in Polen einzurücken, um seine Gegner vollends unschädlich zu machen. Wie in aller Welt jedoch sollte er es mit seiner Geliebten halten, welche durch das Band der Ehe an Wien gefesselt war? Verlassen konnte er sie nicht, ohne grenzenlos unglücklich zu sein; sie aber dem Gatten rauben, das hätte nothwendig ein furchtbares Aufsehen gemacht. Da legte sich plötzlich das Schicksal in's Mittel und löste den gordischen Knoten auf eine ganz eigenthümliche Weise.

Es war am 10. Juni, Morgens noch ziemlich früh. Friedrich August befand sich bei seiner Geliebten und Beide saßen in äußerst vertraulicher Weise hart neben einander. Er nehmlich hatte den Arm um sie geschlungen, während sie ihren wunderschönen Kopf an seine Schulter lehnte, und so kosten sie in vollkommener Sicherheit. Sie glaubten ja, daß der Gemahl der Gräfin durch seinen Dienst in Wien zurückgehalten werde, und überdem wachte nicht die getreue Kammerfrau über ihnen? Da auf einmal, Himmel und Erde, was war das? Die Thüre öffnete sich und herein trat der Herr Graf Johann Anton Hieserle von Chodau, Kammerherr Seiner Majestät des Kaisers Leopold I.

Die Sache ging sehr einfach zu. Der Herr Graf hatte allerdings heute Dienst beim Kaiser, aber er vertauschte diesen mit einem der andern Kammerherrn, denn es war der Namenstag seiner Gemahlin und er wollte sie mit einem Geschenke überraschen. In Baden angekommen verließ er daher seinen Wagen und befahl dem Kutscher, langsam in's Helenenthal nachzufahren. Er selbst ging schnell voraus, trat durch eine Hinterthüre, deren Schlüssel er besaß, in die Villa, und kam so ganz unbemerkt bis vor die Gemächer seiner Gemahlin. Hier lauschte er; weil er aber keinen

Laut hörte, so vermuthete er sie noch in ihrem Boudoir und öffnete also schnell, um die Ueberraschung desto größer zu machen.

Erstarrt stand der Graf, als er das Liebespaar erblickte. Bis jetzt hatte er keine Ahnung davon gehabt, daß ein Verhältniß zwischen seiner Gemahlin und dem Kurfürsten von Sachsen bestehen könnte. Um so furchtbarer traf ihn der Schlag. „Treulose! Elende!" schrie er und stürzte, seinen Degen ziehend, auf das Paar zu.

Man kann sich denken, wie der Gräfin zu Muthe war, als sie ihren Gatten vor sich erblickte, und auch den Kurfürsten erfaßte im ersten Augenblick eine furchtbare Beklemmung. Allein wie er nun sah, daß der Graf seinen Degen zog, da rannte er nach dem Tische, auf dem seine Waffen lagen, und augenblicklich blitzte sein Schwert in seiner Rechten. „Hierher! Mit mir haben Sie es zu thun!" rief er mit seiner Donnerstimme und drang sofort auf seinen Gegner ein.

Jetzt hätte man meinen sollen, werde ein Kampf auf Leben und Tod entstanden sein, allein der Herr Graf Hieserle von Chodau war nicht der Mann des Fechtens. Im Gegentheil, wie er die blanke Klinge in der Hand des Kurfürsten sah, machte er in toller Hast rechts um und rannte, was er konnte, zur Thüre hinaus die Treppe hinab. Ja selbst nachdem er die Straße erreicht, machte er nicht Halt, sondern sprang weiter, seinem Gefährt entgegen, und ließ dieses sofort umkehren. „Fahr zu, was die Pferde laufen können," befahl er dem Kutscher, denn er zitterte immer noch vor Angst, der Kurfürst könnte ihn ereilen.

Während der Fahrt übrigens kam er doch wieder etwas zu sich und nun fing er an zu überlegen. „Was soll ich thun?" sprach er zu sich selbst. „Etwa laut verkündigen, was mir widerfahren und auf Trennung von Tisch und Bett klagen? Aber was hülfe mir das? Zur Schande hätte ich dann auch noch den Spott und am Ende gar noch den Schaden, wenn ich ihr Vermögen ... Ha!" unterbrach er sich plötzlich mit einem häßlichen Aufschrei. „Jetzt fällt mir etwas ein, und bei Gott, der Einfall ist ein köstlicher, denn er wird mich schadlos halten."

Noch einmal überlegte er sich die Sache und dann fest entschlossen, befahl er dem Kutscher, zu dem sächsischen Gesandten, dem Herrn Baron von Gersdorf zu fahren. Dort angekommen verlangte er sogleich eine geheime Audienz und diese nahm eine gute halbe Stunde in Anspruch. Darauf verließ er den Gesandten und fuhr in seine Privatwohnung zurück. Herr von Gersdorf aber wußte nichts Eiligeres zu thun, als sofort im gestrecktesten Lauf nach Baden zu fahren, um Seine Durchlaucht den Kurfürsten von Sachsen aufzusuchen.

Inzwischen waren ein paar Stunden vergangen und diese hatte Friedrich August in der peinlichsten Situation zugebracht. Er wußte gar nicht, was beginnen, und die Verzweiflung der Gräfin, seiner Geliebten, die sich durch keinerlei Trostgründe beruhigen ließ, vermehrte noch seine Verwirrung. Da, wie er sich eben dahin resolvirt hatte, zu dem Bischof von Raab zu gehen, um sich bei demselben in dieser trostlosen Geschichte Raths zu erholen, trat sein Gesandter, der Baron von Gersdorf, in Begleitung des Kammerherrn von Vitzthum bei ihm ein.

„Ich bitte um Vergebung, Euer Durchlaucht," sagte der Gesandte, „daß ich es wagte, hier bei ihnen einzudringen; aber der Fall ist ein äußerst dringender. Ich komme im Auftrag des Herrn Grafen Johann Anton Hieserle von Chodau."

„Ha!" rief der Kurfürst. „Er hat mich beim Kaiser verklagt, nicht wahr? Oder zog er es vor, mich vor das geistliche Gericht zu ziehen? Aber nein, er ist von altem Adel und deßwegen kann er nichts anderes als Blut verlangen und bei Gott ich werde ihm die Satisfaction nicht versagen, obgleich ich ein regierender Fürst bin."

„Von all' dem ist nicht im entferntesten die Rede," erwiederte der Gesandte, als er endlich zu Wort kommen konnte. „Der Herr Graf zieht es vielmehr vor, sich mit Ihnen in Güte zu vergleichen oder, um mich noch deutlicher auszudrücken, er will Eurer Durchlaucht seine Frau unter gewissen Bedingungen für immer kontractlich abtreten."

Mit weit offenen Augen sah ihn der Kurfürst an. „Ich

glaube, ich träume," sprach er dann. „Oder haben Sie wirklich gesagt, der Graf wolle seine Frau an mich abtreten?"

„Ja, so sagte ich," wiederholte der Baron von Gersdorf. „Gegen einen hübschen Titel und eine nette Summe Geldes ist der Herr Graf bereit, alle seine Rechte auf seine Gemahlin für ewige Zeiten an Sie zu verkaufen."

„Bei Gott," rief nun der Kurfürst, indem er vor Verachtung ausspuckte, „der Mensch ist ein noch viel verächtlicherer Tropf, als ich mir ihn gedacht habe. Für ein solches Weib würde ich mit der Hölle selbst kämpfen und ihm ist sie feil für einen Titel und ein elendes Stück Geld! Nun wie hoch stellt er den Preis und was will er für einen Titel?"

„Er verlangt," entgegnete der Gesandte, „den Rang und die Würde eines sächsischen Oberhofmarschalls, ohne jedoch darauf Anspruch zu machen, auch nur ein einziges Mal Dienst zu thun. Vielmehr ist es ihm recht, wenn man ihn gleich mit zwanzigtausend Kaisergulden jährlich pensionirt. Billiger könne er's nicht thun, hat mich der Herr Graf versichert, aber vielleicht läßt er doch noch mit sich handeln."

„Bah, handeln!" erklärte der Kurfürst. „Das paßt sich für Juden und Subjecte, wie der Graf Hieserle ist, aber nicht für den Kurfürsten von Sachsen. Machen Sie die Sache mit dem Menschen ab und zwar unter den von ihm selbst gestellten Bedingungen. Wohl gemerkt aber, Gersdorf, es muß ein rechtskräftiger Vertrag darüber aufgesetzt werden, damit nicht etwa später Nachforderungen kommen."

So löste sich der gordische Knoten, von dem ich oben gesprochen habe, und der bewußte Vertrag kam noch am nämlichen Tage zu Stande. Durch denselben erhielt die Frau Gräfin von Hieserle vollkommen Freiheit, mit ihrer Person schalten und walten zu dürfen nach Gutdünken, indem der Herr Graf sich verpflichtete, gegen ihr Thun und Lassen nie auch nur das Geringste einzuwenden. Sie durfte reisen, wann, wohin und mit wem sie wollte, und wenn sie an einem Orte Wohnung nahm, an welchem sich der Herr Graf befand, so mußte sich Letzterer auf ihr Verlangen

sogleich entfernen. Ja noch mehr, wenn die Frau Gräfin Söhne oder Töchter bekommen sollte, so hatten diese Kinder ein Recht auf den gräflichen Namen Hieserle von Chodau, und der Herr Graf durfte sich nie dahin verlauten lassen, daß denselben die rechtmäßige eheliche Geburt abgehe. Also geschah zu Wien am 10. Juni 1697 und was Wunder nun, wenn diese Skandalübereinkunft alsobald in Jedermanns Munde war?

Nunmehr stand der Rückkehr Friedrich Augusts nach Dresden nichts mehr im Wege und er betrieb sie mit einer an Ueberstürzung gränzenden Eile, denn schon am 15. Juni sollte die Königswahl in Polen vor sich gehen. Am 12. fand die Abreise von Wien statt und in demselben Wagen mit dem Kurfürsten fuhr die Frau Gräfin von Hieserle. Außer ihr begleiteten ihn noch der Vetter von Sachsen-Zeitz, der Bischof von Raab, welchen er zu seinem Premierminister und Großkanzler bestimmt hatte, und neben demselben der Fürst Anton Egon von Fürstenberg, eine Wiener Bekanntschaft und von dem Bischof bestens empfohlen, so wie noch verschiedene andere katholische Herren. Das Gefolge des Kurfürsten hatte sich also bedeutend vermehrt; aber dennoch reiste man sehr schnell und schon am 15. Abends kam man in Dresden an. Zur Steuer der Wahrheit muß ich übrigens beisetzen, daß die Frau Gräfin eine Station vor Dresden ausstieg und mit ihrer Dienerschaft in einem besonderen Wagen nachfuhr. Der Kurfürst wollte wenigstens nicht gleich zum Eingang ein öffentliches Aergerniß geben, besonders da er wußte, daß er wegen seines Uebertrittes zum Katholicismus in den nächsten Tagen gar viele Stürme auszuhalten haben werde!

Am 15., also an demselben Tage, da Friedrich August in Dresden ankam, sollte die Königswahl in Warschau stattfinden und dahin wollen wir uns sofort wenden; doch nicht sowohl nach der Stadt Warschau selbst, als vielmehr nach dem nicht weit entfernten Dorfe Wola, wo unter freiem Himmel auf einem großen Felde, das Wahlfeld genannt, seit uralten Zeiten die polnischen Königswahlen vorgenommen wurden, und richtig stellten sich auch heute am 15. die sämmtlichen Wahlberechtigten auf diesem Wahlfelde

ein. Für die Leiter der Wahl, das ist für die ersten Reichswürdenträger, hatte man auf der Seite ein großes aus Brettern zusammengezimmertes Zelt, eine Art von Schuppen, errichtet und dorten versammelten sich dieselben unter dem Vorsitz des Fürsten Michael Radziejowsky, Primas des Reichs und Cardinal-Erzbischofs von Gnesen. Am Mittag hatte der Wahlact zu beginnen; allein die polnischen Königswahlen, wie auch die polnischen Reichstage, sind, wie dem Leser wohl bekannt sein wird, wegen der grenzenlosen Verwirrung, die fast immer dabei herrschte, sprüchwörtlich geworden, und auch dießmal sollte sich das alte Sprüchwort bewähren. Kaum nehmlich wollte man mit dem Stimmenzählen beginnen, so rotteten sich die Wähler in drei verschiedene große Haufen zusammen und jeder dieser drei Haufen tobte so wahnsinnig, daß man sich selbst nicht mehr verstand. Natürlich übrigens hatten die drei Haufen auch drei verschiedene Candidaten, der erste den Prinzen Jakob Sobiesky, der zweite den Fürsten Louis von Conti-Bourbon, der dritte den Kurfürsten von Sachsen, und überdem darf man nicht vergessen, daß keiner der Wähler auf dem Wahlfelde erschienen war, ohne regelrecht mit Säbel und Pistolen bewaffnet zu sein. So gingen denn die Betheiligten nach einiger Zeit vom Schreien, Schimpfen, Toben, zu persönlichen Angriffen über und bald wäre aus dem Wahlfeld ein Schlachtfeld geworden. Doch zum Glück brach die Nacht herein, ehe das Handgemeng allgemein wurde, und nun zog man von Wola ab nach Warschau hinein, um dort in den Quartieren sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen.

So ging der erste Wahltag, die verschiedenen Verwundungen abgerechnet, ohne irgend ein Resultat vorüber und man wußte nicht einmal mit Gewißheit, welcher der drei Haufen der stärkere gewesen sei. Dagegen suchten die Führer der Parteien die Nacht dazu zu benützen, um für ihren Candidaten zu werben, und besonders eifrig, so wie auch besonders glücklich erwies sich hierin der Obrist von Flemming. Gab es ja doch immer noch gar viele Unentschiedene, und welch' ein Glück nun für ihn, daß die Million Thaler, welche Friedrich August vom Orden Jesu geborgt hatte, noch gerade zu rechter Zeit in seine Hände gelangt war! Doch Eines

stand Flemmings Werbungen sehr hindernd entgegen, das, daß nicht Wenige der Wähler, die dieser Tage erst von ihren Landsitzen nach Warschau gekommen waren, darüber nichts Gewisses wußten, ob der Kurfürst von Sachsen wirklich katholisch geworden sei. Ja noch mehr, der Cardinal-Erzbischof von Gnesen, Fürst Radziejowsky, der Primas des Reichs, sprengte sogar überall aus, daß an dem Uebertritt des Kurfürsten kein wahres Wort sei, und machte dadurch die Unschlüssigen noch stutziger! Noch in der Nacht sandte also der Oberst von Flemming den Kastellan von Culm zu dem päbstlichen Nuntius Davia, um sich von diesem ein schriftliches Attest über des Kurfürsten Religion geben zu lassen, und er selbst ritt zu dem Grafen Lamberg, dem österreichischen Gesandten, damit dieser ihm die Wahrheit des Uebertrittes ebenfalls bestätige. Was geschah nun aber? So bald den andern Morgen den verschiedenen Woywodschaften die beiden Zeugnisse vorgelegt wurden, erklärte sie der Fürst-Primas für gefälscht, und zwar that er dieß mit solcher Unbefangenheit, daß die Meisten seine Aussage für Wahrheit hielten. Flemming aber verlor deßwegen dennoch den Muth nicht. Im Gegentheil, er hieß den Primas ungescheut einen Lügner und forderte die sämmtlichen Deputirten auf, sich persönlich zu dem päbstlichen Nuntius und dem Grafen Lamberg zu begeben, damit sie dort die Wahrheit hörten. Und in der That, seine Rede hatte Erfolg, denn augenblicklich warfen sich zwanzig Woywoden auf's Roß, um zum Nuntius Davia nach Warschau hinein zu reiten, und eben so hitzig sprengten zwanzig Andere zu dem österreichischen Gesandten. In wenigen Stunden also — so lange brauchten die Herrn zu ihrem Hin- und Herritt — mußte es zu Tage kommen, auf wessen Seite das Recht und auf wessen die Lüge sei, und auf so lange hätte natürlich, wenn man unparteiisch zu Werke gehen wollte, die Wahl sistirt werden sollen. Allein der Fürstprimas dachte anders und ordnete sofort den Beginn des Actes an, in der Hoffnung, nunmehr mit Leichtigkeit den Sieg für seinen französischen Candidaten zu erwerben. Vergebens übrigens! Denn die Anhänger Friedrich Augusts formirten sich sofort, was man sagt, en bataille, und drohten einzuhauen, so bald man

nicht warte. Man wartete also; allein mit jeder Minute stieg die Aufregung und wie nun die vierzig Abgerittenen, zurückkommend, verkündigten, daß der Kurfürst von Sachsen wirklich und wahrhaftig die protestantische Religion in die Hände des Bischofs von Raab abgeschworen habe, da suchten die Contischen Parteigänger deren Worte durch ein furchtbares Geschrei zu übertäuben. „Vivat! Vivat!" brüllten sie. „Conti-Bourbon hoch!" Dazu schwangen sie ihre Schwerter und schoßen ihre Pistolen los. Die Anhänger des sächsischen Kurfürsten aber thaten natürlich dasselbe und banden sich sofort weiße Binden um die Arme, um sich, wenn jetzt der Kampf beginne, desto besser erkennen zu können. Nicht minder auch rüsteten sich die Freunde Jakob Sobieskys und so kams mit jeder Viertelstunde zu einem immer gesteigerteren Tumult. Kurz, eine Wahl kam auch heute nicht zu stande; wohl aber fand da und dort ein blutiger Zusammenstoß statt und in diesen Recontres verloren ihrer Siebzehn das Leben.

Also, der zweite Wahltag endete eben so resultatlos, wie der erste, und man durfte noch froh sein, daß die Nacht schnell genug hereinbrach, um ein größeres Blutvergießen zu verhüten. Natürlich übrigens wurde auch diese Nacht von den Führern der Parteien keineswegs zum Schlafen, sondern vielmehr zum Arbeiten benützt, und namentlich verfügte sich der Viceprimas Domsky mit dem Obersten von Flemming zu den Häuptern derer, welche es noch immer mit dem Prinzen Jakob Sobiesky hielten, um sie wo möglich für den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen. Auch wußten sie denselben das Vergebliche ihrer Bemühungen, indem ja der junge Sobiesky nie und nimmer durchzubringen sei, so geschickt auseinander zu setzen, daß schon dadurch die meisten derselben wankend wurden. Endlich kam noch der Oberst von Flemming mit seinem so verführerisch klingenden Geldbeutel und kurz und gut, es gelang, diese ganze Partei für die sächsische Candidatur umzustimmen. Jetzt hatte letztere gewonnenes Spiel, denn nunmehr konnte ihre große Ueberlegenheit über die französische Partei von keinem Unbefangenen mehr in Abrede gezogen werden, und darum, wie den andern Tag, am 17., die sämmtlichen Woywodschaften auf dem Wahlfelde er-

schienen, brachen die Freunde Friedrich Augusts in einen lauten Siegesjubel aus. Dieser Siegesjubel aber und noch mehr die Gewißheit, daß jetzt, wo es nur noch zwei Parteien gab, die sächsische nicht mehr überflügelt werden könne, veranlaßte alle noch Unschlüssigen, sofort zu den Sachsen überzugehen, und so ergab eine vorläufige Zählung für Conti 73, für den Kurfürsten von Sachsen dagegen 185 Fahnen oder Woywodschaften. An einer Zweidrittelsmajorität ließ sich also nicht mehr zweifeln. Dessenungeachtetet machten die Freunde Contis keine Miene, sich gutwillig in das Unabwendbare zu fügen, sondern sie stellten sich vielmehr in Schlachtordnung auf und suchten auf diese Art auch den dritten Wahltag zu einem vergeblichen zu machen. Ja noch mehr, wie das Geschrei und die Verwirrung wieder den höchsten Grad erreicht hatte, ritt der Fürstprimas, Michael Radziejowsky, plötzlich um die französischen Woywodschaften herum, fragte sie um ihre Vota und proclamirte dann den Prinzen Franz Ludwig von Bourbon-Conti zum Könige von Polen. Ein donnerndes Hurrahgeprüll erfolgte darauf und sofort warfen sich die Contischen (ihrer zwischen sieben und achthundert, da zu einer Fahne oder Woywodschaft je zehn Herren vom Adel gehörten) sämmtlich auf's Roß, um in der Richtung nach Warschau fortzusprengen. Verblüfft standen die Andern, denn sie wußten im Anfang nicht, was dieß zu bedeuten haben sollte; allein nur zu bald kam die trügerische Absicht des Fürstenprimas an den Tag. Er war mit den Seinigen einzig und allein deßhalb in die Stadt geritten, um dort in der Hauptkirche den Prinzen Conti feierlichst vor allem Volke zum Könige auszurufen und dann das „Te Deum laudamus“ anstimmen zu lassen. Gegen ein solches fait accompli würden die Sächsischen nicht mehr aufzukommen vermögen, meinte er; allein seine Meinung war eine falsche. Augenblicklich nehmlich, wie man von dieser Ueberrumpelung genaue Kunde erhielt, erhob sich der Viceprimas Domsky, Bischof von Cujavion, und protestirte laut gegen dieselbe. Dann zählte er die Vota der auf dem Wahlfelde Zurückgebliebenen und alle ohne Unterschied stimmten natürlich für den Kurfürsten von Sachsen. So bald aber dieses

geschehen, proclamirte er mit heller Stimme den Kurfürsten unter dem Namen August II. zum Könige des Wahlreiches Polen und auf dieses hin stimmte die ganze Versammlung im freien Felde unter großem Gejauchze das „Te Deum laudamus“ an. Damit übrigens war's noch nicht genug, sondern die sämmtlichen Votanten jagten jetzt, ihrer mindestens neunzehnhundert, unter dem wildesten Geschrei nach der Stadt auf die Hauptkirche von Warschau zu, woselbst so eben die Contischen ihr „Laudamus“ zu Ende gebracht hatten. Natürlich also kam es, wie jetzt die Augustischen heranstürmten, zu einem furchtbaren Zusammenstoß und mehr als ihrer Hundert wurden schwer blessirt oder getödtet. Es war eine Verwirrung ohne Gleichen, doch nach Kurzem hatten die Contischen das Feld geräumt und die Augustischen rückten in die Kirche, um die Wahl Augusts II. nochmals zu proclamiren und drauf den Ambrosianischen Lobgesang anzustimmen. Schließlich, nachdem Alles zu Ende, stürmten die Sieger hoch zu Roß in die Straßen der Stadt, schrieen wie toll: „Vivat Sas!“ schoßen ihre Pistolen los, und machten einen solchen Höllenlärm, daß man den Untergang Warschaus vor der Thüre glaubte. Noch mehr, wo sich ein Contischer blicken ließ, ward er mit Säbel und Pistole attaquirt und auch sogleich massacrirt, wenn er sich nicht durch die schnellste Flucht zu retten verstand. Zum Glück übrigens gelang dieß den Meisten, weil es bereits tiefe Nacht geworden war, und so zählte man den andern Tag nur etwa hundertfünfzig Getödtete. Die Entkommenen aber eilten in ihre Heimath, um daselbst Anstalt zu treffen, den König, den sie erwählt, mit Waffengewalt zu behaupten.

Also ging es zu bei der Wahl August des Zweiten oder des Starken, wie wir ihn von jetzt an nennen müssen, und noch in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni fertigte der Oberst von Flemming den Legationsrath von Gersdorf, welcher sich, wie wir wissen, bei ihm befand, als Courier nach Dresden ab, um seinem Herrn, dem neuen Könige, die siegreiche Wahl zu verkünden. Er selbst dagegen blieb in Warschau, weil jetzt noch die Hauptformalität zu erfüllen war, die Sanctionirung nehmlich der geschehenen Wahl

und der Austausch der Ratificationen. Am 18., also gleich den Tag nach der Wahl, zogen die sämmtlichen Wähler, die geflohenen Contischen abgerechnet, in langem Zuge und festlich angethan auf den Wahlplatz beim Dorfe Wola hinaus, und setzten ihre Namen unter das von dem Viceprimas, Bischof von Cujavien, entworfene Wahldocument. Dann wurde eine Deputation von hundert Mitgliedern erwählt, um den Generalbevollmächtigten und außerordentlichen Gesandten des erwählten Königs, das ist den Obersten von Flemming, aus seinem Quartier in Warschau abzuholen und inmitten dieser Deputation, natürlich ebenfalls hoch zu Rosse, wie die Deputirten selbst, erschien sofort der Obrist auf dem Wahlplatz. Dann las man ihm den Wahlact vor; er selbst aber producirte seine von dem Kurfürsten von Sachsen erhaltene Generalvollmacht, sowie auch das Zeugniß des Bischofs von Raab, daß der Kurfürst gut katholisch geworden sei. Alles ward in Ordnung befunden und somit übergab man dem Obristen eine Abschrift des Wahlact-Documentes, damit er es dem nunmehrigen Könige August II. überreiche. Schließlich stattete der Obrist von Flemming den versammelten Woywodschaften in einer zierlich gesetzten lateinischen Rede seinen Dank dafür ab, daß sie seinen Herrn und Kurfürsten zum Könige von Polen gewählt hätten, und gab ihnen zugleich das Versprechen, daß diese ihre Wahl ihnen zum größten Vortheil ausschlagen würde. So endete die feierliche Ceremonie, und wohlgemuth ritt nun die ganze Versammlung nach Warschau zurück, um da den Abend bis tief in die Nacht hinein in Herrlichkeit und Freuden zuzubringen.

Doch wir wenden uns nun nach Dresden zurück, um zu sehen, welchen Eindruck dort die Warschauer Königswahl hervorbrachte. Am 15. Juni Abends war der Kurfürst in seiner Hauptstadt angekommen und natürlich hatte ihn der Hof mit lautem Jubel empfangen. Trotzdem, wenn er aufmerksam gewesen wäre, müßte er bemerkt haben, daß der Jubel bei Vielen nicht so recht aus dem Herzen kam, sondern vielmehr ein gemachter oder noch deutlicher gesagt, ein erheuchelter war. Namentlich erwies sich seine Mutter, die Kurfürstin Wittwe, sehr zurückhaltend gegen ihn und

seine Gemahlin sah sogar gedrückt und herzensbeklommen aus. Vollkommen still aber verhielt sich die Bürgerschaft und man sandte nicht einmal eine Gratulationsdeputation in's Schloß, wie doch sonst gebräuchlich gewesen. Worin hatte nun dieses Alles seinen Grund? Es erklärte sich, wenn man nachdenken wollte, sehr einfach.

Der Kurfürst Friedrich August war nach beendigtem Carneval zu Anfang des März schnellstens nach Wien abgereist, ohne einen Grund für seine Reise anzugeben, und somit dachte man, er habe dieselbe rein des Vergnügens wegen unternommen. Er liebte ja den Genuß fast über die Maßen, warum sollte er also nicht einen Ausflug in die Kaiserstadt machen, welche schon damals für die Sinne so außerordentlich viel bot? Wie er jedoch länger und länger ausblieb, da wurde man doch zweifelhaft, ob es rein blos das Vergnügen sei, das ihn dort fessele, und dieser Zweifel mehrte sich noch, als man unter der Hand erfuhr, daß der Hofrath von Beuchlingen ganz ungewöhnlich große Geldsummen aufzubringen suche, deren Verwendung man nicht kannte. Später schwirrten dann verschiedene Gerüchte in der Luft herum, und zwar Gerüchte von der sonderbarsten Art, welche gar manche Herzen mit unendlicher Bangigkeit erfüllten. Mit großer Sehnsucht, Neugierde und Angst sah daher Alles, der Hof wie die Bürgerschaft, das Militär wie das Beamtenthum der Rückkehr des Kurfürsten entgegen, um endlich Gewißheit darüber zu bekommen, was an den vielen Gerüchten Wahres sei. Allein als nun endlich der Durchlauchtigste Herr ankam, wie kam er an? Begleitet von einem katholischen Bischof, der zwar allerdings sein Vetter, aber deßwegen doch ein katholischer Bischof war. Begleitet ferner von einem hochgeborenen Fürsten, von dem man wußte, daß er ebenfalls ein überaus gut katholisch gesinnter Herr sei, während man dagegen nicht wußte, was derselbe im Sachsenlande zu thun habe. Begleitet endlich von einer jungen wunderschönen Dame, welche den Titel einer Oberhofmarschallin führte und sofort ein großes prachtvolles Logis bezog, welche aber keinen Ehegemahl bei sich hatte und ebensowenig zum Besuch von Verwandten gekommen sein konnte, weil sie deren keine am sächsischen Hofe besaß. Was sollte

man nun hieraus schließen? Sicherlich nichts Gutes und daher die gedrückte Stimmung der regierenden Kurfürstin; daher die Kälte und Zurückhaltung der Kurfürstin-Mutter; daher endlich die Stille und das Mißtrauen der Bürgerschaft und des Beamtenthums.

Fünf Tage lang nach der Ankunft des Kurfürsten blieben die Räthsel ungelöst und mit jedem Tage stieg daher in Dresden die Aufregung. Da endlich sollte am 21. Juni die Ungewißheit ein Ende nehmen und die volle Wahrheit an's Tageslicht kommen. Am Abend des 21. Juni nehmlich sprengte ein einzelner Reiter, von einem Postillon begleitet, durch's Thor herein und stieg unmittelbar vor dem Schlosse ab. Der Reiter war über und über mit Koth und Staub bedeckt und seine Füße trugen ihn kaum mehr, als er nun die Schloßtreppe hinaufstieg. Kein Wunder übrigens, denn er hatte den weiten Weg von Warschau nach Dresden in nicht ganz vier Tagen mit Kurierpferden zurückgelegt und während dieser ganzen Zeit war fast kein Schlaf über seine Augen gekommen! Zehn Minuten nach der Ankunft des Reiters donnerten die Kanonen von den Wällen hundert und einen Victoriaschuß und wie ein Lauffeuer durcheilte die Nachricht die Stadt: „Der Kurfürst ist König von Polen geworden."

Der junge Legationsrath von Gersdorf hatte die Nachricht gebracht und man konnte also nicht im Geringsten daran zweifeln. Der Kurfürst von Sachsen war König von Polen geworden. Aber um welchen Preis war er es geworden? Um den Preis seines protestantischen Glaubensbekenntnisses, denn über Polen konnte nur ein katholischer König herrschen. Wie nahm man nun diese beiden Nachrichten in Sachsen auf? Natürlich am Hofe mit einem Siegesjubel sonder Gleichen, denn man sah das Auge des neuen Königs von Glück strahlen, und wie hätte man sich also unterstehen können, nicht ebenfalls vor Wonne außer sich zu sein? Alles eilte, der Königlichen Majestät — so lautete von jetzt an der Titel des Kurfürsten — seine tiefunterthänigste Huldigung darzubringen und von der Königlichen Majestät eilte man zu ihrer Excellenz der Frau Oberhofmarschallin Gräfin von Hieserle, der neu aufgegangenen Sonne, um auch vor ihr anbetend niederzu-

sinken. So thaten die Hofleute oder wenigstens der größte Theil von ihnen, und zwar die Damen so gut wie die Herren. Ganz anders dagegen benahm sich das sächsische Volk und besonders die Bürgerschaft von Dresden. „Der Kurfürst ist katholisch geworden!“ das war das Wort, das Einer dem Andern zurief und über diesen Zuruf entstand eine allgemeine Bestürzung. Wohl sprach man auch das Wort aus: „Der Kurfürst ist König geworden;“ aber das Wort zündete nicht begeisternd. Was hatte denn das Land Sachsen für einen Nutzen davon, wenn sein Regent zugleich der König eines fremden nicht deutschen Reiches wurde? Auch nicht den mindesten, sondern viel wahrscheinlicher den größten Nachtheil. So legte sich eine düstere Stimmung über das ganze Land und wiederum erschien auch nicht eine einzige Deputation im Schlosse, um dem Kurfürsten zu der „Königlichen Majestät“ Glück zu wünschen. Im Gegentheil, als ein paar Tage nach der Ankunft des Legationsraths von Gersdorf, am 24. Juni, dem Feste Johannis des Täufers in allen Kirchen Sachsens auf allerhöchsten Befehl zur Feier der erworbenen polnischen Königskrone das „Te Deum laudamus“ gesungen werden mußte, stimmten die Dresdener Bürger beim Heraustreten aus der Kirche von freien Stücken das Lied an: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ“ und blieben so lange vor den Kirchenthüren stehen, bis auch der letzte Vers verklungen war. Konnte man diese Demonstration mißverstehen?

August der Starke mißverstand sie auch nicht und eine dunkle Wolke lagerte sich auf seinem noch so eben von Glück strahlenden Gesichte. Er hatte geglaubt, so beliebt bei seinem Volke zu sein, daß von allen seinen Unterthanen sein Wohl und Glück auch als ihr Wohl und Glück, sein Ansehen und sein Machtzuwachs auch als ihr Ansehen und Machtzuwachs betrachtet werden würde, und jetzt mußte er die Erfahrung machen, daß dem durchaus nicht so sei. Das war eine bittere Erfahrung für ihn und dazu sollte bald noch eine weit bitterere kommen. Seine Gemahlin Eberhardine, jene sanfte, gutmüthige, fromme Dame, welcher er durch seine Verirrungen schon so viel Kummer gemacht, hatte, wie wir wissen, seit der Ankunft der Frau Gräfin von Hieserle ein äußerst

gedrücktes und leidendes Aussehen, ohne daß ihr jedoch ein Wort des Tadels und Vorwurfs, viel weniger des Hasses und Zornes entschlüpft wäre. Nunmehr aber, als die Thatsache kund wurde, ihr Gemahl habe, um die Krone Polen erringen zu können, die protestantische Religion abgeschworen, nunmehr schloß sie sich beharrlich in ihr Zimmer ein und keine Bitten Augusts konnten sie dazu bewegen, diese ihre Abgeschlossenheit aufzugeben. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen flossen ihre Thränen, denn sie hielt nun ihren Gatten für ewig verloren. In ein wahrhaft krampfhaftes Schluchzen aber verfiel sie, wenn sie ihren jungen Sohn betrachtete, jenes Knäblein, das sie das Jahr zuvor, am 17. October, ihrem Gatten geboren hatte, und sie drückte dann den kleinen August mit einer Gewalt an sich, als ob ein Feind vor ihr stände, der ihr denselben entreißen wolle.

„Das muß anders werden," sprach August II. zu sich selbst, nachdem solcher Zustand etwa acht Tage lang gedauert hatte, und verfügte sich sofort nach den Zimmern seiner Mutter, jener stolzen und eigenwilligen dänischen Königstocher, welche der Leser längst kennt. Doch wie erschrack er nicht, als er hier Alles in der größten Unordnung und die sämmtliche Dienerschaft Anna Sophias auf's emsigste mit Einpacken beschäftigt sah!

„Ha!" rief der König und war im Begriff, in heftige Worte auszubrechen. Doch bezwang er sich gewaltsam und ging schnell dem Cabinete zu, welches seine Mutter ihr geheimes zu nennen pflegte. Hier traf er die Kurfürstin-Wittwe an ihrem Schreibtische sitzend, wie in der Absicht, einen Brief zu schreiben; das Befremdliche aber dabei war, daß sie förmlich reisefertig dasaß, zum Beweise, daß sie Dresden sofort verlassen wolle.

König August blieb wie angewurzelt stehen, sein Auge starr auf die alte Dame gerichtet. „Meine Mutter, was soll dieß bedeuten?" sagte er endlich, als sie beharrlich stille schwieg.

„Das bedeutet, mein Herr Sohn," erwiederte Anna Sophia äußerst kalt und gemessen, „daß ich mich heute noch auf Schloß Lichtenburg bei Torgau, meinen Wittwensitz, zurückziehen werde."

„Wirklich?" versetzte König August, auf dessen Wangen Röthe

und Blässe wechselten. „Und darf man nach dem Grund dieses eben so plötzlichen als auffallenden Entschlusses fragen?"

„Gewiß," entgegnete Anna Sophia in noch kälterer Weise als zuvor. „Ich wollte dir den Grund so eben schriftlich zu wissen thun, kann ihn dir aber eben so gut mündlich sagen, da du dir die Mühe genommen hast, mich aufzusuchen. Der Grund ist: ich und meine Leute wollen nicht katholisch werden."

König August prallte um ein paar Schritte zurück und ein grenzenloses Erstaunen malte sich in seinem Gesichte. „Um Gott, meine Mutter," rief er dann, „wie kommst du denn auf diesen wahnwitzigen Gedanken? Wer denkt denn daran, dich oder irgend sonst Jemanden hier katholisch machen zu wollen?"

„Mein Sohn," sprach die Kurfürstin-Mutter, „du bist charakterlos genug gewesen, um des Schimmers einer Krone wegen deinen Glauben aufzugeben, du wirst also auch charakterlos genug sein, um dir diese Krone zu erhalten, deine Familie, sogar dein Land katholisch machen zu wollen."

„Nie, nie, nie!" rief König August voll Leidenschaft. „Ich schwöre es, so wahr mir Gott ....."

„Schwöre nicht," unterbrach ihn seine Mutter mit eisiger Kälte, „denn dein Eid würde ein Meineid sein. Die Priester deiner neuen Religion werden es schon dahin bringen, daß du thust, was ich so eben gesagt habe."

„Nie, nie," wiederholte König August in noch leidenschaftlicherem Tone, indem er zugleich mit langen Schritten das Zimmer maß. „Glaubst du denn," setzte er dann vor seiner Mutter stehen bleibend hinzu, „ich seie so sehr alles Nachdenkens bar geworden, daß ich nicht wüßte, welche Folgen es nach sich ziehen könnte, wenn ich die katholische Religion im Sachsenlande einführen wollte? Nein, nein, und noch einmal nein, meine Stammlande sollen mir nicht durch Religionshaß entfremdet, sondern mir und meiner Familie in Liebe und Treue erhalten werden."

„Du hattest," sprach nun die Kurfürstin-Wittwe, „durch mich, deine Mutter, die Anwartschaft auf das Königreich Dänemark, aber durch dein Katholischwerden hast du diese Anwartschaft ver-

scherzt, weil der Regent meines Vaterlandes ein Protestant sein muß. Du standest bisher an der Spitze des Protestantismus in Deutschland, denn durch sein Verhalten in der Reformationszeit hatte sich Sachsen dieses große Vorrecht erworben. Von jetzt ab werden dich die protestantischen Stände auf die Seite schieben und der Kurfürst von Brandenburg=Preußen wird fortan deine Stelle einnehmen. Ein Mensch aber, der so Großes auf die Seite wirft, um sich mit dem Glanzgold=Schimmer .....“

„Höre auf, meine Mutter,“ schrie König August mit dem Fuße stampfend, „denn du machst mich toll mit deinen Vorwürfen. Dem Kurfürstenthum Sachsen wird die Vorstandschaft in den protestantischen Angelegenheiten des Reichs nie und nimmer entzogen werden. Dafür bin ich der Mann dazu.“

„Möglich, so lange du lebst,“ erwiederte die Kurfürstin=Mutter mit immer gleicher Kälte; „aber deinen katholisch gewordenen Sohn werden die protestantischen Stände.....“

„Tod und Teufel,“ unterbrach sie König August zum zweiten Male, „wer sagt dir denn, daß mein Sohn nicht protestantisch bleibt?“

„Ha, ha, ha,“ lachte die Kurfürstin=Mutter laut auf. „Wer mir das sagt? Nun mein Verstand sagt mir das. Das katholische Priesterthum wird nicht ruhen, bis auch diese That geschehen ist. Ja du selbst wirst nicht ruhen, denn du wirst deinem Sohne die Krone Polen sichern wollen. Darum wiederhole ich dir, Sachsenland verliert die Führerschaft des Protestantismus und Brandenburg=Preußen tritt an seine Stelle.“

Dicke Schweißtropfen standen auf der Stirne des Königs und seine Brust arbeitete furchtbar. „Meine Mutter,“ sprach er endlich, indem er sich gewaltsam zusammennahm, „deine Prophezeihung wird nicht eintreffen, denn ich werde den deutschen Ständen den Beweis geben, daß Sachsenland fortfährt, der Hort des Protestantismus zu sein.“

„Und worin soll dieser Beweis bestehen?“ fragte die Kurfürstin=Mutter, den Sohn groß ansehend.

„Darin,“ erwiederte er mit fester Stimme, „daß ich dir

meinen Sohn zur Erziehung übergebe. Du willst nach der Lichtenburg übersiedeln. Gut, nimm ihn mit und umgib ihn dort mit Lehrern, die du selbst auslesen magst. Darin liegt doch gewiß eine Gewähr, daß das Fürstenhaus Sachsen seinem alten Glauben erhalten bleibt."

Die alte Kurfürstin war tief gerührt und Thränen traten in ihre Augen. „Das ist dein Ernst, mein Sohn?" sprach sie, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Mein vollkommener," entgegnete er, „und nun, nachdem ich mich dahin entschieden, hoffe ich, daß auch meine Gemahlin sich wieder mit mir versöhnen wird."

„Laß ihr Zeit, sich zu sammeln," versetzte die Kurfürstin-Mutter, „oder noch besser, gestatte ihr, daß sie sich eine Zeitlang mit mir und ihrem Sohne auf die Lichtenburg zurückziehe. Sie würde ja doch für die nächsten Monate in Dresden vereinsamt leben müssen, da dich deine neuen Pflichten nach Warschau rufen."

So endete das Gespräch zwischen dem Könige August und seiner Mutter und genau so, wie darin abgemacht worden war, wurde auch gehandelt. Die alte Kurfürstin Anna Sophia siedelte nach der Lichtenburg bei Torgau über und hielt von nun an dort Hof. Mit sich nahm sie den noch nicht einjährigen Kronprinzen August und erzog ihn dort in den streng protestantischen Grundsätzen, denen sie selbst huldigte. Auch die Kurfürstin Eberhardine, Augusts II. Gemahlin, ging mit ihr, doch nicht für immer, sondern zeitweise kehrte sie an den Hof nach Dresden zurück und noch öfter verweilte sie in dem ihr zugehörigen Lustschlosse Pretsch an der Elbe bei Wittenberg, wo sie auch, wie wir jetzt schon berichten wollen, am 4. September 1727 verstarb. Den Namen einer Königin nahm sie nie an und ebensowenig betrat sie je den Boden des Königreichs Polen.



Drittes Buch.

Die Zeit des schnellen Wechsels (1697—1704).

Erstes Kapitel.

Die Pröbstin von Quedlinburg.

Wir haben die Gräfin Aurora von Königsmark schon lange aus den Augen verloren und es ist daher Zeit, daß wir zu ihr zurückkehren.

Von ihr, in Verbindung mit dem Obrist von Flemming, war, wie wir wissen, der Gedanke gekommen, der Kurfürst von Sachsen solle sich um die Krone Polen bewerben, und wenn der Plan gelang, ei natürlich, dann mußte der Kurfürst unendlich dankbar dafür sein. Noch mehr, dann mußte, so dachte Aurora, die Liebesfessel, die sie Beide mit einander verband, eine immer stärkere werden, und somit schrieb sie ihm Brief über Brief nach Wien, um ihn zu einer nie nachlassenden Thätigkeit anzufeuern. Im Anfang beantwortete August jeden ihrer Briefe auf's pünktlichste, und alle diese Antworten strömten von Liebesbetheuerungen über. Nachdem jedoch einige Monate vergangen waren, fing der Kurfürst an lässiger zu werden und auf drei, vier Schreiben, welche die Gräfin absandte, lief kaum ein einziges von seiner Seite ein. Ueberdem wie flüchtig hingeworfen, wie wenig von der Liebe dictirt waren nicht von jetzt an seine Briefe! Ja, selbst die wenigen zärtlichen Worte, welche mit einflossen, nahmen sie sich nicht gezwungen und jedenfalls so aus, als ob sie nicht aus dem Herzen

kämen? Dem scharfen Verstande Auroras konnte dieser Wechsel in der Gesinnung ihres Geliebten natürlich nicht entgehen und wenn sie auch Manches damit entschuldigte, daß Friedrich Augusts Zeit von seinen Geschäften allzusehr in Anspruch genommen werde, so rief ihr doch fortwährend eine innere Stimme zu, das Herz des Kurfürsten müsse anderweitig gefesselt worden sein.

Wie hätten sich nun in einem solchen Fall die meisten andern Damen benommen? Ei natürlich, sie wären wüthend geworden und hätten dem Geliebten Briefe geschrieben, die von den heftigsten Vorwürfen strotzten. Nicht so Aurora von Königsmark. Sie ließ es nie merken, daß ihr das veränderte Benehmen Augusts aufgefallen sei, und wenn sie auch nicht mehr so oft und besonders auch nicht mehr so zärtlich schrieb, so athmete doch jedes ihrer Schreiben die innigste Theilnahme und Freundschaft. In ihrem Innern übrigens sah es keineswegs so ruhig aus; vielmehr wurde sie von Ungeduld fast verzehrt, von der Ungeduld nehmlich, den Schleier des Geheimnisses endlich gelüftet zu sehen.

Am 15. Juni 1697 traf der Kurfürst, wie wir wissen, in Dresden ein und wenn noch Liebe zu Aurora von Königsmark in ihm wohnte, so mußte er noch am selben Abend zu ihr eilen. Aber er kam nicht, so sehnsüchtig sie ihn auch erwartete. Nein, er kam nicht, sondern ließ sich durch seinen Vertrauten, den Kammerherrn von Vitzthum, mit Müdigkeit entschuldigen. Jetzt wußte die Gräfin, woran sie sei. Dennoch gelang es ihr, dem Kammerherrn gegenüber eine vollkommene Seelenruhe zu bewahren. Ja selbst als derselbe ihr, wie es schien absichtlich, von der schönen Gräfin von Hieserle erzählte, welche im Gefolge des Kurfürsten nach Dresden gekommen sei und künftig wohl eine Hauptrolle am Hofe spielen werde — selbst dann hielt sie das Lächeln um ihre Lippen festgebannt und kaum, daß sie ein ganz klein wenig erbleichte. Doch so bald sie sich allein befand, ha, wie sprudelte und kochte es da nicht in ihr und wie reichlich flossen nicht schließlich ihre Thränen! Auch kam diese ganze Nacht hindurch kein Schlaf in ihre Augen; am Morgen dagegen hatte sie einen festen Entschluß gefaßt und diesem blieb sie von nun an treu ihr ganzes

Leben lang. Und worin bestand dieser Entschluß? Darin, daß sie ihr Verhältniß zum Kurfürsten als für immer und ewig gelöst betrachtete und also für die Zukunft durchaus selbstständig und unabhängig auftreten wollte. Hundert Andere hätten in ihrer Lage eine große Scene hervorgerufen und wären dann, was man sagt, mit großem Eclat abgereist. Sie blieb ganz ruhig in Dresden, als wäre nichts geschehen, und in ihrem ganzen Thun und Treiben veränderte sich dem Anschein nach nicht das Geringste. Hundert Andere hätten sich eingebildet, sie könnten den ungetreu gewordenen Geliebten nach kurzem wieder an sich ziehen und wären sofort zu jenen weisen Frauen geschlichen, welche sich, wie man damals fast noch allgemein glaubte, auf die Fabricirung von Liebestränken nebst sonstigen Zaubermitteln verstanden. Aurora von Königsmark verzichtete auf alles dieß, wohl wissend, daß ein Liebesband, wenn einmal zerrissen, zwar vielleicht geflickt, nie mehr aber neu geknüpft werden kann. Noch mehr, wie sie den andern Tag bei der Cour, zu der sie sich mit ihrer Schwester, der Gräfin von Löwenhaupt, pflichtschuldigst einfand, den einst so heiß Geliebten zum ersten Mal nach so langer Trennung wieder sah, hatte sie ein so bezauberndes Lächeln für ihn, daß man glauben mußte, sie sei nie von ihm gekränkt worden. Ja, nicht minder freundlich benahm sie sich sogar gegen die Frau Oberhofmarschallin, Gräfin von Hieserle, die ihr der Kurfürst sofort vorstellte! Alle Welt staunte, denn alle Welt hatte erwartet, daß Frau von Königsmark sich von der neuen Sonne, wenn nicht mit offenem Hohn, so doch mit vornehmer Kälte abwenden würde; allein ebendeßwegen, weil Aurora wußte, daß alle Welt auf sie blicke, that sie das Aeußerste, um sich zu beherrschen, und als sie der Frau Gräfin von Hieserle gegenüberstand, zuckte auch nicht einmal die Wimper ihres Auges. So konnte nur ein ganz ungewöhnliches Weib denken und wer hätte ihr also seine Bewunderung versagen können? Den tiefsten Eindruck machte diese ihre Haltung auf den Kurfürsten selbst und als sie dann vollends beim Eintreffen der Nachricht, daß die Königswahl in Polen auf ihn gefallen sei, ihm sofort mit ungeheuchelter Wärme ihre Glückwünsche darbrachte, da

schien es fast, daß seine Liebe von neuem entbrennen wolle. Nunmehr aber war sie es, die ihm auswich, denn Freundin wollte sie ihm bleiben, nie mehr aber Geliebte und noch weniger Gunstdame.

Wir könnten nun füglich von Maria Aurora für immer Abschied nehmen, weil ihre Laufbahn als „Geliebte" sich von dieser Zeitperiode an abschloß; allein dürfte es nicht den Leser interessiren, auch von den nachherigen Schicksalen dieser merkwürdigen Frau etwas Näheres zu erfahren? Darum sei es mir gestattet, diese Schicksale wenigstens in kurzen Umrissen zu skizziren und wäre es auch nur des Helden wegen, dem sie das Leben gegeben.

Nachdem Maria Aurora jenen Entschluß gefaßt, von dem ich so eben gesprochen, beschäftigte sie sich vor Allem mit ihrer Zukunft, denn mit der Vergangenheit hatte sie ein- für allemal abgeschlossen. Welche Zukunft aber stand ihr bevor? Die Familie Königsmark war, wie ich weiter oben schon auseinander gesetzt habe, in ihren einst so großartigen Vermögensverhältnissen bedeutend herabgekommen und Maria Aurora erfreute sich also keiner großen Revenuen mehr. Doch besaß sie immer noch genug, um in der Zurückgezogenheit sehr anständig leben zu können und überdem, wenn sie eine bescheidene Heirath treffen wollte, so gab es, dieß war ihr hinlänglich bekannt, der Bewerber übergenug. Beides jedoch ging ihr gegen den Sinn, denn sie, die Mutter eines Sohnes, dessen Vater eine Krone auf dem Haupte trug, konnte, ohne vor sich selbst zu erröthen, unmöglich die Gattin eines gewöhnlichen Edelmanns werden und eben so unmöglich erschien es ihr, urplötzlich von der Welttribüne zu verschwinden, auf der sie bisher eine so hervorragende Rolle gespielt. Allein wie sich auf dieser erhalten? Etwa durch Geldzuschüsse des früheren Geliebten? Sie hatte bisher seine Präsente angenommen, wie etwas, das sich von selbst versteht; unehrenhaft jedoch erschien es ihr, auch für die Zukunft hievon zu leben und überdem wer weiß, ob sich nur König August dazu verstanden hätte, da er sich seiner Verschwendung wegen in steter Geldverlegenheit befand. Nicht also auf diese Weise, sondern durch sich selbst wollte sie sich in ihrer bisher eingenommenen hohen Stellung erhalten; durch sich selbst wollte

sie wie eine regierende Gräfin leben, wenn nicht wie eine Dame aus fürstlichem Hause, und streng consequent ging sie alsobald auf ihr Ziel los. Dieses Ziel aber — nun es war kein anderes als die Würde einer Aebtissin von Quedlinburg zu erwerben.

„Aebtissin von Quedlinburg?“ fragt jetzt vielleicht verwundert der Leser; allein wenn ich ihm die Sache erkläre, so wird er sich wohl nicht mehr wundern. Quedlinburg nehmlich war damals ein reichsunmittelbares hochadeliges Damenstift, welches einstens Kaiser Otto gegründet und mit reichen Einkünften versehen hatte. Dasselbe bestand außer den gewöhnlichen Stiftsdamen aus einer Aebtissin, einer Pröbstin, einer Dechantin und einer Kanonissin, welche die Kapitelsgemeinde bildeten, und von Anfang an wurden nur Töchter der angesehensten adeligen Häuser aufgenommen. Hierauf hielt man noch viel strenger, seitdem das Stift anno 1539 lutherisch geworden war, und die Würde der Aebtissin hatten von da an meist nur Prinzessinnen inne. Solches war auch in der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, der Fall und zwar begleitete die Aebtissinwürde Anna Dorothea, eine Prinzessin von Sachsen-Weimar. Allein diese Prinzessin stand schon in einem hohen Alter und die Erledigung ihrer Stelle, mit welcher die Reichsfürstenwürde verbunden war, konnte also, menschlichem Ermessen nach, nicht mehr allzulange auf sich warten lassen. Solches Alles erwog Maria Aurora von Königsmark in ihrem Innern und sofort stand ihr Entschluß fest, die Nachfolgerin Anna Dorotheas und eben dadurch eine Reichsfürstin mit fürstlichem Einkommen zu werden.

Hiezu war Viererlei erforderlich; erstens die Zusicherung der Nachfolge von Seiten der jetzt regierenden Aebtissin, zweitens die Einstimmung der Kapitelsgemeinde, drittens die Genehmigung des Stiftsschutzherrn und viertens die Bestätigung des Kaisers. Gewiß also konnte man das Ziel, das sich Maria Aurora gesetzt hatte, ein keineswegs allzuleichtes nennen, allein sie hegte deßwegen doch die feste Zuversicht, daß sie schließlich durchdringen werde, und was die Erfordernisse eins, drei und vier anbelangt, so hoffte sie sogar, auf gar keine oder doch wenigstens sehr geringe Hindernisse zu

stoßen. Das Schutzrecht des Stifts nehmlich oder die Erbvogtei übte nach dem Aussterben des sächsischen Kaisergeschlechts das Kurhaus Sachsen aus und von dem jetzigen Kurfürsten, dem Könige August von Polen durfte doch Maria Aurora keine abschlägige Antwort erwarten, wenn sie ihn bat, ihre Wahl zu genehmigen. Eben so sicher aber war, daß der Kaiser sofort seine Bestätigung gab, so bald ihn König August darum anging, denn Oesterreich und Polen-Sachsen standen damals in der innigsten Verbindung mit einander. Von diesen zwei Seiten her also befürchtete die Gräfin nichts und mit nicht minder großer Gewißheit zählte sie auf die Geneigtheit der Prinzessin Anna Dorethea, ihr die Nachfolge zuzusichern oder mit andern Worten, sie zur Coadjutorin zu ernennen. War sie, Maria Aurora, ja doch längst mit derselben, der Prinzessin-Aebtissin nehmlich, näher bekannt! Hatte sie ja doch sogar durch einige Gefälligkeiten, die sie ihr einmal bei ihrer Anwesenheit in Dresden, anno 1696, erwies, deren innigste Zuneigung erworben!

So warf sich denn Maria Aurora mit aller Macht in's Zeug und begann sofort ihren Feldzugsplan damit, daß sie zu ihrer Freundin Maria Dorothea auf Besuch nach Quedlinburg reiste. Auch wußte sie da während eines mehrmonatlichen Aufenthalts nicht blos die Aebtissin, sondern auch einen guten Theil der Stiftsdamen förmlich für sich zu bezaubern, und das Resultat war, daß ihr die Fürstin Anna Dorothea unterm 24. Jánuar 1698 eine Urkunde ausstellte, worin sie „mit besonderer Rücksicht auf ihre Meriten und Geschicklichkeiten" zur Coadjutorin und Nachfolgerin der Aebtissin von Quedlinburg ernannt wurde. Freilich protestirten hiegegen zwei Mitglieder des Kapitels, die Pröpstin, eine Prinzessin von Holstein-Beck, und die Dechantin, eine Gräfin von Schwarzburg, und reisten sogar nach Wien, um einen Reichshofräthlichen Beschluß gegen die Ernennung Maria-Aurorens auszuwirken; allein sie richteten nichts aus, denn einmal hatte die Gräfin von Königsmark in Wien viele Freunde und zum andern war die Fürstin Anna Dorothea ganz in ihrem Recht, wenn sie „aus abteilicher Macht und Gewalt" so handelte, wie sie gehandelt.

Nummer Eins der vier Erfordernisse war also glücklich erreicht; allein nun schien plötzlich Nummer Drei einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen. Es zeigte sich nehmlich gerade um die Zeit der Ernennung Marien-Aurorens zur Coadjutorin, daß die Schutzvogtei über das Stift Quedlinburg von Sachsen an den Kurfürsten von Brandenburg-Preußen um 300,000 Thaler verkauft worden war. — Sachsens Regent brauchte Geld, um die Krone Polens zu erhalten — und es fragte sich somit, ob der Brandenburgische Kurfürst ebenso geneigt sein werde, die Wahl der Gräfin von Königsmark zur Aebtissin gut zu heißen, wie der Kurfürst von Sachsen. Hierüber sich Klarheit zu verschaffen, reiste Aurora augenblicklich nach Berlin, um sich die Gewogenheit Friedrichs III. — des nachherigen ersten Königs von Preußen — zu erwerben und da sie die einflußreiche Gräfin Dohna sehr gut kannte, so gelang ihr dieß in überraschend kurzer Zeit. Ja Friedrich III. versprach ihr nicht nur, daß er dereinstens ihre Wahl zur Aebtissin genehmigen, sondern daß er auch die Bestätigung des Kaisers für sie auswirken wolle. Allerdings übrigens nur unter gewissen Bedingungen, welche für Brandenburg sehr vortheilhaft waren, und von Maria Aurora ohne Bedenken zugestanden wurden. So verschlimmerten sich die Aussichten der Gräfin von Königsmark durch den Verkauf der Schutzvogtei keineswegs, sondern sie verbesserten sich vielmehr und anno 1700, als die Pröpstin, wie wir wissen eine Prinzessin von Holstein-Beck, aus nicht hierher gehörenden Gründen auf ihre Kapitelsstelle verzichtete, gelang es ihr sogar am 14. Mai zu deren Nachfolgerin postulirt und zehn Tage darauf feierlichst als Pröbstin in das Kapitel eingeführt zu werden. Jetzt hätte man meinen sollen, werde es ihr später bei der Aebtissinwahl nicht mehr haben fehlen können, allein dennoch fehlte es ihr, als diese Wahl endlich vier Jahre später an die Tagesordnung kam.

Als seinerzeit die Aebtissin Anna Dorothea die Gräfin von Königsmark zu ihrer Coadjutorin ernannte, that sie dieß namentlich auch in der Hoffnung, Maria Aurora werde ihr von nun an den Lebensabend durch ihre Gesellschaft erheitern. Die Gräfin

von Königsmark aber fand mehr Genuß dabei, ihre Tage fern vom Quedlinburger Stifte in Dresden oder auch an andern Höfen in Glanz und Pracht hinzubringen, und alle mütterlichen Ermahnungen der Aebtissin, daß sie, die Gräfin, dem Stiftsberufe folgen möchte, fruchteten wenig oder nichts. Hiedurch entstand im Verlaufe der Zeit eine gewisse Mißstimmung der Aebtissin gegen Maria Aurora, und diese Mißstimmung in förmliche Abneigung zu verwandeln, daran arbeiteten besonders die Dechantin und Kanonissin, zwei Gräfinnen von Schwarzburg, mit all dem Eifer, welche der Neid und die Eifersucht in alten Jungfern erzeugt. So gelang es ihnen denn, die Aebtissin, als sie sich im Frühjahr 1704 auf's Todtenbett legte, zu überreden, daß sie jetzt, die frühere Ernennung Marien-Aurorens zurücknehmend, die Prinzessin Magdalene Sybille von Sachsen-Weissenfels zu ihrer Coadjutorin erkieste. Hiegen protestirte sofort Maria Aurora und da Friedrich I. von Preußen — Friedrich III. nannte sich, nachdem er anno 1701 König geworden, war Friedrich I. — ihr beipflichtete, so war die Folge, daß, wie nun die Aebtissin am 24. Juni 1704 verstarb, die neue Coadjutorin nicht zur Regierung gelangen konnte. Allein eben so wenig erhielt Maria Aurora die Aebtissin-Würde, sondern sie blieb nach wie vor blos Pröbstin. Die sämmtlichen Stiftsdamen nehmlich geriethen sich jetzt wegen der Aebtissinwahl in die Haare und die Streitigkeiten wurden mit der Zeit so hitzig, daß auch die Höfe von Berlin und Wien hineingezogen wurden. Zwar allerdings trat im Juli 1708 die Prinzessin Magdalene Sybille vom Schauplatz ab, indem sie sich in jenem Monat verheirathete; allein die zwei obgenannten Kapitelsschwestern, die Dechantin und Kanonissin, proclamirten sofort auf eigene Faust die Prinzessin Marie Elisabeth von Holstein-Gottorp zur Aebtissin und nun nahm auch gar noch der Gottorpsche so wie der nahe verwandte Schwedische Hof an dem Kampfe Theil. Ja selbst dann, als der Kaiser anno 1710 einen eigenen Gesandten, den Grafen von Schönborn, nach Quedlinburg sandte, um eine neue, freie, dem Herkommen gemäße Wahl zu veranstalten, kam der Frieden nicht zu Stande, sondern der Streit wurde vielmehr jetzt

ein noch viel heftigerer, weil eine dritte Candidatin hinzutrat, nehmlich die Prinzessin Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen. Doch ich will den Leser mit einem weitläufigen Bericht über den weiteren Verlauf dieser Stiftswahl nicht ermüden und constatire daher schließlich nur noch das, daß im Juni 1717 endlich die Prinzessin Marie Elisabeth von Holstein-Gottorp den Sieg errang.

Zu der hohen Würde einer Fürst-Aebtissin von Quedlinburg konnte es also Maria Aurora nicht bringen; dagegen aber spielte sie doch eine äußerst hervorragende Rolle in der Welt und einmal sogar, im Winter von 1701 auf 1702, die einer Friedensvermittlerin zwischen Karl XII. von Schweden und August dem Starken von Sachsen-Polen. Hiemit — von dem Kriege zwischen diesen beiden Königen werde ich später berichten — verhielt es sich folgendermaßen: Karl XII., der mächtige schwedische Held, galt allgemein als ein großer Weiberfeind; allein Maria Aurora war durch ihre Schönheit wie ihren Geist so berühmt, daß man von ihr hoffen durfte, sie werde das Eis des spröden Nordländers schmelzen. Maria Aurora ward also im December 1701 insgeheim nach Warschau berufen und erhielt da vom König August, dem es damals sehr um den Frieden zu thun war, die nöthigen Instructionen. Dazuhin zwei Briefe, einen an den König XII. selbst, den andern an den Grafen Piper, den ersten Minister Karls XII., und in beiden Briefen wurde sie als Inhaberin aller Vollmachten eines Plenipotentière bezeichnet. Das schwedische Hauptquartier befand sich damals zu Würzau bei Mitau in Kurland und dahin reiste die Gräfin am 29. December 1701 von Warschau aus ab. Graf Piper nahm sie sehr gut auf und verschaffte ihr alle möglichen Annehmlichkeiten. Auch versprach er ihr eine Privataudienz bei seinem Könige und bemühte sich, denselben hiezu zu überreden. Karl XII. aber verweigerte die Audienz beharrlich und warum verweigerte er sie? Weil er fürchtete, die schönen Augen der Gesandtin möchten ihn so bezaubern, daß er etwas verspreche, was er lieber nicht versprochen haben wollte. Um so erpichter war nun die Gräfin darauf, die Audienz dennoch

zu bekommen, und weil sie auf dem geraden Wege nicht durchzubringen vermochte, so sann sie auf eine List. Sie ließ also den König nie aus den Augen und lauerte ihm besonders bei seinen vielen Spazierritten auf. Eines Tages nun begünstigte sie das Glück, denn sie begegnete dem nordischen Helden, welcher damals kaum erst zwanzig Jahre zählte, auf einem sehr schmalen Wege. Alsbald verließ sie ihren Wagen und stellte sich so auf, daß der König nothwendig an ihr vorbei mußte. Allein kaum erblickte sie Karl XII., so wendete er, den Hut vor ihr ziehend, sein Pferd und sprengte in gestreckter Carrière zurück. Der Sieger in zwanzig Schlachten war noch vor keinem Feinde zurückgewichen; vor Maria Aurora reterirte er.

Dieses Rencontre Maria-Aurorens mit dem Könige von Schweden machte damals die Runde durch die ganze Welt und brachte ihr nicht geringen Ruhm. Noch größeren aber der Besuch, welchen der Sohn und Thronerbe Peters des Großen, Alexei Petrowitsch, ihr im Jahre 1711 in Quedlinburg abstattete, denn es lag darin der Beweis, daß sie bei den Großen dieser Erde als eine Berühmtheit ersten Ranges galt. Besagter Großfürst Alexei Petrowitsch nehmlich war damals nach Deutschland gekommen, um sich mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie, der Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig, einer eben so schönen als geistvollen jungen Dame, zu vermählen, und im Juli 1711 entschloß er sich, der vielgefeierten Pröbstin von Quedlinburg, der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, welche damals — weil von 1704—1717 die Stelle der Aebtissin offen stand — die Zügel des Stiftes führte, einen Besuch abzustatten. Die Reise wurde sofort von Blankenburg aus, wo Herzog Ludwig Rudolph residirte, angetreten und mit dem Czarensohn reiste, wie sich von selbst versteht, sein ganzes großes Gefolge. Außerdem war dabei die hohe Braut nebst deren Elternpaar und sonstigen Verwandten, so wie ein ganzes Convolut von Cavalieren, Hofdamen und niederen Bediensteten. Kurz der Zug sah weniger einer Reisegesellschaft als einer Caravane gleich und der Reiter und Wagen zählte man zusammen etliche Hundert. Maria Aurora

aber erschrack ganz und gar nicht vor diesem großen Zuspruch, sondern wußte vielmehr die ganze hohe Gesellschaft so vortrefflich zu logiren, zu bewirthen und zu amüsiren, daß dieselbe drei Tage lang vom 11. bis 13. Juli im Stifte blieb. Auch ist nachher unter dem Titel: „Der geweihte Myrthenkranz" eine eigene Festschrift von Daniel Otto Kapel über diesen Besuch des Czarensohnes erschienen und der Ruhm der Pröbstin Maria Aurora wurde darinnen in die ganze Welt hinausposaunt.

Zu beklagen dabei war übrigens, daß das Schicksal dieses hohen Brautpaars ein so überaus trauriges sein sollte. Sie, die schöne Braut, Charlotte Christine Sophie, nehmlich starb schon am 1. November 1715, nachdem sie kaum vier Jahre und keineswegs glücklich vermählt gewesen war. Er aber, der Czarensohn, Alexei Petrowitsch, der einstens die moskowitische Krone erben sollte, machte sich, wie man behauptete, des Hochverraths schuldig und ward am 7. Juli 1718 auf Befehl seines eigenen Vaters im Gefängnisse erdrosselt.

So großen Ruhm nun übrigens Maria Aurora von dem Besuche des russischen Thronerben in Quedlinburg hatte, so wollte dieß doch Alles gar nichts besagen gegen den außerordentlichen Glanz, der sich in Folge der Heldenthaten ihres Sohnes Moritz schon sehr frühe um ihren Namen zu winden begann. Wann dieser Sohn zur Welt kam und wie heimlich es bei dessen Geburt gehalten wurde, weiß der Leser. Auch später, das heißt die nächsten Jahre darauf, sah sich dessen Mutter durchaus nicht in der Lage, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, denn sie bewarb sich ja um die Aebtissinwürde des Stiftes Quedlinburg, zu welcher sie nur als Jungfrau gelangen konnte. Selbstverständlich durfte also Maria Aurora den Sohn ihrer Liebe nicht unter ihre eigene Obhut nehmen, sondern sie mußte ihn fremden Menschen anvertrauen. Dessenungeachtet aber sorgte sie doch auf's Beste für seine Erziehung, wie dieß aus den noch vorhandenen Briefen hervorgeht, welche sie mit dessen Lehrern wechselte, und schon sehr frühe wurde Moritz zu tüchtigem Fleiße angehalten. Nachdem derselbe so zu einem Jungen von zwölf Jahren emporgeschossen war, ließ

ihn anno 1709 sein Vater, König August, nach Dresden kommen und übergab ihn da dem berühmten General Schulenburg, damit dieser ihn mit in den Krieg an den Rhein nehme. Der Junge hatte ja schon als kleines Kind nach Nichts verlangt, als nach Pfeifen, Pauken und Trommeln, wie hätte also sein Vater ihm nicht den Willen thun sollen, ihn zu einem tüchtigen Kriegsmann ausbilden zu lassen? Offen jedoch vor aller Welt erkannte ihn damals König August nicht an, sondern er gab ihn vielmehr für den Nachkommen eines verstorbenen Grafen von Rosenkranz aus und spielte vorderhand blos seinen gnädigen Gönner.

Mit dem Tage, an welchem der General Schulenburg den jungen Moritz in die Schule nahm, begann für denselben ein neuer Lebensabschnitt. Bisher nehmlich war er außer den gewöhnlichen Schulfächern nur in den neuern Sprachen, besonders in der französischen, sowie im Tanzen, Fechten und Reiten unterrichtet worden; von jetzt an ward vor Allem darauf gesehen, daß der Junge in der Mathematik eine gute Grundlage bekam, und General Schulenburg überwachte also die dahin gehenden Studien in eigener Person. Ueberdem hielt man ihn jetzt weit strenger zum Lernen an, als bisher, allein es hielt nicht schwer, weil der General den Ehrgeiz in ihm zu wecken verstand. Weil nun aber Graf Moritz in kurzer Zeit sichtlich große Fortschritte machte, ernannte ihn nicht nur General Schulenburg zu seinem Adjutant-Major, sondern König August bekannte sich auch nunmehr offen für seinen Vater und gab ihm den Titel und Rang eines Reichsgrafen von Sachsen — es war dieß unmittelbar nach des Kaisers Josephs I. Tod im Sommer 1711, wo, wie wir später sehen werden, König August als Reichsverweser in Deutschland fungirte — mit einem Einkommen von 10,000 Thalern. Ein Jahr nachher erhielt Graf Moritz, obwohl nur erst sechzehn Jahre alt, von seinem Vater ein Regiment und in dem Feldlager in Pommern anno 1713 finden wir ihn bereits als großen Herrn umgeben von Kammerdienern, Jägern und Vorreitern, mit zusammen einem Troß von dreißig Pferden.

Graf Moritz von Sachsen war also auf dem besten Wege eine bedeutende militärische Carrière zu machen; das Jahr 1714

hätte ihn aber beinahe hievon abgebracht. In besagtem Jahre nehmlich beging er, der achtzehnjährige Jüngling, die Thorheit, ein nicht minder junges Fräulein, die erst sechzehnjährige Gräfin Victoria von Löben, zu heirathen, und das Hauptmotiv, warum er dieß that, lag darin, daß die junge Dame sehr reich war. Eben dieser Umstand hatte auch die Gräfin Maria Aurora bestimmt, der Heirath nicht nur nicht entgegenzutreten, sondern sie im Gegentheil zu befördern, und selbst der König August ließ sich dadurch bestechen, seine Einwilligung zu dem Schritte zu geben. Die Thorheit desselben trat aber schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Tag, denn die Neuvermählte erwies sich gleich von Anfang an als eine sehr unordentliche Haushälterin und mit jedem Jahre nahm noch ihre Verschwendungssucht zu. Ueberdem — und dieß war das Traurigste — gehörte sie unter die sinnlichsten Naturen der Welt und, da ihr Gemahl sehr viel abwesend war — er trieb sich meist in Feldlagern oder auch an den Höfen von Frankreich, Polen und Sachsen herum —, so suchte sie in den Armen anderer Männer Entschädigung, ohne sich im geringsten um die schlimmen Nachreden zu bekümmern. Was hatte sie auch hiernach zu fragen? Er, ihr Gemahl, der Graf Moritz von Sachsen, trieb es ja auch nicht besser und vielleicht sogar noch viel schlimmer! Kurz die Ehe zwischen den Beiden gestaltete sich schon nach wenigen Jahren zum öffentlichen Skandal und somit blieb ihnen endlich nichts übrig, als auf Scheidung zu klagen. Auch wurde diese sofort am 28. März 1721 ausgesprochen und Graf Moritz von Sachsen, durch Erfahrung gewitzigt, heirathete fortan nie mehr. Die geschiedene Gräfin dagegen vermählte sich nur wenige Wochen später an einen Lausitzschen Edelmann, mit Namen von Runkel, und soll, wie man wissen will, mit diesem ein paar Jahre lang ganz glücklich gelebt haben. Ob jedoch das Glück anhielt, kann ich nicht sagen und es dürfte dieß auch den Leser wenig oder gar nicht interessiren.

Unmittelbar nach seiner Befreiung aus einem schmählichen Ehejoche ging Graf Moritz nach der Hauptstadt von Frankreich, um sich da mit eisernem Fleiße dem Studium der Kriegskunst zu

widmen. Nebenbei aber auch um die Freuden des Lebens zu genießen, wozu Paris bekanntlich der Gelegenheiten eine überflüssige Menge bietet. Ein Jahr später trat er in die französische Armee ein und nachdem er vom Könige ein Regiment erhalten, bildete und exercirte er es nach einer von ihm selbst erfundenen Methode. Diese Methode machte das größte Aufsehen, selbst bei Feldherrn wie Prinz Eugen und Marschall Marlborough, und in Anbetracht der übrigen glänzenden Eigenschaften des jungen Obrists, besonders seines feurigen Geistes, seiner rastlosen Energie und seiner sehr riesigen Stärke — diese hatte er von seinem Vater geerbt — herrschte bald in der ganzen französischen Armee der einstimmige Glaube, daß er dereinstens der größten Heerführer Einer werden müßte. Und wie herrlich bewährte er nicht die von ihm gehegten Erwartungen! Schon anno 1734 in der Schlacht von Ettlingen, bei welcher der Marschall von Berrick das französische Obercommando führte, entschied er an der Spitze seiner Grenadiere den Sieg und gleich darauf bei der Belagerung von Philippsburg that er solche Wunder der Tapferkeit, daß er zum Generallieutenant befördert wurde. Im Oesterreichischen Erbfolgekrieg, am 26. November 1741, nahm er Prag mit Sturm und operirte darauf mit solchem Glück, daß er die ganze Armee, welche der Marschall von Broglio dem Verderben ausgesetzt hatte, glücklich an den Rhein zurückbrachte. Zum ersten Male selbstständig commandirte er anno 1744 und sein Feldzug in Flandern, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellte ihn an die Seite Türennes, des ersten Feldherrn jenes Jahrhunderts. So konnte König Ludwig XV. nicht umhin, den Helden, trotzdem er Protestant war und blieb, zum Marschall von Frankreich zu ernennen und nie wurde diese hohe Würde, die sonst nur Katholiken erhielten, einem Würdigeren zu Theil. Dieß bewies er in den darauf folgenden Feldzügen von 1745 und 1746 durch die beiden gewonnenen Hauptschlachten von Fontenoi (11. Mai 1745) und Rocoux (11. Oct. 1746), sowie durch seine andern glänzenden Thaten im Jahr 1747, und die Folge war, daß ihm nun von seinem Könige der höchste militärische Rang, den es in Frankreich gab, verliehen wurde, der Großmar-

schallsstab über sämmtliche französische Armeen. Ein Jahr später, nachdem am 18. October 1748 der Frieden von Aachen geschlossen worden war, zog er sich nach dem Königlichen Schlosse Chambord, das ihm der König zu seinem Gebrauche überlassen hatte, zurück und hielt da, umgeben von Künstlern, Gelehrten und Dichtern einen wahrhaft glänzenden Hof, zu welchem alle Celebritäten der Welt wallfahrteten. Hier in Chambord starb er auch am 30. November 1750 an einem Blutsturze, und seinen Leichnam brachte man sofort nach Straßburg, wo ihm in der protestantischen Kirche St. Thomas König Ludwig XV. ein großartiges Denkmal setzen ließ.

Also berühmt wurde Moritz Graf von Sachsen, der Sohn Maria-Auroras von Königsmark, und nun frage ich: lag es nicht in der Natur der Sache, daß dieser hohe Ruhm auch auf seine Mutter, die Pröbstin von Quedlinburg, zurückstrahlte? Leider aber war es ihr nicht vergönnt, die eigentliche Glanzhöhe ihres Sohnes zu erleben, sondern nur den Anfang derselben, denn sie starb schon in der Nacht vom 15. auf den 16. Febr. 1728, nachdem sie lange zuvor gekränkelt hatte, und wurde sofort in der Stiftskirche von Quedlinburg ihrem Stande gemäß beigesetzt. Von denjenigen aber, welchen sie einst im Leben so nahe gestanden, fand sich Niemand zum Begräbnisse ein und König August, der Starke, der sie früher so sehr geliebt, nahm sogar kaum Notiz von ihrem Tode. Gewiß eine starke Lehre für jedes Weib, um dessen Liebe ein Höhergeborener fleht!

Zweites Kapitel.

Die Krone der Jagellonen (1697—99).

Der Kurfürst von Sachsen war König von Polen geworden. Er behielt sein Kurfürstenthum Sachsen bei, allein was war dieß in seinen Augen werth gegen das große Reich, das ihn zu seinem Regenten erwählt hatte! Man bedenke doch den Gegensatz zwischen einem Königreich von 12,000 Quadratmeilen Größe mit über 12 Millionen Einwohnern und einem Kurfürstenthum, das nur einen Bruchtheil von Deutschland ausmachte — wer hätte es da dem nach Glanz und Ruhm dürstenden August verübeln können, daß seine Brust hoch anschwoll, als er die Nachricht erhielt, daß die Krone der Jagellonen ihm zugefallen sei? Freilich, ein bitterer Wermuthstropfen war es, daß sein Volk in Sachsen keinen Sinn hatte für die neuerlangte Größe, und noch bitterer schmeckte die Pille, welche ihm, wie wir gesehen, seine Mutter zu kosten gab. Allein das Volk Sachsen — nun aus ihm sprach beschränkter Unterthanenverstand, und die Pille der Mutter nebst den Thränen der Gemahlin — pah, durch die kleinlichten Lebensanschauungen von Weibern darf sich der Mann nicht beirren lassen. So philosophirte die neue polnische Majestät und darum fort mit Allem, was den Jubel über den gewonnenen Wahlsieg irgend hätte trüben können!

Doch halt, war denn der Wahlsieg ein vollständiger? Hatte nicht vielmehr der vortreffliche Obrist von Flemming berichtet, daß die Anhänger des Prinzen von Conti-Bourbon mit der Drohung, diesen ihren gewählten König mit Waffengewalt durchzusetzen, von Warschau abgeritten seien und daß diese Drohung zu verwirklichen, auch ohne Zweifel versucht werden würde? Stand nicht überdem zu befürchten, daß der genannte Prinz in Frankreich Unterstützung finde und mit einem französischen Heere in Polen lande, um seine aufständischen Parteigänger zu unterstützen? Gewiß also, der Wahlsieg war noch kein vollständiger, sondern mußte erst zu einem solchen gemacht werden und zwar einfach dadurch, daß August alle seine Feinde mit Waffengewalt zu Paaren trieb. Demgemäß wurden augenblicklich Befehle gegeben, um so schnell als möglich eine ansehnliche Truppenmacht auf die Beine zu stellen, und sowie Mitte Juni die ersten Regimenter, 8000 Mann stark, ausgerüstet waren, zog der Feldmarschall von Steinau, der Nachfolger des verstorbenen Schöning, mit ihnen in Eilmärschen über Schlesien nach der polnischen Gränze ab. August selbst folgte, nachdem er die Regierung Sachsens bis auf weiteres den Händen des Geheimeraths anvertraut hatte, dem Feldmarschall wenige Tage später nach, und so über Hals und Kopf auch die Abreise betrieben worden war, so bewies doch sein Gefolge, daß er gesonnen sei, von nun an mit Königlichem Glanze aufzutreten. Dasselbe bestand nehmlich aus mehr als zweihundert Personen, wobei die niederere Dienerschaft noch nicht einmal eingerechnet war, und insbesondere begleiteten ihn auch die vornehmen katholischen Herren, welche er aus Wien mitgebracht hatte. Also vor Allem sein neuer Großkanzler, der Bischof von Raab, sowie der Fürst Egon von Fürstenberg, in welchen er ebenfalls ein besonderes Vertrauen setzte. Eben so wenig fehlte die Frau Oberhofmarschallin, Gräfin von Hieserle, ohne deren entzückende Gesellschaft er unmöglich mehr einen Tag hinbringen konnte, und damit sie als Dame in seinem Gefolge nicht allein stehe, umgab er sie mit einem weiblichen Hofstaate, der dem einer Königin nicht viel nachgab.

Auf diese Art reiste König August seinem neuen Königreiche

zu und nachdem er in Breslau, wo er übernächtete, bei den Jesuiten communicirt, kam er am 23. Juli in Tarnowitz an der schlesisch-polnischen Gränze an, woselbst seiner der polnische Krongroßfeldherr, Fürst Jablonowsky, Woywode von Volhynien, mit tausend vornehmen Polen wartete. Hier war hart vor der Stadt auf einem großen freien Raum eine runde Bühne errichtet, ein Colosseum im kleineren Maßstab, ganz mit Laub bedeckt und innen prächtig mit Teppichen ausverzieret; in der Mitte desselben aber erhob sich ein Königlicher Thron, und über dem Throne wölbte sich ein rothsammtener goldverbrämter Baldachin. Sobald August der Starke, nachdem er sich umgekleidet — er trug an diesem Tage einen blauen goldgestickten polnischen Rock, der über und über mit Edelsteinen, im Werth von mehr als einer Million, beladen war — die Bühne betreten hatte, setzte er sich auf den Thron und rechts und links von ihm stellten sich seine Begleiter auf. So der Großkanzler, der Fürst von Fürstenberg, der Oberst von Flemming, der Oberkammerherr von Pflug (nach dem Tode Harthausens hatte er diese Stelle wieder erhalten), der Kammerherr von Vitzthum und der Hofrath von Beuchlingen nebst den zwei österreichischen Grafen von Lamberg und von Trautmannsdorf, welche beide den Kaiser Leopold vertraten. Ueberdem waren noch eine Menge von andern vornehmen Cavalieren anwesend und den Hintergrund füllten die adeligen Garden Augusts, welche der General Graf Lagnasko commandirte. Gleich darauf, präcis Mittags zwei Uhr, hörte man Pauken- und Trompetenschall und hoch zu Roß, den Fürsten Jablonowsky an der Spitze, rückten die tausend polnischen Herren heran. Sofort erhob sich August der Starke und ging dem Fürsten Jablonowsky drei Schritte weit entgegen; dieser aber sprang vom Pferde, sich auf's tiefste vor dem Könige verneigend, und eben so thaten auch die andern polnischen Herren. Nun begrüßte der Fürst Jablonowsky den König in langer lateinischer Rede und diese Rede erwiederte der Obrist von Flemming ebenfalls in lateinischer Sprache. Draufhin küßte der Fürst dem Könige die Hand, und seinem Beispiel folgten die tausend polnischen Herren in langem feierlichem Umzug. Während

aber dieß geschah, wurden von den Bediensteten Augusts die Tafeln bereitet und um vier Uhr setzten sich sämmtliche Anwesende zu Tische, wobei Fürst Jablonowsky den Platz zur Rechten des Königs, der Großkanzler und Fürstbischof von Raab dagegen den zur Linken einnahm. Und recht fröhlich tafelte man, drei volle Stunden lang und da der Wein so zu sagen in Strömen floß, so thauten die Herzen bald auf, obwohl die sächsischen und polnischen Herren sich nicht immer auf's beste verstanden. Schließlich nach Aufhebung der Tafel um sieben Uhr Abends, warfen sich die Herrn Alle auf's Pferd und sprengten nach dem nahegelegenem sächsischen Lager, wo der Feldmarschall von Steinau die Truppen in Parade aufgestellt hatte. Ein Hurrah empfing den König, als er die Reihen entlang ritt; der polnische Krongroßfeldherr aber, nebst den übrigen polnischen Magnaten bekam nicht wenig Respect, wie er das anschauliche Heer musterte, besonders wie ihm der König verkündete, dasselbe bilde nur den Vortrab der eigentlichen sächsischen Kriegsmacht.

So verging der erste Tag, welchen König August auf polnischem Grund und Boden zubrachte; in der darauf folgenden Nacht aber — er bezog noch am Abend die fürstliche Wohnung, welche man ihm in Tarnowitz selbst bereitet hatte — schlief er ganz köstlich, denn sein Traum von der Königskrone war endlich zur Wahrheit geworden. Eben so herrlich und in Freuden schwanden auch die nächstfolgenden Tage und Nächte dahin und nicht wenig trug der Umstand hiezu bei, daß die polnischen Herrn der Gräfin von Hieserle, der Geliebten Augusts, gerade so hofirten, als wäre sie ihre rechtmäßige Königin. Mein Gott, warum auch nicht? Viele von ihnen waren ja schon in Paris gewesen und hatten da die Verdorbenheit eingesogen, welche durch das Mätressenthum Ludwigs XIV. groß gezogen worden war. Ja sie fühlten sich ordentlich stolz darauf, die beengenden Fesseln der Moralität längst abgestreift und die Liederlichkeit der französischen Galanterie als das nennenswertheste Ziel des Lebens erkannt zu haben! So nahmen sie an dem Verhältniß ihres neuen Königs zu seiner Oberhofmarschallin nicht nur keinen Anstoß, sondern es

war ihnen vielmehr eine Art von Genugthuung, daß der König, den sie sich erwählt, in seinen Lebensanschauungen so gar sehr mit ihnen harmonire, und sie bethätigten dieß dadurch, daß sie der Gräfin von Hieserle gegenüber sich gerade so benahmen, wie die Versailler Hofherrn gegenüber einer Montespan und Fontanges. König August aber — ei nun, ihm mußte es natürlich unendlich schmeicheln, daß seine neuen Unterthanen ihm auch hierin mit so großer Liberalität entgegenkamen, und wenn er dann zwischen ihnen und seinen Sachsen Vergleichungen anstellte, so fielen sie unbedingt zu Gunsten der Polen aus.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn August der Starke volle vierzehn Tage in Tarnowitz verweilte; nach Verfluß dieser Zeit aber, am 8. August, brach er auf nach Krakau, der alten Krönungsstadt von Polen. Er hatte inzwischen neue Truppen von Sachsen nachgeschickt bekommen und seine Armee belief sich jetzt auf mehr als 20,000 Mann. Nicht minderen Zuwachs hatte seine Kasse gewonnen, denn das Project Beuchlingens, alle Domänen in Sachsen auf sechs Jahre zu verpachten und sich den Pacht zum voraus bezahlen zu lassen, war gelungen und trug eine recht erkleckliche Summe ein. Was ihn, den König, aber am meisten freute, sein Dresdener Gold- und Silberservice kam eben noch zur rechten Zeit in Tarnowitz an und den kostbaren Service begleiteten alle seine Dresdener Hofkutschen nebst den dazugehörigen Pferden, Pagen und Laquaien. Jetzt konnte er also mit all' dem Glanze auftreten, den er gewohnt war, und durch diesen Glanz hoffte er den Polen noch mehr zu imponiren, als durch das große Heer, welches er mitbrachte. Doch wie er nun nach wenigen Tagen die Strecke zwischen Tarnowitz und Krakau zurückgelegt hatte, ha, was zeigte sich jetzt? Er konnte nicht in Krakau einziehen, weil der Graf Wielopolsky, der Commandant der alten Königsburg in Krakau, als ein Anhänger der Contischen Partei, sich weigerte, ihm dieselbe zu übergeben. Was war da zu thun? Sollte er Gewalt anwenden, oder sollte er unterhandeln? Er wollte das letztere wenigstens versuchen, um den Bürgerkrieg wo möglich zu vermeiden, und bezog also vorderhand das Lustschloß

Lobscowa, während die Armee ihr Lager unmittelbar vor Krakau aufschlug.

Nun begannen die Unterhandlungen, allein für den Anfang mit so wenig Erfolg, daß August schon entschlossen war, dieselben gänzlich abzubrechen. Da erbot sich die schöne Gräfin von Hieserle zu einem letzten Versuch, und ohne irgend bewaffnete Begleitung fuhr sie vor der alten Königsburg vor. „Sie wolle der Gräfin Wielopolsky einen Besuch abstatten," erklärte sie dem Officier, der nach ihrem Begehr fragte, und da hingegen vernünftigerweise nichts einzuwenden war, so wurde sofort das Fallgatter vor ihr niedergelassen. Nur allein von einer Kammerfrau gefolgt, welche ein sehr kleines Päckchen in der Hand trug, trat sie in die Königsburg und ward sofort von der Frau Commandantin empfangen. Auch gestaltete sich die Unterredung zwischen den beiden Damen bald sehr freundlich und schon nach einer halben Stunde erhielt die Gräfin Hieserle von Chodau von der Gräfin Wielopolsky die feste Zusicherung, daß am andern Tage, den 1. Sept., König August von der Burg Besitz nehmen könne. Daraufhin schieden die beiden Damen in bester Eintracht von einander und wie sie schieden, küßten sie sich sogar auf Mund und Stirne. Was war es nun aber, was diese großartige Wirkung hervorbrachte? Ei natürlich nichts Anderes, als jenes kleine Päckchen, welches die Gräfin Hieserle in die Burg mitgenommen, aber vergessen hatte, wieder zurücktragen zu lassen, denn das Päckchen enthielt erstens ein Etui mit einem Brillantschmuck im Werth von 10,000 Thalern für die Frau Commandantin der Burg und zweitens eine kleine Cassette mit blanken 2000 Ducaten für den Herrn Commandanten. Solchen Lockungen konnte das gräfliche Paar Wielopolsky unmöglich widerstehen und auch kein anderes polnisches Ehepaar der höheren Stunde hätte dieß in jener Zeit über sich vermocht.

Am 1. Sept. 1697 also ergriff August der Starke Besitz von der altehrwürdigen Königsburg in Krakau und am Tag darauf, den 2. Sept., hielt er seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Den Vortrab bildeten die Krakauer Bürger, sämmtlich hoch zu Roß und nach ihren Zünften geordnet. Auf sie folgten die

polnischen Garden nebst der übrigen Garnison von Krakau. Weiter zwei Regimenter Dragoner. Dann vierundzwanzig Pagen mit den Handpferden und Equipagen, darunter die Leibkarosse mit acht perlfarbenen Rossen. Nunmehr die sächsischen Kavaliere, Minister und höheren Beamte, geführt vom Oberschenk Graf Eck. Sofort das Kürassierregiment Graf Reuß und unmittelbar nachher die Panzerreiter der Pollacken in sechs Compagnien. Darauf die Husaren mit goldglänzenden Schilden und Wolfsdecken. Hinter ihnen der polnische Adel nebst den Senatoren, ihrer mehrere Tausend und alle vortrefflich beritten. Hernach der Viceprimas Domsky, Bischof von Cujavien, nebst dem Bischof von Sandomir, umgeben von ihrer Geistlichkeit. Drauf der Krongroßmarschall Fürst Lubomirsky, den prachtvollen über und über mit Diamanten besetzten Marschallsstab in der Hand. Endlich der König August auf einem stolzen perlfarbenen Rosse, in polnischem Habit von Drap d'or mit Harmelin gefüttert, den Säbel wie den Sattel mit Juwelen besetzt, unter einem Baldachin von rothem Sammt, welcher von dem Krakauer Magistrate getragen wurde. Nebenher schritten fünfzig Fußtrabanten, lauter mächtige Gestalten in gelber Schweizertracht, und hinten drein der Graf Lamberg mit zwölf Domherren von Krakau. Den Schluß bildeten zwei Compagnien Leibgarde und das Königliche Leibregiment Kürassiere in rother Uniform mit silbernen Borden, alle auf gleichen Pferden. In dieser Weise zog König August der Starke in Krakau ein und es war eine solche Pracht, daß die prachtliebenden Polen selbst zugestanden, noch nie eine größere gesehen zu haben.

Drei Tage später, am 5. Sept. 1697, sollte die Krönung stattfinden; aber nun ergab sich wiederum ein unerwartetes Hinderniß. Die Reichskleinodien nehmlich wurden in einer Seitenkapelle des Krakauer Doms von acht geistlichen Kronwächtern gehütet und diese verweigerten die Oeffnung der Kapellenthüre, weil König August nicht einmüthig gewählt worden sei. Man setzte den acht geistlichen Herren auf alle Weise zu, mit guten Worten und mit Gold, mit Versprechungen und mit Drohungen; allein es half Alles nichts, denn die Achte erklärten einstimmig, daß sie ein in die Hände

des Fürsten Primas Radziejowsky, des Cardinal-Erzbischofs von Gnesen geschworener heiliger Eid binde, den sie unmöglich brechen könnten, ohne ihr Seelenheil zu gefährden. Da kam endlich der Obrist von Flemming am Abend des 4. September auf einen Gedanken und alsbald eilte er in eine Kutte vermummt dem Dome zu. Doch nicht allein kam er, sondern hinter ihm drein schritten drei Diener, von denen der erste einen schweren Geldsack, die zwei andern aber eben so schwere Körbe mit Weinflaschen trugen. Er verlangte Einen jener Achte, den Pater Wizyki, welchen man allgemein in Krakau nur den durstigen Bruder nannte, in Privatangelegenheiten zu sprechen und bald saß er mit diesem hinter einem ganzen Wald von Flaschen zusammen. Nun war der „durstige Bruder“ ein äußerst tapferer Trinker, der gut seine zehn, auch zwölf Flaschen Weins, selbst des stärksten, ertragen konnte, und so kam es denn ganz natürlich, daß er von großem Respect erfüllt wurde, als er sah, daß der Oberst es ihm zum mindesten gleichthue. Dieses Respectsgefühl aber machte ihn den Vorschlägen des Zechgenossen zugänglich und nach drei Stunden schlug er in dessen dargebotene Hand ein. „Freund Obrist,“ sagte er zu ihm, indem er auf die Weinflaschen und den Geldsack zugleich hinblinzelte, „ich kann dir wahrhaftig nichts abschlagen, denn du hast so zu sagen unwiderstehliche Manieren, und so will ich denn gehen und meine Brüder holen, damit sie ebenfalls ihre Zustimmung geben.“ Er ging und während dem packte der Obrist von Flemming den zweiten Korb aus, welcher noch stärkeren Wein enthielt, als der erste. Gleich darauf aber kam der Pater Wizyki mit seinen sieben Mitwächtern angerückt und nun ging das Trinken von neuem los. Schließlich stimmten Alle dem Vorschlag des Obristen bei und um Mitternacht schieden sie als die besten Freunde. Worin bestand aber das abgeschlossene Uebereinkommen? Nun darin, daß die acht Kronwächter sich ganz stille dazu verhalten wollten, wenn der Obrist noch in der Nacht die Mauer neben der Thüre durchbreche und sich so der Reichskleinodien bemächtige. Warum auch nicht? Ihr Eid lautete ja nur dahin, die Thüre nicht zu öffnen,

und somit waren sie so lange nicht eidbrüchig, als die Thüre fest verschlossen blieb!

So konnte denn, nachdem der Obrist von Flemming auf die so eben genannte Weise die Reichskleinodien herbeigeschafft hatte, am 5. September, einem Sonntag, die Krönung stattfinden und Mittags ein Uhr begab sich König August in großem feierlichem Zuge nach dem Dome. Am Eingange desselben empfing ihn der Viceprimas, umgeben von der gesammten Krakauer Geistlichkeit, und führte ihn zu dem oberhalb des Altares stehenden Throne. Der König trug einen schwer goldenen Küraß und über demselben einen blausammtenen mit Gold durchwirkten und mit Hermelin gefütterten Mantel; von seinem Kopfe aber wallte ein schweres Bouquet weißer Federn herab, welches von einer Diamantenschnur zusammengehalten wurde. Gleich nachdem der König den Thron eingenommen hatte, begann das feierliche Hochamt, und nach dessen Beendigung ertheilte ihm der Viceprimas das heilige Abendmahl nach katholischem Ritus. Draufhin folgte die Krönung selbst nebst der Salbung, und diese endigte damit, daß die sämmtlichen Anwesenden, ihrer verschiedene Tausende, durch ihr dreimaliges Schreien: „Vivat Rex“ die Mauern des Doms förmlich erzittern machten. Schließlich um vier Uhr Mittags nahm August auf der alten Königsburg das Krönungsmahl ein, wo bei den Toasten die Kanonen donnerten; vor der Königsburg aber wurden für das Volk drei Königsochsen gebraten und zugleich spendete ein laufender Brunnen des gebrannten Wassers, so viel man wollte.

Endlich also hatte August der Starke sein Ziel erreicht und nun war es natürlich sein Erstes, die Getreuen zu belohnen, welche ihm zu diesem Ziele verholfen. Demgemäß erhielten eine Menge von Polen Beförderungen und insbesondere wurde Johann von Przebendowski, der Castellan von Culm, zum Krongroßschatzmeister erhoben. Weit sichtlicher noch ruhte die Gnade des neugekrönten Königs auf drei Deutschen; erstens auf dem Fürsten von Fürstenberg, welchen er zum Statthalter von Sachsen ernannte und sofort zum Antritt seines hohen Postens nach Dresden zurücksandte; zweitens auf dem Obrist von Flemming, welcher mit einem Male

zum sächsischen Generallieutenant, sowie zum Krongroßstallmeister in Litthauen, nebenbei auch, des damit verbundenen großen Einkommens wegen, zum Commenthur des Johanniterordens zu Lago und Supplinburg ernannt wurde; drittens auf dem Hofrath von Beuchlingen, dem großen Geldbeischaffer, der den hochwichtigen Posten eines sächsischen Finanzministers mit dem Titel eines Geheimenrathes erhielt und von nun an geradezu als unentbehrlich galt. Ja die letztern Zwei, die Herren von Beuchlingen und von Flemming, bildeten jetzt in Verbindung mit dem Großkanzler Bischof von Raab das eigentliche Ministerium und keine einzige wichtigere Regierungshandlung wurde vorgenommen, ohne daß sie vorher darüber befragt worden wären. Im Gegentheil Vieles, nur zu Vieles entschieden sie auf eigene Rechnung und Gefahr, und alle Welt beeilte sich daher, ihnen zu hofiren, um sich dadurch ihrer Protection zu versichern.

Also, um dieß zu wiederholen, August der Starke hatte sein Ziel erreicht und beschickte sofort alle größeren Höfe durch eigene Gesandtschaften, ihnen seine Thronbesteigung anzuzeigen. Er selbst blieb vorderhand in Krakau, denn es gab noch Vieles zu ordnen, ehe er in Warschau, der Hauptstadt des Reichs, einziehen konnte, und namentlich galt es, die vielen Malcontenten, welche einen Andern, als ihn, zum König gewollt hatten, sei's auf diesem, sei's auf jenem Wege, zu versöhnen. Ueberdem hatte er nicht auch Feste zu geben, auf denen er sich in all' seinem Glanze zeigen konnte, und brachten nicht diese Feste einen doppelten und dreifachen Reiz, weil er sich in Beziehung auf die Königin derselben gar keinen Zwang anthun mußte? Ja wohl, ganz frank und frei konnte er mit seiner Geliebten paradiren und der ganze Hof, besonders aber die polnischen Damen und Herren, beeilten sich, ihr wie einer berechtigten Königin zu begegnen. So schwamm denn König August II. förmlich in Wonne und mit ihm wurde ganz Krakau vom Taumel der Lust erfaßt; da erscholl plötzlich eine Kunde, welche nicht wenig ernüchternd wirkte, denn die Kunde bestand darin, daß der Prinz von Conti-Bourbon, jener Gegencandidat des Königs August, welcher eine so große Partei in

Polen für sich hatte, zu Ende des Novembers auf französischen Schiffen in Danzig gelandet sei.

Prinz Conti in Danzig! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht und brachte allüberall in Polen eine furchtbare Aufregung hervor. Die Wenigsten zweifelten daran, daß der Prinz auf seinen Schiffen eine starke französische Armee und überdem eine große Summe französischen Goldes mitgebracht haben werde. Wenn aber dieß der Fall war, mußte dann nicht seine Partei, die bisher blos aus Ohnmacht sich stille verhalten, neuen Muth fassen und in hellen Haufen ihm zuströmen? Sicherlich also stand ein großer Bürgerkrieg in Aussicht und wenn man auch nicht wissen konnte, wie derselbe endigen würde, so ließ sich wenigstens daran nicht zweifeln, daß in ganz Polen bald Alles drunter und drüber gehen werde. In solcher Weise urtheilte das große Publikum; allein das Urtheil erwies sich schon deßwegen als ein unrichtiges, weil es auf ganz falschen Voraussehungen basirte. Die Armee nämlich, welche Conti mitgebracht hatte, reducirte sich auf einige wenige hundert Mann und die Goldsummen, über welche er verfügte, waren noch von viel geringerem Betrag. Der französische Prinz verließ sich vielmehr auf seine Partei in Polen und hoffte, daß diese, so bald er sich nur zeige, in großer Masse aufstehen werde. Weil aber umgekehrt die Contischen unter den Polen sich auf den Prinzen verlassen; weil sie mit Zuversicht erwartet hatten, sein Vetter, der mächtige König von Frankreich, Ludwig XIV., auch der Große genannt, werde ihm in der vollsten Bedeutung des Worts unter die Arme greifen, und weil dies Alles nicht der Fall war, so fühlten sie sich nicht wenig enttäuscht und wußten nun nicht, was sie thun sollten. Und in der That, guter Rath war theuer! Blieb man still liegen, ohne die Waffen für den Prinzen zu ergreifen, so mußte die Sache des letzteren nothwendig verloren gehen. Stand man auf und entfaltete die Fahne des Bürgerkriegs, so comprommittirte man sich und hatte die Rache des Königs August und seiner Anhänger zu fürchten. Noch einmal also: was thun? Abwarten, dachten die Meisten, bis die Sachen sich weiter entwickelt hätten. Abwarten und später erst Partei ergreifen.

Was that nun aber der französische Prinz und insbesondere was that König August? Es ist bald gesagt. Der Prinz, welcher um dieß zu corrigiren, nicht in Danzig selbst — denn diese Stadt ließ ihn nicht ein — sondern im nahen Kloster Oliva sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, erließ einen Aufruf an die Polen, worin er sie aufforderte, ihn als ihren rechtmäßig erwählten König anzuerkennen und sofort in hellen Haufen zu ihm zu stoßen. In Anbetracht aber, daß nur wenige Hitzköpfe und zudem fast durchaus unbedeutendere Persönlichkeiten dem Aufruf Folge leisteten, blieb ihm nichts übrig, als in seinem Kloster still liegen zu bleiben und ebenfalls abzuwarten, ob sich die Sachlage nicht für ihn bessern würde. Letzteres übrigens hoffte er mit Gewißheit, denn er hatte Boten über Boten an die Häupter seiner Partei, vor Allem an den Fürstenprimas Radziejowsky, gesandt und sie daran erinnert, was ihnen ihrem Eidschwur gemäß zu thun obliege. Als ob ein politischer Eidschwur etwas werth wäre! Unter solchen Umständen wurde es dem König August leicht, das Spiel zu gewinnen. Derselbe war, wie wir wissen, durch die erste Nachricht von dem Landen Conti's etwas sehr unangenehm aus seinem Festjubel aufgeweckt worden und im Anfang schien ihm der Gegner ein keineswegs ungefährlicher. Er wollte daher schnellstens eine große Armee concentriren, um an der Spitze derselben dem Feinde persönlich entgegenzuziehen; wie er jedoch die so eben von mir erzählten näheren Details erfuhr, begnügte er sich, den General Brand mit der Sache zu betrauen und dieser marschirte sofort in Eilmärschen mit seinem aus kaum 5000 Sachsen bestehenden Corps auf das Kloster Oliva zu. Auch hatte er nicht viele Mühe, den ihm gewordenen Auftrag bestens zu Ende zu führen, denn er fand auf seinem ganzen Zuge nirgends Widerstand und wie er sich endlich zu Anfang des Novembers dem Kloster Oliva näherte, floh der Prinz über Hals und Kopf auf die französischen Schiffe, die seiner warteten. Ja so eilig war seine Flucht — sie fand am 9. Novbr. statt — daß er sogar Verschiedenes von seiner Bagage in Oliva zurückließ und die Dienerschaft, welche sie ihm nachbringen sollte, gefangen genommen wurde.

Die Folge hievon war, daß alle Welt über den Prinzen spottete — es entstand damals das Sprüchwort: „Es wird dir gehen, wie den Franzosen bei Oliva“ — und daß demnach seine Candidatur für immer eine unmögliche war. Solches sahen auch seine bisherigen Anhänger ein und es trat somit die Frage an sie heran, ob sie nicht klug daran thun würden, ihren Frieden mit August dem Starken zu machen. Die Meisten entschlossen sich hiezu, natürlich aber nicht, ohne es zu versuchen, noch zum Schluß so viel als möglich für sich herauszuschlagen und bei nicht Wenigen gelang der Versuch. König August war ja dafür bekannt, das Geld mit vollen Händen zu spenden, und da ihm daran liegen mußte, alle Malcontenten für sich zu gewinnen, so konnte es ihm auf eine mehr oder minder große Kaufssumme nicht ankommen! Nur Einer blieb noch lange Zeit verstockt, der Fürstprimas Radziejowsky, welcher als erster Reichsstand in Polen, sowie als Oberhaupt der gesammten polnischen Geistlichkeit eine große Gewalt in seinen Händen vereinte. Doch endlich, im Verlauf des Jahres 1698, fand sich auch bei ihm ein Mittel der Bekehrung und zwar bestand dieses Mittel in einem fast überreichen Brillantenschmuck, welchen König August seiner „Dame“ überreichen ließ. Seiner „Dame“, oder besser gesagt, seiner Geliebten, der Frau Wittwe Tobiansky, Castellanin von Lencziz, mit der er schon bei Lebzeiten ihres Gemahls in einem näheren Verhältniß gestanden hatte und welche ihn vollständig beherrschte. Sie also, die Mätresse des Cardinal-Erzbischofs, die man deßhalb gewöhnlich nur die Frau Cardinalin nannte; sie, um den theuren Schmuck zu erhalten, brachte ihn dazu, daß er den starken August als seinen Herrn und König anerkannte, obwohl allerdings nur äußerlich und mit Worten, denn sein Inneres blieb fortwährend mit Zorn und Haß erfüllt und es ließ sich daher erwarten, daß er die erste Gelegenheit ergreifen würde, seinem Rachegefühl Ausdruck zu geben.

Doch wir kehren zu August dem Starken zurück, dem nun nach Besiegung des Prinzen Conti kein Rivale mehr die Krone der Jagellonen streitig machte. Darum brach er auch schon zu Ende des Jahres 1697 mit seinem ganzen Hofstaat und dem

größten Theile seines Heeres von Krakau nach Warschau, der Hauptstadt von Polen, auf und hielt dort am 5. Januar 1698 seinen prachtvollen Einzug. Von da an aber residirte er auf dem stolzen Königsschlosse von Warschau und ein großartiges Fest verdrängte das andere. Es war ihm dieß bereits zur andern Natur geworden und überdem was hatte er nicht der schönen Gräfin von Hieserle, seiner verschwenderischen Buhlin zu Liebe gethan?

Drittes Kapitel.

Die schöne Türkin Fatime (1699—1701).

Die Sachsen hatten es mit Trauer und Zorn zugleich aufgenommen, daß ihr Kurfürst zur katholischen Religion übergetreten war, und ebensowenig hatte es ihnen gefallen, daß er sich die Krone von Polen auf's Haupt gesetzt. Davon jedoch, daß noch viel Schlimmeres nachfolgen würde, konnten sie natürlich keine Ahnung haben.

Wir haben weiter oben gesehen, welche Anordnungen König August in Betreff der Erziehung seines Sohnes gab, und dieß gewährte seinen sächsischen Unterthanen eine nicht geringe Beruhigung. Noch mehr schwanden die religiösen Besorgnisse durch die feierliche Erklärung Augusts, welche er schon unter dem 7. August von dem Lustschloß Lobskowa aus nach Dresden sandte und sofort von allen Kanzeln verkündigen ließ, denn in dieser Erklärung hieß es wörtlich, „daß Er, der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, die sächsischen Landstände und Unterthanen bei dero augsburgischen Confession und hergebrachten Gewissensfreiheit, auch Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Universitäten, Schulen und sont allem andern, wie dieselbe anitzo besitzen, allergnädigst kräftig erhalten und handhaben, so auch denn Niemanden zu der itzt angenommenen katholischen Religion zwingen, sondern jedwedem sein Gewissen frei

lassen werde." Allein mit verdoppelter Kraft kehrten die Besorgnisse zurück, wie nur wenige Wochen später der gut katholische Fürst Anton Egon von Fürstenberg in Dresden eintraf, um als neu ernannter Statthalter von Sachsen im Namen Augusts die Zügel der Regierung zu ergreifen, und noch höher gesteigert wurden jene Besorgnisse durch die weitere Nachricht, die Ernennung des Fürsten zum Statthalter sei auf das Andringen des Großkanzlers und Bischofs von Raab, sowie des Paters Menegati, des kaiserlichen Beichtvaters in Wien, erfolgt.

Doch hatten die Sachsen Ursache, vor dem neuen Statthalter so große Furcht zu hegen? Von Person war er ein stattlicher Mann und in seinen feinen höfischen Manieren lag viel Anziehendes und Gewinnendes. Allein er gehörte einer Familie an, welche sich von jeher durch ihre papistische Gesinnung auszeichnete, und ihn insbesondere hatte sein Vater, Fürst Herrmann Egon von Fürstenberg, Kurfürstlich baierischer Obristhofmeister, von der ersten Jugend an durch Jesuiten erziehen lassen. In demselben Sinne, wie die Jesuiten in München, wirkten später seine beiden Oheime, der Fürst Wilhelm Egon von Fürstenberg, erster Minister am Kölnischen Hofe und später Cardinal, und Fürst Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, auf ihn ein, und so konnte es denn nicht fehlen, daß er fast noch papistischer denken lernte, als der Pabst selbst. Freilich ließ er die Sachsen hievon in den ersten Monaten seiner Statthalterschaft nichts merken, sondern er gab sich vielmehr den Anschein, als ob er in religiösen Dingen dem Indifferentismus huldige; allein zu Ende des Jahres 1698 rückte er mit seiner wahren Farbe heraus und von nun an ging sein ganzes Bestreben dahin, der katholischen Kirche so viel Proselyten als möglich zu gewinnen. Dieß mußte die Sachsen natürlich im höchsten Grade erbittern, und nicht gemildert wurde die Erbitterung durch sein sonstiges Gebahren. Nicht zufrieden nehmlich damit, daß ihm König August, außer zweihundertachtzig Klaftern Holz, zweihundert Fudern Heu, dreißig Centnern Fische und Wildpret so viel er wollte, einen jährlichen Gehalt von vierundzwanzigtausend Thalern nebst freier Wohnung im Schloß und einer eigenen

berittenen Garde von 20 Mann bewilligte, verlangte er auch noch ein eigenes Hôtel und erhielt richtig dasjenige, welches früher die Gräfin von Rochlitz besessen hatte. Hier nun hauste er als ein großer Herr und hielt sich seine eigene „Dame“, nämlich die Gräfin Henriette Amalie Reuß, die üppigschöne Wittwe des Generals Reuß-Greitz, der in der Schlacht von Zeutha gegen die Türken gefallen war. Diese „Dame“, oder vielmehr Mätresse aber war eine hochmüthig — stolze Person, welche Jedermänniglich vor den Kopf stieß und zugleich einen horrenden Aufwand machte. Noch mehr, sie brachte als eine Tochter des verstorbenen Geheimenrathsdirectors Grafen Friesen ihre ganze Sippschaft in die unmittelbare Nähe des Statthalters und da letzterer Alles that, was die Gräfin wollte, so regierte eigentlich nicht der Fürst von Fürstenberg, sondern der gräflich Friesen'sche Verwandtschaftshimmel, welcher natürlich rein zu seinem eigenen Vortheil arbeitete. Sicherlich also hatten die Sachsen Ursache genug, im höchsten Grade erbittert zu sein, allein es sollte bald noch schlimmer kommen, wie der Leser sogleich erfahren wird, wenn er uns gefälligst an den Hof von Warschau zurückbegleitet.

In der Königsburg zu Warschau schien Alles nur Lust und Freude zu athmen, denn es folgte dort, wie ich bereits weiter oben gesagt, ein großartiges Fest dem andern. Allein unter der Hand und ganz im Stillen bereiteten sich auch ernsthaftere Dinge vor und zwar Dinge von der äußersten Tragweite. Im Jahr 1697 nämlich war in Schweden mit dem Tode Karls XI. dessen erst fünfzehnjähriger Sohn, Karl XII. auf den Thron gekommen und die schwedischen Stände erklärten ihn, trotz seiner großen Jugend, sogleich für volljährig. Sie thaten dieß, weil der Jüngling einen frühreifen Verstand zeigte und es sowohl in ritterlichen Uebungen, als auch in verschiedenen Wissenschaften, besonders in der Mathematik, bereits sehr weit gebracht hatte. Doch wie er nun auf dem Throne saß, zeigte er nur wenig Sinn für die Regierungsgeschäfte, sondern zog es vor, auf die Bärenjagd zu reiten, oder sich sonst mit Perforcetouren zu vergnügen. Solches konnte natürlich den alten Feinden Schwedens, den Regierungen

von Dänemark, Polen und Rußland, nicht verborgen bleiben und insbesondere vermeinte nun August der Starke, mit dem „Kinde“, als welchen er Karl XII. betrachtete, leicht fertig werden zu können. Soweit setzte sich in ihm der Gedanke fest, die günstige Gelegenheit zu nützen, um die beiden Provinzen Livland und Esthland wieder zu erobern, denn diese hatten früher zu Polen gehört und waren erst anno 1660 durch den Frieden von Oliva an Schweden gekommen. Dem Könige von Dänemark dagegen lag es im Sinn, sich des Gebiets des Herzogs von Holstein-Gottorp, besonders Schleswigs, das früher eine Zeitlang dänisch gewesen war, zu bemächtigen, obwohl dieses Gebiet unter dem Schutze Schwedens — der Herzog hatte die älteste Schwester Karls XII. geheirathet — stand. Endlich trug der Czar von Rußland keinen sehnsüchtigeren Wunsch im Herzen, als die schwedischen Ostseeprovinzen Ingermannland, Kurland und Finnland seinem Reiche einzuverleiben, und zwar einfach deßwegen, weil es ihm, so lange er diese nicht besaß, rein unmöglich war, auf der Ostsee eine Flotte zu begründen. Kurz also, die drei Herrscher von Dänemark, Polen und Rußland kamen fast zu gleicher Zeit auf den Gedanken, den jungen König von Schweden mit Krieg zu überziehen, und schon im März 1698 einigten sich darüber August der Starke und Christian V. von Dänemark. Einige Monate später, im August 1698, kam König August zu demselben Zwecke mit dem Czar Peter in Rewa, acht Meilen von Lemberg zusammen und das Resultat war ebenfalls eine vorläufige Einigung. Die Tripelallianz stand somit schon zu Ende des Jahres 1698 fix und fertig da, obwohl die wirklichen Schutz- und Trutzbündnisse erst ein Jahr später — das zwischen August und Friedrich VI. von Dänemark, dem Nachfolger Christians V. am 25. Septbr. 1699 und das zwischen August und dem Czar Peter von Rußland am 11. November 1699 — abgeschlossen wurden, und jedem der drei Herrscher lag nun die Pflicht ob, sich unter der Hand mit aller Macht zu rüsten. Unter der Hand, sagte ich, denn der Kriegsplan sollte, damit Karl XII. nicht aus seiner Sicherheit aufgerüttelt würde, vorerst noch aller Welt verschwiegen bleiben und

eben deßwegen hatte man auch die bisher gepflogenen Verhandlungen äußerst geheim betrieben.

Doch wenn nun gerüstet werden sollte, was war vor Allem nöthig? Geld war nöthig, viel Geld, ja ganz außerordentlich viel Geld. Woher aber das viele Geld nehmen? Nun wie es die Beherrscher von Rußland und Dänemark machten, um sich dasselbe zu verschaffen, das gehört nicht in unsere Geschichte; allein wie fing es August der Starke an? Die Antwort ist: auf ganz dieselbe Weise, auf der man bisher zum Ziele gelangt war. Von dem neuen Krongroßschatzmeister von Polen, dem früheren Castellan von Culm, durfte der König nichts hoffen, so sehr derselbe ihm auch ergeben war, denn dessen Kasse zeigte immer eine merkwürdige Leere. Ueberdem wollten die Polen selbst keinen Krieg und es stand zu befürchten, daß der polnische Reichstag, wenn sich August an ihn wandte, ihm nicht nur das dazu nöthige Geld, sondern sogar selbst die Aushebung von Soldaten verweigern würde. Mit polnischer Hülfe also konnte der beschlossene Krieg nicht geführt werden, allein wozu auch, da ja das Sachsenland an Geld und Mannschaft einen Ueberfluß besaß? Der frühere Hofrath und jetzige Geheimerath von Beuchlingen hatte schon während der Bewerbung um die polnische Königskrone das Unglaubliche geleistet und somit ließ sich erwarten, daß sein finanzielles Genie auch jetzt wieder die nöthigen Summen beitreiben werde. Der Generallieutenant von Flemming aber, ei der war ganz der Mann dazu, eine Armee auf die Beine zu stellen und wenn er die Recruten aus der Erde hätte stampfen müssen. Diese Beiden, die Herren von Beuchlingen und von Flemming, reisten also mit dem Anfang des Jahres 1699 von Warschau nach Sachsen ab und begannen sofort dort ihre Thätigkeit; diese Thätigkeit aber war es eben, welche, wie ich oben berührte, in Sachsen das frühere Elend noch steigerte und mit dem Elend auch den Zorn und den Haß gegen die unselige polnische Königskrone. Generallieutenant von Flemming nämlich ließ nicht nur die Werbetrommel rühren, um die Leute durch schwere Handgelder — Mancher bekam so viel harte Thaler, als er Pfund wog — zu gewinnen, sondern er griff

auch zu dem Mittel der gewaltsamen Aushebung und nahm die Leute, ob ledig oder verheirathet, weg, wo er sie nur fand. Ganz eben so unbedenklich in der Wahl der Mittel erwies sich der Geheimerath von Beuchlingen und vielleicht übertraf er den Herrn Generallieutenant von Flemming hierin noch. Was von Staatsländereien zu verkaufen war, wurde verkauft, und oft um Preise, die dem wahren Werthe nicht entsprachen. Wenn sich jedoch kein richtiger Käufer vorfinden wollte, ei nun dann ging man an's Verpfänden oder griff zu andern ähnlichen Auskunftsmitteln. Ueberdem, welche Menge von neuen Steuern und Abgaben wurde nicht erfunden! Papier, Lederwerk, Tabak, Pfeifen, Spielkarten, Perrücken, Spitzen — auf Alles wurde ein Impost gelegt und diesen verschiedenen Imposten folgte dann die Einführung einer Generalaccise. Kurz der Herr Finanzminister von Beuchlingen erwies sich wieder so geschickt, als je, im Geldanschaffen und darum stieg er auch in der Gunst des Königs August so hoch, daß derselbe ihn noch im Jahr 1699 an der Stelle des Bischofs von Raab zu seinem Großkanzler ernannte. In jenem Jahre nehmlich berief der Kaiser den Prinzen Christian August, Bischof von Raab, in seinen Geheimenrath und der prinzliche Bischof siedelte sofort nach Wien über, wo er seinen eigenen Palast erhielt. Zwei Jahre später wurde er zum Erzbischof von Gran und ebendamit zum Primas von Ungarn befördert; deßwegen blieb er aber doch im Kaiserlichen Ministerium und diese Stellung veränderte sich selbst dann nicht, als ihn der Pabst anno 1706 zum Cardinal ernannte. Ihm also trug die Bekehrung des Kurfürsten von Sachsen das ein, was er dadurch zu erlangen gehofft hatte, und schließlich, als ihn der Kaiser gar noch zu seinem Alter-Ego auf dem Reichstag von Regensburg mit einem Einkommen von 200,000 Thalern ernannte, wurden seine Hoffnungen, so kühn sie auch gewesen waren, selbst noch übertroffen.

Während nun übrigens die beiden Günstlinge Augusts den Sachsen mit Hülfe des Statthalters von Fürstenberg das oben beschriebene Glück bereiteten, lebte August selbst völlig sorglos in Warschau und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, jeden

Tag in ein neues Freudenfest zu verwandeln. Es ging ja Alles nach Wunsch, warum hätte er sich also irgend eine Freude versagen sollen? Doch siehe da, mitten in seinem Sinnentaumel traf ihn ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel und beinahe wäre er von demselben zerschmettert worden.

Man schrieb Juli 1699, als König August aus den Zimmern der schönen Gräfin Hieserle von Chodau trat, für welche er noch eben so heiß glühte, als im Sommer 1697. Lautlos schritt der König auf dem teppichbelegten Corridor dahin, um sich in seine eigenen Gemächer zu begeben, da hörte er plötzlich lautes Lachen in einem Vorsalon, in welchem gewöhnlich die Pagen und Junker verkehrten. Unwillkürlich blieb er stehen und während er so lauschte, vernahm er einzelne Worte, über welche das Gelächter sich erneuerte. Die Worte aber, die er vernahm, jagten ihm alles Blut in's Gesicht und schnell stürzte er der Thüre zu, welche in den genannten Salon führte. Doch nach wenigen Schritten schon hielt er inne und setzte dann seinen Weg in seine eigenen Gemächer fort. Er hatte seine erste Aufwallung mit Kraft überwunden, allein jene Worte kamen ihm deßwegen doch nicht aus dem Sinn und eine ganze Stunde lang blieb er in tiefes Nachdenken versunken. Dann stampfte er heftig mit den Füßen und maß, nachdem er aufgesprungen, das Zimmer mit langen Schritten.

„Tod und Teufel, ich muß Gewißheit haben," rief er endlich und setzte eine silberne Glocke in Bewegung.

Sofort erschien ein Kammerdiener, dem er befahl, seinen Liebling und Vertrauten, den Kammerherrn von Vitzthum augenblicklich herbeizuholen. Einige Minuten später trat der Gesuchte bei ihm ein.

„Majestät befehlen," sagte der Kammerherr, indem er sich tief vor dem Könige verbeugte.

„Vitzthum," erwiederte August der Starke, hart auf ihn zutretend und ihn mit tiefem Ernste messend; „ich habe dich bis jetzt für meinen treusten Freund gehalten; ich sehe aber, daß du es nicht bist."

Unendlich betroffen sah der Kammerherr auf und mit offenem

Munde starrte er den König an. „Mein Herr und König," stotterte er dann mühsam hervor, „womit habe ich dieß verdient?"

„Ist es nicht," fuhr August mit gleich tiefem Ernste fort; „ist es nicht die Pflicht eines wahren Freundes, über die Ehre desselben gerade so zu wachen, wie über die eigene?"

„Ha!" fuhr der Kammerherr von Vitzthum mit blitzenden Augen auf. „Wer dürfte es wagen, die Ehre Eurer Majestät anzutasten? Wäre es je in meiner Gegenwart geschehen, ich würde ihm meinen Degen durch den Leib gerennt haben."

König August fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sah eine Zeit lang nachdenklich zu Boden. „Ist es vielleicht Verleumdung," flüsterte er dann halblaut, „oder habe ich etwa falsch gehört? Aber, nein, nein," fuhr er sofort fast schreiend auf; „meine Ohren haben mich nicht getäuscht und was ich hörte ist Wahrheit. Verblendeter Thor, der ich seither war, mich von einer Buhlerin . . . . Aber halt," unterbrach er sich jetzt und zwang seine Stimme zu kalter Ruhe, „Vitzthum, nicht wahr, du kennst alle Verhältnisse am Hof?"

„Ich will nicht in Abrede ziehen, Majestät," versetzte Vitzthum etwas zögernd, als er die Augen seines Königs durchbohrend auf sich ruhen sah, „daß ich so ziemlich mit Allem bekannt sein werde, was am Hofe vorgeht, aber . . . . ."

„Weiche mir nicht aus," rief der König, ihm kurzweg die Rede abschneidend, „sondern antworte mir offen und ehrlich, wie es deine Pflicht ist. In welchem Verhältniß steht die Oberhofmarschallin Gräfin Hieserle von Chodau zu dem jungen Fürsten Wisniowiezki, der seit Neujahr eine Zierde unseres Hofes geworden ist?"

Er sprach diese Worte langsam und mit anscheinender Ruhe, aber seine Zähne preßten sich knirschend auf einander und aus seinen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer. „Sprich," wiederholte er darauf in derselben Weise, „in welchem Verhältnisse stehen die beiden Genannten zu einander?"

Dem Kammerherrn war bei dieser Anrede alles Blut aus

dem Gesichte gewichen und seine Zunge versagte ihm für einen Augenblick den Dienst. „Ich weiß nicht, Majestät,“ stotterte er endlich mühsam hervor; allein den Satz zu vollenden hatte er keine Kraft.

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte jetzt der König so laut und grell, daß es durch alle Zimmer hintönte. „Der gewiegteste Hofmann in ganz Warschau und Dresden ist im Dunkeln darüber, was sich die Pagen laut und unter Lachen erzählen! In der That, du bist zu bedauern, Vitzthum, daß dir dieses Hofgeheimniß bis jetzt entgangen ist.“

„Mein Herr und König,“ erwiederte sofort der Kammerherr in gefaßterer Weise, „an den Höfen erzählt man sich unendlich viel Unwahres und der Hof von Warschau ist besonders reich an solchen Erfindungen.“

Abermals fuhr sich der König mit der Hand über die Stirne und machte dann einen Gang durch's Zimmer. „Vitzthum,“ sprach er darauf, indem er sich hart vor den Kammerherrn hinstellte, „sage mir die Wahrheit. Verstehst du mich? Die reine nackte Wahrheit will ich hören, ohne irgend Schminke und Uebertünchung. Was weißt du über die Sache, über die ich dich befragt habe?“

„Majestät,“ entgegnete der Kammerherr, „mir selbst ist von einem Verhältniß zwischen dem Fürsten Wisniowiezki und der Gräfin Hieserle von Chodau nichts bekannt; allein nicht in Abrede kann ich ziehen, daß ich schon davon habe sprechen hören, der Fürst sei sterblich in die Frau Gräfin verliebt.“

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte der König abermals laut auf, doch nicht mehr so grell wie vorhin. „So, er blos ist verliebt, sie aber ganz und gar nicht? Und ich soll gutmüthig genug sein, mir von dir ein solches Mährchen aufbinden zu lassen?“

„Majestät!“ rief der Kammerherr, indem er beleidigt einen Schritt zurücktrat. „Ich hätte nie geglaubt, von Ihnen solche Vorwürfe zu bekommen.“

„Pah!“ versetzte der König. „Sei kein Thor und lege meine Worte heute nicht auf die Goldwage. Bedenke doch, wie furchtbar mich der Gedanke, sie könnte mir untreu geworden sein, aufregen

muß und bei Gott, jetzt gleich auf der Stelle gäbe ich hunderttausend Thaler, wenn mir Jemand Gewißheit brächte."

„Ich denke," bemerkte der Kammerherr trocken, „Eure Majestät könnten diese Gewißheit viel wohlfeiler bekommen."

„Und wie?" rief der König. „Sprich, Freund, und mach' meiner Qual ein Ende."

„Hm!" meinte der Kammerherr, „wenn das Verliebtsein des Fürsten Wisniowiezki kein einseitiges ist, so wird ihm die Frau Gräfin eine Zusammenkunft gewähren, so bald sich ihr eine günstige Gelegenheit darbietet. So haben es wenigstens die Weiber noch immer gehalten und besonders so feurige Naturen, wie die Frau Oberhofmarschallin."

„Weiter, weiter," drängte der König. „Heraus endlich mit deinem Vorschlag."

„Nun," fuhr Herr von Vitzthum fort, „Eure Majestät haben längst der Stadt Georgiewsk einen Besuch zugesagt. Erklären Sie heute noch dem versammelten Hofe, daß Sie morgen dahin abreisen wollen und bestimmen Sie Ihr Gefolge. Es soll aber nur aus wenigen Männern bestehen und der Fürst Wisniowiezki darf nicht darunter sein. Die Reise wird sodann wirklich morgen Mittag angetreten und wir legen zwei Stationen zurück. Dort machen wir Halt, um zu übernachten. So wie aber die Dunkelheit eingetreten ist, werfen wir Zwei uns auf unsere Rosse und fliegen im Galopp nach Warschau zurück. Bis Mitternacht können wir wieder im Schlosse sein und ohne daß Jemand nur das Geringste ahnt, erreichen Sie über die geheime Treppe die Zimmer der Frau Gräfin. Ist sie allein ......"

„Halt!" schrie der König. „Kein Wort weiter! Dein Plan aber ist gut und soll sogleich in Ausführung gebracht werden. Rufe mir den Oberkammerherrn von Pflug, damit ich ihm die nöthigen Instruktionen ertheile."

„Ich eile, Eure Majestät," versetzte der Kammerherr; „nur erlaube ich mir noch vorher eine Bitte hinzuzufügen. Wenn der Plan gelingen soll, so darf kein Wort, ja keine Miene der Frau Gräfin Hieserle verrathen, daß Sie dieselbe ......"

„Daß ich sie im Verdacht der Untreue habe," ergänzte August der Starke, als sein Freund Vitzthum hier stockte. „Nein, bei Gott, sie soll nichts ahnen; sie so wenig als jener glatte Bursche, der Fürst Wisniowiezki."

Eine Stunde nachher wußte man am ganzen Hofe, daß der König den andern Tag, nur von sechs Herrn und der nöthigen Dienerschaft begleitet, einen Ausflug nach der Stadt Georgiewsk machen und im Ganzen fünf oder sechs Tage von Warschau abwesend sein werde. Kein Mensch dachte etwas Besonderes hiebei, da August schon einige Wochen zuvor von diesem Ausflug gesprochen hatte, und selbstverständlich konnte also auch die Gräfin Hieserle nichts Auffallendes darin finden. Trotzdem weinte sie bitterlich, wie ihr der Königliche Geliebte die betreffende Mittheilung machte, und er mußte alle Fülle der Zärtlichkeit aufbieten, um sie nur einigermaßen zu trösten. Ja ihr Gebahren war der Art, daß er sich bald die größten Vorwürfe gemacht hätte, nur einen Augenblick lang an ihrer Treue gezweifelt zu haben! Dennoch blieb er dabei, den einmal gefaßten Plan durchzuführen.

Den andern Mittag zur festgesetzten Stunde ging die Königliche Cavalcade von Warschau ab und der König hatte große Mühe gehabt, sich aus den ihn umstrickenden Armen der in Herzeleid versunkenen Gräfin Hieserle loszureißen. Dieß erneuerte in ihm die Ueberzeugung, daß seine Geliebte so treu sei, wie Gold, und noch mehr ward er hierin bestärkt, als man ihm zugleich meldete, der junge Fürst Wisniowiezki sei schon am frühen Morgen auf seine Güter gereist, um daselbst einige Wochen zuzubringen. „Mein Gott, wenn der Fürst auch nur die geringste Hoffnung gehabt hätte, von der Gräfin erhört zu werden, so wäre er gewiß in Warschau geblieben, so lange ich von da abwesend war!" So calculirte August der Starke und viele meiner Leser mögen ihm vielleicht rechtgeben; allein ich bitte das Urtheil zurückzuhalten, denn wir werden nun sogleich die Wahrheit erfahren.

Noch ziemlich früh am Abend kam die Königliche Cavalcade auf der zum Nachtquartier bestimmten Station an und sofort

gingen die Diener daran, das reichliche natürlich schon zum voraus bestellt gewesene Abendmahl zu serviren. Gegen seine Gewohnheit aber sprach der König weder den Speisen noch den Getränken zu, sondern zog sich schon nach einer Stunde in sein Schlafgemach zurück, indem er zugleich, wie er auch sonst that, dem Kammerherrn von Vitzthum winkte, ihm zu folgen. Die zurückbleibenden Herren ließen sich nun allerdings hiedurch in ihren Tafelfreuden nicht stören; aber doch suchten auch sie, in dem Gedanken, morgen recht bald aufbrechen zu müssen, schon frühe ihr Lager und um zehn Uhr in der Nacht herrschte vollkommene Stille im ganzen Hause. Jetzt stiegen zwei Männer behutsam die Treppe hinab und gingen sofort den Ställen zu. Dort trafen sie den vertrauten Reitknecht des Kammerherrn von Vitzthum und dieser führte ihnen sofort zwei frische Rosse vor. Die beiden Männer warfen sich in den Sattel und fort stürmten sie auf dem Wege nach Warschau zu. Wer die Beiden waren, hat natürlich der Leser längst errathen und auch der Reitknecht kannte sie gut genug. Allein er vermuthete irgend ein kleines Abenteuer und schwieg daher stille, wie das Grab.

Der Weg betrug gut seine acht Stunden, allein dennoch war es noch nicht ein Uhr Morgens, als die beiden Reiter die große Stadt Warschau im Mondenschein vor sich liegen sahen.

„Sie wird merkwürdig überrascht sein,“ sagte nun der König, indem er sein Pferd in einen kürzeren Gang brachte. „Meinst du nicht auch, Vitzthum?“

„Gewiß, Majestät,“ erwiederte der Kammerherr; „die Frau Gräfin wird es sich nicht erklären können, was meinen Herrn und König bewog, so schnell in tiefer Nacht zurückzukehren.“

„Sie wird,“ versetzte August, „den Beweggrund in meiner glühenden Liebe suchen, denn es wäre ein Verbrechen, sie auch nur merken zu lassen, daß ich einen Augenblick lang einen vorübergehenden Verdacht gegen sie hegte. Du mußt mir schwören, Vitzthum, dieß Geheimniß unverbrüchlich zu bewahren.“

„Eure Majestät,“ entgegnete der Kammerherr, „sollten, denke ich, meine Verschwiegenheit längst hinlänglich kennen; aber,“ setzte

er dann freimüthig hinzu, „wenn Sie so durch und durch von der Treue Ihrer Geliebten überzeugt sind, sollten wir dann nicht lieber augenblicklich dahin zurückreiten, woher wir gekommen sind?“

„Jetzt auf der Stelle wieder umkehren, ohne daß ich sie gesehen habe?“ rief der König. „Nein, bei Gott, das ginge über meine Kräfte. Sie zerfloß fast in Thränen wegen unserer kurzen Trennung und gewiß ist vor lauter Jammer bis jetzt noch kein Schlaf in ihre Augen gekommen. Siehst du also nicht ein, daß es meine Pflicht ist, sie zu trösten?“

So sprechend gab er seinem Pferde die Sporen und im Galopp ging es wieder vorwärts, unmittelbar auf die Königsburg zu.

Sie nahmen aber nicht die Richtung nach dem Hauptportale, wo beständig Schildwachen auf und nieder gingen, sondern hielten vielmehr vor einem kleinen Seitenpförtchen, zu welchem der Kammerherr von Vitzthum einen Schlüssel besaß. Durch dieses traten sie ein und, ihre Pferde nach sich ziehend, kamen sie sofort an ein langes Hintergebäude, in welchem sich die königlichen Stallungen befanden. Dort wartete ihrer ein anderer Reitknecht des Kammerherrn von Vitzthum — er war, wie wir wissen, zugleich Stallmeister — und nahm ihnen die Pferde ab. Sie aber schritten jetzt dem Schlosse zu und hatten bald den Flügel erreicht, den die Oberhofmarschallin, Gräfin von Hieserle, bewohnte. Alles war still, wie ausgestorben; nur in einem der oberen Gemächer brannte noch Licht.

„Ihr Schlafzimmer!“ flüsterte August der Starke mit seligem Lächeln. „Siehst du, ich hatte Recht; sie wacht und gedenkt meiner.“

Auch hier befand sich ein Nebenpförtchen, welches zu einer geheimen Treppe führte, aber zu diesem besaß nicht der Kammerherr, sondern der König selbst den Schlüssel und rasch hatte er dasselbe geöffnet.

„Soll ich hier unten auf Eurer Majestät Rückkehr warten?“ fragte nun Vitzthum leise, um nicht von der Schildwache im Corridor gehört zu werden.

„Nein,“ erwiederte der König eben so leise, „du begleitest

mich in das Vorzimmer, wo die diensthabende Kammerfrau wacht. Die Zeit könnte dir sonst gar zu lange werden."

Mit schnellen aber unhörbaren Tritten eilte er die schmale teppichbelegte Treppe hinan und eben so schnell folgte ihm sein Vertrauter. Oben angekommen drückte der König an dem Geheimschloß einer Tapetenthüre und nun befand er sich auf einmal in dem eben genannten Vorzimmer. Auf einem Tische stand eine düster brennende Lampe und neben dem Tische dehnte sich in einem bequemen Lehnsessel ein schon älteres weibliches Wesen, welches offenbar die Stelle einer Kammerfrau versah. Vor der Frau lag ein Buch aufgeschlagen, aber sie las nicht darin, sondern hatte die Augen geschlossen und ihre tiefen Athemzüge bewiesen, daß sie fest schlafe.

„Eine schöne Wächterin," lächelte König August seinem Freunde Vitzthum zu. „Sie hört es nicht einmal, wenn Jemand ins Zimmer tritt."

Leise ging er nun vorwärts, an der Kammerfrau vorbei auf die Thüre zu, welche in das Schlafgemach der Gräfin Hieserle von Chodau führte und rasch suchte er sie zu öffnen; allein sie gab seinem Griff nicht nach, denn sie war fest von innen verschlossen. Er versuchte es zum zweiten Male mit einem stärkeren Drucke; allein abermals vergebens, obwohl Schloß und Thüre in den Angeln stöhnten.

„Diebe, Räuber, Mörder," schrie jetzt die Kammerfrau, die von dem heftigen Geräusch erwacht war, und fuhr auf den König zu.

„Thörichtes Weib," sprach dieser; „erkennst du mich nicht?" Zugleich drückte er zum dritten Mal am Schlosse und dießmal mit solcher Gewalt, daß dieses beinahe aus den Fugen gegangen wäre.

„Jesus Maria und Joseph," kreischte die Kammerfrau noch lauter, als sie den König erkannte, und sank, die Hände ringend, zu seinen Füßen nieder. „Ich bin ganz gewiß nicht Schuld. Nein ganz gewiß nicht, denn ich hab' ihr dringend abgerathen. Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie ab von der Thüre, sonst gibt's noch das größte Unglück."

„Weib, ich glaube, du sprichst im Fieber," rief der König,

„oder sollte es eine besondere Bewandtniß damit haben, daß diese Thüre verschlossen ist? Höll' und Teufel, was ist das? Hier innen höre ich eine Manns- und eine Frauenstimme zugleich."

Die letzteren Worte brüllte er mehr als er sie sprach, und während er sie brüllte, führte er einen so gewaltigen Faustschlag auf die Füllung der Thüre, daß dieselbe vollkommen in Trümmer ging. Drauf faßte er den Rest des Eichenwerks, hob es mit seiner Riesenkraft aus den Angeln und schleuderte es mit Donnergekrach auf den Boden. Jetzt stand seinem Eintritt nichts mehr entgegen und mit einem einzigen Satz stand er mitten im Zimmer. So wie er aber dort stand, wurde ein Fenster aufgerissen und in demselben Momente stürzte sich mit einem wilden Angstschrei ein Mann im bloßen Hemde durch dasselbe auf den Schloßhof hinab.

Alles dieß war das Werk eines Augenblicks und nun erst gewann es König August über sich, das Schlafgemach zu übersehen. Im Bett lag Niemand und auch sonsten im Zimmer befand sich keine Seele, ein einziges Weib ausgenommen, welches kaum nothdürftig bekleidet einem Marmorbilde gleich auf den Knieen kauerte. Es war die Gräfin Hieserle.'

Eine furchtbare Wuth blitzte aus dem Auge des Königs, als er der Gräfin ansichtig wurde, und schnell riß er sein Schwert heraus, um sie zu durchbohren. Allein ein Moment und die gräßliche Wuth wich einer noch weit gräßlicheren Verachtung.

„Gemeine Metze," sprach er dann langsam, fast kalt, „wer war der Buhle, der sich so eben meiner Rache durch einen Sprung durch's Fenster entzog? Doch was frage ich! Da liegt ja sein Hut mit seinem ganzen Anzug. Vitzthum geh doch hinab und sieh nach, ob der Elende noch lebt. Athmet er noch, so stoß ihm deinen Dolch in's Herz. Du aber, erbärmliche Creatur," wandte er sich dann wieder an die Gräfin Hieserle, die in immer gleicher Stellung liegen blieb; „es hieße mich selbst erniedrigen, wollte ich mich an dir vergreifen. Wofern du jedoch nicht vor Tagesanbruch Stadt und Schloß Warschau und binnen fünf Tagen das Königreich Polen hinter dir hast, so lasse ich dich auf Lebenszeit in's Spinnhaus sperren."

Mit diesen Worten drehte er sich auf dem Absatz um und verließ gemessenen Schrittes das Schlafgemach, um sich nach dem andern Flügel des Schlosses in seine eigenen Zimmer zu begeben. Eine Stunde darauf ging ein Eilbote ab und rief die Herren, die mit ihm nach der Stadt Georgiewsk hatten reiten sollen, nach Warschau zurück, denn auf den Besuch dieser Stadt verzichtete der König für jetzt. Nicht minder verzichtete er für die nächsten acht Tage darauf, Menschen zu sehen, und ließ, in seine Zimmer eingeschlossen, Niemanden vor sich, als nur allein seinen Vertrauten, den Kammerherrn von Vitzthum.

Zur Aufklärung und Ergänzung des so eben Erzählten habe ich nunmehr noch einiges Wenige hinzuzusetzen. Der Buhle, welcher sich vor dem Zorn Augusts durch's Fenster stürzte, war natürlich kein Anderer, als der junge Fürst Wisniowiezki, und derselbe zerschellte sich bei dem zwei Stockwerke hohen Sturz den Hirnschädel. Die Gräfin Hieserle von Chodau dagegen kam, nachdem August der Starke sie verlassen, alsbald zur vollsten Besinnung und beeilte sich sofort, alle Kostbarkeiten, die sie besaß, zusammenzuraffen. Nach einigen Stunden war sie damit fertig und nun flog sie mit Courierpferden und nur von der alten Kammerfrau, deren wir so eben gedachten, begleitet, der Grenze von Polen zu, denn sie befürchtete immer verfolgt zu werden. Sie erreichte jedoch Schlesien ohne irgend ein Gefährde und schlug von nun an ihr Domicil in Breslau auf, wo sie für den Anfang ein großes Haus machte. Sie konnte es ja, da sie alle ihre Kostbarkeiten — die Diamanten, welche ihr der König nach und nach schenkte, kosteten diesen gegen eine Million Thaler — gerettet hatte; allein schon nach wenigen Jahren häuften sich ihrer Verschwendung wegen eine ganze Fluth von Schulden über sie und nun verschwand sie plötzlich von dem bisher behaupteten Schauplatz, ohne daß man je wieder etwas von ihr gehört hätte.

Nicht umhin kann ich übrigens bei dieser Gelegenheit noch einer Anecdote zu erwähnen, die man damals — nach ihrer Flucht aus Warschau — von ihr erzählte und welche auch vielfach Glauben fand. „Unmittelbar nehmlich," so lautet die Anecdote, „nachdem

sie abgereist war, flüsterten ihre zahlreichen Feinde dem Könige zu, er solle die Juwelen, die er ihr geschenkt, zurückfordern, indem dieß eine weit empfindlichere Strafe für sie sei, als ihre Verbannung vom Hofe. Der König, dessen erster Zorn noch nicht verraucht war, ließ sie verfolgen und zwei Tagreisen von Warschau entfernt wurde sie eingeholt. Der Befehlshaber der kleinen Verfolgungstruppe, ein Königlicher Gardeofficier, forderte ihr im Namen Seiner Majestät ihr Diamantenkästchen ab, das man ihm genau bezeichnet hatte. Sie übergab es ihm, sagte aber, sie werde das Kästchen versiegeln und den Schlüssel dazu dem Briefe beilegen, den sie an den König schreiben wolle, damit im Falle einige der verlangten Diamanten fehlen sollten, auf ihn, den Ueberbringer, kein Verdacht fallen könne. Der Officier war damit zufrieden, denn das Kästchen hatte ganz das ihm mitgegebene Signalement und in seiner Instruction stand nichts davon, daß er dasselbe zu öffnen, respective seinen Inhalt durchzusehen habe. Die Gräfin versiegelte also das Kästchen und brachte den Schlüssel in den Brief. Dann übergab sie beides dem Officier und setzte ihre Reise mit der größten Eile fort. Wie nun der Officier nach Warschau zurückkam, übergab er dem Könige das Kästchen und dieser öffnete es sogleich. Allein siehe da, was fand sich darin? Nichts als eitler Flitterkram und werthloses Zeug, denn in Voraussicht der Dinge, die da kommen würden, hatte die Gräfin Hieserle ihre wirklichen Diamanten einem Freunde anvertraut, der, während sie selbst nach Breslau reiste, die Richtung nach Danzig einschlug. Von dort kam er dann auf Umwegen ebenfalls nach Breslau und überlieferte der Gräfin den geretteten Schatz. Der König August aber — nun er hatte das Nachsehen und alle Welt lachte darüber, daß seine frühere Geliebte ihm einen solchen Streich zu spielen wußte." Also lautet die Anecdote; allein sie widerspricht dem Charakter Augusts des Starken, der das gerade Gegentheil von Geiz und Gemeinheit war, allzu sehr, als daß wir nicht gerechte Ursache hätten, sie für eine müssige Erfindung zu halten.

Ich habe weiter oben darauf hingedeutet, wie furchtbar tief der Eindruck war, welchen die Untreue der Gräfin Hieserle auf

August den Starken machte, und ich füge nun noch hinzu, daß selbst nach Verfluß jener acht Tage, während deren er sich förmlich abschloß, noch Wochen lang kein Lächeln auf seine Lippen trat. Ja man schrieb bereits das erste Drittel des August 1699 und sein Zustand hatte sich noch nicht gebessert, da kam plötzlich dem Kammerherrn von Vitzthum ein Gedanke.

„Majestät," sagte er zu König August, „nun sind's bereits über zwei Jahre, daß Sie das Sachsenland nicht mehr gesehen haben."

„Du hast Recht, Vitzthum," erwiederte der König trübe; „allein was soll ich dort thun? Meine Sachsen, oder wenigstens Viele von ihnen nehmen es mir übel, daß ich mir die Krone von Polen auf's Haupt gesetzt habe. So wird mir wenigsteus von verschiedenen Seiten her berichtet."

„Auch mir hat man Aehnliches geschrieben," bemerkte der Kammerherr von Vitzthum ruhig; „allein woher kommt dieß?" setzte er dann mit immer mehr wachsendem Feuer hinzu. „Daher, daß die Sachsen Eure Majestät noch nie im Königlichen Glanze gesehen haben. Wenn aber mein hoher Gebieter und Herr jetzt hinauszöge nach Dresden, begleitet von seinen Magnaten und Starosten, begleitet dann weiter von seinen Garden, der Janitscharenleibgarde, der Chevaliergarde und der Garde der grands Musquetaires; begleitet endlich von seinen Großwürdeträgern, den weltlichen wie den geistlichen, in all' ihrer reichen Erscheinung — ich sage, wenn Eure Majestät in solcher Begleitung im Sachsenlande erschienen, so würde alles Volk Ihnen bewundernd zujauchzen und die kleinlichen Krittler und Tadler, welche unter der Hand böses Blut zu machen suchen, müßten für immer und ewig verstummen."

Staunend sah August der Starke auf seinen getreuen Vitzthum und mit einem Male wurde er von dessen Feuer angesteckt. „Beim ewigen Gott, Vitzthum," rief er, „wenn je ein Rath gut war, so ist es der deine. Heute noch werde ich die nöthigen Befehle geben und in acht Tagen sind wir in Dresden."

Wie er sprach, so handelte er auch und von nun an schien

er alle Melancholie abgelegt zu haben. An die sämmtlichen Großen des polnischen Reichs, die sich zum Glück fast alle in Warschau aufhielten, um die Freuden des Hofes mitgenießen zu können, erließ er Einladungen, seine Gäste in Dresden zu sein und nicht minder bat er auch seine Minister und Großwürdenträger, ihm dahin zu folgen. Am meisten Aufmerksamkeit aber schenkte er seinen Garden, denn mit ihnen hoffte er das meiste Aufsehen zu machen. Dieselben bestanden nehmlich, wie schon angedeutet, Nummer eins aus der Janitscharenleibgarde, in welche nur polnische Edelleute aufgenommen wurden und deren Mitglieder sich durch eine überaus reiche Kleidung nach türkischer Art auszeichneten; Nummer zwei aus der Chevaliergarde, zweihundert Mann stark und ebenfalls nur aus Cavalieren, aber aus aller Herren Länder bestehend; Nummer drei aus der Garde der Grands Musquetaires, welche nur hundert Mann zählte, allein hundert Mann, von denen jeder dem höheren Adel, der Rittmeister gar dem Fürstenstande — es war der Fürst Lubomirski — angehörte. Diese seine sämmtlichen Garden nahm er mit und wenn man bedenkt, daß jeder Gardist, schon, weil ein Jeder Officiersrang besaß, sich nicht nur seine eigene Bedienung hielt, sondern auch über mindestens ein halb Dutzend Reitpferde nebst den dazu nöthigen Reitknechten verfügte, so kann man hieraus auf den Troß schließen, der sich an die Garden anhängte. Nicht geringer war der Troß, welcher die Magnaten und Würdenträger begleitete, und im Ganzen genommen bestand der Königliche Reisezug aus mindestens zweitausend Pferden. Trotz alledem brauchte man nur wenige Tage, um alle Vorbereitungen in's Werk zu setzen, denn König August hatte seine ganze Energie wieder gewonnen und riß damit natürlich auch den Hof, die Damen wie die Herren, mit fort. Auffallend jedoch war hiebei Eines, das nehmlich, daß er sich der Damenwelt fast gar nicht mehr näherte. Er sprach mit dieser oder Jener; aber kein Wort mehr als nöthig war. Er zeigte sich artig und selbst freundlich, allein man merkte ihm an, daß das Interesse bei ihm fehlte. Ja selbst die Schönsten blieben ihm gleichgiltig und wenn vollends, was auch vorkam, die Eine oder

die Andere dieser Schönheiten ihm allzusehr entgegenkam, so wies er sie auf eine Weise zurück, daß ihr die Lust, einen zweiten Versuch zu machen, für immer vergehen mußte.

Die Route des Königlichen Zugs ging über Posen, Sorau und Spremberg und im Anfang war der König voller Lust und Leben; je mehr man sich aber der Stadt Spremberg näherte, um so schweigsamer wurde er und es lag auf der Hand, daß er über irgend Etwas tief nachdachte. Plötzlich, am 20. August Abends, wie man nur noch wenige Stunden von Spremberg, wo die ganze Cavalcade Nachtquartier nehmen sollte, entfernt war, rief er den Kammerherrn von Vitzthum an seine Seite und gab ihm leise einige Befehle. Daraufhin ritt der Kammerherr zu den Spitzen der Cavalcade und theilte ihnen mit, daß der König sich entschlossen habe, mit einen wenigen Begleitern, einen kleinen Abstecher von der vorgeschriebenen Route zu machen. Das Gros des Zugs solle aber die Route fortsetzen, ohne irgend eine Aenderung vorzunehmen, und habe schließlich die Majestät in Königsbrück, der letzten Station vor Dresden, zu erwarten. Gleich darauf sah man den König sein Roß in einen Nebenweg, der nach Wendisch-Sorno hinführte, einlenken und hinter ihm drein sprengte der Kammerherr von Vitzthum nebst zwei oder drei Laquaien und Reitknechten.

Man kann sich denken, daß die polnischen Herren über diesen schnellen Entschluß des Königs in nicht geringes Erstaunen geriethen, um so mehr, als ihnen über das Ziel des Königlichen Abstechers auch nicht die geringste Eröffnung gemacht wurde; allein überlassen wir sie diesem ihrem Erstaunen und folgen wir dem Helden unserer Geschichte. Die ersten paar Stunden ritt er schweigend vorwärts und je rascher sein Pferd ausgriff, um so lieber schien es ihm. Endlich jedoch, am Spätabend, wie er die Stadt Senftenberg vor sich liegen sah, mäßigte er den Schritt seines Rosses und sah sich nach seiner Begleitung um.

„Nun, Vitzthum,“ sagte er dann zu seinem vertrauten Kammerherrn, der auf seinen Wink im Augenblick an seiner Seite war, „wohin glaubst du wohl, daß wir reiten?“

„Majestät, ich kann es nicht wissen," erwiederte der Kammerherr trocken.

„Nach der Lichtenburg," rief August der Starke und ein Zug der innigsten Befriedigung glitt über sein Gesicht, während Herr von Vitzthum sein Erstaunen nicht bergen konnte. „Nicht wahr, das kommt dir unerwartet? Nun," setzte er äußerst freundlich hinzu, „es wird noch mehr Leuten so ergehen und Manche werden es sogar gar nicht glauben wollen. Allein mein Entschluß steht fest und ich weiß gewiß, daß es ein guter ist. Meinst du nicht auch?"

„Majestät," stotterte der Kammerherr, „was soll ich hierauf antworten? Ich kenne ja den Entschluß, von dem Sie sprechen, noch gar nicht."

„Sieh, Vitzthum," fuhr der König fort, ohne auf die Antwort des Kammerherrn zu hören, „dir darf ich es wohl anvertrauen; ich habe sie tiefinnig geliebt, sie, deren Namen nie mehr über meinen Mund kommen wird, und dennoch wurde sie mir untreu. Dennoch betrog sie mich zu Gunsten eines Zieraffen, den man kaum einen Mann nennen konnte. Mußte mich das nicht mit der größten Verachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht erfüllen? Doch mitten in meinem Elend legte Gott einen guten Gedanken in mein Herz, den Gedanken an meinen Sohn und an seine Mutter. Sie, meine gute Eberhardine, hat mich noch nie betrogen und nie, nie wird sie eine Untreue gegen mich begehen. Nein nie, nicht einmal in Gedanken, denn sie ist dessen gar nicht fähig, weil alle Tugenden in ihr wohnen. Wohl ist es wahr," meinte er zuletzt nach einigem tiefem Nachdenken, „ich habe sie schwer beleidigt, denn ich zog ihr andere Weiber vor; aber gewiß, sie wird mir verzeihen, schon um unseres Sohnes willen, und wir werden uns von nun an nie mehr trennen. Nein, nie mehr, sondern sie soll mir wieder sein, was sie mir im Anfang unseres Ehebundes war, und sie wird an meiner Seite thronen, als die Mitbeherrscherin meiner weiten Lande.

Sein Auge glänzte und seine Wangen glühten, als er hier endete und der Kammerherr von Vitzthum sah also wohl, daß es

sich um keinen vorübergehenden Einfall, um keine zufällige Laune, sondern um einen festen, wohlüberlegten Entschluß handle. „Ihre Majestäten werden sehr glücklich sein," sagte er nach einer Pause; „aber soll ich nicht vielleicht vorausreiten, um die nahe Ankunft Eurer Majestät auf der Lichtenburg zu verkünden?"

„Nein, nein, unter keinen Umständen," erklärte sofort der König; „ich will meine Gattin überraschen, um mir dadurch selbst eine Ueberraschung zu bereiten. Es muß ein köstliches Wiedersehen werden, denn, bedenke nur, es sind nun über zwei Jahre, daß ich Sachsen verließ und inzwischen ist mein Söhnlein aus einem Kinde ein fast dreijähriger Junge geworden. Ha, was ich mich freue, ihn auf die Arme zu nehmen, und wie seine Mutter erglühen wird, wenn ich mit ihm im Zimmer herumtanze."

Man sieht, mit welch' hellen Farben sich König August die Zukunft ausmalte, aber nach wenigen vier- und zwanzig Stunden schon sollte ein schwarz-dunkler Strich das ganze Gemälde verwischen.

Am 20. August gegen Abend hatte sich August der Starke von seiner großen Reisebegleitung getrennt und noch ehe die Nacht ganz hereingebrochen war, erreichte er mit seinem getreuen Vitzthum und den vier Reitknechten, die ihnen folgten, das kleine Städtchen Senftenberg. Hier ward das Nachtquartier genommen, aber schon nach wenigen Stunden der Ruhe, so bald der Tag graute, erhob sich August wieder, und nun ging's theils auf Waldwegen, theils dem Ufer der schwarzen Elster entlang der festen Stadt Torgau zu, neben welcher sich die Lichtenburg erhob. Der Weg war ein weiter und zugleich überaus schwieriger, aber deßwegen lag doch den ganzen Tag ein Lächeln der innigsten Freude auf dem Gesichte des Königs und der Kammerherr von Vitzthum erinnerte sich nicht, ihn je so mild gestimmt gesehen zu haben.

Endlich um die vierte Stunde des Mittags, am 21., lag die Lichtenburg im Sonnenlicht glänzend vor den Reisenden und zu den Füßen der Burg dehnte sich das alte Torgau mit seinen vielen Bastionen und Thürmen aus.

„Wir wollen die Stadt umgehen," sagte König August, „denn

man würde mich in derselben erkennen und einen Eilboten auf die Burg hinaufsenden, meine Ankunft zu verkünden. Dann wäre es mit der Ueberraschung vorbei."

Sie ritten also auf einem Umweg auf die Lichtenburg hinauf; vor Ungeduld jedoch trieb der König sein müdes Pferd so sehr an, daß seine Begleiter kaum zu folgen vermochten. Das Burgthor stand weit offen und Nichts hinderte ihren Eintritt. Dagegen begrüßte sie auch Niemand und eben so wenig sahen sie Jemanden, zwei alte Männer, welche auf einer steinernen Bank saßen, ausgenommen. Diese standen auf und lüfteten ihre Hüte, jedoch ohne ein Wort zu sagen.

„Da oben scheint's außerordentlich stille zuzugehen," murmelte der König, über dessen bisher so helles Gesicht ein Schatten des Mißmuths hinflog. Dann wandte er sich, sein Pferd anhaltend, an die beiden Männer. „Ihr seid wohl die Thorwächter," redete er sie an, „und könnt mich also berichten, ob Ihre Majestät die Königin sich auf der Burg befindet?"

„Die Königin?" erwiederte einer von ihnen, indem er den Kopf schüttelte. „Dieses Schloß ist die Residenz der Frau Kurfürstin-Mutter, Königliche Hoheit, sowie des jungen Herrn Erbprinzen Durchlaucht, und außer ihnen befindet sich zu Besuch hier die regierende Frau Kurfürstin Durchlaucht; allein eine Königin ......"

Hier stockte er plötzlich und schlug sich mit der Faust vor die Stirne. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn," schrie er nun; „das ist ja der Durchlauchtigste Kurfürst selbst, oder daß ich's recht sage, Seine Majestät der König Augustus von Polen. Aber wer konnte auch Eure Majestät hier vermuthen und in dieser fremdartigen Kleidung?"

Tief gebückt stand der Mann und drehte voll Verlegenheit seine Mütze; der Andere aber, sein Kamerad, rannte fort, wahrscheinlich um das Schloß zu allarmiren. Vor allem, um den Schloßvogt, den Baron Hans Haubold von Einsiedel, von dem außerordentlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

„Komm, Vitzthum," sagte sofort der König mit trüber Stimme,

indem er zugleich vom Pferde sprang; „wir wollen in's Schloß hinaufgehen, wo man uns wahrscheinlich schneller erkennen wird.“

Vorwärts schritt er der großen Freitreppe zu und hinter ihm drein sein Kammerherr, während die Pferde von den Reitknechten in Empfang genommen wurden. Unten an der Freitreppe jedoch stand bereits der Obristhofmeister der Kurfürstin-Mutter, der so eben genannte Baron Hans Haubold von Einsiedel, und suchte vergebens nach Worten, um den König tiefunterthänigst zu bewillkommnen.

„Diese Ueberraschung!“ stotterte er unter den allertiefsten Bücklingen. „Diese furchtbar überwältigende Ueberraschung! Eure Majestät werden geruhen wollen, sich umzukleiden, und großer Gott, die Zimmer sind noch nicht parat! Aber ich .....“

„Ruhig Blut, mein lieber Einsiedel,“ erwiederte der König freundlich. „Führen Sie mich vorerst nach dem Gemache der Königin, meiner Gemahlin, und dann gehen Sie mit Vitzthum, ihm unsere Zimmer anzuweisen.“

„Ihre Durchlaucht ... Ihre Majestät, die Frau Königin, will ich sagen,“ versetzte nun der Obristhofmeister etwas gefaßter, „befinden sich um diese Stunde regelmäßig zusammen mit der Frau Kurfürstin-Mutter, Königliche Hoheit, in dem großen runden Thurmzimmer, das nach Süden hinausgeht, und wenn Eure Majestät es gestatten, so eile ich, Sie anzumelden.“

„Nein,“ erklärte der König, „das sollen Sie nicht, sondern ich will nur, daß Sie mir das genannte Thurmgemach zeigen. Also vorwärts, Einsiedel, mich drängts, meine Gattin und meinen Sohn zu umarmen.“

Jetzt hatte der Obristhofmeister natürlich keine Einwendung mehr und schritt die Treppe hinauf, bis er an einer Flügelthüre anlangte. Diese öffnete er auf einen Wink des Königs und letzterer ging rasch hinein, sie wieder hinter sich schließend.

Es war ein großes halbrundes Gemach mit hohen Bogenfenstern und an einem dieser Fenster hinter einem kleinen Tischchen saßen zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, welche sich beide mit Sticken beschäftigten. Die Damen schauten verwundert

auf, als die Thüre so ohne weiteres geöffnet wurde, und noch höher stieg ihre Verwunderung, als sie einen Mann in reicher aber fremdartiger Tracht dort stehen sahen. Doch nur einen Moment lang währte bei der Aelteren das Staunen, denn der zweite Blick schon sagte ihr, wer der fremde Mann sei, und mit einem leichten Aufschrei eilte sie ihm entgegen.

„Mein Sohn, mein theurer August," rief sie, ihre Arme nach ihm ausstreckend; „bist du es wirklich in eigener Person?"

„Ja, meine Mutter, ich bin's," sprach der König, die Umarmung erwiedernd und ihr ehrerbietigst die Hand küssend. „Die Sehnsucht, dich und meine Lieben nach so langer Trennung wieder zu sehen, hat mich fortgetrieben. Eberhardine, theuere Eberhardine," fuhr er dann mit feuriger Stimme fort, indem er auf die zweite jüngere Dame zuflog und sie mit seinem rechten Arme umschlang, „endlich, endlich habe ich dich wieder."

Es lag eine innige Zärtlichkeit in seinen Worten, aber noch inniger und zärtlicher war sein Benehmen, denn mit der Umarmung allein begnügte er sich nicht, sondern er küßte sie zugleich auf Stirne und Wange und wurde nicht müde, ihre Hände zu drücken. Sie jedoch, die Gattin, was that sie? Sie ließ ruhig alles geschehen; aber weder den Druck der Hände erwiederte sie, noch die Küsse auf Wange und Stirne und noch viel weniger die Umarmung. Ja nicht einmal ein einziges Wort hatte sie für ihn, sondern ihr Mund blieb fest verschlossen und ihre Augen suchten den Boden.

Es war dem König, als ob ein Frosthauch seine Seele erkälte, und unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Dann richtete er seinen Blick voll und fest auf seine Gattin, als suchte er in ihrem Innern zu lesen. Was er aber las, konnte ihn nicht besonders ermuthigen, denn sie war blaß und mager geworden und in ihrer Miene lag etwas Starres, wie bei Solchen, die schon dem Leben entrückt sind.

„Meine theure Eberhardine," begann er nun wieder, „ich weiß es, ich habe dir früher vielfach Weh bereitet, aber ich werde Alles wieder gut machen, so weit es in menschlichen Kräften steht, und

nie mehr soll künftig ein Schatten zwischen uns treten. Willst du mir das Vergangene verzeihen?"

Er hatte das Auge wieder innig auf sie gerichtet und seine Bitte klang fast wie ein Flehen. In ihrer Miene dagegen ging nicht die geringste Aenderung vor und aus ihrem Auge sprach eine unendliche Kälte. „Mein Herr und Gemahl," erwiederte sie ihm ruhig und gemessen, „ich habe dir längst vergeben, denn meine Pflicht als Christin schrieb mir dieß vor."

Abermalen ging dem Könige ein Stich durch's Herz, als er diese kalten Worte hörte; aber es gelang ihm nochmals, sich zu bezwingen. „Ich danke dir, Eberhardine," sagte er, „und nun wollen wir von unserer Zukunft reden. Ich bin eigens hieher gekommen, dich zu bitten, daß du bei meiner Rückkehr nach Warschau an meiner Seite bleibst, denn die Polen sehnen sich darnach, endlich einmal ihre Königin zu sehen."

„Nie, nie," entgegnete die hohe Dame schnell und in sehr entschiedener Weise; „du hast nicht das Recht, das Opfer meines Seelenheils von mir zu fordern."

„Ha!" rief der König mit blitzenden Augen und fast wäre nun der Zorn in ihm zum Durchbruch gekommen. Doch gelang es ihm zum dritten Male, seiner Herr zu werden und seine Miene zur Freundlichkeit zu stimmen. „Ich hoffe," fuhr er drauf fort, „du wirst später zu einer bessern Einsicht kommen und so wollen wir diesen Punkt vor der Hand bei Seite lassen. Doch wo ist mein Sohn, mein lieber kleiner August? Mein Vaterherz sehnt sich unendlich nach seinem Anblick."

Frau Eberhardine blieb einen Augenblick regungslos stehen, als ob sie mit sich selbst zu Rathe ginge. Dann wechselte sie einen Blick mit der Frau Kurfürstin-Mutter und ging sofort der Thüre zu, welche in's Nebenzimmer führte. Gleich darauf kam sie zurück, einen jungen Knaben an der Hand führend.

„Mein Sohn, mein Sohn," jubelte König August und hob das dreijährige Kind in seinen Armen empor. Der Knabe aber fing erbärmlich an zu schreien und zappeltte mit Händen und Füßen, um sich von der Umarmung los zu machen.

„Du hast den Kleinen erschreckt,“ sprach jetzt die Kurfürstin-Mutter. „Er ist nicht gewohnt, so rauh angefaßt zu werden.“

„Rauh angefaßt?“ entgegnete der König, der seinen Unwillen nun nicht mehr verbergen konnte. „Heißt das rauh angefaßt, wenn ein Vater seinen Sohn herzt? Sei stille, Büblein,“ wandte er sich drauf an den Knaben; „sei still und sieh mich an. Kennst du deinen Vater nicht? Hat man dir nie ein Bild von ihm gezeigt?“

Doch vergebens waren alle Bemühungen des Königs, den Knaben zu geschweigen. Derselbe fuhr fort, erbärmlich zu schreien, und zuletzt steigerte sich seine Furcht so sehr, daß ihn der Vater schnellstens auf den Boden stellen mußte. So wie aber der Knabe sich befreit sah, sprang er zu der ihm zunächst stehenden Kurfürstin-Mutter und vergrub seinen Kopf in deren Kleidern.

Eine tiefe Pause trat ein, denn selbst der Knabe schwieg plötzlich still, als er sich bei der Großmutter geborgen sah. „So stehts hier?“ sprach endlich der König langsam und gedehnt, und ein tiefer Zug des Schmerzes lagerte sich auf seinem Gesichte. „O wie ganz anders hatte ich mir den Empfang von Weib und Kind ausgemalt!“

Weiter sprach er kein Wort, sondern wandte sich schnell um und verließ das Zimmer. In seinem Auge aber erglänzte es, als ob eine Thräne darin perlte.

Eine Stunde nachher treffen wir ihn in seinen eigenen Apartements an einem Tische sitzend und emsig mit Schreiben beschäftigt. Diese ganze Zeit über war er in furchtbarer Aufregung auf- und niedergegangen; jetzt aber hatte er sich wieder so weit beruhigt, daß er einen Brief an seine Gattin aufsetzen konnte. In diesem Brief bat er sie nochmals um Verzeihung für die Vergangenheit und beschwor sie dann wieder mit ihm so zusammenleben zu wollen, als ob nie ein Zerwürfniß zwischen ihnen vorgekommen wäre. Schließlich drang er darauf, daß sie mit ihm nach Warschau ziehe, um sich dort als Königin krönen zu lassen, und selbstverständlich versäumte er dabei nicht, alle Gründe anzuführen, von welchen er hoffte, daß sie bestimmend auf sie einwirken könnten. Es war also ein langer Brief und ebendeßwegen nahm er auch eine ge-

raume Zeit in Anspruch. Kaum aber war der König damit fertig, so begann er noch ein zweites Schreiben an seine Mutter, und obwohl dieses kürzer ausfiel — er bat darin seine Mutter um dreierlei; einmal, daß man bei der Erziehung seines Sohnes darauf Bedacht nehme, demselben sein furchtsames Wesen abzugewöhnen; dann daß ihm kindliche Liebe und Verehrung für den Vater eingeprägt werde; endlich daß die Mutter ihren Einfluß auf seine Gattin dahin geltend mache, sie zu bewegen, ihm nach Warschau zu folgen, — als das vorige, so wurde es doch ziemlich spät, bis beide beendigt waren. Nunmehr ließ er den Obristhofmeister von Einsiedel rufen und übergab ihm die zwei Briefe zur schnellsten Beförderung. „Die Antwort," setzte er noch hinzu, „werde ich mir morgen früh bei meiner Gattin wie bei meiner Mutter selbst holen."

Zwei Stunden darauf, um eilf Uhr Nachts, war König August eben im Begriff, sich von seinem Kammerdiener auskleiden zu lassen, als der Kammerherr von Vitzthum nochmals bei ihm eintrat. „Die Kammerfrau Harthausen," sagte der Kammerherr, „brachte mir soeben dieses Schreiben, um es Eurer Majestät sogleich zu übergeben."

„Ha!" rief der König, nachdem er die Aufschrift gelesen hatte; „von Eberhardine," und rasch erbrach er den Brief. Eben so rasch durchflog er ihn, aber je länger er las, um so mehr schwollen seine Stirnadern an. „Beim ewigen Gott," stieß er endlich in voller Wuth hervor, indem er den Brief in tausend Stücke zerriß, „das ist unerhört. Beten will sie für mich, so lange sie athmet, aber mit mir als Königin zu leben, das verbietet ihr das Gewissen. Ha, ha, ha, ha!" lachte er grell auf. „Beten und nichts als beten! In der Hölle Namen denn, so bete, bis du zur Betsäule erstarrt bist!"

Nochmals lachte er grell auf und stampfte den Boden mit den Füßen. „Vitzthum," rief er dann dem Kammerherrn zu, „mit dem ersten Grauen des Tages reiten wir ab. Also triff heute noch die nöthigen Anordnungen und nun gute Nacht; ich will allein sein."

Es war eine schlimme Nacht für den König August, die schlimmste, die er noch erlebt hatte. Mit offener Liebe hatte er seine Gemahlin wieder für sich gewinnen wollen und sie, die starre Heilige, statt seine Liebe zu erwiedern und ihm als Gattin Folge zu leisten, sie erklärte ihm, für ihn beten zu wollen! War es ein Wunder, wenn ob solcher Zurückweisung all' seine Pulse fieberisch schlugen? War es ein Wunder, wenn er sie, seine Gattin, von nun an nie mehr anders nannte, als die Betsäule von Sachsen? Die ganze Nacht durchmaß er mit heftigen Schritten sein Zimmer und die ganze Nacht kam ihm die Betsäule nicht aus dem Kopfe. Von Liebe zu ihr aber war von nun an keine Rede mehr. Nein, auch die letzte Faser riß er aus, damit sie ja nie mehr Wurzel fassen könne!

Mit dem ersten Grauen des Tages ließ der Kammerherr von Vitzthum die Pferde vorführen und wie der König die Pferde hörte, so eilte er die Treppen hinab, ohne erst eine Meldung abzuwarten. Unten stand der Obristhofmeister von Einsiedel, um Seiner Majestät seine Ehrerbietung zu zeigen, und ihm übergab er Grüße an seine Mutter und sein Söhnlein. Seiner Gattin aber erwähnte er mit keiner Sylbe. Drauf sprang er mit einem einzigen Satze in den Sattel, ohne den Steigbügel zu berühren, und ha, wie frei athmete er jetzt, als er den Staub dieser Lichtenburg von seinen Füßen schütteln konnte!

Und er schüttelte ihn ab für sein Lebenlang, denn nie mehr vereinigte er sich in Liebe mit seiner Gattin und nie mehr machte er auch nur den entferntesten Versuch dazu. Wohl konnte er es nicht vermeiden, hie und da bei besonders festlichen Gelegenheiten, um dem Zwange der Etiquette zu genügen, mit ihr zusammenzukommen; allein sie war und blieb ihm die Betsäule von Sachsen und er mied sie, wo er nur konnte, weil in ihrer Nähe sein Blut zu Eis erstarrte. Wenn nun übrigens sie, die Königin, kalt und abgestorben war, wie ein Winterfeld; wenn sie für nichts mehr Sinn hatte, als für's Beten und Predigthören, sollte deßwegen auch Er, der König, dem Leben entsagen? Er, der noch nicht die Dreißige erreicht hatte! Er, das Urbild von Kraft und Männ=

lichkeit, in dessen Adern das Blut wie Lava glühte! Nein, beim Himmel, dieß von ihm zu verlangen, wäre ein Frevel an der Natur gewesen und solcher Frevel hätte sich schwer gerächt! Darum wiederhole ich's: sowie der König durch's Thor der Lichtenburg hinaussprengte, schüttelte er den Lichtenburger Staub von seinen Füßen und von nun an war er wieder Derjenige, als welchen wir ihn früher kennen gelernt haben.

Am Abend dieses Tages traf August der Starke mit seinem kleinen Gefolge in Königsbrück ein, wo abgemachtermaßen die große Cavalcade seiner wartete, und nun machte er sich, trotz des äußerst starken und beschwerlichen heutigen Reisemarsches, sogleich an die Anordnungen für morgen. Morgen, am 23. August, wollte er ja seinen Einzug in Dresden halten und dieser sollte so glänzend als möglich werden. Ja wohl, so glänzend, prächtig und großartig, daß die Dresdener Bürger und Beamten vor Erstaunen ganz außer sich gerathen und von dem Lichte der polnischen Majestät so zu sagen erblindet werden müßten! Bis lange nach Mitternacht war der König in dieser Richtung thätig, ohne auch nur die geringste Müdigkeit zu verspüren, und erst als Alles vollständig geordnet — erst als sämmtliche Rollen ausgetheilt und sämmtliche Weisungen ergangen waren, erst dann legte er sich auf einige Stunden zum Schlafe nieder.

Hell und klar brach am 23. August 1699 die Sonne hervor und versprach den wunderschönsten Tag; heller und klarer aber konnte sie nicht scheinen, als die Augensterne August des Starken. Doch soll ich nun dem Leser ganz in's Detail erzählen, auf welche Weise der grandiose Einzug in Dresden vor sich ging? Soll ich ihm sagen, wer denselben eröffnete und wie sich dann die Magnaten und Starosten, die Minister und Großwürdenträger und endlich die dreierlei goldstrotzenden Garden mit ihrer Gesammtdienerschaft anschlossen? Soll ich ihm berichten von dem herrlichen Rosse, welches August der Starke, „die polnische Majestät“, ritt und von den noch herrlicheren mit Juwelen überladenen Gewanden, die seinen Leib deckten? Es wäre das wohl ein vergeblicher Aufwand an Zeit und Mühe, denn derlei Beschreibungen gibt es schon

viele und fast alle sind sich im großen Ganzen zum Sprechen ähnlich. Genug also, um acht Uhr Morgens brach man von Königsbrück auf und um vier Uhr Mittags fand der Einzug in Dresden statt. Natürlich aber blieb da kein Mensch in seinen vier Pfählen, sondern alle Welt, die Todtkranken und Wickelkinder allein ausgenommen, befand sich auf den Beinen und selbst von Auswärts her — Nachrichten von solcher Anziehungskraft verbreiten sich schnell — hatten sich Tausende eingefunden.

Doch welches war die Wirkung, welche August der Starke durch den grandiosen Pomp, den er in dieser Gelegenheit entfaltete, auf seine sächsischen Unterthanen hervorbrachte? Versöhnte er damit wirklich ihre Herzen oder brachte er es wenigstens so weit, daß „alle die kleinlichten Krittler und Tadler, welche unter der Hand böses Blut zu machen suchten, für immer und ewig verstummen mußten?“ Nun für den Anfang schien es so. Alt und Jung nehmlich, so wie Arm und Reich, Vornehm und Gering stand da mit weit aufgerissenem Munde und blickte staunend auf die immense Pracht. Man hatte in Dresden unter den früheren Kurfürsten und besonders auch unter August selbst schon viel Herrliches gesehen; sogar so Herrliches, daß man damals der Meinung war, es könne gar nicht übertroffen werden. Allein das, was die Augen heute geschaut — nein dieß ließ alles Frühere weit hinter sich zurück und konnte nur durch eine Königliche Majestät verwirklicht werden. Mußte es also den Stolz der Sachsen nicht kitzeln, daß gerade ihr Kurfürst eine solche Majestät geworden war? Freilich meinten nicht Wenige, daß nur das sächsische Geld dieses Alles möglich gemacht habe und daß, um solche Majestät aufrecht zu erhalten, auch fernerhin das Sachsenland sein Geld und sein Blut — das Blut seiner Söhne — auf dem Altar des polnischen Königsthrons werde opfern müssen. Doch vor dem allgemeinen Schrei der Bewunderung konnten derlei krächzende Raben nicht aufkommen und zwar um so weniger, als gar viele Dresdener Bürger von der Anwesenheit des Königs mit seinen Polen einen ungeheuren Nutzen zogen. Oder wie? Gaben diese polnischen Magnaten und Garden nicht tagtäglich eine Menge

von Gold aus, welches fast Alles den Gewerben und der Kaufmannschaft zu Gute kam? Waren nicht alle Wirthshäuser, so wie auch fast alle Privatwohnungen von Fremden überfüllt, welche gekommen waren, die seltenen nordischen Gäste zu sehen? Gab nicht August der Starke selbst seinen Gästen eine lange Reihe von Festen, bestehend aus Bällen, Jagden, Büchsenschießen und Feuerwerken, durch welche ebenfalls schwere Summen unter die Leute gebracht wurden? Gewiß es war gerade, als ob von der polnischen Majestät und deren Gästen ein goldener Regen ausströme und darum wird man es auch natürlich finden, daß in den ersten Wochen nach dem Einzug Augusts in Dresden die dortige Bürgerschaft für das in Polen erworbene Königthum wahrhaft schwärmte. Wie übrigens den Dresdener, so erging es auch den Leipzigern, denn am 30. September, nach Beginn der Michaelismesse, machte August der Starke einen Abstecher nach Leipzig und nahm dahin einen großen Theil seiner vielen Gäste mit. Sie sollten sich überzeugen, welch' hohe Genüsse die genannte Handelsstadt zur Meßzeit biete, und sie sahen und überzeugten sich auch zur großen Zufriedenheit der Leipziger Bürgerschaft, welche den goldenen Regen so gut einzuziehen verstand, als die Bürgerschaft der Hauptstadt von Sachsen.

In Leipzig und Dresden schwamm also über der Wiederkehr des Königs August in seine Stammlande Alles in Wonne und Seligkeit, und am meisten natürlich der Hof selbst. Das war doch etwas ganz Anderes, als unter dem Fürsten Anton Egon von Fürstenberg, dem Statthalter und Stellvertreter des Königs! Ja wohl, das war ein Gegensatz, fast wie zwischen Himmel und Erde und darum sah auch August, wo er ging und stand, nur fröhliche, lachende Gesichter. Wenn aber rings um ihn herum die ganze Welt von Glück strahlte, konnte es da möglich sein, daß er in die frühere Melancholie zurückverfiel? Nein sicherlich nicht, sondern er selbst strahlte ebenfalls von Glück und sein Glück war sogar ein noch viel größeres, als das seiner Umgebung, weil er sich sagen durfte, er allein sei der Schöpfer der allgemeinen Zufriedenheit. So wurde er wieder ganz der Alte, mit dem Unter-

schied jedoch, daß die Frauenwelt ihn immer noch kalt ließ. Die bittere Erfahrung mit der Frau Gräfin von Hieserle, und die noch viel bitterere mit der eigenen Gattin, der Betsäule von Sachsen, wollte ihm immer noch nicht aus dem Sinn und so artig und zuvorkommend er sich auch gegen die Damen seiner Umgebung erwies, so sah man doch auf den ersten Blick, daß ihn keine derselben näher interessirte.

Mit einem Male jedoch schien dieß anders werden zu wollen. In der Mitte des Oktobers nehmlich, als König August sich noch auf der Messe in Leipzig befand, trat eines Morgens der Kammerherr und Stallmeister von Vitzthum mit feierlicher Miene bei ihm ein und bat ihn tiefunterthänigst um eine Gnade.

„Sie ist dir schon im voraus gewährt," lächelte der König. „Schnell also, worin besteht sie?"

„In der Erlaubniß, mich verheirathen zu dürfen," erwiederte der Kammerherr mit großem Ernste.

„Was," rief der König, „du willst dich in's Joch der Ehe begeben? Du, der du noch nicht vierundzwanzig Jahre zählst und bis jetzt von einer Blume zur andern flattertest? Und wer ist denn die Zauberdame, die dich gefesselt hat?"

„Sie heißt," versetzte der Kammerherr etwas stockend, „Rahel Charlotte von Hoym und ist die Tochter des früheren Geheimeraths und Kammerdirektors. Ich weiß, der Name klingt nicht gut in Eurer Majestät Ohren."

In der That verlor sich jetzt urplötzlich das Lächeln in des Königs Gesicht, um einer gewissen Bitterkeit Platz zu machen. „Man sagt," sprach er, „der Kammerdirektor habe ungeheure Reichthümer angesammelt und denke seit seiner Entlassung vom Königstein an nichts als an die Vermehrung derselben. Dein Augenmerk geht also dahin, eine gute Parthie zu machen?"

„Nein, mein Herr und König," erwiederte der Kammerherr mit Wärme, „ich liebe meine Braut um ihrer selbst, um ihrer Schönheit, ihrer Tugenden und ihres Geistes willen. Eure Majestät, deß bin ich gewiß, werden meine Wahl billigen, so bald mir gestattet

wird, die junge Dame durch die gnädige Frau von Pflug, welche sich dazu erboten hat, bei Hof vorstellen zu lassen."

„Gut," sagte der König. „Eins jedoch möchte ich vorher noch wissen. Wo hast du sie kennen gelernt?"

„Vor sechs Wochen in Dresden," war die Antwort des Kammerherrn, „gleich am zweiten Tage unserer Ankunft daselbst im Hause ihres Bruders des Steuerraths Adolph Magnus von Hoym, und seit den vierzehn Tagen, daß wir hier in Leipzig sind, sah ich sie ebenfalls täglich im Haugwitz'schen Hause, das, seit ihr Vater ganz für sich abgeschlossen auf seinem Gute Droyssig bei Zeitz lebt, ihre zweite Heimath geworden ist."

Der König nickte zufriedengestellt und der Kammerherr wurde huldreichst entlassen.

Den andern Tag fand sodann die Vorstellung im Welsch'schen Hause, welches der König bewohnte, statt und die Persönlichkeit der Vorgestellten machte einen sichtlichen Eindruck auf den Monarchen. „Bei Gott," flüsterte er gleich darauf dem Oberkammerherrn von Pflug zu, „unser Vitzthum hat eine unvergleichliche Wahl getroffen; ich finde, daß seine Zukünftige unwiderstehlich ist." Ganz ähnlich äußerte er sich gleich nachher auch gegen einen zweiten Hofherrn und weil nun diese Worte selbstverständlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit weiter und weiter getragen wurden, lag es da nicht in der Natur der Sache, daß man schon den andern Tag überall am Hofe davon flüsterte, die designirte Braut des Kammerherrn von Vitzthum habe das Herz des Königs erobert?

Und in der That, ein Wunder wäre es nicht gewesen, wenn sich dieß so gemacht hätte, denn selten gab es ein weibliches Wesen, das mehr dazu geschaffen war, die Männer dauernd an sich zu fesseln. Nicht sowohl übrigens durch schmachtende Blicke und liebliche zarte Formen, als vielmehr durch das Imposante ihrer Erscheinung und durch den klaren Strahl ihrer Augen, welcher eine ungewöhnliche Klugheit verrieth. Ja in der That, es war eine Dame, die einen ganz ungewöhnlichen Eindruck machte, und deßwegen fühlte sich König August gleich von Anfang an mit un-

widerstehlicher Macht zu ihr hingezogen. Auch richtete er höchsteigenhändig ihre Hochzeit aus, welche vier Wochen später in Dresden mit großem Pomp gefeiert wurde; allein trotzalledem hatten diejenigen Unrecht, welche glaubten, das Herz des Königs sei dabei im Spiel. Nein, nicht ein einziges Mal kam sein Blut in Wallung, wenn er mit ihr sprach oder sonst in ihre Nähe kam, sondern es war nur sein Geist, der von ihr angezogen wurde. Ueberdem zeugte ihr ganzes Benehmen dafür, daß sie eine Dame von festen Grundsätzen sei, welche unter allen Umständen, selbst den verlockendsten, dem Gatten die Treue zu bewahren wisse.

Während also König August durch die Entfaltung seiner polnischen Majestät das Herz seines sächsischen Stammlandes so zu sagen im Sturme zurückeroberte, blieb sein eigenes völlig unberührt, so daß es fast schien, er sei auf immer gestählt gegen weiblicher Liebeszauber; doch nunmehr kam ein Tag, der ihm zu gleicher Zeit Beides rauben sollte, das Herz seines Volkes wie sein eigenes. Ich habe schon weiter oben gesagt, daß dem Könige außer seinen Magnaten und seiner Garde auch seine Großwürdenträger nach Dresden gefolgt, so wie daß diese Würdenträger theils weltlicher, theils geistlicher Natur gewesen seien. Unter den weltlichen nun sind zu verstehen die Minister und Kronbeamten; unter den geistlichen aber die hervorragenderen Bischöfe des polnischen Reichs, besonders der Viceprimas Dombsky, Bischof von Cujavien, welcher bekanntlich den König gekrönt hatte. Ueberdem der Jesuit Carl Moritz Vota, der Beichtvater Augusts, ein Mann von großer geistiger Kraft, trotzdem er schon vierundsiebzig Jahre zählte. Diese sämmtlichen hohen Würdenträger der Kirche, ihrer zusammen mehr als zehn, kamen mit dem Könige August nach Dresden, allein man achtete ihrer im Anfang nur wenig, da sie sich öffentlich nie in Amtstracht, sondern stets in weltlicher Kleidung — die polnischen Bischöfe im polnischen Habit — zeigten. Sie thaten so, um das streng protestantische Gewissen der Dresdener nicht zu verletzen und besonders klug benahm sich dabei der Beichtvater Vota, welchem eine lange Lebenserfahrung zur Seite stand. Ganz anders wurde dieß, als in der letzten Hälfte des Oktobers in der Person des

Cardinals Davia ein eigener Abgesandter des Pabstes, ein sogenannter Legatus à Latere, nach Dresden kam und im Hôtel des Grafen von Harrach, des österreichischen Gesandten, sein Absteigquartier nahm. Der Cardinal nehmlich zeigte sich gleich von der ersten Stunde an nie anders, als in seinem geistlichen Ornat, und auch sein Gefolge hatte einen durchaus geistlichen oder vielmehr römisch-katholischen Anstrich. Dergleichen mußte nun natürlich das größte Aufsehen erregen, denn selbst die ältesten Leute Dresdens hatten nie eine ähnliche Erscheiuung gesehen und überhaupt — so frug man sich — was sollte denn ein päbstlicher Legat in Dresden? Noch weit mehr stutzte man, als am Sonntag nach der Ankunft des Cardinals der österreichische Gesandtschaftspriester Paldam, ein geborener Sachse, der aber in Rom den Glauben gewechselt hatte, in dem Gesandtschaftshôtel in der Moritzstraße bei offenen Thüren feierlichst die Messe las und dabei die sämmtlichen polnischen Bischöfe in ihrem Ornate anwesend waren. Zwar allerdings war es altes Herkommen, daß der österreichische so wie auch der französische Gesandte am Dresdener Hofe einen eigenen katholischen Priester mitbringen und sich durch denselben in ihren Hôtels Messe lesen lassen durften; allein dieß mußte ganz in der Stille und Heimlichkeit bei wohl verschlossenen Thüren geschehen und jedem sächsischen Unterthan war es bei Strafe der Landesverweisung untersagt, einem solchen Gottesdienste beizuwohnen. Bei Strafe der Landesverweisung sage ich, denn von Toleranz wußte man damals noch nichts und so gut in katholischen Ländern kein protestantischer Unterthan geduldet wurde, so gut suchten sich die protestantischen Staaten vor dem Katholicismus hermetisch abzuschließen. Was Wunder also, wenn die Dresdener Bürger jene offene Messe für eine heillose Neuerung erklärten? Doch es sollte bald noch ganz anders kommen. Am 29. Oktober erhielt der Cardinal Davia eine solenne Audienz vor dem versammelten Hofe und überreichte dem Könige ein eigenhändiges Schreiben des Pabstes. In dem Schreiben aber verlangte der Pabst von Seiner Majestät, daß nicht nur sofort im Schlosse zu Dresden eine katholische Kapelle für den Privatgebrauch des Königs eingerichtet,

sondern daß auch noch außerdem in der Stadt Dresden selbst eine der bestehenden Kirchen dem Pater Vota für den katholischen Ritus übergeben werde. Das war ein für Sachsenland unerhörtes Verlangen, und nun, was that der König? Er, der vor zwei Jahren von Lobskowy aus jene feierliche Erklärung erlassen hatte, daß in Sachen der Religion in Sachsen nichts solle geändert werden, Er, derselbe König, erklärte sich sofort bereit, die Schloßkapelle zu seinem Privatgebrauch einrichten lassen zu wollen und bestimmte zugleich jene wunderschöne Kirche in Moritzburg, welche Kurfürst Johann Georg II., sein Großvater erbaut hatte, zum öffentlichen Gebrauch für die Katholiken, die sich etwa in Dresden niederlassen würden. Hiezu nehmlich hielt er sich für vollkommen berechtigt, weil die Moritzburg mit allen ihren Appertinentien churfürstliches Eigenthum war und nicht dem Staat gehörte, allein die Dresdener faßten die Sache ganz anders auf und voll tiefen Unwillens riefen sie einstimmig, daß darin der Anfang liege zur Katholischmachung des Landes. Und nicht leise und ängstlich riefen sie dieß, sondern ganz laut und offen, auf den Straßen wie in den Wirthshäusern, und selbst die Pfarrer auf den Kanzeln ließen sich dahin vernehmen. Ja sogar Pamphlete in diesem Sinne wurden gedruckt und um's kurz zu sagen, durch die Abtretung jener Kirche in Moritzburg an die den Pabst vertretende Geistlichkeit entfremdete sich August der Starke zum zweiten Male die kaum wieder gewonnenen Herzen der Sachsen.

Dadurch übrigens ließen sich die genannten Geistlichen nicht irre machen, sondern so bald sie die Schenkung in Händen hatten, gingen sie mit aller Energie daran, dieselbe für den katholischen Ritus herzurichten. So großen Eifer sie aber auch entwickelten und so wenig sie das Geld sparten, um aus dem Auslande tüchtige Arbeiter herbeizuschaffen, so nahm die Umwandlung doch beinahe zwei Monate in Anspruch und erst auf den 15. Dezember konnte die Einweihung festgesetzt werden. Um so feierlicher wollten sie es dabei halten, denn seit mehr als zweihundert und fünfzig Jahren hatte es keinen katholischen Gottesdienst mehr in Sachsen gegeben und überdem, wenn diese Benediction recht großes Aufsehen er-

regte, stand dann nicht zu hoffen, daß sich recht bald Proselyten einstellen würden? Demgemäß wirkten bei der Einweihung nicht weniger als fünfzehn Bischöfe mit, darunter der Cardinal Davia und der Viceprimas Dombsky, Bischof von Cujavien; dann der Beichtvater Vota, der Gesandtschaftspriester Paldam, der Capuziner Benigno und endlich noch fünf weitere Weltpriester; an der Procession aber, die darauf folgte, betheiligten sich außer dem Könige August selbst die sämmtlichen polnischen Magnaten und Würdenträger, die damals in Dresden anwesend waren und besonders auch die Nobelgarden in ihren prächtigen Uniformen. Kurz es war ein Schauspiel, wie man in Sachsen noch keines gesehen, und darum hatte sich auch die ganze vornehme Damenwelt Dresdens in Moritzburg eingefunden, um sich die Sache von ihren Karossen aus mit anzusehen; so wie aber die Procession mit der Geistlichkeit an der Spitze in der Kirche zu verschwinden begann, verließen die Schönen ebenfalls ihre Karossen und drangen in die Kirche nach. Sie wollten doch die Predigt nicht versäumen, welche jetzt der berühmte Capuziner Benigno hielt, und noch weniger durften sie bei dem Hochamte fehlen, das zum Schlusse des Tages von dem Kardinal Davia in Person celebrirt wurde!

So verwandelte sich die Einweihung der katholischen Kirche in Moritzburg in eine großartige Festlichkeit und die Folge hievon konnte natürlich keine andere sein, als eine Steigerung des Zornes der Sachsen. Am Hofe jedoch schwamm alle Welt in Entzücken über die bei dem Feste entfaltete Pracht und insbesondere freudig erglänzte das Auge des Königs August. Dennoch konnte es seiner näheren Umgebung nicht entgehen, daß er während des letzten Theils der Feierlichkeiten äußerst zerstreut war und weder der Predigt noch dem Hochamte irgend eine Aufmerksamkeit schenkte. Im Gegentheil schien ihn ein ganz anderer Gegenstand zu beschäftigen und man konnte deutlich genug sehen, daß er mit großer Ungeduld das Ende der Einweihungs-Ceremonien herbeiwünschte. Noch mehr steigerte sich offenbar seine Ungeduld während des Festessens, das er seinen Gästen unmittelbar nach beendigtem Hochamt gab, und ganz gegen seine Gewohnheit kürzte

er die Dauer desselben fast über Gebühr ab. Auch war es kaum zu Ende, so befahl er seinem Kammerherrn von Vitzthum, die Pferde vorführen zu lassen.

„Die Pferde?“ fragte etwas verwundert der Kammerherr. „Eure Majestät haben heute Morgen den sechsspännigen Gallawagen befohlen, um mit Seiner Eminenz dem Herrn Cardinal zusammen nach Dresden zurückzufahren.“

„Seine Eminenz,“ erwiederte August der Starke ungeduldig, „und die Andern werden fahren. Ich selbst muß zu Pferde, um frische Luft zu bekommen, und du, Vitzthum, wirst mich begleiten.“

Der Kammerherr hatte nun natürlich keinen Einwand mehr und nach wenigen Minuten, noch ehe die Wagen vorfuhren, standen die Pferde parat. Mit Blitzeseile schwang sich der König auf und wie der Sturmwind jagte er dahin, so daß ihm der Kammerherr kaum folgen konnte. Die schnelle Bewegung that ihm wohl und er trank die Luft mit vollen Zügen.

Nach einer halben Stunde jedoch brachte er sein Pferd in einen langsamen Schritt und winkte den Baron von Vitzthum an seine Seite.

„Vitzthum,“ sagte er zu ihm, „ich weiß du bist verschwiegen und darum will ich mich auch heute wieder speciell an dich wenden. Wer war .... aber halt, ich muß zuvor dein Wort haben, daß kein Mensch eine Sylbe von dem erfährt, was ich dich jetzt fragen will. Nicht einmal deine Frau. Verstehst du mich? Nicht einmal deine Frau; ja diese sogar am allerwenigsten.“

„Majestät,“ erwiederte der Kammerherr, „meine Frau hat die gute Eigenschaft, nicht neugierig zu sein, und daß mein Mund sich nur öffnet, wenn ich es ihm gestatte, dafür dürften, glaube ich, Beweise genug vorliegen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ versetzte der Köuig. „Also kurzweg,“ fuhr er nach einer kleinen Pause nicht ohne Verlegenheit fort, „wer war die junge Dame, welche in der Kirche zwischen deiner Gattin und der Frau des Krongroßschatzmeistes Przebendowski saß?“

„Wie?“ entgegnete der Kammerherr. „Eure Majestät erinnern sich des Fräuleins nicht mehr?“

„Ob ich mich ihrer nicht mehr erinnere?“ rief der König. „Ich habe sie in meinem Leben noch nie gesehen. Diese wunderbar hohe und schlanke, und doch wieder volle Gestalt, dieses fein geschnittene Gesicht mit den tiefdunklen blauen Augen und den schwarzen glänzenden Haaren, nein dieses Wunder von Schönheit hätte ich nicht vergessen, wenn es mir je einmal früher zu Gesicht gekommen wäre.“

„Und doch haben Sie sie früher gesehen, Majestät,“ lächelte der Kammerherr. „Schon vor zwei Jahren in Warschau. Aber freilich war sie damals fast noch ein Kind, kaum fünfzehn Jahre alt. Eure Majestät haben doch wohl noch den Namen Fatime im Gedächtniß?“

„Was?“ schrie der König laut auf. „Die junge Dame wäre Fatime, das erbeutete Türkenmädchen? Nicht möglich, nicht möglich! Aber freilich in den zwei Jahren vom fünfzehnten bis zum siebzehnten geht bei Mädchen eine große Wandelung vor und Fatime versprach damals schon, als ich sie im Przebendowski'schen Hause sah, eine große Schönheit zu werden. Ja wohl, jetzt erinnere mich. Aber wo war sie denn diese ganze Zeit über?

„In einem Kloster,“ erwiederte der Kammerherr; „in Brieg an der Oder bei den Theatinerinnen, wo sie eine vortreffliche Ausbildung erhielt. Ihre Beschützerin oder vielmehr ihre zweite Mutter, die Krongroßschatzmeisterin, hat sie erst vor ein paar Tagen von da kommen lassen.“

„Aber,“ rief der König mit stockender Stimme, „sie wird sie doch nicht wieder dahin zurücksenden? Nein, beim Himmel,“ setzte er mit großem Eifer hinzu, „das darf nicht sein; der Verlust für den Hof wäre ein allzu großer.“

„Ich glaube nicht,“ meinte der Kammerherr, um dessen Mund sich unwillkührlich ein Lächeln legte; „ich glaube nicht, daß die Frau Krongroßschatzmeisterin dieß im Sinne hat. Sie sprach vielmehr davon, ihre Schützlingin demnächst, so bald dieselbe das siebzehnte Jahr zurückgelegt hat, bei Hofe vorzustellen.“

König August nickte, wie es schien sehr zufriedengestellt, und setzte dann sein Roß wieder in Galopp. Gleich den andern Tag

aber stattete er der Frau Krongroßschatzmeisterin im Fürstenhause am Elbthore — in diesem Palais nehmlich so wie in den anstoßenden Gebäuden hatte August die meisten seiner vornehmeren polnischen Gäste einlogirt — seinen Besuch ab und diese Besuche wiederholten sich von jetzt an alle vierundzwanzig Stunden. Auch war es gleich von Anfang an ersichtlich genug, wem dieselben galten, denn König August unterhielt sich dabei fast ausschließlich nur mit der schönen Schützlingin der Frau Przebendowski. Auch zeichnete er sie außerdem bei allen Gelegenheiten von den sämmtlichen übrigen Damen aus, und aus seinen Augen leuchtete dann eine Sprache, über die kein Mensch im Zweifel bleiben konnte.

Doch, wird der Leser wissen wollen, wer war denn die schöne junge Schützlingin der Frau Krongroßschatzmeisterin? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir in der Zeit etwas zurückgehen. Im großen Kriege des heiligen römischen Reichs gegen die Türken anno 1686 stellte Kurbrandenburg, dessen Beherrscher damals der große Kurfürst Friedrich Wilhelm war, 8000 Mann Hülfstruppen und zum Befehlshaber dieser Truppen machte der Kurfürst den Generallieutenant von Schöning, obwohl derselbe erst 45 Jahre zählte. Ich meine denselben tapferen Schöning, welcher nachher als Generalfeldmarschall in sächsische Dienste trat und dem Leser von daher längst bekannt ist. Am 20. Juni kam Schöning mit seinem Corps vor der Stadt Ofen an und erhielt sofort vom Obercommandanten, dem Herzog Karl von Lothringen, seine Position angewiesen. Es handelte sich nehmlich um die Eroberung der genannten Festung, welche sich nun schon hundertundsechsundfünfzig Jahre lang in den Händen des Halbmonds befand, und diese Eroberung war durchaus nothwendig, wenn der Kaiser in Wien eine ruhige Nacht haben wollte. Daß es übrigens nicht leicht sein werde, sich Ofens zu bemächtigen, davon durfte man vollkommen überzeugt sein, denn einmal hatten die Türken ungemein starke Befestigungswerke angelegt und zum andern lag eine tüchtige Besatzung darin, welche der tapfere Abdurahman Pascha commandirte. Am 1. Juli 1686 war man so weit, mit dem Bombardement beginnen zu können, und am 17. wurde der erste

Sturm angeordnet. Er gelang nicht, da sich die Türken wie Verzweifelte wehrten; aber umgekehrt hob sich das Selbstgefühl der Stürmenden bis zur Siegesgewißheit, denn sie hatten sämmtlich — besonders auch die Brandenburger — Wunder der Tapferkeit gethan. Am 2. September, einem Montag, um 4 Uhr Mittags schritt man zum Hauptsturm und dießmal drangen die Deutschen mit solch' unwiderstehlicher Bravour vor, daß die Muselmannen eine Position nach der andern verloren geben mußten. Ja nach kurzem fiel die Festung selbst und nun entstand ein so gräßliches Gemetzel, daß die Feder sich sträubt, dessen Einzelnheiten niederzuschreiben. Bis zum Anbruch der Nacht waren schon neuntausend Türken, die Weiber und Kinder ungerechnet, massacrirt und noch immer ließen die bis zum Wahnsinn wüthenden Sieger im Morden nicht nach. Da wußten sich die Generale nicht mehr anders zu helfen, als daß sie, die Säbel ziehend, auf die Tollgewordenen, die ihren Befehlen nicht mehr gehorchten, mit blanker Waffe einhieben, und nur auf diese Art gelang es, wenigstens noch einige Menschenleben zu retten. Eine der heldenmüthigsten Thaten dieser Art verrichtete der Generallieutenant von Schöning, denn er machte sich durch eine ganze Rotte von Mordenden Bahn, um einigen offenbar sehr vornehmen Weibern beizuspringen, welche, ein paar kleine Kinder an der Hand, in verzweifelter Flucht ihre Rettung suchten. Er machte sich Bahn, sagte ich, doch die Weiber mit mehreren der Kinder waren schon hingeschlachtet, wie er endlich durchdrang, und so gelang es ihm nur noch, zwei Mädchen zu retten, welche er sofort in seinem Quartier sicherte. Es waren zwei schöne Kinder, das eine von etwa vier, das andere von drei Jahren, und beide von offenbar vornehmen und reichen Eltern, wie dies schon aus ihrer prachtvollen Kleidung hervorging. Wer aber die Eltern gewesen seien, das konnte der Generallieutenant nicht ermitteln, denn die Kinder wußten nichts über sich anzugeben, als die Namen, bei denen man sie rief, und sonst war Niemand da, der dieselben gekannt hätte. So beschloß denn der wackere Schöning, sich der beiden verlassenen Waisen anzunehmen, und schickte sie unter guten Schutz in sein Haus nach Berlin. Dort

starb das Eine der Mädchen, das, welches drei Jahre zählte, nach kurzem, und so blieb ihm nur das vierjährige, welches den Namen Fatime führte. Diese Fatime aber zeichnete sich durch eine solch' wunderbare Schönheit und zugleich durch solch' herrliche geistige Anlagen aus, daß Jedermann, der sie sah, von ihr entzückt wurde. Am meisten Fräulein von Flemming, die Tochter des Generals von Flemming, des nachherigen preußischen Feldmarschalls, von dem weiter oben schon die Rede gewesen ist. Ja so entzückt war das Fräulein von der schönen Fatime, daß sie den Generallieutenant von Schöning förmlich bestürmte, ihr die kleine Cirkassierin, wie sie dieselbe nannte, ganz zu überlassen, und was blieb nun dem galanten Officier anders übrig, als sofort ihrem Willen zu entsprechen? Fatime wurde also das Eigenthum des Fräuleins von Flemming und das erste, was die neue Eigenthümerin that, war, daß sie das Türkenkind taufen ließ. Es erhielt den Namen Maria Aurora; allein kein Mensch bediente sich dieses Namens, sondern wer in's Flemming'sche Haus kam, hieß das Kind Fatime und das Kind selbst hörte nur auf diese Anrede. Nicht lang hernach heirathete Fräulein von Flemming den Castellan von Culm, welcher dem Leser hinlänglich bekannt ist, und wie nun in Folge dessen die neue Frau Przebendowski nach Polen übersiedelte, vergaß sie auch nicht, ihren Schützling mitzunehmen. Noch weniger vergaß sie, demselben gute Lehrer zu halten und ihn überhaupt auf eine Weise zu erziehen, als ob die arme Waise die Tochter des Hauses wäre. Noch später brachte sie dieselbe, der Sitte der damaligen Zeit gemäß, in eine Klostererziehungsanstalt, wo die letzte Hand an die Bildung Fatime's gelegt wurde, und hier lernte die junge Dame Alles, was man nur irgend von einem Edelfräulein damaliger Zeit fordern konnte. Verstand sie doch, als sie die Pension verließ, nicht weniger als vier Sprachen, nehmlich deutsch, polnisch, französisch und italienisch, und hatte selbst vom Lateinischen einen Begriff! Spielte sie doch die Laute wie ein Engel und tanzte mit der Leichtigkeit eines Zephyrs! Ritt sie doch so kühn und verwogen, als wäre sie auf dem Pferde geboren, und verstand es nicht minder gut, mit der Pistole umzugehen!

War sie doch selbst in den weiblichen Handarbeiten bewandert, so daß sie im Falle der Noth im Stande gewesen wäre, ihr Brod selbstständig zu verdienen! Kurz sie besaß alle die Fertigkeiten und Kenntnisse, welche man in jener Zeit bei einer jungen Dame voraussetzte; sie besaß aber auch noch mehr, nehmlich einen Geist und eine Unterhaltungsgabe, welche das gewöhnliche Maß weit überstiegen.

Eine solche Persönlichkeit war die Schützlingin der Frau Krongroßschatzmeisterin und wer wird es nun nicht ganz naturgemäß finden, daß in König August die Liebe zu dem schönen Türkenkinde in voller Gluth hervorbrach? Wenn es aber um ihn, den König, so stand, wie stand es um sie, die herrliche Fatime? Mein Gott, sie war jung und unerfahren und zudem ein Weib in des Wortes vollster Bedeutung. Ein Weib in der Blüthe der Jugend, in deren Adern heißes cirkassisches Blut floß; wie hätte sie also der Bewerbung des Königs in die Länge Widerstand leisten können? Freilich, wenn er ein König gewesen wäre, wie es sonst schon so viele gegeben hat, ein abgelebter Lüstling ohne einen andern Vorzug als den, welchen die Krone verleiht — wenn er in solcher Gestalt sich ihr genähert hätte, dann wohl würde sie die Kraft in sich gefunden haben, seiner Annäherung mit Verachtung den Rücken zu kehren. Aber es war August der Starke, der sich um ihre Gunst bewarb; er war jener August, den im ganzen polnischen und sächsischen Reich kein Einziger an Liebenswürdigkeit, kein Einziger in ritterlicher Galanterie übertraf. Ueberdem wie unendlich wurden nicht seine natürlichen Vorzüge noch gehoben durch die Pracht, die er entfaltete, und durch den feinen Geschmack, den er mit dieser Pracht verband! Freilich, wenn eine tugendsame Mutter ihr zur Seite gestanden wäre, eine Mutter, welche die Ehre der Tochter höher gehalten hätte, als alle Ehren der Welt; in diesem Falle würde es ihr vielleicht geglückt sein, den Lockungen des gefährlichen Bewerbers zu entgehen. Die Frau Krongroßschatzmeisterin dagegen hatte für Fatime keineswegs die Empfindungen einer Mutter und selbst wenn Fatime ihre wirkliche leibliche Tochter gewesen wäre, würde sie dieselbe deßhalb vor dem

Könige zu retten versucht haben? Nein, sicherlich nicht, denn ihre Grundsätze der Moral stimmten ganz mit denen überein, welche damals in Versailles Geltung erreicht hatten, und dort war bekanntlich eine Mutter stolz darauf, wenn ihre Tochter Gnade fand in den Augen der allerhöchsten Majestät. Von Seiten der Frau Krongroßschatzmeisterin wurden also dem Könige August bei seinen Bemühungen um die Liebe Fatime's nicht nur keine Hindernisse bereitet, sondern sie sprach und handelte vielmehr noch zu seinen Gunsten. Nun aber wenn es so stand, war es da ein Wunder, wenn das schöne Türkenkind schon nach wenigen Wochen die ihm gebotene Liebe aus vollstem Herzen erwiederte?

Der Platz also, den die Gräfin Hieserle von Chodau noch vor wenigen Monaten in dem Herzen Augusts des Starken eingenommen hatte, war jetzt wieder vollständig ersetzt. In einem Punkte jedoch erschien die neue Liebe als eine andere, denn die frühere. Darin nehmlich, daß Fatime, von einem richtigen Gefühle der Scham getrieben, sich mit Hartnäckigkeit dagegen sträubte, offen als die Geliebte des Königs aufzutreten, während die Gräfin Hieserle gerade umgekehrt mit aller Ostentation sich von den Polen als Königliche Mätresse veneriren ließ. Gerade diese züchtige Zurückhaltung aber, welche Fatime beobachtete, gab dem Verhältniß zwischen ihr und dem Könige einen ganz neuen Reiz und deßhalb schwur auch letzterer hoch und theuer, daß er in seinem ganzen Leben noch nie so innig gefühlt habe, wie eben jetzt im ersten Rausch der neuen Herzensverbindung.

So sehr nun übrigens Fatime darauf drang, daß das Geheimniß bewahrt bleibe, und so gewissenhaft die wenigen Vertrauten, die in dasselbe hatten eingeweiht werden müssen, wie z. B. die Frau Krongroßschatzmeisterin und der Kammerherr von Vitzthum, das Schloß ihres Mundes zu wahren verstanden, so kamen doch nicht Wenige, welche die Blicke der beiden Liebenden auffingen, bald auf die rechte Spur und dahin mußten ja ohnehin auch die vielen Besuche leiten, die der König im Hause des Krongroßschatzmeisters abstattete. So wurde das Geheimniß nach und nach, was man sagt, ein offenes, oder wenigstens wußten sehr Viele am

Hofe darum, natürlich aber ohne in die Einzelnheiten eingeweiht zu sein. Eben so wenig wagten sie laut davon zu sprechen, schon deßwegen nicht, weil dieß offenbar gegen den Wunsch des Königs ging. Aber nicht lange hernach traten zwei Ereignisse ein, durch welche der Schleier vollständig gelüftet werden sollte, das Eine ein lustiges, fast scherzhaftes, das Andere ein ernsteres, welches beinahe tragisch geendet hätte.

Ich habe weiter oben schon dem Leser erzählt, wie der König noch als Kurfürst den Venediger Carneval in Dresden einzubürgern versuchte, und wie nun der Februar 1700 herbeikam, so konnte er natürlich dem Drange nicht widerstehen, das Schauspiel von 1695, wenn auch mit veränderten Aufzügen, zu wiederholen. Man feierte also wieder einen recht glänzenden Carneval, ja einen noch viel glänzenderen, als den von 1695, denn August der Starke war jetzt ein großmächtiger König und an seinem Hofe befanden sich die Ersten und Reichsten seines neu erworbenen Thrones. Ich unterlasse es aber auf die Einzelnheiten einzugehen, da mich dieß doch nur zu Wiederholungen führen müßte, und reiße aus dem Ganzen nur die beiden Begebenheiten heraus, auf welche ich so eben angespielt habe. Es war am zweiten Tage des Carnevals, an welchem eine Art von Ritterzug die Hauptpointe bildete. August der Starke stellte den „Alexandrum Magnum“, zu deutsch Alexander den Großen vor und dessen Paladine und Feldherren wurden von den ersten Hofcavalieren und Würdenträgern gegeben. Dabei trug der König einen Schild mit der Devise: „Sans Maitre et sans Rival“ und Schild wie Devise rührten von der schönen Fatime her. Im Uebrigen hatte sich's Augusts Geliebte ausdrücklich ausgebeten, dem Schauspiel unerkannt zusehen zu dürfen, und durch keinerlei Bitten war sie dazu zu bewegen gewesen, über den Anzug, den sie tragen werde, auch nur eine Andeutung zu geben. „Ich will sehen, ob du mich herausfindest,“ gab sie ausweichend ihrem hohen Freunde zur Antwort und damit mußte er sich beruhigen.

Der Ritteraufzug ging vorüber und alle Welt stand sprachlos vor Staunen über die Pracht, welche dabei entfaltet worden war.

besonders über die Pracht der Rüstung, in welcher der große Alexander auftrat, denn sie blendete förmlich durch die Menge ihrer Juwelen. Nachdem nun aber August der Starke den Weihrauch der Bewunderung in hinlänglicher Menge eingesogen, sah er sich rings um, ob er seine herrliche Fatime nirgends entdecken könne. Lange suchte er vergeblich; doch wie er jetzt vom großen Saal in ein Nebengemach treten wollte, erblickte er in kurzer Entfernung eine Maske in Amazonenkleidung und diese Maske trug einen Schild, auf dem mit großen Worten zu lesen stand: „Point d' autre qu' Alexandre.“ König August drängte sich durch das Gewühl, um der Maske näher zu kommen, und beim Himmel, das konnte keine Andere sein, als Fatime. Derselbe schlanke Wuchs, dieselbe hohe Gestalt, dieselben Bewegungen, wenn er nicht irrte! Noch ein paar Schritte und er mußte sie erreicht haben; aber sie hatte ihn jetzt bemerkt und wandte sich schnell zur Seite, einem Nebensaale zu. „Du entgehst mir nicht,“ flüsterte August vor sich hin und machte neue Anstrengungen. Zwei Minuten später überschritt er die Schwelle des Nebensaales und siehe da, hier, wo es ziemlich einsam und still war, blieb die Maske von selbst stehen, als ob sie ihn erwartete.

„Endlich,“ rief der König; „endlich habe ich dich, schöne Amazone, aber nun ich dich gefunden, sollst du mir auch nicht mehr von der Seite kommen.“

„Nach dem,“ erwiederte die Amozone in sichtlicher Bewegung; „nach dem, was du sprichst, großer Alexander, sollte es fast scheinen, du habest mich gesucht. Allein,“ setzte sie mit einem hörbaren Seufzer hinzu, „ich kann es kaum glauben.“

„Du kannst es kaum glauben?“ versetzte der König leidenschaftlich, indem er eine ihrer Hände ergriff und sie mit Küssen überdeckte. „Und doch weißt du, daß mein Herz nur für dich schlägt; daß ich jede Stunde für verloren erachte, welche ich nicht an deiner Seite zubringe!“

„Großer Gott,“ rief die Amazone, indem ein noch tieferer Seufzer ihre Brust schwellte. „Sollte das wahr sein? O du mein theurer, erhabener Held, treibe keinen Scherz mit deiner Sklavin.“

„Geliebteste, warum diesen Zweifel?“ flüsterte der König. „Jeder meiner Pulsschläge muß es dir ja sagen, wie innig ich dich liebe. Aber warum hast du dich so lange nicht finden lassen?“

„Ach, mein angebeteter Held,“ flüsterte die Amazone in der höchsten Aufregung, indem sie sich hart an ihn schmiegte, „schon seit zwei Stunden stelle ich mich Ihnen auf allen Wegen entgegen, aber Sie hatten bis jetzt keine Augen für mich. Und doch mußte Ihnen die Devise meines Schildes verrathen, wie es um dieses mein armes Herz bestellt ist.“

„Ha, diese Devise!“ rief der König. „Du weißt es gar nicht, mit welcher Wonne sie mich durchbebt hat. Siehe bisher bestandest du immer hartnäckig darauf, daß unsere Liebe eine geheime bleiben müsse und ich hatte mir oft große Gewalt anzuthun, mich nicht zu verrathen. Jetzt aber hast du endlich offen vor dem ganzen Hofe erklärt, daß du mir angehörst, und nun, meine himmlische Fatime, nun ......“

Weiter konnte er nicht reden, denn die Dame an seiner Seite stieß einen lauten Schrei aus, und suchte ihre Hände aus den seinigen loszureißen. „Lassen Sie mich, Majestät,“ rief sie heftig, „um Gottes Barmherzigkeit, lassen Sie mich. O dieser Verrath, dieser grenzenlose Verrath!“

Der König war wie aus den Wolken gefallen. „Wer sind Sie, Madame?“ herrschte er. „Ich will und muß es wissen.“

Doch noch ehe sie antworten konnte, ward ihm die Wahrheit enthüllt. Das Bestreben der Amazone nehmlich, sich loszureißen, hatte die Folge, daß ihr die Maske vom Gesicht fiel und nun stand eine schon ältere, wohl vierzigjährige Dame vor ihm, eine Gräfin Kinsky, deren Koketterie am Hofe längst sprichwörtlich geworden war.

„Ah, Sie sind es, Frau Gräfin,“ sprach er nun kalt, fast höhnisch. „Bitte, nehmen Sie Ihre Maske wieder vor und lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren. Es war ein prächtiger Carnevalsscherz.“

Als solchen behandelte auch in der That später der König das Abenteuer und lachte herzlich darüber mit seiner Fatime. Ganz anders aber faßte die Frau Gräfin die Sache auf und aus

Rache für ihre getäuschten Hoffnungen unterließ sie es nicht, aller Welt zu erzählen, wie sie nur deßwegen sich an diesem Abend in den König verliebt gestellt habe, um endlich das Geheimniß seines Verhältnisses zu Fatime zu ergründen.

Das war das erste der beiden Ereignisse, von denen ich oben gesprochen habe; das zweite aber sollte, wie schon bemerkt, keineswegs so fröhlich endigen.

Am fünften Carnevalstage fand eine allgemeine Redoute statt und der Altmarkt war wie anno 1695 in den Sanct-Marcusplatz von Venedig umgewandelt. In der Mitte desselben prangten, wie damals, vier mächtige Pyramiden, von denen Hunderte von Lampen ihr Licht ausstrahlten, und auf den vier Seiten stand Bude an Bude, theils Wirthschaften, theils Tanzböden, theils Verkaufslocale vorstellend. Nur in so fern war einiger Unterschied gegen früher, daß die Wirthschaftsbuden viel größere Räumlichkeiten aufwiesen und insbesondere den Masken auch Einzelzimmer gewährten.

Um fünf Uhr Abends gleich nach Eintritt der Nacht begann die allgemeine Redoute und der Zudrang der Masken war ein colossaler. Trotzdem hatte König August dießmal seine Fatime nicht lange zu suchen und mehrere Stunden lang ließ er sie nicht von seinem Arme. Es machte ihm ein so unendliches Vergnügen, mit ihr zusammen den andern Masken schäckernd entgegen zu treten! Nach der genannten Zeit jedoch konnte es ihm nicht mehr entgehen, daß der größte Theil der Masken ihn und seine Begleiterin erkannt habe, denn man wich ihm entweder ehrerbietig aus, oder wenn man ihm Rede stand, so geschah es in äußerst gemessener Weise. Demgemäß beschloß er, sich schnellstens umzukleiden und dieß seiner Geliebten zuflüsternd, überließ er sie dem Schutze der Frau Krongroßschatzmeisterin, welche ihnen den ganzen Abend Schritt vor Schritt gefolgt war. Kaum aber hatte er sich entfernt, so drängte sich eine männliche Maske an Fatimes Seite und drückte ihr geschickt ein Papier in die Hände. „Nimm und lies," flüsterte die Maske; „aber ganz insgeheim. Mit dem Schlag Mitternacht erwarte ich dich in Nummero fünf der ersten Bude, um dich in ein tiefes Geheimniß einzuweihen."

So sprechend schlüpfte die Maske wieder unter die Menge und war auf einmal wie von der Erde verschwunden.

Unwillkührlich hielt Fatime das Papier fest, das man ihr in die Hand drückte, und eben so unwillkührlich sah sie der Maske nach, von welcher sie es erhalten hatte. Sie konnte aber nichts unterscheiden, als daß dieselbe in einen weiten grünen Domino gekleidet war. Was sollte nun das Papier bedeuten? War es vielleicht auf einen Maskenscherz abgesehen? Aber der Domino hatte so dringend und ernsthaft gesprochen. Oder drohte ihr irgend welche Gefahr? Sie konnte nicht klug daraus werden und um so mehr trieb sie die Neugierde, den geheimnißvollen Brief zu entziffern.

„Meine theure Pflegemutter," sagte sie sofort zur Frau Krongroßschatzmeisterin; „ich wünschte mich etwas aus dem Gewühl zurückzuziehen."

„Mir ganz recht," erwiederte die Krongroßschatzmeisterin, die von dem ganzen Vorgang nichts bemerkt hatte. „Und was mir einfällt! Wir werfen uns ebenfalls wie der König, in eine andere Maskenkleidung, dann können wir ihn necken, ohne daß er uns erkennt."

Sie drängten sich durch die Menge und traten in die erste Bude, ein Wirthschaftslokal, ein. Dieselbe war hell erleuchtet, aber bis jetzt spärlich besucht. Im Hintergrund stand ein reich geschmückter Schenktisch und hinter diesem Schenktisch saß die Wirthin, welche den Kellnern das Verlangte auslieferte.

„Wir wünschten ein Umkleidezimmer," sagte die Krongroßschatzmeisterin, hart an den Schenktisch tretend.

„Zu Befehl, meine Damen," erwiederte die Wirthin.

„Nummero fünf, wenn es sein kann." setzte Fatime leise hinzu.

„Bedaure," entgegnete die Wirthin; „Nummero eins und fünf sind für den ganzen Abend belegt; aber alle andern Zimmer daneben sind frei."

„Die Nummero gilt sich ganz gleich," versetzte die Krongroßschatzmeisterin; „dagegen brauchen wir Dominos. Können Sie uns für welche sorgen?"

„Gewiß," war die Antwort der Wirthin; „hier durch diese Thüre kommen Sie in die Damenmaskengarderobe, wo Sie sich selbst das Gewünschte auslesen mögen. Von da haben Sie nur einen Schritt in den Gang, wo die Ankleidezimmer liegen."

Die Frau Krongroßschatzmeisterin und ihre Schützlingin traten in die Damengarderobe und wählten sich da zwei gleiche graue Dominos. Dann schlüpften sie in den Gang heraus und ließen sich Nummer sechs aufschließen. So wie sie aber dort hineingingen, erschien unter der Thüre von Nummer eins eine Maske, welche ihnen emsig nachschaute und diese Maske war Niemand anders, als der jetzt in den Ritter Bayard verkleidete Monarch. „Aha," flüsterte er für sich hin, „meine theure Fatime kleidet sich um, damit sie mir unerkannterweise nachgehen könne, allein für dießmal hat sie falsch gerechnet und ihr Geheimniß ist in meinen Händen." Lachend zog er sich wieder in Nummer eins zurück, wo er, um Alles, was außen vorging, genau beobachten zu können, einen Spalt offen ließ.

Doch folgen wir den beiden Damen auf Nummer sechs. So wie sie dort eingetreten waren, zog Fatime das Papier hervor, welches sie auf so sonderbare Weise erhalten hatte, und unter die von der Decke herabhängende Lampe tretend, schlug sie dasselbe auseinander. Es enthielt nur wenige flüchtig geschriebene Zeilen: allein der Inhalt mußte ein furchtbar ergreifender sein, denn es befiel sie alsbald ein heftiges Zittern und dann sank sie laut schluchzend der Frau Krongroßschatzmeisterin um den Hals.

„Um Gottes willen, was hast du, Fatime?" rief diese im höchsten Grade erschreckt. Doch Fatime konnte vor Erregung nicht antworten, sondern wies nur stumm auf den offenen Brief, welchen sie ihrer Pflegmutter reichte.

„Fatime!" so lautete der kurze Brief; „Fatime, du Tochter Abdurahman Pascha's, des großen Vertheidigers von Ofen! Ich, der ich dies schreibe, komme heute früh von Stambul hier an. Dort lebt dir eine Mutter und ein Bruder, beide in hohen Gnaden und Ehren beim Padischah aller Gläubigen. Willst du Näheres erfahren, so komme um Mitternacht an den Ort, den

ich dir genannt habe.“ Das war Alles. Unterschrift hatte der Brief keine.

Zwei, drei Male las die Frau Krongroßschatzmeisterin den Brief durch und immer nachdenklicher wurde ihre Miene. Dann fragte sie ihre Pflegetochter genau aus, auf welche Weise sie zu dem Papiere gekommen sei, allein das Geheimnißvolle bei der Ueberreichung desselben verwirrte sie nur noch mehr.

„Das ist ein höchst sonderbarer Brief,“ sagte sie endlich, indem sie das Schreiben bedächtig zusammenfaltete und ihrer Pflegetochter wieder zurückgab. „Ja wohl ein höchst sonderbarer und ich denke das beste wäre, wenn du ihn gleich dem Könige zeigtest.“

„Wie, meine theure Pflegemutter?“ erwiederte Fatime, welche inzwischen wieder einige Fassung errungen hatte. „Der Schreiber dieses Briefes verlangte von mir die tiefste Geheimhaltung und wenn ich den König unterrichte, so wird er mich begleiten wollen. Dann erfahre ich ohne Zweifel nichts und . . . und . . . Bedenke doch, um welch' Großes es sich handelt! Ich soll von meiner Mutter, von meiner wirklichen Mutter und von meinem Bruder Näheres erfahren; ich, die ich mich bisher für ein armes verlassenes Waisenkind hielt!“

„Wenn aber das Alles eine Fabel wäre?“ entgegnete die Krongroßschatzmeisterin mit sehr bedenklichem Kopfschütteln. „Eine Fabel, ersonnen, um damit irgend Etwas, vielleicht sogar etwas recht Schlimmes zu erreichen? Wenn es wirklich wahr ist, daß dir noch eine Mutter und ein Bruder lebt, und wenn es weiter wahr ist, daß der unbekannte Briefschreiber sie in Konstantinopel gesehen hat, warum braucht er denn ein Geheimniß daraus zu machen? Warum kommt er nicht offen bei hellem Tage zu uns in's Haus, um uns diese seine hochwichtigen Neuigkeiten mitzutheilen? Ich sage dir, Fatime, je mehr ich über die Sache nachdenke, um so weniger kommt sie mir geheuer vor.“

Doch Fatime ließ sich nicht irre machen. „Er wird,“ meinte sie, „seine Gründe haben, die Sache in ein Geheimniß zu hüllen, und überdem laufe ich doch gewiß auch nicht die geringste Gefahr,

wenn ich dem Briefschreiber hier inmitten von Tausenden von Menschen eine Zusammenkunft gewähre." Hiegegen konnte die Frau Krongroßschatzmeisterin nichts einwenden und so versprach sie endlich ihrer Pflegetochter, sie um zwölf Uhr Nachts bis vor Nummero fünf zu begleiten. Dort wollte sie dann Wache stehen, theils um zu verhindern, daß die Besprechung unterbrochen werde, theils und insbesondere deßwegen, damit sie sogleich um Hülfe rufen könne, falls irgend etwas Ungewöhnliches vorfalle. Zu solchem Resultate kamen die beiden Frauen und nun brachten sie schnell ihren neuen Anzug fertig, um auf die große Maskerade zurückzukehren.

Bisher war die schöne Fatime sehr vergnügt gewesen und für jede Maske, mit der sie in Berührung kam, hatte sie ein treffendes Wort in Paratschaft gehabt; von jetzt an aber ging ihr der erhaltene Brief beständig im Kopf herum und sie blieb stille und einsilbig, ohne an dem tollen Treiben Antheil zu nehmen. Selbst nicht einmal die herrliche Erscheinung des Ritters ohne Furcht und Tadel, welcher sich ihr auffallend oft in den Weg stellte, machte irgend einen Eindruck auf sie, und nur wenn sie einen grünen Domino zu bemerken glaubte, erwachte sie aus ihren trüben Sinnen. Endlich schlug die Glocke langsam die zwölfte Stunde und nun stieß sie hastig ihre Begleiterin an. Diese verstand sie auch sogleich und ohne nach rechts und nach links zu sehen, eilten die beiden Damen der großen Bude zu, um die Zimmernummer fünf zu suchen!

Sie traten in den Gang und richtig, da stand der grüne Domino vor der Thüre des so eben genannten Gemaches. Er verbeugte sich tief aber stumm vor Fatime und sie schlüpfte in's Zimmer. Schnell folgte er nach; die Frau Krongroßschatzmeisterin aber blieb verabredetermaßen außen stehen. Nicht jedoch, ohne daß sie ihren Kopf hart an die Thüre gelehnt hätte, ohne Zweifel in der Hoffnung, von dem was innen vorging, Etwas zu erlauschen.

Zwei oder drei Minuten vergingen so; da stand plötzlich der Ritter Bayard hart neben ihr.

„Ah," sagte er, „hierher haben sich die beiden grauen Dominos zurückgezogen. Aber wie? Du bist allein, schöne Maske? Wo hast du deine unzertrennliche Begleiterin?"

„Du frägst zu viel, mein Ritter ohne Furcht und Tadel," erwiederte die Frau Krongroßschatzmeisterin. „Wie nun, wenn ich keine Lust hätte, dir darauf zu antworten?"

„Aber ich will es wissen," sprach der Ritter in sehr bestimmter Weise und ohne seine Stimme länger zu verstellen. „Wohin ist Fatime gegangen?"

„Um Gott, es ist des Königs Majestät," rief die Krongroßschatzmeisterin, die sich nun vor Bestürzung nicht mehr zu fassen wußte.

„Wo ist Fatime?" wiederholte der König in noch strengerem Tone. „Aber, halt, was ist das?" fügte er sofort leise hinzu. „Still, keinen Laut, wenn Ihnen an meiner Gnade etwas gelegen ist."

In diesem Augenblick nehmlich ließen sich in dem Zimmer innen zornige Worte hören und diese Worte hatten für den König offenbar das höchste Interesse. „Mein Herr," so lauteten die Worte, „wer sind Sie? Was unterstehen Sie sich? Augenblicklich stehen Sie auf; ich befehle es Ihnen. Sie haben mich hierher verlockt unter dem Vorwand, mir über meine Mutter und meinen Bruder in Stambul Auskunft geben zu wollen. Können Sie dieß, so thun Sie es; wo nicht, so sind Sie ein elender Betrüger."

„Nur eine Minute lang," flehte dagegen eine Männerstimme in der höchsten Aufregung; „nur eine Minute lang hören Sie mich an, meine tiefinnigst angebetete Gebieterin. Mein ganzes Ich, mein ganzes Sein gehört Ihnen. Wenn Sie mir folgen, fernab von hier nach Paris . . . ."

Weiter hörte man nicht, denn in diesem Momente stieß der Ritter Bayard die Thüre mit einem Fußtritt ein und stand mit einem einzigen Sprunge im Zimmer.

Dieses war durch eine Lampe hinlänglich erhellt und inmitten desselben stand ohne Maske die schöne Fatime hoch aufgerichtet, mit zornfunkelnden Augen; unmittelbar vor ihr aber, zu ihren

Füßen, lag ein noch junger Mann im grünen Domino, ebenfalls ohne Maske und die Hände flehentlich gefaltet.

„Stirb, Hund," schrie der König und das Schwert aus der Scheide reißend, stürzte er auf den Knieenden los.

Ein Moment und der junge Mensch wäre entseelt vor ihm gelegen; allein so wie er in's Zimmer sprang, hingen sich seine geliebte Fatime und die Frau Krongroßschatzmeisterin zugleich an seinen Arm und hinderten ihn so, den Stoß zu führen.

„August, um der Gnade Gottes willen, keinen Mord," bat Fatime und der Ton ihrer Stimme drang so sehr zum Herzen, daß der König unwillkührlich gerührt wurde. Ohne eine Sylbe zu reden, steckte er sein Schwert ein und warf zugleich einen langen Blick auf den jungen Mann, den er jetzt erst erkannte.

„Elender," sprach er dann langsam, mit der tiefsten Verachtung, „du konntest es wagen, deinen Blick zu der Dame zu erheben, welche König August liebt?"

„Majestät," flüsterte kaum hörbar der immer noch Knieende, „ich sehe es ein, ich war ein Wahnsinniger. Mein Leben steht in Ihrer Hand."

Doch wozu die Scene noch weiter ausmalen? Zehn Minuten später sah sich der Unglückliche in einem festverschlossenen Wagen auf dem Wege nach dem Königstein und neben dem Wagen ritt eine Abtheilung Dragoner unter der Führung eines Lieutenants. Auf der Festung angekommen aber übergab der Lieutenant dem Commandanten eine Ordre und diese Ordre lautete auf strengste Einzelnhaft in einem der festesten Kerker. Dort blieb der Gefangene über zwanzig Jahre lang eingeschlossen, bis ihn endlich der Mund der Baronesse von Dieskau, von welcher später die Rede sein wird, freibat. Warum war er auch so frech gewesen, eine Geliebte des starken August anbetungswürdig zu finden!

Aber, fragt nun ohne Zweifel der Leser, wer war denn dieser Unselige? Derselbe hieß von Hause aus Angelo Constantini und nannte Verona in Italien seine Vaterstadt. Schon in der frühesten Jugend verrieth er ein ungemeines Nachahmungstalent und deßhalb bestimmten ihn seine Eltern für den Schauspielerberuf.

Der Beruf war gut gewählt und bald zeichnete sich der junge Künstler so sehr aus, daß man ihn, den noch nicht Zwanzigjährigen, mit seiner ganzen Truppe nach Paris verschrieb, woselbst er, was man sagt, Furore machte. Kurz sein Name erhielt in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen so guten Klang, daß ihn der junge Friedrich August, so bald er die Kurfürstenwürde erlangt hatte, nach Dresden kommen ließ, um ihn für immer dort festzuhalten. Doch nicht sowohl als Schauspieler berief ihn Friedrich August, sondern vielmehr als Theaterintendanten, das heißt als Intendanten eines neu zu gründenden italienisch-französischen Schauspiels, und um für dieses Schauspiel passende Persönlichkeiten zu gewinnen, durchreiste nun Angelo Constantini, genannt Mézétin — diesen Beinamen hatte man ihm in Paris nach einer seiner Glanzrollen geschöpft — im Auftrag des Kurfürsten Italien und Frankreich. In wenigen Monaten kam er mit seinem Auftrag zu Stande und die neu geworbene Truppe begann sofort im Jahr 1696 in Dresden ihre Vorstellungen. Auch leistete sie in der That nichts Schlechtes, den höchsten Applaus aber erwarb sich stets Mézétin selbst und der Kurfürst überschüttete ihn daher mit seiner Gunst. Ein Jahr später als der Kurfürst König von Polen geworden war, mußte ihm Mézétin mit der Truppe nach Warschau folgen und hier war der Applaus ein noch viel größerer. Ja so sehr steigerte sich derselbe, daß der König seinem Intendanten sofort den Titel eines geheimen Kämmerers mit Adelsrang verlieh und ihn zum Schatzmeister der sogenannten „Menus Plaisirs“ ernannte. So machte Angelo Constantini eine eben so schnelle als glänzende Carrière; allein er gehörte unter die Leute, welche das Glück nicht ertragen können, und bald überstieg sein Hochmuth alle Gränzen. Als unerreichbarer Künstler wähnte er höher zu stehen, denn die ganze übrige Welt, und von solchem Wahn erfaßt, entblödete er sich nicht, selbst dem Könige, seinem hohen Gönner und Wohlthäter, Concurrenz zu machen. Vor einigen Wochen nehmlich von Warschau nach Dresden gekommen, um dem Könige über einige Vorkommnisse Bericht zu erstatten, sah er die schöne Fatime; sie sehen aber und sie lieben war für ihn nur ein einziger

Moment und von nun an brütete er Tag und Nacht, wie er sich ihr nähern, ihr seine Liebe erklären könnte. Zweifelte er doch in seinem Wahne keinen Augenblick daran, daß sie, die ihn bis jetzt noch gar nicht kannte, alsbald bei seinem Anblick in Entzücken gerathen und ihm mit verdoppelter Gegenliebe entgegenkommen würde! So kam er endlich auf den tollen Plan mit dem Briefe, an dessen Inhalt natürlich kein wahres Wort war; allein das Abenteuer endigte, wie wir gesehen haben, ganz anders für ihn, als er gehofft hatte, und die strenge mehr als zwanzigjährige Haft auf dem Königsstein gab ihm Zeit genug, über seinen Wahnsinn nachzudenken. Nachdem er schließlich anno 1721 frei geworden, eilte er schnellstens nach Paris, um sich, trotz seines gebrochenen Körpers, abermals der Kunst zu widmen, und in der That gelang es ihm bald wieder, sich in der Gunst des Publikums festzusetzen. Auf lange jedoch nicht, denn seine Kränklichkeit mehrte sich, statt sich zu vermindern, und schon im Jahr 1729 ereilte ihn in seiner Vaterstadt Verona, wohin er sich von den Brettern zurückgezogen hatte, ein schneller Tod. Gewiß ein merkwürdiges Lebensschicksal, das Stoff genug zum Nachdenken enthält!

Seit dem Transport des Kämmerers Angelo Constantini auf den Königstein war das Verhältniß des Königs zu der schönen Fatime allgemein bekannt geworden und August gab sich nunmehr auch keine Mühe mehr, dasselbe zu verheimlichen. Allzuviel übrigens darüber zu sprechen, dazu mangelte den Dresdenern die Zeit, denn nur wenige Tage nach beendigtem Carneval, ganz zu Anfang des Monats März 1700, kehrte August der Starke nach Warschau zurück und mit ihm zog natürlich seine ganze Hofhaltung. Der Grund aber, warum der König seiner deutschen Residenz so bald wieder den Rücken kehrte, lag nicht etwa darin, weil es ihm daselbst nicht gefallen hätte, sondern darin, daß nunmehr der längst beschlossene Krieg gegen Schweden begann, in welchem der starke August eine glänzende Rolle zu spielen die gewisse Ueberzeugung hegte.

Also der schwedische Krieg, das ist der Krieg der verbündeten drei Herrscher von Polen, Rußland und Dänemark gegen das vereinzelte Schweden begann im März 1700, und zwar sollten die

Feindseligkeiten verabredetermaßen damit eröffnet werden, daß der Generallieutenant von Flemming mit 12,000 Mann Sachsen unversehens die feste Stadt Riga überrumpele. Zu gleicher Zeit sollten die Dänen in's Schleswig'sche einfallen und die Russen das Land rings um den finnischen Meerbusen occupiren. Dadurch hoffte man die schwedische Macht zu theilen und somit einen leichten Sieg über sie zu erlangen. Auch wäre der Plan ganz sicher geglückt, wenn man sich nur in drei Dingen nicht gar zu arg verrechnet hätte. Einmal darin, daß man die Ansicht hegte, Karl XII. sei ein Knabe, der sich nicht zu wehren verstehe. Zum andern darin, daß man annahm, der Czar Peter könne mit seinen ungeschulten Truppen eben so schnell operiren, wie es mit gut exercirten möglich gewesen wäre. Zum dritten endlich darin, daß man gar nicht daran zweifelte, der General-Feldmarschall Graf von Dahlberg, der schwedische Commandant von Riga, werde als ein Greis von achtzig Jahren beim ersten Anlauf der Feinde Chamade schlagen. Allein das Alles stellte sich in der Wirklichkeit ganz anders heraus und bald sollten die drei Verbündeten einsehen, daß sie weit klüger gehandelt hätten, den Krieg gar nie zu beginnen.

Was nehmlich zuerst die Dänen anbelangt, so gelang es ihnen zwar allerdings, den weit schwächeren Herzog von Holstein-Gottorp aus dem Schleswig'schen zu verdrängen, allein nun eilte der Herzog nach Stockholm, um von Karl XII., seinem Schwager, Hülfe zu begehren, und dieser sammelte alsbald eine große Flotte von 30 Linienschiffen nebst einer Menge von kleineren Fahrzeugen, auf denen er seine Armee einschiffte. Noch im Mai erschien er vor Kopenhagen und erzwang sofort eine Landung. Dann ging's an die Belagerung der genannten Stadt sowie an deren Bombardement, und hiedurch wurde die Lage derselben schon nach wenigen Wochen eine verzweifelte. Noch schlimmer wurde es, als Karl XII. das dänische Heer, welches König Friedrich IV. zum Entsatz seiner Hauptstadt herbeiführte, in die wildeste Flucht schlug, und man konnte jetzt mit Gewißheit voraussehen, daß, ehe man noch Mitte August schrieb, das arme Kopenhagen erstürmt sein würde. Welch' eine Katastrophe aber, wenn's so weit kam! Darum

beeilte sich Friedrich IV. bei dem Könige von Schweden um Frieden zu bitten und in diesem am 18. August zu Travendal abgeschlossenen Vertrag ward der Herzog von Holstein-Gottorp in alle die Rechte und Länder, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingesetzt. Nicht minder mußte der König von Dänemark sich verpflichten, für die Zukunft vollkommene Neutralität zu beobachten und weder mit Truppen noch mit Geld sich irgendwie mehr am nordischen Krieg zu betheiligen.

Mit dem Ersten seiner Gegner war also Karl XII. in kurzer Zeit fertig geworden und nun wandte er sich mit der gleichen Energie gegen den Zweiten, das ist gegen den Czar Peter von Rußland, welcher später den Beinamen „der Große" erhielt. Im Laufe des September nehmlich hatte der Czar seine Armee, die er unter den Oberbefehl des Herzogs von Croy, eines Franzosen, stellte, bis gegen den finnischen Meerbusen hin vorgeschoben, und dieselbe bezog, 80,000 Mann stark, im November 1700 bei der Festung und Stadt Narwa ein wohlbefestigtes Lager. In solcher Position glaubte sie keinen Feind fürchten zu dürfen, allein Karl XII. schiffte, nachdem er den Frieden mit Dänemark abgeschlossen, seine Truppen in der Stärke von 18,000 Mann nach Livland hinüber, und ging sofort auf den ihm so unendlich überlegenen Feind los. Am 30. November gab er dann Befehl, das russische Lager zu stürmen, und nun geschah das Unerhörte, daß die 18,000 Mann Schweden in weniger als einer halben Stunde über die 80,000 Mann Russen einen vollständigen Sieg errangen. Wie einstens die Perser vor dem großen Alexander, so flohen jetzt die Moskowiter vor dem kühnen Karl, und ihrer mehr als 20,000 fanden dabei ihren Tod. Kurz die Niederlage des Czars hätte nicht größer sein können und somit durfte der schwedische König hoffen, daß derselbe Jahr und Tag brauchen würde, um sich nur einigermaßen wieder zu erholen. Jetzt blieb nur noch ein einziger Feind zu überwinden übrig und gegen diesen wandte sich sofort Karl XII. mit all' seiner Macht.

Schon im Februar 1700 rückte Generallieutenant von Flemming von Samogitien her, wo er seine ihm aus Sachsen zuge-

geschickten Truppen gesammelt hatte, in aller Stille und der Kälte trotzend über Kurland in Livland ein, hoffend, daß die livländische Ritterschaft, der schwedischen Herrschaft müde, sogleich zu ihm übertreten würde. Letzteres geschah jedoch nicht, sondern die Livländer blieben aus Furcht vor der schwedischen Rache, wenn die Sache schief ginge, neutral, und demgemäß sah sich Flemming nur auf seine eigene, kaum 12,000 Mann starke Macht angewiesen. Trotzdem besann sich der kühne Haudegen nicht, frisch vorwärts zu rücken, und eroberte schon am 24. Februar die Koberschanze unmittelbar vor Riga. Vier Wochen später, am 25. März, ward auch die Dünemünderschanze erstürmt und nun legte sich Flemming vor Riga, um dieses in seine Gewalt zu bekommen. Solche Hoffnung schlug aber fehl, denn einmal waren die Streitkräfte Flemmings viel zu gering und zum andern entwickelte der Commandant von Riga eine Jugend-Energie, welche man dem achtzigjährigen Greise nicht zugetraut hätte. Die Belagerung zog sich also in die Länge und je länger sie dauerte, um so mehr zeigte es sich, daß sie ganz vergebens sein werde, wenn nicht das Belagerungscorps eine außerordentliche Verstärkung erhalte. Nun war König August schon zu Anfang des Monats März von Dresden nach Warschau geeilt, um den polnischen Reichstag für den Krieg zu gewinnen. Mit andern Worten, um ihn zu bestimmen, daß er Geld und Truppen verwillige, mit denen der Kampf gegen Schweden recht energisch geführt werden könne. Allein der Reichstag gab weder Geld noch Truppen, sondern verwies den König auf seine sächsische Hausmacht, mit der er den Eroberungskrieg vollenden solle. Freilich angenehm wäre es den Herren Polen gewesen, wenn Livland wieder eine polnische Provinz wurde; aber selbst ein Opfer zu bringen, dazu konnten sie sich nicht entschließen. Andere sollten für sie die Kastanien aus dem Feuer holen! Demgemäß blieb dem Könige August nichts übrig, als weitere Truppen aus Sachsen zu requiriren und mit diesen ging er im Juli 1700 zu dem Belagerungscorps vor Riga ab. Die sächsische Armee zählte jetzt außer der herrlichen Artillerie mehr als 20,000 Mann, über welche sofort der starke August das Obercommando übernahm, und nun

durfte man schon eher auf Sieg hoffen. Es begann also nach kurzem das Bombardement von Riga und ein recht tüchtiges Bombardement war es. Die Festung hielt jedoch Stand, denn Graf Dahlberg hatte inzwischen durch schwedische Schiffe ebenfalls Verstärkungen zugeschickt bekommen und an Proviant und Munition fehlte es ihm ohnehin nicht. Da erhielt König August zu Anfang des September die Nachricht, daß der König von Dänemark am 18. August zu Travendal mit Schweden Frieden geschlossen habe, und nun stand zu befürchten, es werde sich Karl XII. mit all' seiner Macht auf die Sachsen vor Riga werfen. Solchen Stoß aber auszuhalten, fühlte sich der starke August nicht stark genug und somit brachte er, vor Riga nur ein kleineres Blokadecorps zurücklassend, seine Hauptarmee über die Düna zurück, damit sie da ein verschanztes Lager beziehe. Dann übergab er den Oberbefehl dem Generalfeldmarschall von Steinau und eilte mit dem Generallieutenant von Flemming seiner Residenz Warschau zu, um von hier aus die Friedensverhandlungen mit Schweden zu eröffnen. Friedrich IV. von Dänemark hatte sich ja ebenfalls ganz für sich, ohne seine Verbündeten zu fragen, mit Karl XII. abgefunden, warum sollte also er, König August, nicht in gleicher Weise vorgehen dürfen? Gewiß, er durfte es thun, ohne damit seiner Ehre zu schaden, und folglich setzte er auch sogleich alle Hebel in Bewegung. Nicht minder aber suchte er für den andern Fall zu sorgen, für den Fall nehmlich, daß der Frieden nicht zu Stande komme, und man konnte dieß am besten daraus abnehmen, daß er schon im Vorwinter von 1700 sehr umfassende Anstalten traf, um mit dem Jahre 1701 einen neuen Reichstag einzuberufen. Natürlich übrigens dießmal einen, der ihm die etwa nöthig werdende Armee nicht mehr verweigere. So machte ihm die Zukunft nicht im geringsten bange, selbst dann nicht einmal, als die erschütternde Nachricht von der großen Niederlage des Czars bei Narwa in Warschau einlief, und was Wunder also, wenn er auch in diesem Winter keine Woche verstreichen ließ, ohne sie durch irgend eine Festlichkeit verherrlicht zu haben.

Viertes Kapitel.

Die Fürstin Lubomirska (1701—1704).

Im Freudentaumel hatte der Königshof in Warschau vom Jahre 1700 Abschied genommen und im Freudentaumel schritt er in's neue Jahr hinüber. Es war aber auch Grund genug hiefür vorhanden, denn ganz zu Anfang des Jahres 1701 gebar die schöne Fatime dem König August einen herrlichen Knaben und wegen dieses Knaben, den sein Vater sofort anerkannte — er gab ihm den Namen Friedrich August, Graf Rutowsky und derselbe machte später eine große Carrière in Sachsen, indem er schon im vierunddreißigsten Jahre nach des Grafen von Wackerbahrts Tode die Stelle eines Generalfeldmarschalls und Oberstcommandirenden der sächsischen Armee erhielt — wurde der Festlichkeiten eine Menge gefeiert. Natürlich, denn die Scham, welche damals noch herrschte, als die Gräfin von Königsmark dem Grafen von Sachsen das Leben schenkte, hatte man längst von sich abgeschüttelt und man lebte jetzt in Warschau ein Leben, das mit dem in Paris während der Glorienherrschaft des Regenten und Vormunds Ludwigs XV. wetteifern konnte.

So überaus herrlich und in Freuden nun aber auch August der Starke das Jahr 1701 begann, so stiegen doch bald am Horizonte Wolken auf, welche den Himmel mehr und mehr verdüsterten und am Ende sich in Donner und Blitz zu entladen drohten. Die

Friedensunterhandlungen nehmlich mit dem Könige von Schweden wollten gar nicht vom Flecke, trotzdem sich der König Wilhelm von Holland auf die Seite Augusts des Starken stellte, und ebensowenig zeigte sich der im Februar 1701 einberufene Reichstag willig, die ihm angesonnenen Truppen und Gelder zu verwilligen. Endlich freilich verstand er sich zu einem kleinen Hülfscorps, allein was wollte dieß besagen, wenn nun Karl XII., wie zu befürchten stand, mit dem Frühjahr vor Riga erschien und später den Krieg nach Polen selbst trug? Doch Eine Hoffnung gab es noch, die drohende Gefahr abzuwenden, die, den Czar Peter zu neuen Anstrengungen anzufeuern, und alsobald ward ein Eilbote an diesen abgesendet. Der Czar verstand sich auch wirklich dazu, in Birsen mit dem König August zusammenzukommen, und hier ward nun ein neuer Vertrag zwischen den beiden Herrschern abgeschlossen, kraft dessen der Czar eine Hülfsarmee von 20,000 Mann zur sächsischen Armee an der Düna stoßen lassen sollte. Auch hielt der russische Kaiser getreulich sein Wort und schon im Juni 1701 vereinigten sich die Russen mit den Sachsen unter Steinau. Nicht minder stießen 6000 Mann Polen und Litthauer zu der vereinigten Armee, so daß diese nun in Allem und Allem gegen 48,000 Mann zählte. Das war für die damaligen Zeiten eine sehr beträchtliche Macht und König August glaubte daher ohne Bangen der Zukunft entgegen sehen zu können, denn das Heer seines schwedischen Widersachers stand hinter dem seinen beträchtlich zurück.

So kam der Sommer 1701 heran, ohne daß irgend schlimme Nachrichten in Warschau eingelaufen wären, und am letzten Juli verfügte sich König August mit seinem Stallmeister Vitzthum und einigen anderen Herren vom Hof auf die große Königliche Reitbahn, um etwelche neu angekaufte Pferde zu probiren. Der König war voll guter Laune, denn die Pferde gefielen ihm ungemein, und eben hatte er sich auf eines der herrlichsten geschwungen, als ein mit Staub und Koth überdeckter Officier heransprengte. Derselbe kam als Courier von der Armee an der Düna, und da er auf dem Ritt nach der Königsburg in Warschau erfuhr, daß August der Starke sich im Reithause befinde, so lenkte er eiligst

sein Roß dahin. So wie er aber des Königs ansichtig wurde, sprang er aus dem Sattel und überreichte demselben ein eigenhändiges Schreiben des Feldmarschalls von Steinau.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der König das Schreiben in Empfang und nachdem er das Siegel abgerissen, überflog er es mit der sichtlichsten Ungeduld. Der Inhalt aber mußte ein furchtbar aufregender sein, denn nach wenigen Sekunden erblaßte er bis zum Tode und gleich darauf überzog sich sein Gesicht mit der glühendsten Röthe. „Höll' und Teufel!“ fluchte er und mit vor Wuth funkelnden Augen warf er das Schreiben zu Boden, indem er zugleich seinem Rosse beide Sporen in den Leib jagte. Das Thier bäumte sich hoch auf und rannte wie wahnsinnig davon. Doch immer wieder spornte es der König und drückte es zugleich mit seiner Riesenkraft so gewaltig, daß es vor Schmerz ganz außer sich kam. Endlich, wie er das edle Roß fast zu Schanden geritten, sprang er herunter und sein Schwert ziehend hieb er demselben mit einem einzigen Streich den Kopf ab. Eines solchen Riesenstreiches war nur August der Starke fähig und er führte ihn, weil ihn die Wuth förmlich toll gemacht hatte. Doch jetzt, nachdem er sich ausgetobt, bestieg er gelassen ein anderes Pferd und ritt nach der Königsburg zurück, um alsbald mit dem Generallieutenant von Flemming und seinen übrigen Ministern einen lang andauernden geheimen Rath zu halten.

Was war es nun, was den starken August in so furchtbaren Zorn versetzt hatte? Es ist mit wenigen Worten gesagt. Im Monat Juli schiffte Karl XII. seine Armee vor Riga aus und zerstreute sofort das sächsische Blokadecorps. Dann überschritt er am 18. Juli Angesichts der dort unter dem Feldmarschall von Steinau stehenden Armee die Düna und lieferte der letzteren den Tag darauf, am 19., eine große Schlacht. Die feigen Russen, ihrer 20,000, flohen beim ersten Kanonenschuß und ihnen folgten nach kurzem Scharmützel die 6000 Polen und Litthauer. Nur die Sachsen hielten Stand. Es sollte sie aber ihre Tapferkeit nichts nützen und eben so wenig hatte die Kriegserfahrenheit des alten Feldmarschalls von Steinau einen Erfolg. Im Gegentheil

erfocht das Genie des jungen Schwedenkönigs in Verbindung mit der ehernen Kraft seiner Mannen einen vollständigen Sieg und die Sachsen erhielten dabei so große Verluste, daß von einem ferneren Widerstand keine Rede mehr sein konnte. Das war die Nachricht, welche der genannte Courier dem König August überbrachte, und nun wird sich der Leser nicht mehr darüber wundern, daß den Monarchen eine so furchtbare Wuth erfaßte.

Die großen Pläne der drei verbündeten Herrscher hatten also ein klägliches Ende genommen, denn Karl XII. war gegen alle drei siegreich geblieben und somit ging von seinem anererbten Besitz auch nicht ein Stückchen Land verloren. Aber nun, nachdem Karl alle seine Feinde zurückgeschlagen, trat die große Frage an ihn heran, ob er sich damit begnügen solle. Begnügte er sich, das heißt, schloß er wie mit Dänemark, so auch mit dem Czar und August dem Starken Frieden, so gewann er dem Anschein nach zwar nichts als Ruhm und Ehre, allein eine solche Ehre und einen solchen Ruhm, daß er von nun an als der Schiedsrichter des Nordens gelten mußte. Solches wäre jedenfalls ein sicherer Gewinn gewesen und hätte er den kalten Blick des reiferen Alters gehabt, so würde er sich ohne Zweifel hiefür entschieden haben. Doch umgekehrt, wie stand's, wenn er sich nicht begnügte und den Krieg fortsetzte? In diesem Falle konnte es möglich werden, daß ihn seine Feinde besiegten, denn die Göttin des Kriegs hat ihre Launen, wie alle Frauen, und wenn dieß geschah, so büßte Schweden nothwendigerweise seine hohe Stellung als nordische Großmacht ein. Allein wie weit entfernt lag nicht die Möglichkeit, besiegt zu werden! Nein wahrhaftig, von den feigen Russen, die rein wie Sklaven zum Kämpfen genöthigt werden mußten, hatte er nichts zu fürchten, und eben so wenig von dem tief herabgekommenen Polenreiche mit seinem feilen und liederlichen Adel. Mit dem kleinen Sachsen aber mußte das große Schwedenreich natürlich im Handumdrehen fertig werden, selbst wenn der König von Dänemark, den beschworenen Frieden brechend, sich wieder mit August verbündete. Der Sieg also, daran zweifelte Karl XII. nicht, war ihm gewiß und wenn er siegte, so fielen ihm Eroberungen in

Menge zu. Ueberdem wurden dem russischen Bären sowie dem polnischen Adler die Flügel auf Jahrzehnte, vielleicht auf ein halbes Jahrhundert hinein gelähmt, wenn Schweden den jetzigen günstigen Augenblick benützte, um die genannten Feinde gänzlich niederzuschlagen. Demgemäß entschied sich Karl XII. für die Fortsetzung des Kriegs und rückte sofort, nachdem er Livland durch die Schlacht an der Düna zurückerobert, mit seiner ganzen Macht in Litthauen ein.

So kam eine schlimme Botschaft nach der andern nach Warschau und statt der früheren Lust und Freude herrschte nun am Hofe nur zu oft die tiefste Niedergeschlagenheit. Die allerschlimmste Botschaft aber sollte erst nachfolgen, die Botschaft nehmlich, daß unter den Polen selbst eine Revolution sich vorbereite, welche auf nichts anderes ausgehe, als den König August seines Thrones zu entsetzen.

Weiter oben bei der Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen haben wir gesehen, daß eine große Partei dem Kurfürsten entgegenstand. Diese Partei unterlag, und die meisten Mitglieder derselben, darunter auch ihr Führer, der Fürstprimas Radziejowsky, Cardinal-Erzbischof von Gnesen, ließen sich durch Geschenke und andere Beweggründe überreden, dem von der Mehrzahl erwählten Könige ebenfalls zu huldigen. Allein eine wirkliche innere aus treuem Herzen kommende Anerkennung lag in jener Huldigung nicht, sondern die Herren Malcontenten unterdrückten nur vor der Hand ihren Zorn, weil sie sich zu ohnmächtig fühlten, ihn auszulassen. Nun aber, als Karl XII. in Litthauen einrückte, wie nun? Sollte man nicht die Gelegenheit benützen, sich ihm anzuschließen und durfte man nicht hoffen, durch diesen Anschluß es so weit zu bringen, daß der verhaßte Sachse des Polenreichs verlustig gehe? Gewiß, jetzt oder nie war der rechte Augenblick, seine Rache für die früher bei der Königswahl erlittene Niederlage zu befriedigen, und einen solchen Augenblick zu vergessen, dazu waren die polnischen Edelherren viel zu schlau. Freilich — einen Meineid begingen sie damit, weil sie am Huldigungstage dem starken August den Eid der Treue geleistet hatten, allein was konnte einem pol-

nischen Edelmann, der längst mit der ganzen Moral fertig geworden war, an einer solchen Kleinigkeit liegen?

Natürlich übrigens, so was man sagt, Knall und Fall, setzten die Malcontenten ihre Empörung gegen den König August nicht in Scene, sondern sie gingen vielmehr, um ja ihr angebetetes Ich nicht zu comprommittiren, mit großer Vorsicht zu Werke und spielten auch nach der verlorenen Schlacht an der Düna noch mehrere Monate lang die getreuesten Unterthanen Augusts. Man wußte ja damals noch nicht, was Karl XII. im Sinne habe, und überdem konnte er, so lange er so weit entfernt stand, Niemanden Schutz gewähren. Nachdem aber der schwedische König mit seinem tapfern Heere in Litthauen eingerückt war, warfen diejenigen der Malcontenten, welche in dieser Provinz ihren Sitz hatten, sofort ihre Maske ab und traten offen zum Reichsfeinde über. Das erste Beispiel gab der Fürst Kazimierz Sapieha, der Krongroßfeldherr und als solcher der größte Magnat von Litthauen, welcher über einen mächtigen Anhang gebot. Er fühlte sich schon lange dadurch höchlich beleidigt, daß August der Starke seinen getreuen Flemming zum Krongroßstallmeister von Litthauen ernannt hatte, denn diese hohe Würde durfte nach des Fürsten Ansicht nur einem Eingeborenen von hohem Adel zu Theil werden, unter keinen Umständen aber einem Ausländer und gar vollends einem Deutschen. Demgemäß brachte er dem schwedischen Könige, so wie dieser den litthauischen Boden betrat, seine Huldigungen dar und eben so thaten dann auch seine Anhänger. Hiegegen aber remonstrirte mit aller Kraft der Fürst Oginsky, der Krongroßfähndrich von Litthauen, ein alter Rivale Sapiehas, und da zu ihm, zu Oginsky nehmlich, ebenfalls Viele vom Adel standen, vom Landadel sogar die Meisten, so spaltete sich sofort ganz Litthauen in zwei feindliche Lager, welche sich alsbald in blutiger Fehde bekriegten. Schon das war sehr schlimm, allein noch viel Schlimmeres stand in Aussicht, wenn Karl XII. in Polen selbst einrückte, denn hier gab es fast noch mehr Unzufriedene als in Litthauen. Ja man wollte sogar wissen, daß der einflußreichste Mann von ganz Polen, der Fürstprimas und Cardinal-Erzbischof Radziejowsky ebenfalls insgeheim gegen

den König August conspirire, trotzdem er seit Jahr und Tag äußerlich sich anstellte, als gehöre er zu seinen getreuesten Anhängern!

Unter solchen Umständen konnte sich also der Winter von 1701 auf 1702 für den Hof von Warschau unmöglich freundlich anlassen und selbst der helle Sonnenblick, welchen die Ankunft des Geheimenraths, Finanzministers und Großkanzlers von Beuchlingen verbreitete, verschwand nur allzubald wieder. Der helle Sonnenblick, sagte ich, denn Beuchlingen, das große Finanzgenie, hatte es abermalen möglich zu machen gewußt, eine große Geldsumme aufzutreiben, und Geld ist bekanntlich die Seele des Kriegs. Ueberdem brachte er die Nachricht, daß die Werbungen in Sachsen einen guten Fortgang nähmen und man durfte also hoffen, im Frühjahr wieder mit einer starken Armee in's Feld rücken zu können. Allein was half dieß Alles, wenn die Polen selbst nicht nur keine Anstrengung machten, ihr Reich gegen den schwedischen König zu vertheidigen, sondern wenn im Gegentheil das Einrücken Karls XII. einer großen Partei daselbst das Signal gab, von August abzufallen und ihm einen andern König entgegenzustellen? So verlor sich der helle Sonnenblick, den der hochgefeierte Beuchlingen nach Warschau gebracht hatte, bald wieder hinter düsterem Gewölk und Beuchlingen mußte schnell wieder nach Dresden zurück, um dort wo möglich noch mehr Geld, sowie auch insbesondere noch mehr Truppen aufzubringen.

Eines Abends zu Ende des December 1701 begab sich der Generallieutenant von Flemming in das Haus der alten Fürstin Radzivil, der Wittwe des Starosten von Samogitien. Er that dieß seit neuerer Zeit sehr oft, denn einmal war die Fürstin theils wegen ihres Reichthums, theils wegen ihres vornehmen Bluts eine höchst einflußreiche Dame, welche es getreulich mit König August hielt, und zum zweiten gab es dort einen Magnet, der den General gar mächtig anzog. Wer war nun aber dieser Magnet? Ei natürlich ein Weib, nehmlich die Frau Fürstin Constantia Radzivil, eine Tochter des Fürsten Leo Sapieha und Wittwe des verstorbenen Fürsten Dominik von Radzivil, eines Sohnes der alten Fürstin

Radziwil. Sie, die junge Wittwe, welche sich zwar nicht durch besondere Schönheit, wohl aber durch einen großen Reichthum, so wie auch dadurch auszeichnete, daß sie dem höchsten Adel Polens angehörte — sie zog ihn an und zwar so mächtig zog sie ihn an, daß sie wenige Monate später, am 9. Juli 1702, seine Frau wurde. Damals aber zu Ende des December 1701, war es noch nicht zur Erklärung zwischen dem künftigen Ehepaare gekommen, sondern das Verhältniß fing eben an, sich zu entwickeln.

„Warum so düster, mein General?" sagte die alte Fürstin zum Generallieutenant, nachdem derselbe Platz genommen. „Wieder neue schlimme Nachrichten?"

„Ich kann es nicht in Abrede ziehen," erwiederte der Generallieutenant mit gepreßter Stimme. „Denken Sie, ich habe heute in Erfahrung gebracht, daß der Fürstprimas mit dem König von Schweden in geheimem Briefwechsel steht."

„Ganz dieselbe Nachricht kam uns heute aus Birsen zu," versetzte die Wittwe Constantia, indem sie einen Blick mit ihrer Schwiegermutter wechselte. „Sie wissen, ich habe einen Oheim dort, welcher mit dem Grafen Piper auf ganz vertrautem Fuße steht, obwohl er es insgeheim mit uns hält."

„Ich weiß, ich weiß," rief der Generallieutenant. „Aber dieser Fürstprimas, dieser schurkische Verräther, ha, bei Gott, ich könnte ihn erwürgen. Die zehntausend Ducaten, die ihm der König durch seine Freundin Tobianski zukommen ließ, nahm er an, und der Schmuck, welchen die Tobianski selbst erhielt, war auch höchlich willkommen. Jetzt aber, jetzt," knirschte er; „nun wir müssen den König heute noch von dem Verrath unterrichten und ich hoffe, daß er den Schurken dann gleich verhaften läßt."

Wiederum wechselten die beiden Damen einen Blick des Einverständnisses, doch ohne daß es der Generallieutenant bemerkte. „Was den König anbelangt," meinte dann die ältere, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „haben Sie den Kammerherrn von Vitzthum gefragt, ob wir heute Nacht auf die Ehre seiner Gegenwart rechnen dürfen?"

„Gewiß habe ich gefragt," war die Antwort des General-

lieutenants, „und Vitzthum versicherte mich, der König werde kommen, denn er unterhalte sich, seit Fatime an das Krankenbett gefesselt ist, nirgends besser, als in dem kleinen Abendzirkel der Frau Fürstin Radziwil. Wir können ihn also noch heute Abend hier mit dem Verrath des Fürsten Primas bekannt machen."

„Nicht doch, mein Freund," entgegnete die junge Frau Constantia. „Wir haben einen andern Plan mit dem Könige vor und dieser Plan..... Nun Sie wissen, der Fürstprimas hat eine Nichte, auf die er ungemein viel gibt; ich meine, die Fürstin Lubomirska, eine meiner getreuesten Freundinnen. Eben dieser Freundschaft verdanke ich ein Geheimniß, das....."

Weiter konnte sie nicht reden, denn eben riß ein Kammerdiener die Thüre auf und meldete der Frau Fürstin Ursula Katharina Lubomirska, die Gemahlin des Kronoberkammerherrn Georg Dominic Fürst Lubomirski. Voll Freude sprang die Fürstin Constantia auf, um die Fürstin Lubomirska zu begrüßen; doch im selbigen Augenblick hielt sie wieder inne und neigte ihren Mund zu dem Ohr des Generallieutenants. „Wenn Sie gefragt werden, ob der König komme," flüsterte sie ihm zu, „so sagen Sie frischweg Nein. Sonst verläßt uns meine Freundin, die Fürstin Lubomirska sogleich wieder und dann wird unser ganzer Plan zu Wasser. Still; keine Frage. Morgen weihe ich Sie in Alles ein. Theuerste Catharina," rief sie dann laut, der Freundin ihre beiden Hände entgegenstreckend, „wie freue ich mich, dich endlich auch einmal wieder bei uns zu sehen!"

„Du weißt jetzt, meine Liebe," erwiederte die Fürstin Lubomirska, „was mich in der letzten Zeit abhielt, so oft hierher zu kommen, als ich gerne gethan hätte. Nun aber will ich das Versäumte wieder nachholen, wenn anders," setzte sie lächelnd mit einem Blick auf Herrn von Flemming hinzu, „der Herr Generallieutenant nichts dagegen hat, daß ich dich für mich so oft in Beschlag nehme."

Doch wir wollen die beiden jungen Damen ihre Freundschaftsversicherungen gegen einander austauschen lassen, ohne ihnen weiter zu folgen, und dagegen die Gelegenheit benützen, um uns die

eben Eingetretene ein wenig näher zu betrachten. Die junge Fürstin Lubomirska war nicht groß, aber wunderbar schön gewachsen, und ihr Auge strahlte wie ein Stern am tief dunkeln Himmel. Auch lag in ihrer Miene etwas ungemein Gewinnendes und wer sie nur oberflächlich ansah, mußte sich's auf den ersten Blick gestehen, daß es schwer sein werde, ihr irgend Etwas, wenn sie darum bat, abzuschlagen. Wie sie hieß und woher sie stammte, weiß der Leser — ich erinnere an den ersten polnischen Besuch in Dresden — schon längst, und nicht minder ist ihm aus dem Vorhergehenden bekannt, daß ihr Gatte einer der höchsten Adelsfamilien in Polen angehörte. War doch sein schon im Jahr 1667 verstorbener Vater polnischer Krongroßfeldherr gewesen und begleitete sein jetzt noch lebender Oheim, der Fürst Radziejowsky, den hohen Posten eines Cardinalerzbischofs von Gnesen und Fürstenprimas des Reichs! Dagegen stand er im Alter weit über seiner Gattin, welche erst zwanzig, höchstens einundzwanzig Jahre zählen mochte, und auch in allem Uebrigen überragte sie ihn weitaus.

Unmittelbar nach dem Eintritt der Frau Fürstin Lubomirska kamen auch noch andere Gäste. Nicht Viele, denn die gewöhnlichen Abendzirkel der alten Frau Fürstin Radzivil beschränkten sich immer auf eine nur kleinere Gesellschaft; allein um so auserlesener war dieselbe und die Neuangekommenen gehörten daher alle entweder dem höchsten Adel an, oder begleiteten sie einen der ersten Posten am Hofe.

Die Unterhaltung wurde sofort sehr lebhaft und drehte sich bald um den Krieg in Litthauen, bald um die sonstigen Tagesneuigkeiten. Doch ließ sich nicht verkennen, daß die beiden Fürstinnen Radzivil nicht immer ganz bei dem Gespräche waren, denn oftmals sahen sie sich bedeutsam an und noch öfters warfen sie besorgt den Blick nach der Thüre, als ob sie noch Jemanden erwarteten. Endlich um neun Uhr Abends wurden die beiden Flügel der Thüre weit aufgerissen und ohne angemeldet zu sein, erschien auf der Schwelle die herrliche Gestalt August's des Starken, gefolgt von seinem unzertrennlichen Begleiter, dem Kammerherr und Stallmeister von Vitzthum.

Alle Anwesenden sprangen auf, um dem Könige ihre tiefste Verbeugung zu machen; nur die Frau Fürstin Lubomirska blieb wie gelähmt auf ihrem Stuhle sitzen und eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Gesicht. Sogleich trat jetzt ihre Freundin, die junge Fürstin Constantia hart an sie heran und schlang ihren Arm um sie. „Dir ist unwohl geworden, meine theure Catharine," flüsterte sie ihr zu; „komm laß dich in eines der Nebenzimmer geleiten, daß du dich dort wieder erholest."

Nur mühsam erhob sich die Fürstin Lubomirska und unterstützt von ihrer Freundin wankte sie in ein Nebengemach, wo sie alsbald in einen Strom von Thränen ausbrach. „Warum hast du mir das gethan, Constantia?" schluchzte sie. „Du versichertest mich doch, daß er euern Zirkel nicht mehr besuche, und nur in dieser Voraussetzung bin ich zu euch gekommen."

„Er kam auch uns Beiden, meiner Schwiegermutter und mir, ganz unerwartet," versicherte Constantia Radzivil, indem sie fortfuhr, ihrer Freundin liebreich beizustehen. „Allein nun er einmal da ist, mußt du dich zu beherrschen suchen, denn nur dadurch kannst du es vermeiden, dein Herzensgeheimniß zu verrathen."

„Wie?" rief die Fürstin Lubomirska. „Du glaubst, ich werde mich dazu verstehen, zu der Gesellschaft zurückzukehren? Nie, nie, um keinen Preis! Ich habe es bis jetzt immer vermieden, da zu erscheinen, wo ich ihn vermuthe, und auch jetzt muß ich schnell nach Hause. Gib also sogleich Befehl, daß mein Wagen vorfahre, denn ich bleibe unter keinen Umständen."

„Aber . . . . ." wollte die Fürstin Constantia einwenden. Allein die Fürstin Lubomirska wurde noch heftiger und ließ nicht nach, als bis ihre Freundin Constantia das Vorfahren des Wagens anordnete.

Unmittelbar nachher fuhr sie nach Hause und die Fürstin Constantia kehrte zu der übrigen Gesellschaft zurück, von welcher sie augenscheinlich mit großer Ungeduld erwartet wurde. Diese Ungeduld aber verwandelte sich sofort bei den meisten Anwesenden in ein förmliches Betroffensein, als sie sahen, daß sie die Fürstin

Lubomirska nicht wieder mitbrachte, und insbesondere war dies bei der älteren Fürstin Radzivil der Fall.

„Du kommst allein, Constantia?“ fragte sie in bitterem Tone. „Mein Gott, das hätte ich nicht erwartet.“

„Sie ist ernstlich unwohl geworden,“ erwiederte Frau Constantia, „und so konnte ich sie unmöglich zurückhalten, obwohl ich mir alle Mühe gab.“

„Unwohl?“ versetzte König August, auf dessen Gesicht ein Zug des tiefsten Mißmuths Platz griff. „Ich kann es Ihnen etwas besser sagen. Die Frau Fürstin Lubomirska hat sich, seitdem ich König von Polen geworden bin, dem Hofe fern gehalten, und auch nicht ein einziges Mal nahm sie eine Einladung dahin an, es müßte denn die Höflichkeit es bringend gefordert haben. Noch mehr, mich selbst mied sie stets in wirklich auffälliger Weise und wenn ich es versuchte, ein freundliches Wort an sie zu richten, so antwortete sie mir mit offenbarem Widerwillen, ohne mich dabei auch nur anzusehen. Wie sollte ich mir das erklären? Natürlich sehr einfach damit, daß ich mir in's Gedächtniß rief, ihr Oheim sei der Fürstprimas Radziejowsky. Freilich der Fürstprimas begab sich später des Widerstandes gegen mich und versöhnte sich sogar aufrichtig mit mir; sie aber, die Fürstin Lubomirska, nährt immer noch den alten Haß und ich werde wohl daran verzweifeln müssen, sie je für mich zu gewinnen.“

„Der Scharfblick Eurer Majestät,“ sprach der Generallieutenant von Flemming, „hat noch immer das Rechte getroffen und so zweifle ich auch jetzt nicht im geringsten daran, daß es sich genau so verhält, wie mein allergnädigster Herr und König die Sache darstellt. Nur in Einem möchte ich mir ein gerechtes Bedenken erlauben, darin nehmlich, daß der Oheim der Frau Fürstin, ich meine der Fürstprimas, sich aufrichtig mit Eurer Majestät versöhnt habe. Im Gegentheil glaube ich, daß er ein gedoppeltes Spiel spielt und so bald er es ohne Gefahr kann, zum Verräther an König und Vaterland wird. Wie könnte man sich sonst die Thatsache erklären, daß er in geheimem Briefwechsel mit Karl XII. von Schweden steht?“

„Wie? Was?“ riefen Mehrere der Anwesenden durcheinander. „Im Briefwechsel steht er mit dem Schweden? Woher haben Sie diese Nachricht? Wie können Sie solches beweisen?“

Diese und andere Fragen ertönten aus acht Kehlen zugleich, so daß der Generallieutenant von Flemming unmöglich Allen auf einmal gerecht werden konnte. Während er aber sich abmühte, solches zu thun, flüsterte die ältere Fürstin Radzivil dem Könige einige Worte zu und alsbald folgte er ihr in das Nebenzimmer, in welchem die Fürstin Constantia mit ihrer Freundin Catharina vor einigen Minuten das kurze Zwiegespräch gehalten hatte.

„Sie wünschen mir einige Worte allein zu sagen, Frau Fürstin,“ begann der König, als die Thüre in den großen Salon sich hinter ihnen schloß.

„Ja, Majestät,“ erwiederte die alte Dame, „obwohl ich damit eigentlich ein großes Unrecht begehe. Allein es drückt mir das Herz ab, Sie in der Beurtheilung der Frau Fürstin Lubomirska auf so großem Irrweg befindlich zu sehen. Sie sprachen es vorhin laut aus, es könne gar nicht anders sein, als daß die Frau Fürstin Sie hasse, und doch — und doch,“ fügte sie stotternd bei, „dürfte vielleicht das gerade Gegentheil der Wahrheit näher kommen.“

„Frau Fürstin,“ sprach der König, einen Schritt zurücktretend und ihr einen festen Blick zuwerfend; „ich kenne Sie zu genau, als daß ich glauben könnte, Sie wollen sich einen Scherz mit mir erlauben.“

„Was ich vorhin sagte,“ bemerkte die Fürstin mit Nachdruck, „ist etwas, was ich verbürgen kann.“

„Wie?“ rief der König. „Sie stellen in der That die Behauptung auf, die Frau Fürstin Lubomirska hege Gefühle gegen mich, welche das Gegentheil von Gehässigkeit athmen?“

„Noch mehr,“ erklärte die Fürstin, „ich weiß es gewiß, daß die schöne Lubomirska den König August von Grund ihrer Seele liebt. Sie selbst hat es meiner Schwiegertochter, ihrer Freundin, anvertraut, und von dieser habe ich es dann wieder unter dem Siegel des Geheimnisses erfahren. Und wissen Sie, von wann

an sich diese Liebe datirt? Von dem ersten Besuch Lubomirska's in Dresden im Winter 1697. Sie fiel damals in Ohnmacht, als ein tolles Pferd sich mit Ihnen überstürzte und Sie für todt unter demselben hervorgezogen wurden."

Der König war aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Er erinnerte sich jetzt genau wieder des maskirten Ringelstechens in der Reitschule zu Dresden am 12. Februar 1697 und nicht minder trat ihm in's Gedächtniß, was man ihm damals über die Ohnmacht der schönen jungen Polin gesagt hatte. „Es wäre eine Möglichkeit," sprach er jetzt vor sich hin, „aber warum hat sie sich dann diese ganze Zeit her so abstoßend gegen mich betragen?"

„Es ist doch eigenthümlich," lächelte die alte Fürstin, „wie wenig die Männer mit den Weiberherzen bekannt sind. Katharine war abstoßend gegen Sie, um sich nicht zu verrathen, denn ein Weib darf doch nicht einem Manne zuerst ihre Liebe bekennen, besonders wenn dieser Mann mit einer Andern liirt ist. Die Frau Fürstin Lubomirska wird Ihnen daher auch fernerhin, trotz all' ihrer Liebe, geflissentlich aus dem Wege gehen, da Sie ja schon Ihrer Freundin Fatime wegen," setzte sie mit einem lauernden Blicke hinzu, „kein Herz für sie haben könnten."

„Ha, Fatime!" rief der König. „Die arme kranke Fatime! Ihrer hätte ich beinahe vergessen."

„Eure Majestät kennt nun," fuhr die Fürstin Radzivil fort, „das große Geheimniß der schönen Katharina Lubomirska und ich hoffe, daß Sie sie nun nicht mehr falsch beurtheilen, sie nicht mehr für Ihre Feindin halten werden. Freilich offen vor allen Leuten darf sie nicht Parthei für Sie ergreifen, weil dieß allzusehr auffallen würde, aber ... aber .... Mein Gott, welch' ein unberechenbarer Vortheil wäre es nicht, wenn sie in die Lage käme, ohne Scheu für Sie wirken zu dürfen. Sie, die auf ihren Oheim, den Fürstenprimas, einen so ungeheuren Einfluß ausübt! Doch es ist spät," brach sie plötzlich ab, „und wenn es daher Eurer Majestät gefällig ist, so wollen wir zur Gesellschaft zurückkehren!"

Sie erhob sich, um in den Salon hinauszugehen und mechanisch gab ihr der König den Arm. Die im Salon befindlichen Gäste aber stellten sich, als ob sie die viertelstündige Abwesenheit Augusts mit der Wirthin des Hauses gar nicht bemerkt hätten und fuhren ganz ruhig in ihrer Unterhaltung fort. So blieb die kleine Gesellschaft vielleicht noch eine Stunde im eifrigsten Gespräch beisammen; nur der König zeigte von jetzt ab ein nachdenkliches Gesicht und seine Zerstreutheit war so groß, daß er oft ganz verkehrte Antworten gab.

„Constantia," sagte die alte Fürstin Radzivil zu ihrer Söhnerin, als die sämmtlichen Herrn und Damen sich entfernt hatten, „wir hegten die Absicht, den König deiner Freundin durch ein unvorhergesehenes Zusammentreffen näher zu bringen, aber diese Absicht vereitelte deine Freundin dadurch, daß sie sich schnellstens entfernte. Ich steuerte daher auf einem anderen Wege demselben Ziele zu, und wenn mich nicht Alles täuscht, so war dieser Weg der richtige."

Wir haben die schöne Fatime schon lange aus den Augen verloren und es dürfte nun Zeit sein, zu ihr zurückzukehren. Gleich nach der Geburt des Grafen Rutowsky zu Anfang des Jahres 1701 wollte ihr der König einen hohen Titel verleihen und sie zugleich in einem eigenen Palaste unterbringen; allein sie schlug beides aus, erklärend, daß ihr die Liebe ihres Geliebten vollkommen genüge. Diese Bescheidenheit erwarb ihr viele Freunde und insbesondere schien es, als ob sich die Liebe des Königs zu ihr verdoppelt habe. Die Folge war, daß sie zu Anfang des Novembers 1701 abermals einem Kinde das Leben gab, einem Mädchen, das in der Taufe den Namen Katharina erhielt und später dem Grafen Bielinski angetraut wurde. Doch war dießmal die Geburt eine sehr schwere und Fatime mußte lange Zeit das Bett hüten. Auch nachher, im December, wo die Aerzte die größte Gefahr für beseitigt erklärten, wollte die Gesundheit nicht wiederkehren und sie magerte schrecklich, fast zum Skelette, ab. So endigte das Jahr 1701 sehr traurig für sie; das allertraurigste dabei aber war, daß ihr Königlicher Geliebter sichtlich anfing,

ihres langen Siechthums müde zu werden und sich am Ende nicht einmal mehr die Mühe gab, dies zu verbergen. Freilich im Anfang ihrer Krankheit hätte er sich nicht theilnehmender zeigen können und viele Stunden des Tages brachte er an ihrem Bette zu. Später wurden die Besuche seltener, allein er entschuldigte sich damit, daß ihn die Staatsgeschäfte so sehr in Anspruch nähmen. Noch später schickte der König zwar alle Tage einen Kammerherrn, der sich nach ihrem Befinden erkundigen mußte; er selbst jedoch stellte sich in der Woche kaum ein einziges Mal bei ihr ein und nun, lag darin nicht der klarste Beweis, daß er ihres Siechthums müde geworden war? Dessen ungeachtet machte ihm Fatime nicht den leisesten Vorwurf, aber in ihrer Seele reifte ein Entschluß, den sie auch nachher zur Ausführung brachte.

Mit dem Schlusse des Jahres 1701 also war Fatime dem Könige August gleichgiltig geworden; um so heller aber leuchtete nun ein anderer Stern vor ihm. „Sie liebt mich," rief beständig eine Stimme in ihm; „die wunderbar schöne Fürstin Lubomirska liebt mich, und ich Thor glaubte bisher, sie hasse mich!" Je lauter aber diese Stimme in ihm sich vernehmen ließ, desto heftiger entbrannte die Sehnsucht in ihm, ihre Bekanntschaft zu suchen, und er versäumte von jetzt an keine Gelegenheit, da zu erscheinen, wo er sie anwesend wußte. Natürlich übrigens nahte er sich ihr stets nur mit einer an Ehrerbietung gränzenden Artigkeit und nicht ein Blick, viel weniger ein Wort verrieth ihr, daß er um das Geheimniß ihres Herzens wisse. Um so wohlthuender wirkte dieß Benehmen auf sie, und sie fing bald an, ihre frühere Scheu vor ihm abzulegen.

Wie nahm nun aber die Hofwelt die Aufmerksamkeiten auf, welche König August plötzlich der Fürstin Lubomirska schenkte? Ei, alle Welt glaubte, es seien dieselben vom König darauf berechnet, den Gemahl der Frau Fürstin und insbesondere deren nahen Verwandten, den Fürstenprimas, für sich zu gewinnen; an eine beginnende neue Liebschaft aber dachte Niemand. Niemand, sage ich, jedoch mit Ausnahme dreier Personen, und diese drei Personen waren die beiden Fürstinnen Radzivil und der getreue Kammerherr von Vitzthum.

Man befand sich jetzt zu Anfang des Monats Februar. Der König August mußte manche Stunde des Tags den Geschäften widmen, denn die Schweden-Gefahr rückte immer näher. Doch hatte seine frühere Freundin Maria Aurora von Königsmark sich erboten, den nordischen Eisenmann zu erweichen und war zu ihm nach Würzau bei Mitau in Kurland, wo derselbe jetzt gerade im Hauptquartier stand, abgereist. Die Mission schlug fehl, wie wir aus dem früheren bereits wissen; allein August der Starke zweifelte damals nicht einen Augenblick daran, daß sie gelingen müsse, und überließ sich also mit voller Lust den altgewohnten Süssigkeiten des Carnevals.

Carneval! Carneval! In Dresden hatte es Mühe gekostet, ihn einzubürgern; in Warschau kam man ihm wie einem längst erwarteten Freunde entgegen. Die polnischen Edelherren kannten ihn zum großen Theile schon von früher her, von ihrem Aufenthalte in Paris und Venedig, und ihr und ihrer Frauen leichtfertiges Naturell fand sich ohnehin zwanglos in Alles, was Vergnügen heißt. Ueberdem wer kennt nicht das schwere Hinderniß, welches der kalte nüchterne Verstand des Protestantismus dem Einzug der Narrenkirchweihe noch überall bereitet hat?

Also es war Carnevalszeit und seit dem Beginn des Februar sprach alle Welt in Warschau von nichts Anderem, als von der großen maskirten Schlittenfahrt, welche gleich am ersten Montag nach Dreikönig vom Hofe veranstaltet werden sollte. Man hatte aber auch alle Ursache hiezu, denn die Vorbereitungen gingen so sehr in's Kolossale, daß man etwas Außerordentliches erwarten durfte. Endlich kam der ersehnte Tag herbei und sofort strömte in Warschau Alles, was gehen konnte, trotz der sehr unangenehmen Kälte, auf die Straßen. Ja bis weit vor die Stadt hinaus ergoß sich der Menschenstrom, denn die Schlittenfahrt sollte erst im Dorfe Wilanów ein Ende nehmen, allwo — es befand sich da ein herrliches Lustschloß, das der König Johann Sobiesky III. durch türkische Kriegsgefangene hatte erbauen lassen — August der Starke die sämmtlichen Herrn und Damen, welche sich dabei betheiligten, auf das solennefte zu bewirthen im Sinne trug.

Doch soll ich nun die ganze Festlichkeit in allen ihren Einzelnheiten von Anfang bis zu Ende beschreiben? Der Leser hat wahrscheinlich schon manches Aehnliche gesehen und so würde ihn ein detaillirter Bericht nur ermüden. Ganz jedoch darf ich über jene Fahrt nicht hinweggehen, denn einmal waren Sonderlichkeiten mit ihr verbunden, welchen man sonst nicht leicht begegnete, und zum andern hatte sie eine Folge, die inhaltsschwer genug werden sollte. Eröffnet wurde der Zug von einem kleinen Schlitten, in welchem Niemand saß, als der Gott Bacchus oder Dionysos, der Sohn des Zeus und der Semele, und natürlich stack er vom Kopf bis zu den Füßen in lauter Epheu und Weinlaub. Das Eigenthümliche dabei aber war, daß der Schlitten von sechs Löwen gezogen und von einer wohl sechs Schuh messenden Nymphe geleitet wurde. Natürlich übrigens wirkliche und wahrhaftige Löwen hatte man nicht vorgespannt, sondern kleine Pferde in Löwenfellen, und die ungeschlachte Leiterin dieses Sechsgespanns gehörte, obwohl in Weiberkleidern, dem männlichen Geschlechte an. Von den weiteren Schlitten führe ich an: erstens den des Zeus, einen wahren Koloß, der die Weltkugel und auf ihr den hehren Zeus, nebst seiner Gattin Juno trug. Dann den der Frau Venus-Aphrodite, welche ein Kranz von Horen und Grazien umgab und an deren Seite der Gott Mars in goldener Rüstung nebst einem ganzen Gefolge von tapferen Rittern hoch zu Rosse paradirte. König August hatte sich von Anfang an vorgenommen, den Mars oder Ares bei der Schlittenfahrt vorzustellen, denn er wußte, daß er sich nur zu Pferde in all' seinem Glanze zeigen könnte, und da natürlich den Gott des Muthes und der Tapferkeit die Göttin der Schönheit und Liebe begleiten mußte, so ließ er durch die beiden Fürstinnen Radzivil die schöne Katharina Lubomirska beschwören, die Rolle der Venus zu übernehmen. Sie ging jedoch nicht darauf ein und konnte auch nicht, weil ihr Herr und Gemahl, wie wir gleich sehen werden, bereits anders über sie verfügt hatte. So gelang es der Frau Marquise von Podeline, die seit einiger Zeit den Hof von Warschau verschönerte, sich zu der hervorragenden Rolle vorzudrängen, und in der That paßte sie auch aus-

gezeichnet dazu, denn man konnte keine reitzendere Formen sehen, als die der Frau Marquise, und in ihren Augen lag ein Schmelz, der selbst das Eisen erweichen mußte. Weiter nenne ich den Schlitten des Neptunus, eine Art Muschel, über welchen der Meergott mit dem Dreizack in der Hand auf einem mächtigen Wasserfasse thronte. Endlich den der Diana, der Göttin der Jagd, in welcher wir sofort die Fürstin Katharina Lubomirska erkennen. Sie war natürlich mit Köcher und Bogen versehen und ihre schlanke, aber doch kräftige Gestalt paßte vortrefflich zu der Rolle, die sie vorstellte. Doch nicht darin lag die Hauptmerkwürdigkeit, sondern darin, daß ihr Schlitten von vier wirklichen, natürlich jedoch gezähmten Hirschen gezogen wurde, welche ihr Gemahl als Gott Pan vom Bocke aus leitete. Schließlich ist noch zu bemerken, daß auch sie, gerade wie die Venus, von einer Leibgarde umgeben war, nehmlich von zwölf oder noch mehr Amazonen, welche alle vortrefflich zu Pferde saßen und gleich der Diana selbst Bogen und Köcher führten.

Um ein Uhr Mittags hatte die Fahrt vom Königlichen Schlosse aus ihren Anfang genommen, aber erst um drei Uhr befand man sich außerhalb der Stadt auf der Straße nach Wilanów. Man konnte nehmlich innerhalb der Stadt wegen der unermeßlichen Masse von Zuschauern nur sehr langsam fahren und überdem durfte, laut Programm, keine der Hauptstraßen übergangen werden. Jetzt aber, auf der Straße nach Wilanów, war Gelegenheit gegeben, die Pferde etwas rascher ausgreifen zu lassen, und nun ging's im scharfen Trotte vorwärts. Doch behielt man die Ordnung bei, in welcher man bisher gefahren war, und nicht einmal der König konnte von derselben abweichen, da ihn Frau Venus, die es offenbar auf ihn abgesehen hatte, auch nicht eine Secunde lang aus den Augen ließ. Plötzlich hörte man vom nahen Walde her Schüsse, und gleich darauf sah man eine Rotte von Wölfen, die von laut kläffenden Hunden verfolgt wurden, aus demselben hervorstürzen. Offenbar fand hier eine Wolfsjagd statt, denn diese Thiere hatten sich in der letzten Zeit außerordentlich vermehrt. Das Erscheinen der Wölfe war also durchaus nichts Außerordent-

liches und ebensowenig konnten die Bestien Furcht einflößen, da sie in feiger Flucht dahinstoben; allein bald zeigte sich's, daß sie ihre Richtung gerade auf die Schlittenparthie zu nahmen und darin lag doch immerhin eine nicht geringe Gefahr. „Vorwärts, vorwärts!“ schrie sofort König August, indem er sich hoch in den Steigbügeln erhob. „Vorwärts, und weder die Sporen noch die Peitsche geschont, denn sonst durchbrechen die Wölfe unsere Linie und dann giebt's keinen Halt mehr für unsere Rosse.“

So schrie er mit seiner gewaltigen Stimme und da er ungefähr in der Mitte des Zugs ritt, so ward er überall gehört. Auch gehorchten ihm die sämmtlichen Reiter und Rosselenker und im raschesten Galopp ging's vorwärts. Allein der Befehl kam dennoch zu spät, wenigstens für die Hintersten des unendlich langen Zugs. Mit riesigen Sprüngen nehmlich nahten die Wölfe und durchbrachen die Linie gerade vor dem Schlitten der Frau Göttin Diana.

Die Wirkung war eine furchtbare. In wilder Hast nehmlich rannten die Gespanne davon und selbst einige sehr gute Reiter konnten ihrer scheuen Thiere nicht mehr Herr werden. Vollends aber die vier Hirsche, welche der Gott Pan oder vielmehr der Fürst Georg Dominik Lubomirsky lenkte! Wohl waren sie gut eingefahren und sonst so zahm, daß sie mit Leichtigkeit gelenkt werden konnten, allein man bedenke die angeborne Angst dieser Thiere vor Wölfen! Ein Ruck also nach der Seite und fortflogen sie über das weite Schneefeld. So stark aber war der Ruck gewesen, daß Frau Diana-Lubomirska beinahe zum Schlitten herausstürzte und dem Fürsten die Zügel entrissen wurden. Schnell entschlossen sprang er vom Bocke, sie wieder zu erhaschen, allein sein Sprung brachte ihn gar unsanft zu Falle und wie er sich endlich wieder aufraffte, konnte er weder von den Hirschen noch vom Schlitten mehr etwas sehen.

Um diesen Vorfall zu beschreiben, habe ich natürlich längere Zeit gebraucht; das Ereigniß selbst aber nahm kaum eine Minute in Anspruch und im Handumdrehen war die Katastrophe da. Ja so schnell kam das Unglück herbei, daß die Wenigsten früher

etwas von demselben erfuhren, als bis sie in Wilanów angelangt waren! König August dagegen sah der Katastrophe in's Gesicht und sein Blut erstarrte fast zu Eis, als er die Wölfe gerade an jener Stelle durchbrechen sah. Doch kaum stoben die Hirsche in gewaltigen Sätzen über das Schneefeld hin, so jagte er seinem Pferde beide Sporen in den Leib und in rasender Eile flog es den Hirschen nach. Natürlich folgten ihm sofort seine Ritter, über die er als Mars den Oberbefehl führte; allein schon nach kurzem ließ er sie weit hinter sich und nicht einmal sein Kammerherr von Vitzthum brachte es dießmal zu Stande, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Einen solchen Wettlauf hatte man wohl noch nie gesehen. Voran die Hirsche, den Schlitten ziehend; dann hart hinter ihnen der König, sein edles Roß mit Worten und Sporen antreibend; endlich in einiger Entfernung der Kammerherr von Vitzthum und noch viel weiter zurück die acht oder zehn andere Reiter! Daß die letzteren die Hirsche nie einholen würden, davon konnte man sich auf den ersten Blick überzeugen; allein durfte man hoffen, daß es dem Könige glücke? Wohl war er der beste Reiter in all' seinen weiten Landen; wohl ritt er ein herrliches Vollblutpferd, das an Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit nicht leicht übertroffen werden konnte. Trotz allem dem aber wäre er vielleicht den Hirschen doch nicht nachgekommen, wenn nicht einer derselben am Vorderfuße einen kleinen Schaden gehabt und eben deßwegen in seiner Sprungfertigkeit bald etwas nachgelassen hätte. Sei dem übrigens wie ihm wolle, nach einer Jagd von einer Viertelstunde hatte der König den Schlitten so weit eingeholt, daß er sich der darin sitzenden Dame verständlich machen konnte. „Halten Sie sich fest, Frau Fürstin," schrie er sofort. „So fest, als Sie nur immer können und ich stehe Ihnen dafür, in fünf Minuten sind Sie gerettet."

Doch jetzt eben, großer Gott, was trat ihm jetzt vor Augen? Unmittelbar vor ihm gähnte ein Abhang, auf welchen die Hirsche zustürzten. Nicht tief war der Abhang, aber zackigte Felsen starrten aus dem Schnee hervor und wenn der Schlitten über

diese Felsen hinabgerissen wurde, so mußte er nothwendig zerschellen. Dann gab's keine Rettung für die Fürstin Lubomirska. Es brannte dem Könige im Gehirn und seine Gedanken verwirrten sich. Nur Eines stand in ihm fest, die Hirsche mußten zum Stehen gebracht werden, ehe sie den Absturz erreichten. Noch einmal bohrte er seinem Rosse die Sporen in die Weichen, daß helles Blut vorquoll, und — ein mächtiger Satz — er fand sich Seite an Seite mit dem tollen Gespanne. Ein Ruck und er hatte das Schwert heraus. Ein Hieb und das Haupt des einen der Hirsche flog vom Rumpfe. Noch zehn Schritte vorwärts rissen die drei andern Thiere den Leichnam; dann verwirrten sie sich in dessen Geschirr und zwei stürzten nieder. Mit einem einzigen Sprung stand jetzt König August auf der Erde und einen Moment darauf hielt er die gerettete Fürstin in den Armen. Bis dahin hatte sich dieselbe ihre volle Besinnung gewahrt. Die furchtbare Gefahr, in der sie schwebte, zwang sie dazu. Nun aber, da die Gefahr vorüber, nun kam das Weib in ihr zur Geltung und eine tiefe Ohnmacht umfieng sie.

König August befand sich in einer höchst eigenthümlichen Lage, denn man bedenke, in seinen Armen lag ein bewußtloses Weib und er selbst stand ganz allein mitten in einem ungeheuren Schneefeld. Ueberdem erfaßte ihn im Anfang eine furchtbare Angst, der Schreck möchte die arme Fürstin getödtet haben, und vor Verzweiflung hätte er laut aufschreien mögen. Doch nein, er fühlte ja das Pochen ihres Herzens und ihr Athem berührte sein Gesicht. Todt war sie also nicht; nur ohnmächtig und in der Freude hierüber drückte er sie fest an sich. Dann gab er ihr die süßesten Namen und überschüttete sie mit seinen Küssen. Allein alle seine Bemühungen, sie zu erwecken, hatten für jetzt wenigstens keinen Erfolg und so wäre seine Verzweiflung fast wiedergekehrt. Da sah er endlich einen Reiter über das Schneefeld herfliegen, und, mein Gott, wie dankte er dem Himmel, als er sofort den Reiter erkannte.

„Vitzthum," rief er dem Heransprengenden schon von weitem zu, „reit', was du kannst, nach Warschau zurück. Ich bedarf

augenblicklich eines Arztes, sonst stirbt mir die Fürstin Lubomirska unter den Händen. Aber nein, halt, die heilige Jungfrau sei gepriesen, die Fürstin schlägt die Augen auf und das Blut kehrt auf ihre Wangen zurück."

So war es auch in der That. Zum vollen Bewußtsein jedoch kam sie nicht sogleich, sondern wie sie sah, daß sie an dem Herzen des Königs ruhe, erfaßte sie ein neuer Schreck und todtesblaß werdend schloß sie abermalen die Augen.

„Sie stirbt, sie stirbt," schrie nun der König wie außer sich; „eine Million gäbe ich um einen Arzt."

Der Kammerherr von Vitzthum war inzwischen vom Pferde gesprungen und nahe auf den König zugetreten. „Majestät," sagte er dann ganz ruhig, nachdem er die Fürstin näher betrachtet, „ein Arzt wird nicht nöthig sein. Dagegen werde ich jetzt doch sogleich nach Warschau zurückreiten, um Ihnen einen Schlitten zu verschaffen, denn wie wollen Sie sonst die Frau Fürstin nach deren Palais bringen?"

Hieran hatte der König noch gar nicht gedacht und auch jetzt gab er nicht sogleich eine Antwort, da er im Anblick der Fürstin ganz verloren war. „Ha," rief er endlich mit einem freudigen Aufschrei, „sie bewegt sich und du hast Recht, Vitzthum, sie wird dem Leben wieder geschenkt werden. Aber was sagtest du von einem Schlitten?"

„Ich sagte," meinte der Kammerherr, ein Lächeln nur mit Mühe unterdrückend, „Eure Majestät würden eines Wagens oder Schlittens bedürfen, um die Frau Fürstin nach Warschau zurückzubringen. Allein da wir ziemlich weit von da entfernt sind, so wird es immerhin eine Stunde oder noch länger anstehen, bis ich den Schlitten hierher bringen kann, und so lange hier im Freien auszuharren, möchte für die Frau Fürstin schlimme Folgen haben. Wenn ich daher Eurer Majestät rathen dürfte ......"

„Sie hat sich schon wieder bewegt," unterbrach ihn der König mit einem abermaligen Freudenschrei, „und siehst du die Röthe auf ihren Lippen? Aber was wolltest du sagen? Gibt's hier in der Nähe eine Unterkunft, ein Försterhaus, oder etwas dergleichen?"

„Gewiß, Majestät," erwiederte der Kammerherr. „Sehen Sie den Rauch dort am Saume des Waldes? Er kommt von dem Kamine eines Hauses, in welchem Sie, wenn auch keine Bequemlichkeiten, so doch Schutz vor der Kälte und für die Frau Fürstin ein Ruhebett finden. Wenn es also Eure Majestät erlauben, so will ich die Dame dorthin tragen und ......"

„Was?" fiel ihm August der Starke mit Heftigkeit in's Wort. „Du willst sie tragen? Wag' es sie nur zu berühren und ich strecke dich todt nieder. Doch nein," fuhr er weit milder fort, als er sah, wie Vitzthum erschrocken zurückfuhr, „so böse ist's nicht gemeint. Ich weiß ja, daß du treu bist, wie Gold. Vorwärts also, Vitzthum, auf's Pferd, einen Wagen in Warschau zu holen. In dem einsamen Hause dort triffst du mich."

Schnell eilte er fort mit seiner süßen Bürde auf dem Arme und bedächtig hinter ihm drein schritt sein edles Roß, das diese ganze Zeit über ruhig neben ihm stehen geblieben war. Noch ehe er aber das bewußte Haus erreichte, war die Frau Fürstin Lubomirska zu ihrem vollen Bewußtsein zurückgekehrt.

Was soll ich nun noch weiter hinzusetzen? Ich denke, der Leser kann alles Uebrige errathen. Auch das, daß der bestürzte Hof sich bald wieder beruhigte, nachdem er sich überzeugt, daß weder der König noch die Frau Fürstin Lubomirska irgend Schaden genommen hatten. Natürlich übrigens wurde das Ereigniß in allen Kreisen auf das eingehendste besprochen und man konnte nicht müde werden, dem Könige für seine Ritterlichkeit die ungemessensten Lobsprüche zu ertheilen.

Nur auf drei Personen machte das Ereigniß einen ganz anderen Eindruck und diese drei Personen waren der Fürst Lubomirsky, die Türkin Fatime und die Frau Marquise von Podoline. Die letztere hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, das Herz des Königs für sich zu gewinnen, und da sie in der That eine ganz bezaubernde Frau Venus vorstellte, so wird man diese Eitelkeit verzeihlich finden. Um so bitterer war ihre Enttäuschung, als der König von ihrer Seite weg zur Rettung der Fürstin Lubomirska seinen soeben beschriebenen Ritt auf Leben und Tod begann, und

gleich den andern Tag verließ sie den Warschauer Hof für immer. Genau eben so verfuhr auch Fatime; aber ganz in der Stille und ohne irgend Aufsehen zu erregen. Kaum nehmlich hatte sie noch am Abend von einer geschäftigen Zunge erfahren, was an dem vielberühmten Maskenschlittenfahrttage vorgefallen sei, so packte sie alle ihre Werthsachen zusammen und fuhr dann am frühen Morgen, dem Könige ihre Abreise mit ein paar kalten Zeilen meldend, mit Extrapost nach Dresden ab. Dort aber war ihres Bleibens auch nicht lange, sondern sie kaufte sich sofort ein kleines Landgut, auf das sie sich in die Einsamkeit zurückzog. Noch mehr, um sich die Wiederkehr an den Hof ganz unmöglich zu machen, reichte sie einem Gutsnachbar, dem früheren Obristlieutenant von Spiegel, einem schon älteren Herrn, ihre Hand am Altare und führte fortan ein so achtbares Leben, daß auch die Schlimmsten ihr nichts Böses mehr nachzureden im Stande waren.

Ganz anders benahm sich der Fürst Lubomirsky. Unmittelbar nach seinem bösen Falle überließ er sich dem heftigsten Jammer, denn er glaubte nichts anderes, als daß seine Frau verloren sei. Dann, nachdem ihn seine Leute in sein Hôtel nach Warschau zurückgebracht hatten, sandte er überallhin Boten, um Nachricht über das Schicksal seiner Gattin zu bekommen; allein Stunde für Stunde verging und noch immer konnte er nichts Sicheres erfahren. Endlich jedoch, obwohl erst spät am Abend, fuhr ein Wagen vor sein Palais und eine Minute später brachte ihm der König in allerhöchsteigener Person seine Gattin. Zuerst prallte er vor ihr zurück, wie vor einem Geiste; allein um so leidenschaftlicher brach gleich darauf sein Freudensturm aus, als er sich überzeugte, daß sie vollkommen heil und gesund sei. Wiederum etwas später, nachdem sich der König längst entfernt hatte, mußte sie ihm erzählen, wie es bei ihrer Rettung zugegangen sei, und sie that es, obwohl nur ziemlich summarisch. Zuletzt wollte er wissen, warum sie denn jetzt erst zurückkehre — jetzt erst so spät am Abend; allein sie erklärte kurzweg, „weil sie nicht früher habe kommen können,“ und zog sich sofort auf ihre Zimmer zurück.

Der Fürst fühlte sich verstimmt, seine Freude war dahin.

„Dahinter steckt ein Geheimniß verborgen," rief endlich eine Stimme in ihm, ich meine die Stimme der Eifersucht, von der er seit seiner Verheirathung beständig geplagt wurde, und alsbald befahl er einem Diener, seinen Wagen vorfahren zu lassen. „Die Frau Marquise von Podoline," sprach er zu sich selber, „kennt alle Neuigkeiten am Hofe; von ihr werde ich erfahren, was mir meine Frau verschweigt." Er fuhr also zur Frau Marquise und richtig, so spät es auch war, so nahm sie ihn doch sogleich an. Ja es schien ihr große Freude zu machen, daß der Herr Fürst heute noch bei ihr vorsprach, denn morgen wäre es zu spät gewesen, da sie ja ihre Abreise auf den andern Tag festgesetzt hatte!

Natürlich brachte der Fürst sogleich das Gespräch auf die Rettung seiner Gemahlin und die Frau Marquise säumte nicht, ihm Alles zu erzählen, was sie selbst in Erfahrung gebracht hatte. Insbesondere aber legte sie einen großen Nachdruck darauf, daß der König mit der Fürstin über drei Stunden lang allein in dem einsamen Hause verweilt habe, denn die Leute, die es bewohnten, hätten sich selbstverständlich vor der Majestät zurückgezogen. „Ueber drei Stunden lang," rief der Fürst Lubomirsky, und der kalte Schweiß lief ihm von der Stirne. „Gewiß, mein Freund," hohnlächelte die Frau Marquise; „aber in aller Unschuld, gerade wie Aeneas und Dido während des Donnerwetters in der Höhle."

Ein wilder Fluch trat auf die Lippen des Fürsten und fort stürzte er die Treppe hinab.

Die ganze Nacht schloß er kein Auge, sondern ging brütend in seinem Zimmer auf und nieder. Einmal versuchte er es in's Schlafzimmer seiner Gemahlin zu dringen; sie hatte jedoch die Thüren fest verschlossen und gab ihm auf sein Rufen keine Antwort. Am Morgen endlich war er ruhiger und zugleich zu einem festen Entschlusse gekommen. Sofort befahl er der Dienerschaft, ihm sogleich Meldung zu machen, wenn seine Gemahlin sichtbar sei. Seine Geduld ward aber auf eine harte Probe gestellt, denn erst gegen Mittag ließ ihn Frau Katharina Lubomirska vor.

„Madame," sagte er in ruhigem aber sehr entschiedenem Tone zu ihr, „ich habe ihnen die Mittheilung zu machen, daß wir heute

noch Warschau verlassen. Wir werden von nun an unseren Aufenthalt auf einem unserer Güter nehmen."

Die Fürstin sah ihren Gatten groß an und erhob sich dann stolz und kühn. „Wir?" rief sie, dem Worte einen scharfen Nachdruck gebend. „Wir, sagten Sie, werden Warschau verlassen? Ueber ihr eigenes Thun und Lassen sind Sie natürlich Ihr vollständiger Herr; über mich jedoch wie über eine Sklavin zu verfügen, dazu haben Sie kein Recht. Ich bleibe hier in Warschau."

„Sie haben also," fuhr der Fürst noch immer ruhig und kalt fort, „den festen Entschluß gefaßt, mir den Gehorsam der Gattin aufzukündigen?"

„Wir befinden uns im tiefsten Winter," erklärte sie darauf nach einigem Besinnen, „und wenn wir jetzt auf's Land zögen, so müßten wir das Gespött der ganzen Welt werden."

„Und ich sage Ihnen," entgegnete er, nur noch mit Mühe an sich haltend, „gerade um nicht das Gespött der Welt zu werden, nehme ich Sie aus Warschau fort. Glauben Sie," setzte er mit einem wilden Blicke hinzu, „es sei mir unbekannt, wie sehr Sie gestern meine Ehre compromittirt haben? Also kurzweg, wollen Sie mir freiwillig folgen oder nicht?"

„Nein," war die stolze Antwort der Fürstin. „Jetzt, da Sie drohen, ganz sicherlich nicht."

„Ha!" schrie er in voller Wuth und seine Fäuste ballten sich krampfhaft. Doch mit einer großen Kraftanstrengung bezwang er sich noch einmal und stellte sich hart vor seine Gattin hin. „Katharina," sprach er dann, „mein Entschluß, diesem schändlichen Hof für immer den Rücken zu bieten, ist dir allzu unerwartet gekommen, als daß du mir jetzt gleich mit gehöriger Ueberlegung antworten könntest. Ich gebe dir daher den ganzen heutigen Tag zur Bedenkzeit, und hoffe, daß du dich morgen so entscheidest, wie es deine und meine Ehre erfordert. Eins jedoch halte im Gedächtniß," schloß er mit starkem Nachdruck; „das nehmlich, daß die Ehe dem Manne das Recht gibt, seine Frau zum Gehorsam zu zwingen und wäre es selbst mit Mitteln der Gewalt."

Mit diesen Worten drehte er sich rasch um und begab sich wieder auf seine Zimmer.

Eine Zeitlang blieb nun die Frau Fürstin tief nachdenklich sitzen, den Kopf auf ihre beiden Hände gestützt. Doch nach einer Viertelstunde schon hatte sie sich entschieden und in einen weiten Mantel gehüllt, so wie nur von ihrer vertrautesten Dienerin begleitet, verließ sie sofort zu Fuß das Palais. Ihr Ziel war ein nahes Nonnenkloster, in welchem sie sich unter den Schutz der Aebtissin begab. Doch warum soll ich den weiteren Verlauf dieser Geschichte mit breiten Worten schildern? Genug, die Fürstin hatte die Liebe, welche sie zu König August seit Jahren schon im Herzen trug, diese ganze Zeit her gewaltsam niedergehalten. Sie hatte es gethan, um ihren Pflichten als Gattin nachzukommen und noch mehr deßwegen, weil der König ihr keine besondere Aufmerksamkeit schenkte; jetzt aber nach dem gestrigen Tage, wo August der Starke sein eigenes Leben auf's Spiel setzte, um das ihrige zu retten, jetzt brach diese Liebe mit einer Gewalt hervor, welche keine Schranken mehr kannte, und da der König ihr mit dem gleichen Feuer entgegenkam, wie hätte sie ihm da noch etwas verweigern können?

Sie war also fest entschlossen, mit ihrem Gemahl, zu dem sie nie Liebe gefühlt, zu brechen, und um nicht von ihm zur Abreise aus Warschau gezwungen werden zu können, entfloh sie, wie oben gesagt, in das ihr benachbarte Nonnenkloster. Voll Wuth verlangte der Fürst Lubomirsky, so bald er von ihrer Flucht Kenntniß erhielt, ihre Auslieferung; allein die Aebtissin verweigerte sie ihm, sich auf ihre Privilegien berufend. Draufhin ließ der König den Fürsten rufen und machte ihm Friedensvorschläge. Der Fürst aber erlaubte sich beleidigende Ausdrücke und quittirte augenblicklich seine Krongroßkammerherrnwürde. In Folge dessen wurde ihm vom Könige der Hof verboten und er mußte von Warschau abreisen. Er ging aber nicht, ohne vorher insgeheim mit seinem Oheim, dem Fürsten-Primas eine lange Rücksprache genommen zu haben, und dieser rieth ihm, sich klagend an die Nuntiatur, das ist an den Vertreter des Pabstes in Warschau, den Cardinallegaten

Davia, zu wenden. Es geschah und der Nuntius nahm auch die Klage an. Keineswegs jedoch, um eine Entscheidung gegen die Fürstin Lubomirska zu treffen, denn der Pabst begünstigte, wie wir wissen, den König August und wollte ihn schon wegen der in Aussicht genommenen Bekehrung der Sachsen um keinen Preis vor den Kopf stoßen. Statt also der Fürstin Lubomirska zu befehlen, ihrem Gatten zu folgen, ging man, auf den Antrag des Nuntius, in Rom recht gerne — natürlich gegen Bezahlung der üblichen Sporteln, welche eine namhafte Summe ausmachten — darauf ein, die Fürstin von ihrem Gemahl zu scheiden und schon nach kurzem sah sich Katharina ihrer verhaßten ehelichen Fesseln ledig. Sie konnte somit wieder heirathen, wenn sie wollte. Sie zog es aber vor, ohne Scheu vor der Welt dem anzugehören, den sie liebte, obwohl sie nie hoffen durfte, sich durch kirchliche Bande mit ihm vereinigt zu sehen.

So wurde die Fürstin Lubomirska die Geliebte Augusts des Starken und der Plan, welchen die beiden Fürstinnen Radzivil ausgeheckt hatten, glückte also in seiner ganzen Vollständigkeit. Allein brachte er auch die glücklichen Folgen zu Wege, auf welche die beiden Fürstinnen sich Rechnung machten? Nun, die Fürstinnen waren der festen Ueberzeugung, der Einfluß der schönen Lubomirska auf ihres Gatten Oheim Radziejowsky sei so überwiegend, daß derselbe, wenn sie ihn dränge, ganz unbedingt die Partei des Königs August ergreifen würde, und wenn er dieß that, so mußte nothwendig der Partei der Malcontenten ein immenser Schaden daraus erwachsen. Dann durfte es Karl XII. kaum wagen, in das eigentliche Polen einzufallen, außer auf die Gefahr hin, es mit der gesammten polnischen Nation aufnehmen zu müssen. Was that aber der Fürstprimas? Ei, er erwies sich fortwährend unendlich freundlich gegen Frau Lubomirska, auch nachdem sich dieselbe von dem Fürsten, ihrem Gemahl, getrennt hatte, und nannte sie noch immer seine liebe theure Nichte, obwohl dieser Name ihr rechtlich nicht mehr gebührte. Auch versprach er ihr hoch und heilig, den Reichstag für den König August günstig stimmen zu wollen und in der That brachte er es so weit, daß eine Deputation von Reichstagsmitgliedern an Karl XII. von Schweden ab-

gefertigt wurde, demselben zu erklären: „Was massen die Republik Polen bereit seie, in einer Masse von 100,000 Mann zu Pferde zu sitzen, daferne er, Karl XII., nicht innerhalb vier Wochen seine Armee aus Litthauen nach Livland zurückführe.“ Allein so wie die Deputation abging, sandte der Fürstprimas auf anderem Wege einen Eilboten an den schwedischen König und ließ denselben in einem vertrauten Schreiben wissen, daß er sich an dergleichen Drohungen, die blos auf dem Papiere ständen, nicht kehren solle. „Im Gegentheil“ — so lautete der Schluß des Briefes — „möchte Karl XII. nur immerhin getrost gegen Polen vorrücken, um die Dethronisation Augusts in's Werk zu setzen, denn er, der Fürst-Primas, nebst seiner ganzen Partei sei bereit, alles Mögliche zu contribuiren, daß dieser Plan gelinge.“

Nunmehr wird der Leser im Klaren sein, was er von dem Gelingen des Planes der beiden Fürstinnen Radziwil zu halten hat.

Fünftes Kapitel.

Der Gegenkönig Leszczynski (1703—1704).

Also eine neue Geliebte hatte der König August und er schwamm deßhalb förmlich in Seligkeit. Auch versäumte er es natürlich nicht, sie mit Gnadenbezeugungen zu überschütten und der Glanz, mit dem er sie umgab, hatte etwas wirklich Königliches. Sie aber — nun sie war sich der großen Gewalt, die sie über den König hatte, gar wohl bewußt und nahm daher die Huldigungen des Hofes auf eine Weise in Empfang, als wären die sämmtlichen Polen und Sachsen ihre hörigen Unterthanen. Welch' ein Gegensatz also zwischen ihr und der unmittelbar vor ihr vom König geliebten Fatime!

Doch während August der Starke vor Wonne außer sich war und seiner neuen Geliebten Feste über Feste bereitete, blieb der König von Schweden natürlich nicht müßig, sondern traf vielmehr alle Vorbereitungen, um im Frühjahr 1702 geraden Weges auf Warschau vorrücken zu können. Er hatte alle Friedensofferte definitiv abgewiesen und man wußte von ihm, daß er den Krieg nicht beendigen würde, als bis statt des ihm so sehr verhaßten sächsischen Augusts ein Anderer auf dem Throne von Polen saß. Jetzt galt's somit die Existenz und demgemäß sah sich August der Starke endlich zu Anfang des Mai genöthigt, sich aus den Armen der Liebe zu reißen. Er mußte doch seinem Namen Ehre machen

und den Kampf mit dem Feinde aufnehmen! Doch — womit kämpfen? Etwa mit der Armee, welche Polen stellte? Ja wohl, der Reichstag hatte dem Schwedenkönig gedroht, daß der ganze Adel, 100,000 Mann stark, in's Feld rücken werde, allein die Drohung war Drohung geblieben und in Allem und Allem betrug das Corps, das man auf die Beine brachte, die sogenannte Kronarmee, noch nicht einmal den zehnten Theil jener Hunderttausend. Demgemäß blieb dem Könige August nichts übrig, als die inzwischen in Sachsen geworbenen Truppen so schnell als möglich herbeizuziehen, und richtig, nachdem er die nöthigen Befehle erlassen, marschirte er zu Ende Juni 1702 mit der kleinen Kronarmee nach Krakau ab, um sich dort mit den anrückenden Sachsen zu vereinigen.

Solches war der ostensible Grund; in Wahrheit jedoch glich der schnelle Abzug des Königs fast einer Flucht, denn Karl XII. rückte in Eilmärschen heran, um sich Warschau's zu bemächtigen. Auch zog derselbe gleich nachher siegreich daselbst ein, ohne irgend Widerstand zu finden. Ja, nicht blos keinen Widerstand fand er, sondern vielmehr die offenste Unterstützung, und diese bestand darin, daß sofort der Fürstprimas Radziejowsky mit einer bedeutenden Anzahl von polnischen Großen, besonders aus den Häusern Lubomirsky, Sobiesky und Leczinsky, ganz offen zu ihm übertrat. Warum auch nicht? Die Sache Augusts schien ja für immer verloren und die Herren Malcontenten konnten also endlich ohne Gefahr ihrem Rachegefühl Rechnung tragen! Eben deßwegen beeilten sie sich auch, mit Karl XII. darüber zu unterhandeln, welchen polnischen Magnaten man wohl am besten als Nachfolger Augusts auf den polnischen Thron setzen könnte, und der Fürstprimas ging sogar so weit, nicht blos den Prinzen Jacob Sobiesky, den wir bereits kennen, als die einzige passende Persönlichkeit — den Prinzen Conti hatte er längst als „unmöglich" aufgegeben — in Vorschlag zu bringen, sondern gerabezu zu verlangen, daß der Prinz sofort als König proclamirt werde. Von einer solchen Unterstützung jedoch wollten weder die andern polnischen Magnaten, noch Karl XII. selbst etwas wissen und insbesondere meinte Letzterer, man könne ein Bärenfell nicht vertheilen, ehe der Bär selbst erlegt sei.

Also vor Allem sollte der Bär erlegt werden und deßwegen marschirte Karl XII. schon Anfangs Juli wieder aus Warschau ab in der Richtung nach Krakau zu. Dort stand zwischen Clissow, Binczow und Rembowa König August mit einer starken Macht, denn so eben war hier der Feldmarschall von Steinau mit 22000 Mann Sachsen angekommen und mit der polnischen Kronarmee zusammen verfügte also der König über mehr als 30,000 Krieger. Einem solchen Heere waren die Schweden scheinbar nicht gewachsen, indem sie mindestens 12,000 Mann weniger zählten; allein dennoch ging Karl XII. seinem Feinde kühnlich entgegen, und in seiner Miene lag vollkommene Siegesgewißheit. Er kannte seine Soldaten und Officiere und wußte, daß er sich auf sie verlassen könne. Nicht minder aber kannte er auch die traurige Art, wie die sächsischen Truppen in den Soldatenrock gepreßt worden waren, und er konnte sich also wohl denken, daß unter ihnen keine große Begeisterung herrschen werde. Ueberdem bestand nicht der größte Theil der sächsischen Officiere aus adeligen Herren, die wenig oder nichts vom Kriegshandwerke verstanden, dagegen aber um so mehr bei Trinkgelagen ihren Mann stellten? Endlich noch die polnische Kronarmee — war diese nur irgend für Etwas zu rechnen? Das war der Grund, warum Karl XII. so kühnlich voranging, und nach wenigen Tagen sollte es sich bewähren, daß er den Werth seiner Leute nicht überschätzt hatte. Am 19. Juli 1702 nehmlich wurde die Schlacht bei Clissow geschlagen und gleich nach dem ersten Kanonenschuß liefen die Polen sämmtlich davon. Die Sachsen, ihre alte Tapferkeit bewährend, hielten Stand, allein durch die rapide Flucht der Kronarmee wurde ihre Reiterei in Unordnung gebracht und weil gleich nachher ihr Commandant, der Generallieutenant von Flemming eine schwere Blessur erhielt, so ließ sie sich nicht mehr zusammenhalten. Nun hatte die Infanterie keine Bedeckung mehr, und um's kurz zu sagen, die Schlacht ging für die Sachsen total verloren. So gründlich sogar, daß sie nicht einmal die Artillerie, viel weniger die Bagage und Kriegskanzlei retten konnten.

Das war ein harter Schlag für König August und eilends

wandte er sich nach Sendowir, so wie von da nach Thorn, um überall die Polen zu einer energischen Action aufzustacheln. Karl XII. dagegen zog nach Krakau weiter und eroberte dasselbe — die Stadt wie die Festung — nach kurzem Widerstande. Er besaß also jetzt die beiden Hauptstädte von Polen, die Residenz Warschau und die Krönungsstadt Krakau, allein deßwegen war der Krieg doch noch lange nicht beendigt, denn mehr als die Hälfte des polnischen Reichs befand sich noch immer in den Händen des Königs August. Ja das Glück schien sich sogar des letzteren ernsthaft annehmen zu wollen, indem es ihm, nachdem der Winter den Kriegsoperationen für einige Zeit lang ein Ende gemacht hatte, gelang, in Thorn einen Reichstag zusammenzubringen, der ihm abermalen eine Armee von 100,000 Mann verwilligte, und zwar wirkliche, veritable 100,000 Mann, nicht blos wie das letzte Mal Papiersoldaten. Das war ein großes Wort, denn damit konnte er das schwedische Heer erdrücken, so bald er nehmlich das Quantum auf den Beinen hatte; aber freilich, um dasselbe auf die Beine zu bringen, dazu gehörte Geld, unendlich viel Geld, und darum reiste der König zu Ende des Monats December eiligst nach Dresden ab, um dort das Geld flüssig zu machen. Allein übrigens reiste er nicht, sondern er führte ein bedeutendes Gefolge mit sich und vor Allem begleitete ihn seine theure Geliebte, die Fürstin Lubomirska, mit der wir uns nun bald wieder beschäftigen werden.

Am Neujahrstag 1703 zog August der Starke in Dresden ein und kaum allda angekommen, ließ er seinen Finanzminister, den Großkanzler Grafen von Beuchlingen, rufen. Ja wohl den Grafen von Beuchlingen, denn bis zu dieser hohen Würde hatte es der uns so wohl bekannte frühere Hofrath bereits gebracht, trotzdem er erst achtunddreißig Jahre zählte! Weil er nehmlich als Finanzgenie erster Größe, so zu sagen, die Kunst verstand, aus Steinen Gold hervorzulocken, stieg er mit jedem Tage mehr in der Gunst des Königs August und somit wandte sich die polnische Majestät noch im Jahr 1700 an den Kaiser in Wien, um für seinen Großkanzler die Grafenkrone auszuwirken. Der Kaiser aber entsprach

natürlich den Wünschen Augusts und machte sofort den früheren einfachen Ritter zum Grafen des deutschen Reichs. Damit übrigens gab sich der König noch nicht einmal zufrieden, sondern gleich darauf, nach dem Zurücktritt des langjährigen Oberhofmarschalls von Haugwitz, beförderte er den Herrn von Beuchlingen zu der hohen Stelle und machte ihn damit zum „ersten Mann am Hofe." Also diesen seinen Günstling, der mehr bei ihm galt, als alle seine übrigen Bevorzugten zusammen, berief der König noch am Abend des Neujahrstags 1703 und hatte eine lange tiefeingehende Unterredung mit ihm; die Folgen der Unterredung aber waren für das Sachsenland keine sehr erfreulichen, denn der Großkanzler Graf von Beuchlingen warf sich nun von neuem in's Zeug und lockte abermalen Gold aus den Steinen. Zu diesem Behufe führte er die sogenannte Generalconsumtionsaccise ein, zu deren Generalinspector er einen seiner gelehrigsten Beamten und Nacheiferer machte, den Freiherrn Adolph Magnus von Hoym, den ältesten Sohn des ehemaligen Kammerdirectors Ludwig Gerhard von Hoym, welcher sich, wie dem Leser erinnerlich sein wird, in den Zeiten der Rochlitz'schen Herrschaft einen so übel berüchtigten Namen erworben hatte. Zu diesem Behufe verschlechterte er die Münze und ersparte nur allein an den Sechsern — Leipziger Seufzer nannte sie später das Volk, weil sie den Leuten, die sie für voll nehmen mußten, während sie kaum zwei Kreuzer werth waren, viel tiefe und schwere Seufzer auspreßten — die hübsche Summe von sechs Tonnen Goldes. Zu diesem Behufe — was hätte übrigens der Leser davon, wenn ich ihm die Geldoperationen des großen Finanzgenies von Beuchlingen alle im Einzelnen aufführen würde? Genug, er verstand es, die nöthigen Summen aufzubringen, obwohl sie beinahe in's Ungeheuerliche gingen.

Nicht blos nehmlich zum Kriege waren unendlich große Summen erforderlich, sondern noch größere fast zu den Festen, welche August der Starke alsbald nach seiner Ankunft in Dresden feierte, und die allergrößten für die Liebhabereien der Fürstin Lubomirska. „Man lebt nur einmal," dachte die junge Fürstin, „und so lange man lebt, muß man das Leben genießen. Am

allermeisten aber muß man es genießen, wenn der Geliebte ein König ist, dem das Gold in vollen Strömen zufließt." Von solchen Grundsätzen war die Frau Fürstin Lubomirska beseelt und da der König, ihr Geliebter, ihr gar nichts abschlug, so kann man sich denken, welch' grenzenlose Verschwendung damals am Hofe zu Dresden sich geltend machte.

Doch soll ich nun dem Leser die verschiedenen Festlichkeiten beschreiben? Soll ich ihm zum Beispiel erzählen von der großen „Nationenwirthschaft", bei welcher August der Starke mit der Fürstin Lubomirska im Costüme eines Norwegen'schen Fischerpaares „den Wirth und die Wirthin" machte? Oder soll ich ihm Bericht erstatten über die Aufführungen der italienischen Oper mit Antonio Lotti als Musikdirektor, mit Fernando Senesino, dem Castraten, als erstem Tenor, und mit Signora Margarita Durestanti als erster Sopranistin? Oder wollen wir den König und seinen Hof nach Leipzig begleiten, wo den vielen Fremden, weil damals eben die Neujahrsmesse statthatte, eine ganz außerordentliche Menge von Genüssen geboten wurde? Ich denke, wir unterlassen das Alles und begnügen uns mit dem einfachen Factum, daß der Hof mehrere Wochen lang aus seinem Taumel gar nicht hinauskam. Nicht unterlassen aber dürfen wir zu bemerken, daß, wenn die Verschwendung gar zu sehr in's Grandiose ging, der Oberhofmarschall und Großkanzler Graf von Beuchlingen doch hie und da Schwierigkeiten machte und nicht selten sogar sehr ernstlich in den König drang, in diesen schweren Zeiten sein Augenmerk mehr auf den Krieg als auf die Fastnachtstollheiten zu richten.

So kam das Ende des Monats Februar 1703 fast ehe man sich's versah herbei und Viele meinten schon, daß die Monate März und April ganz in derselben Weise verschwinden würden. Da erklärte plötzlich der König, er müsse des Kriegs wegen in den nächsten Tagen nach Polen zurückreisen, und nun wurden schnellstens die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Eine ungeheure Thätigkeit herrschte daher im Schlosse, besonders auch in den Zimmern, welche die Fürstin Lubomirska bewohnte; sie selbst aber nahm an gar Nichts Theil, sondern saß, ganz gegen ihre Gewohnheit, still

hinbrütend in ihrem kleinen Empfangssalon, als ob sie über etwas höchst Unangenehmes nachdenke. Da meldete man ihr drei Besuche auf einmal an, nehmlich den Statthalter Fürsten von Fürstenberg, den Generallieutenant Baron von Flemming, sowie den Oberkammerherrn Baron von Pflug, und nun sprang sie plötzlich wie elektrisirt auf.

„Endlich, meine Herren," rief sie den Eintretenden entgegen; „endlich entsprechen Sie doch meiner Bitte, Sie bei mir zu sehen, und nunmehr endlich hoffe ich Gewißheit zu erhalten."

„Wir konnten unmöglich früher abkommen, meine gnädigste Fürstin," ergriff der Fürst von Fürstenberg das Wort, „denn Seine Majestät der König hielt Ministerrath und ......"

„Ha!" unterbrach ihn die Fürstin. „Schon wieder Ministerrath und wahrscheinlich wieder über denselben Gegenstand, das Geld. Aber gleich viel, von was heute die Rede war; mich interessirt nur das, was in der gestrigen Sitzung verhandelt wurde, und solches will ich Wort für Wort wissen, wenigstens so weit es sich auf meine Person bezog."

Sie sprach dieß mit großer Heftigkeit und warf zugleich den drei Herrn einen durchdringenden Blick zu; diese aber sahen, Einer wie der Andere, zu Boden und keiner erwiederte eine Sylbe.

„Mein Herr Generallieutenant von Flemming," wandte sich die Fürstin darauf an den letzteren, „ich habe Sie nie anders kennen gelernt, denn als einen Mann von offenem Freimuth. Bitte also, mir die Frage zu beantworten, war gestern im Ministerrathe von meiner Person die Rede?"

„Ja," erwiederte der Generallieutenant, ohne zu zögern. „Der Ministerpräsident und Großkanzler Graf von Beuchlingen erlaubte sich, Ihre Person mit in die Debatte zu ziehen."

„Und was sprach er über mich?" fuhr die Fürstin in heftigem Tone fort.

„Nun," versetzte der Generallieutenant trocken, „er nannte Sie eine sehr theure Dame."

„Weiter, weiter," rief die Fürstin, indem sie die Zähne fast knirschend auf einander biß; „das war noch nicht Alles."

„Nein," erklärte der Generallieutenant in etwas derber Weise, „sondern das war nur der Anfang. Aber warum fragen Sie mich denn, wenn Sie über die Sache schon unterrichtet sind?"

„Ist es wahr," fuhr die Fürstin, ohne sich an diese Frage zu kehren, fort; „ist es wahr, daß Beuchlingen Vergleichungen anstellte zwischen mir und der jetzigen Frau von Spiegel, und daß er letztere ein Muster der Bescheidenheit und Uneigennützigkeit nannte, während ich als ihr gerades Gegentheil die Verschwendung in's Kolossale treibe?"

Die drei Herrn schwiegen still, aber nur einen Moment lang; dann trat der Oberkammerherr von Pflug um einen Schritt vor. „Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, gnädigste Frau," versetzte er, „und Beuchlingen erregte dadurch den Zorn des Königs in so hohem Grade, daß Seine Majestät ihn beinahe Knall und Fall auf die Festung geschickt hätte. Ja gewiß, der König hätte es gethan, wenn nicht der Herr Großkanzler für jetzt als Finanzminister unentbehrlich wäre."

„So ist es," bestätigte der Fürst von Fürstenberg, „und besonders indignirt war Seine Majestät darüber, daß Beuchlingen noch nicht einmal die hunderttausend Thaler nach Wien gesandt hat, welche für das Reichsfürstenpatent ......"

„So," schrie die Fürstin, vor Zorn mit dem Füßchen stampfend; „so, das ist der Haken, an dem es hängt, daß ich noch immer nicht zur Reichsfürstin von Teschen ernannt bin? Aber wagte es denn Beuchlingen wirklich, dem gemessenen Befehle des Königs offen zu trotzen? Sie wissen ja Alle, wie viel Seiner Majestät daran liegt, mir diese Würde zu verschaffen."

„Oh!" höhnte der Oberkammerherr von Pflug, „der Herr Großkanzler, Excellenz war klug genug, keinen offenen Widerstand zu zeigen, sondern er meinte nur, es wäre besser, solch' große Ausgaben auf bessere Zeiten zu verschieben, denn im jetzigen Augenblicke müsse man alles Geld dazu verwenden, den Krieg energisch zu führen. Der scheinheilige Geselle! Als ob man nicht wüßte, daß er Ihnen einfach deßwegen gram ist, weil Sie sein Gesuch, seine geliebte Rechenberg zur Gräfin zu machen, nicht unterstützten!"

Zum zweiten Male stampfte die Fürstin Lubomirska mit dem Füßchen und ihre Augen glühten wie feurige Kohlen. „Wie ich ihn hasse, diesen Beuchlingen!“ zischte sie zwischen den Zähnen hervor. „Ihn und seinen Koloß von einer Geliebten! Was gäbe ich nicht darum, wenn es mir gelänge, dem Könige meine Gesinnungen beizubringen!“

„Ich denke,“ sprach nun der Generallieutenant von Flemming, mit den beiden andern Herrn einen Blick des Einverständnisses wechselnd, „es könnte gehen, vorausgesetzt, daß wir Viere fest zusammenhalten. Und dazu haben wir wahrhaftig Ursache genug, denn der so ungemein schnell emporgekommene Beuchlingen benimmt sich gegen uns nicht anders, denn als wäre er unser Herr und Gebieter. Ja noch viel anmaßender und gewaltthätiger! Topp also, Frau Fürstin, wollen Sie die Vierte im Bunde sein?“

Er streckte ihr die Hand hin und sie schlug ein. „Schnell jetzt,“ sagte sie, „weihen Sie mich in Alles ein, damit ich weiß, wie ich mich dem Könige gegenüber zu benehmen habe.“

„Zuvörderst,“ erklärte sofort der Oberkammerherr von Pflug, „dürfte nöthig sein, die Majestät darauf hinzuweisen, welch' immense Reichthümer sich der Großkanzler in der kurzen Zeit seiner Finanzwirthschaft erworben hat. In Dresden besitzt er ein Palais, das ihn mindestens seine hunderttausend Thaler gekostet hat, wobei die fürstliche Einrichtung noch nicht einmal gerechnet ist. Dann hat er kürzlich die große Herrschaft Hoyerswerda gekauft und mit zweimalhundert und fünfzigtausend Thalern baar bezahlt. Endlich streckte er dem Könige selbst nach und nach gegen anderthalb Millionen Thaler vor und die Majestät mußte ihm dafür, wie ich genau weiß, regelrechte Schuldbriefe ausstellen.“

„Und die Rechenberg!“ rief die Fürstin Lubomirska, als der Generallieutenant hier einen Augenblick inne hielt. „Welch' ungeheure Summen kostet ihn nicht dieses freche, üppige Weib!“

„Ganz richtig,“ fuhr der Oberkammerherr nickend fort, „und um kurz zu sein, man schätzt das Vermögen Beuchlingen's, das er sich in den letzten fünf Jahren machte, auf nicht weniger als neun Millionen Thaler, neben dem, daß sein jährlicher Aufwand

ihn mindestens hunderttausend Thaler kostet! Kann das mit rechten Dingen zugegangen sein? Nein, sage ich, sondern es war nur möglich durch ungeheuren Diebstahl am Staatsschatz."

„Das ist's! Das ist's!" jubelte die Fürstin Lubomirska, sich vor Lust die Hände reibend. „Diebstahl am Staatsschatz! Dieß Wort muß beim Könige zünden und ich werde es ihm von jetzt an tagtäglich in's Ohr rufen. Aber, aber," fügte sie sogleich wieder in trübseligem Tone hinzu, „einen Erfolg werden wir doch nicht haben, denn der König bleibt sicherlich dabei, nur Beuchlingen besitze die Gabe, die zum Hofhalt und Krieg nöthigen Gelder aufzutreiben."

„Meinen Sie?" flüsterte jetzt der Fürst von Fürstenberg, indem er sich zugleich scheu umsah, ob ihn nicht etwa ein Unberufener hören könne. „Das mag bis vor kurzem sich so verhalten haben; allein seit den letzten Tagen ist das anders geworden. Der Böttiger ist im Stande," fügte er dann noch leiser und scheuer hinzu, „jeden Monat aus seinem Destillirofen zwei Millionen Thaler des feinsten Goldes zu liefern und das macht den Beuchlingen überflüssig."

Mit weitaufgerissenen Augen starrte die Fürstin Lubomirska den Fürsten von Fürstenberg an und auch in dem Gesichte des Oberkammerherrn von Pflug machte sich ein fast schreckhaftes Erstaunen geltend. Nur der Generallieutenant von Flemming lachte etwas ungläubig. „Wie?" platzte er heraus. „Der junge Apothekersgeselle, der Johann Friedrich Böttiger, dem Sie in Ihrem eigenen Palais hier eine geheime chemische Werkstätte errichteten und von dessen Thun und Treiben man so viel Mysteriöses flüstert, dieser Teufelsbursche sollte das Goldmachen wirklich erfunden haben?"

„Er hat es," erklärte der Fürst von Fürstenberg mit noch leiserer Stimme, aber zugleich in einem Tone, der durchaus nicht daran zweifeln ließ, daß er von der Wahrheit dessen, was er versicherte, vollkommen überzeugt sei. „Ja," wiederholte er sehr feierlich, „dem jungen Adepten ist gelungen, was Hunderten vor ihm mißglückte und worüber Tausende in ihrer Thorheit lachen.

Hier habe ich die erste größere Probe mitgebracht, bei deren Bereitung ich selbst im Laboratorium meines jungen Schutzbefohlenen anwesend war."

Mit diesen Worten zog er ein sehr kleines, aber sorgfältig eingewickeltes Päckchen aus der Tasche und reichte es, nachdem er es seiner Hülle entledigt, der Frau Fürstin Lubomirska. Es war ein schweres Metallstück in der Größe eines männlichen Daumens und auf den ersten Blick konnte man sich überzeugen, daß es gediegenes Gold sei. Doch während nun die Frau Fürstin und die Herren von Pflug und von Flemming die kleine Diminutiv-Goldbarre voll Staunen in ihren Händen wogen und befühlten, wollen wir uns die Mühe nehmen, zum Verständniß des Lesers über den jungen Adepten selbst in wenigen Strichen etwas Näheres zu berichten.

Johann Friedrich Böttiger wurde im Jahr 1683 oder 1684 in Schleitz im Voigtlande, wo sein Vater die Stelle eines Münzmeisters begleitete, geboren und zeigte schon in früher Jugend eine Vorliebe für chemische Studien. Mit seinem dreizehnten Jahre, anno 1696, kam er daher als Lehrling in die Zorn'sche Apotheke zu Berlin, und da ihm hier ein Manuscript über den Stein der Weisen in die Hände fiel, so dachte er bald an nichts mehr, als an's Goldmachen. Gleich darauf erwarb er sich den Basilius Valentinus, den großen alchemistischen Meister, und nun brachte er heimlich ganze Nächte in Zorn's Laboratorium mit Experimentiren zu. Er war also damals schon auf dem besten Wege, ein Schüler der geheimnißvollen Goldmacherkunst zu werden, als ein Fremder, Namens Laskaris — er wollte Archimandrit eines griechischen Klosters auf der Insel Mitylene sein — nach Berlin kam und sich in der Zorn'schen Apotheke ein chemisches Präparat bestellte. Der junge Böttiger machte das Präparat und wurde so mit dem Fremden bekannt. Dieser aber, selbst ein berühmter Alchymist, der von dem noch berühmteren Philatetha die Goldtinctur zu bereiten gelernt haben wollte, fand Gefallen an dem jungen „Laboranten", wie seine Kameraden den Böttiger nannten. und schenkte ihm bei seiner Abreise zwei Unzen von seiner Tinctur,

im Werth, wie er sagte, von 80,000 Thalern. Nun machte Böttiger mehrere Proben; zuerst für sich allein, später vor Genossen und noch später vor Neugierigen aus den höheren Ständen, wie namentlich auch vor dem berühmten Adepten von Haugwitz. Die Proben glückten und somit drang der Ruf des jungen Alchemisten bald bis in die höchsten Hofkreise. Selbst König Friedrich I. — er hatte sich so eben aus einem Kurfürsten in einen König verwandelt — erfuhr von der Sache und gab sofort Befehl, sich des jungen Mannes, den er für sich ausnützen wollte, zu bemächtigen. Doch erhielt Böttiger übrigens noch zur rechten Zeit Kenntniß und es gelang ihm — im October 1701 — sich nach Wittenberg zu einem Oheim, dem Professor Kirchmaier, zu flüchten. Nun requirirte ihn der preußische Hof in aller Form, allein die sächsische Regierung fand heraus, daß der junge Adept als von Schleitz gebürtig ein Sachse sei und so ward die Requisition abschläglich beschieden. Noch mehr, König August, an den sogleich berichtet wurde, ließ den Adepten in aller Stille nach Dresden bringen und der Fürst von Fürstenberg mußte ihm eine Reihe von Zimmern nebst einem großen Laboratorium in seinem eigenen Palaste einräumen. Mein Gott, einen Mann, der gewöhnliches Gestein oder Metall in reines Gold zu verwandeln verstand, einen solchen Mann mußte man doch hochehren! Ueberdem, wenn man ihn nicht festhielt, wie leicht konnten sich dann andere Leute seiner Person und seines unschätzbaren Geheimnisses bemächtigen!

So stand's zu Anfang des Jahres 1703 um den Johann Friedrich Böttiger, welchem damals im Fürstenbergischen Palais alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens geboten wurden. Ich will jedoch gleich hinzusetzen, daß der Glaube, derselbe verstehe sich auf's Goldmachen, nach nicht allzulanger Zeit sich als ein thörichter erwies. Zwar allerdings verlaborirte er sehr viel Gold bei seinen chemischen Experimenten, aber mehr Gold kam nie aus dem Tigel heraus, als er vorher schon hineingethan hatte. Dennoch zog schon wenige Jahre später König August nebst dem ganzen Sachsenlande einen ganz immensen Gewinn von ihm, denn, nachdem er mit dem berühmten Glasmacher und Chemiker

von Tschirnhaus in Verbindung gebracht worden war, erfand er anno 1705 zuerst das braune und gleich nachher das weiße Porcellain, welches nicht nur an Güte und Schönheit mit dem chinesischen wetteiferte, sondern auch gleich von Anfang an einen ungeheuer vortheilhaften Absatz fand. Doch ein Weiteres hierüber zu berichten, dürfte wohl nicht am Platze sein, da wir ja kein „Buch der Erfindungen" schreiben, und somit kehren wir nunmehr zu der kleinen Gesellschaft zurück, welche sich um die Frau Fürstin Lubomirska versammelt hatte.

Wohl eine gute Viertelstunde lang wurde der kleine Goldklumpen von den sämmtlichen Anwesenden nach allen Richtungen betrachtet, und mit jeder Minute wuchs das Staunen.

„Also dieses Rohgold da," wandte sich endlich der Generallieutenant von Flemming mit einem tiefen Athemzuge an den Fürsten von Fürstenberg, „hat in Wahrheit der junge Apothekergeselle fabricirt, und sie waren bei der Fabrikation selbst gegenwärtig?"

„Mein Ehrenwort darauf," erwiederte der Fürst von Fürstenberg mit großem Nachdruck; „nur muß ich allerdings hinzusetzen, daß ich als ein Laie in der Alchymie über das „Wie" keinen näheren Aufschluß geben kann."

„Aber," warf jetzt der Oberkammerherr von Pflug ein, „das Goldklümpchen hier wurde doch vom Münzmeister untersucht?"

„Nicht blos vom Münzmeister," versicherte der Fürst von Fürstenberg, „sondern auch von mehreren hiesigen Goldarbeitern und Alle erklärten einstimmig, daß es reines gediegenes Gold mit fast gar keinem Zusatz sei."

„Hurrah!" schrie sofort der Oberkammerherr. „Hurrah, wir haben gewonnen! Bisher war der Herr von Beuchlingen der unentbehrliche Geldbeschaffer; jetzt brauchen wir ihn nicht mehr, weil wir nun einen veritablen Goldmacher besitzen! Seine Majestät wird froh sein, sich des anmaßenden Großkanzlers endlich entledigen zu können und noch heute wollen wir gemeinsame Schritte thun ......"

„Halt, halt!" unterbrach ihn der Generallieutenant von

Flemming. „Das ist nicht der richtige Weg. Wir kennen ja Alle die außerordentliche Gewalt, welche der Großkanzler über den König hat, und wenn wir also hier Seine Majestät von den kolossalen Betrügereien des Herrn von Beuchlingen unterrichten, so wird der letztere durch seine immense Suada unsere Angaben sofort zu nichte zu machen wissen. Ja, der Mensch ist im Stande und bringt der Majestät die Ueberzeugung bei, die Goldmacherei des Böttiger müsse sich über Kurz oder Lang als eitel Dunst und Schwindel erweisen! Wir werden daher klüger thun, noch ein paar Tage zu warten, bis sich König August auf der Reise nach Polen befindet. Dann sind dem Beuchlingen, der hier bleibt, alle Wege abgeschnitten, sich persönlich zu verantworten, und die Majestät wird den Eingebungen des ersten Zornes gemäß handeln."

„Klug wie immer," nickte die Fürstin Lubomirska beifällig, „und," fügte sie dann mit einem schlimmen Lächeln hinzu, „daß Seine Majestät über die Schlechtigkeiten des Großkanzlers in eine rechte Wuth geräth, dafür lassen Sie nur mich Sorge tragen. Abgemacht also, meine Freunde; in sechs Wochen sitzt unser gemeinsamer Feind auf dem Königsstein, und von dort aus kann seine Stimme nicht bis zu Seiner Majestät Ohr bringen."

Nunmehr trennte sich die kleine Gesellschaft und die Fürstin Lubomirska war wieder allein. Aber sie saß nun nicht mehr trübe und nachdenklich da, sondern ihr Auge leuchtete von Lust und um ihre Lippen spielte noch immer jenes schlimme Lächeln, dessen ich so eben erwähnte.

Drei Tage später wurde es in Dresden ungemein still, denn König August hatte die Stadt mit seinem ganzen Gefolge verlassen, um sich nach Thorn und Marienburg zu wenden, von wo aus er den kommenden Feldzug eröffnen wollte. In seiner näheren Umgebung befanden sich, außer der Fürstin Lubomirska, die beiden Herren von Pflug und von Flemming; der Fürst von Fürstenberg dagegen und der Großkanzler von Beuchlingen waren in Dresden zurückgeblieben. Der Erstere, weil er in der Abwesenheit des Königs als Statthalter von Sachsen fungirte; der Letztere, weil er dem König erst nachreisen wollte, wenn er wieder eine größere

Geldsumme bei einander hatte. So kam das Ende des März herbei und noch immer befand sich der Großkanzler in Dresden. Natürlich übrigens ohne die geringste Ahnung, daß irgend Etwas gegen ihn im Werke sei. Vielmehr hielt er sich für unentbehrlicher als je, und hierin bestärkte ihn noch der Statthalter. Fürst von Fürstenberg, mit dem er fast jeden Tag zu verkehren hatte. Endlich nach Verfluß von einer weiteren Woche erhielt er einen Brief vom König August aus Marienburg, worin ihn Seine Majestät schnellstens, aber mit den wärmsten und gnädigsten Worten zu sich berief, und nun natürlich reiste der Großkanzler augenblicklich ab.

Am 11. April 1703 spät am Abend kam er in Thorn an und da er von der anstrengenden Tour des Tages sehr ermüdet war, so legte er sich sogleich zu Bette. „Mit dem Schlag sechs Uhr Morgen früh," befahl er noch seinem Kammerdiener, „will ich geweckt sein und eine halbe Stunde später müssen die Postpferde parat stehen."

Bald herrschte die tiefste Stille im ganzen Hause. Da gegen ein Uhr des Morgens hörte man plötzlich den Galopp einer kleinen Reiterabtheilung und gleich darauf ward mit heftigen Stößen an das Gasthofsthor gepoltert. Erschrocken erhoben sich die Wirthsleute, um zu sehen, wer unter solch' eigenthümlichen Umständen Einlaß begehre; allein wie sie sich nun überzeugten, daß eine Schwadron von der Königlichen Garde, geführt von einem höheren Officier, vor dem Thore halte, da beeilten sie sich natürlich zu öffnen. Sofort ließ der Officier alle Ein- und Ausgänge des Hauses durch seine Reiter besetzen. Dann befahl er dem Wirth, ihm das Zimmer des vornehmen Fremden zu zeigen, welcher sich am Abend zuvor hier einquartirt habe. Es geschah und nunmehr klopfte der Officier laut genug an die verschlossene Thüre.

„Wer ist da?" rief der Graf von Benchlingen, durch den Lärm sehr unsanft aus dem Schlafe erweckt.

„Graf von Lagnasco," erwiederte der Officier, „Capitänlieutenant der Chevalier-Garde. Ich habe eine dringende Botschaft für Sie von Seiner Majestät dem König."

Eiligst schlüpfte auf diese Antwort hin der Großkanzler in

den Schlafrock und wie er nun die Thür öffnete — richtig, da stand der Graf Peter Robert Taparel Graf von Lagnasco, Capitänlieutenant der Chevalier-Garde; hinter dem Capitänlieutenant aber standen acht Gardisten alle mit gezogenen Säbeln.

„Was soll das bedeuten?“ rief der Großkanzler, der nun plötzlich tief erblaßte.

„Das soll bedeuten,“ war die kurze und barsche Antwort, „daß Sie auf Befehl Seiner Majestät mein Gefangener sind. Ich bin commandirt, Sie, wie Sie gehen und stehen, auf den Königstein abzuführen.“

Zehn Minuten darauf saß der Oberhofmarschall, Großkanzler Graf von Beuchlingen bereits in einem festverschlossenen Wagen und in gestrecktem Lauf ging's dem Königsstein im Sachsenlande zu. Dort oben wurde er dem Commandanten der Festung zur strengsten Bewahrung übergeben und nun erst, wie dieß Alles bestens besorgt war, kehrte der Graf von Lagnasco nach Marienburg zurück, um dem König August Rapport zu erstatten.

Und nun, was sagt der Leser zu dieser Gewaltthat! Glich sie nicht in allen Stücken dem Verfahren des Großtürken in Constantinopel oder auch jenen berüchtigten Justizeingriffen, welche sich Ludwig XIV. vermittelst der „Lettres de cachet“ erlaubte? Doch gleichviel, der Graf von Beuchlingen saß viele Jahre lang in strengster Haft auf dem Königsstein und all' seine Bitten um einen ordentlichen Richterspruch waren vergeblich. Noch mehr, seine beiden Brüder, von denen er den Einen zum Oberfalkenier, den Andern zum Oberpostmeister gemacht hatte, mußten gleich ihm auf die Festung wandern und etwas später theilten ihr Schicksal auch noch seine früheren vier Vertrautesten, der Kammerpräsident Heinrich von Einsiedel, der Generallieutenant Graf von Benkendorf, der Hofrath Georg Gottlieb Ritter und der Bürgermeister von Leipzig Dr. Franz Conrad Romanus. Ja selbst seine Geliebte, die Frau Baronesse Louise von Rechenberg wurde nicht verschont, obwohl zugegeben werden muß, daß man sie etwas rücksichtsvoller als die übrigen Gefangenen behandelte. Alles auf Befehl des Königs von Sachsen-Polen, denn des Königs Wille galt mehr als Gesetz und Recht.

Wie sie jetzt triumphirte, die Fürstin Lubomirska! Der Feind war besiegt und der Absendung jener hunderttausend Thaler nach Wien wagte sich Niemand mehr entgegenzustemmen. So ließ denn auch das Kaiserliche Decret, welches die Fürstin zur Reichsfürstin von Teschen erhob, nicht allzulange auf sich warten und der König, ihr Geliebter, überreichte ihr das Pergament gerade den Tag, nachdem sie ihm einen Knaben, den Chevalier de Saxe — der König erkannte ihn sogleich als seinen Sohn an und gab ihm diesen Titel — geboren hatte. Dieß war übrigens noch nicht Alles, sondern der Sturz Beuchlingens brachte ihr auch materielle Vortheile. Der König nehmlich ließ bekannt machen, daß der Großkanzler wegen ungeheurer „Malversationen und Untreuen", welche er sich erlaubt, zur Haft gebracht worden sei, und befahl sofort, das Vermögen desselben zu confisciren. Es geschah und das Ergebniß belief sich auf mehr als anderthalb Millionen Thaler. Freilich viel weniger als man gehofft hatte, allein die Beute war doch immerhin noch groß genug und in der Freude seines Herzens schenkte August seiner Geliebten außer dem Beuchlingen'schen Palais in der Pirna'schen Gasse zu Dresden auch noch das große Herrschaftgut Hoyerswerda, für welches Beuchlingen vor kurzem erst 250,000 Thaler baar bezahlt hatte! Lag nun darin nicht des Grundes genug zum triumphiren?

Uebrigens nicht blos die neue Reichsfürstin hatte Grund hiezu, sondern auch noch verschiedene andere Leute, welche vom Sturze des Großkanzlers ihre Vortheile zogen. So insbesondere der Oberkammerherr von Pflug, denn König August gab ihm die zwei wichtigsten Aemter Beuchlingens, das heißt, er beförderte ihn sowohl zum Oberhofmarschall als zum ersten Minister und von nun an gingen viele Jahre lang alle wichtigeren Geschäfte am Hof und im Staate durch seine Hand, weßwegen ihn auch Kaiser Joseph im November 1705 in den Reichsgrafenstand erhob. So der Schwager Pflugs, der Baron Philipp Ferdinand von Reibold, denn auf des neuen Premiers Empfehlung rückte derselbe zum Oberkammerherrn vor. So der Kammerherr von Vitzthum, denn König August machte ihn zum Oberfalkenier. So endlich der Baron

Adolph Magnus von Hoym, der Schwager Vitzthums, denn neben dem Directorium des Generalaccise-Collegiums, das er bereits inne hatte, wurde er auch mit dem Finanzministerium betraut und erhielt den Titel und Rang eines Geheimenraths. Nun aber, wenn man so schnell avancirte, hatte man da nicht alle Ursache, ein helles Jubellied anzustimmen?

Doch wie ging's mit der Hauptsache, mit dem Kriege gegen Karl XII.? Gut wahrhaftig nicht, sondern vielmehr sehr schlecht und unglücklich. Das im Winter 1702/3 neu ausgehobene sächsische Heer nehmlich wurde, nachdem es sich mit der polnischen Kronarmee vereinigt, unter dem Obercommando des Feldmarschalls von Steinau, am 20. April 1703 bei Pultusk von Karl XII. total geschlagen und in Folge dessen gingen auch die Städte Elbing, Danzig und Thorn verloren. Nicht minder unglücklich focht August der Starke selbst, wenn er auch gleich persönlich die großartigsten Tapferkeitsproben ablegte. Das Allertraurigste aber war, daß die Malcontenten unter den Polen auf den Antrieb des Cardinalprimas Radziejowsky so wie des Fürsten Lubomirsky und Anderer sich täglich mehrten und endlich eine Generalconföderation bildeten, welche in offenen Manifesten darauf drang, daß August der Starke abgesetzt werde. Diesem Verlangen schloß sich der König von Schweden an und nicht minder billigte er den Vorschlag, den Prinzen Jacob Ludwig Sobiesky an Augusts Stelle zum Könige von Polen zu wählen.

So endigte das Jahr 1703 in sehr trauriger Weise und nicht minder traurig begann das von 1704. Wohl drohte der Pabst dem Cardinalprimas mit Absetzung und Bann, wenn er fortfahre, den König Augustus zu bekämpfen; der Cardinalprimas bekümmerte sich um alles dieß nichts, denn er wußte nur zu gut, daß der Pabst es bei den Drohungen bewenden lassen würde. Wohl gelang es dem Könige August, sich wieder in der Stadt Krakau festzusetzen und dorthin Verstärkungen theils aus Sachsen, theils aus Polen zu ziehen; dessen ungeachtet aber sah er nur zu gut ein, daß er damit den Schweden nicht gewachsen sei, besonders wenn diese sich mit dem Heer der Conföderirten verbanden. In

Folge dessen beschlich ihn nunmehr gar oft die Angst, daß er der Krone Polen am Ende doch verlustig gehen müßte. Doch halt! Plötzlich kam ihm ein Gedanke und dieser schien ihm so vortrefflich, daß er sofort an dessen Ausführung ging.

Unterm 3. Januar 1704 nehmlich war ein schwedisches Manifest erschienen, welches sich mit klaren Worten dahin aussprach, daß die Polen am besten thun würden, den Prinzen Jacob Sobiesky zum König zu wählen, und fast zu gleicher Zeit — Ende Januar — erfuhr August der Starke in Krakau, daß der Cardinalprimas mit dem gedachten Prinzen bereits in schriftlicher Unterhandlung stehe. Wie nun, wenn dieser Throncandidat urplötzlich verschwinden gemacht würde? Dann fehlte es an einer passenden Persönlichkeit und wenn sich auch möglicherweise später mit Mühe ein weiterer Thronaspirant fand, so durfte man doch sicher darauf rechnen, daß die Herren Wähler sich nicht über ihn einigen würden. Schnell entschlossen ließ daher der König den Dragoner-Obersten Graf Kospoth, einen seiner verwegensten Reiterofficiere, vor sich kommen und hatte eine lange Unterredung mit ihm; so wie aber die Unterredung zu Ende gegangen war, wählte der Oberst zehn Leute seines Regiments aus, meist Unterofficiere, auf die er sich unbedingt verlassen konnte, kleidete sie, wie sich selbst, in friedliches Jägerhabit und sprengte mit ihnen auf der Straße nach Breslau fort. Sein Ziel war also offenbar das österreichisch-schlesische Gebiet.

Acht Tage später, am 27. Februar 1704, veranstalteten die beiden Brüder Jacob und Constantin Sobiesky, wie sie oft thaten, von ihrem Schlosse Olau aus, wo sie seit längerer Zeit Wohnung genommen hatten, eine kleine Jagd in dem großen Olauer Walde, der sich gegen Breslau hinzieht, und ließen sich dabei, ebenfalls ihrer Gewohnheit gemäß, nur von wenigen Dienern begleiten. Plötzlich sprengten ihrer zehn Jäger, von einem eilften geführt und alle wohl bewaffnet, aus dem Waldesdickicht gegen sie heran, und im Momente waren die beiden Prinzen umringt. Eben so schnell hatte man ihnen ihre Flinten abgenommen, noch ehe sie von denselben Gebrauch machen konnten, und dann hieß es:

„Vorwärts, marsch, der sächsischen Gränze zu!“ Wie im Sturmwind rasten die Jäger mit ihren zwei Gefangenen — die paar Diener derselben hatten sich durch die Flucht salvirt — in dieser Richtung fort und in unglaublich kurzer Zeit erreichten sie mit ihnen die Stadt Leipzig, wo die beiden Prinzen sofort auf die Pleissenburg abgeliefert wurden. Einen Monat später brachte man sie auf den Königsstein, und hielt sie da, um ihre Flucht ganz unmöglich zu machen, in engster Haft.

Es war der Obrist Graf von Kospoth, der dieses kühne Reiterstücklein ausführte, und er handelte dabei wie ein ächter Glückssoldat, der ohne nach Recht und Gesetz zu fragen, die Befehle seines Herrn ausführt. Auf König August dagegen lastete die Schuld, das Völkerrecht gebrochen und überdem die österreichische Regierung auf's tiefste beleidigt zu haben, denn der Grund und Boden, auf dem die Gewaltthat verübt wurde, gehörte dem Habsburgischen Scepter. Darum, wie die Sache ruchbar wurde, erhob sich auch in der ganzen europäischen Welt ein allgemeiner Schrei des Unwillens, allein was lag dem König August hieran? Er hatte nunmehr seinen Thronrivalen in der Gewalt und dadurch war dessen Erwählung zum polnischen König unmöglich gemacht worden.

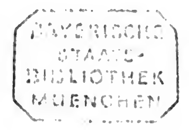
Doch brachte ihm dieß einen wirklichen Nutzen? Auf Karl XII. hatte schon vorher die Persönlichkeit des Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, eines zwar noch jungen (er war anno 1677 geboren), aber sehr viel versprechenden Mannes, dessen Familie zu den angesehensten in Polen gehörte, einen äußerst vortheilhaften Eindruck gemacht, und somit warf er alsbald sein Auge auf ihn, nachdem die Throncandidatur des Prinzen Jacob Sobiesky unmöglich geworden war. Dasselbe thaten auch Viele unter den malcontenten Polen, denn Stanislaus Leszczynski war gleich von Anfang an eine Hauptstütze der Generalconföderation gewesen. Andere dagegen stimmten dieser neuen Candidatur nicht zu und unter diesen ragte der Fürst Lubomirsky mit seinem Oheim dem Fürstenprimas Radziejowsky besonders hervor. Ihr geheimer Plan nehmlich war, dem Fürsten Lubomirsky selbst den polnischen

Thron zu verschaffen und obwohl sie es nicht wagten, mit diesem ihrem Plan offen hervorzutreten, so strengten sie doch wenigstens alle ihre Kräfte an, um eine Einigung des auf der Conföderation zu Warschau versammelten Adels zu Gunsten des Fürsten Stanislaus zu hintertreiben. Es gelang für längere Zeit und schon schien es, daß gar keine Wahl zu Stande kommen werde. Da bekam der schwedische König das Spiel satt und rückte sofort mit seiner Armee in Warschau ein. Dieß geschah zu Ende des Monats Juni 1704 und nun sahen die polnischen Herren ein, daß ihnen keine andere Wahl bleibe, als dem Willen Karls XII. ohne weitere Ausflüchte nachzukommen. Alsobald, am 12. Juli 1704, ward also von der Conföderation, die sich zum Reichstag constituirt hatte, die Königswahl vorgenommen und aus derselben ging einstimmig Stanislaus Leszczynski als „König Stanislaw I." hervor.

So war es also doch endlich wahr geworden. Die größere Hälfte des polnischen Adels hatte den König August abgesetzt und an seiner Statt einen Anderen zum König erwählt. Dieser neue König Stanislaus Leszczynski aber schloß sofort mit Karl XII. von Schweden ein Schutz- und Trutzbündniß, dahin lautend, daß sie beide den abgesetzten August nebst seinem Verbündeten, dem Czaren von Rußland, so lange bekriegen wollten, bis ersterer der Krone entsagt und letzterer um Frieden gebeten habe.

Man sieht, das Jahr 1704 brachte dem starken August so wenig Glück als das vergangene Jahr 1703.

Ende des ersten Bandes.



Inhalts-Verzeichniß

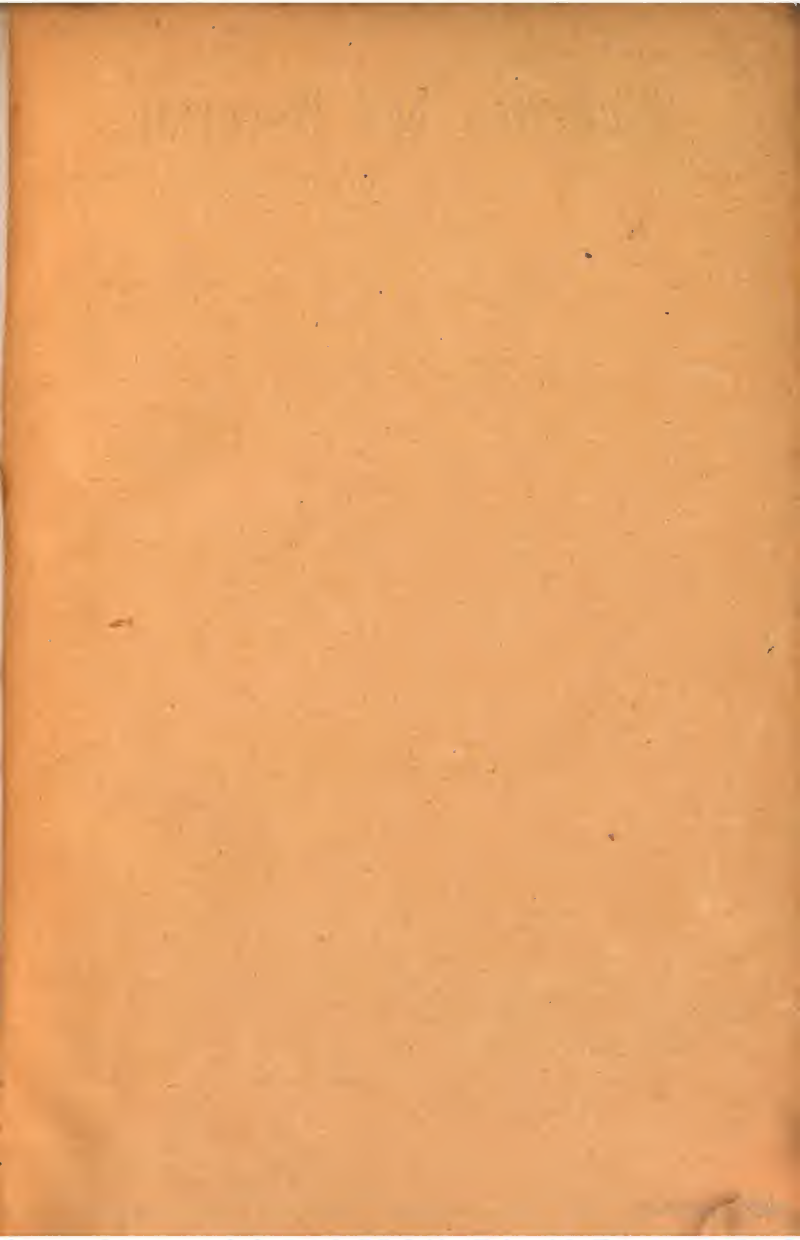
des

ersten Bandes.

I. Buch. Magdalene Sibylle, Gräfin von Rochlitz.

II. Buch. Maria Aurora, Gräfin von Königsmark.

III. Buch. Die Zeit des schnellen Wechsels.



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.



